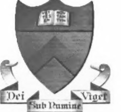
DIE GRENZBOTEN: 1874

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Printed in

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 40.

Ausgegeben am 2. October 1874.

Inhalt:

Seite

Herman Grimm's fünfzehn Essays. Hans Blum. 1

Ein Prinz aus dem brandenburgisch-hohenzollerschen Hause als Bischof von Straßburg (1592—1604). Gustav Krause. . 16

Felix Mendelssohn-Bartholdy's Werke. S. Jadassohn. . . . 24

Ein gemaßregelter Preußenseuchler. α. 27

Italienische Briefe. Angelo de Gubernatis. 29

Das Leben Cavour's von Massari in deutscher Sprache 34

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1874.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

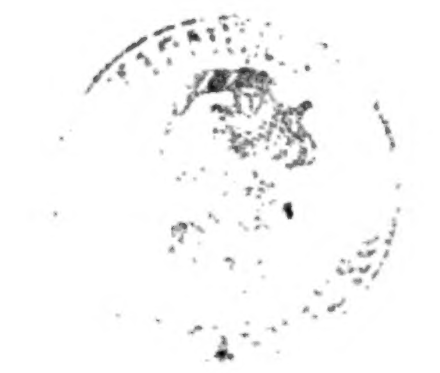
Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik Literatur und Kunst.



33. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1874.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrg. 33
pt. 4
1874

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1874. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Vom deutschen Reichstage. C—r. S. 194, 239, 270, 314, 353, 389, 426, 469, 515.
Briefe aus der Kaiserstadt. S. 73, 229, 318, 383.
Bilder aus Mecklenburg. Hugo Gaedcke. S. 113, 147, 264.
Der Fall Arnim. Aus Berlin. S. 118.
Die sächsische Politik. K. F. S. 346.
Die General-Direction der Sächs. Staats-Eisenbahnen, das Reichseisenbahngesetz und das Publikum. Max Krenkel. S. 454.
Der Proceß Arnim. S. 508.

Neuere kirchenpolitische Fragen. H. Jacoby. S. 41.
In Sachen der finanziellen Lage der Universität Jena. Klagbeantwortung. Replik von W. Endemann. Actenschluß. S. 69.
Die Goldausfuhr und die Münzreform. Max Wirth. S. 140.
Die Münzkrisis und das Bankgesetz. Max Wirth. S. 481.

Ein gemaßregelter Preußenfeuchler. S. 27.
Italienische Briefe. Angelo de Gubernatis. S. 29.
Ein Musterstück bonopartistischer Propaganda in Frankreich. Aus Paris. S. 56.
Die Banken in Luxemburg. N. Steffen. S. 112.
Der obligatorische französische Unterricht in Luxemburg. N. Steffen. S. 277.
Zur Geschichte des Septennats. Georg Zelle. S. 293, 321, 401.

Bilder und Schilderungen.

Ein Hohenzoller als Bischof von Straßburg (1592—1604). Gustav Krause. S. 16.
Jugenderinnerungen Carl Friedrich's von Klöden. B. S. 51.
Schweizer-Reiseglossen. F. B. S. 151.
Herbsttage in Schwaben.. Friedrich Lampert. S. 187, 215.
Die Challenger Expedition. G. T. S. 270.
Im Silberland Nevada. Nach Mark Twain. S. 333, 367.
Plaudereien aus London. Alfred Blum. S. 376, 414, 486.
Statistisches und Geographisches vom Oruslande. H. Schmolke. S. 501.

Die mechanische und die teleologische Weltanschauung. Max Heinze. S. 81.
Die Orakel Griechenlands. C. Bruch. S. 161.
Historische Studien über Don Carlos. Wilhelm Maurenbrecher. S. 241, 281.
Preußische Geschichten. Wilhelm Maurenbrecher. S. 441.

Literatur und Kunst.

Herman Grimm's fünfzehn Essay's. Hans Blum. S. 1.
Das Leben Cavours von Massari in deutscher Sprache. (Leipzig, Ambr. Barth, übersetzt von Ernst Bezold. S. 34.
Max Jähns, Jugenderinnerungen Carl Friedrich's von Klöden. S. 51.
Max Wirth's Geschichte der Handelskrisen. S. 78.

611966

Digitized by Google

Amerikanische Humoristen:
Thomas Bailey Aldrich. S. 92.
Mark Twain. S. 306. Hans Blum.
Wenjukow's Werk über Innerasien. S. 183.
Wilhelm Roscher's Geschichte der deutschen Nationalökonomik. H. B. S. 361.
Eine neue Ausgabe von Jeremias Gotthelf. B. S. 467.
Wilhelm Endemann's neuestes Werk. H. B. S. 487.

Felix Mendelssohn-Bartholdy's Werke. S. Jadassohn. S. 24.
„Um die Erde" von Eduard Hildebrand und „Malerische Reiseziele" von Eugen Krüger. S. 421.
Selbstbiographie von Friedrich Fischbach. S. 225, 480.

Goethe's Tagebücher 1780, 1781, 1782. C. A. H. Burkhardt. S. 121.
Charles Wolfe. Skizze seines Lebens und Dichtens. Gustav Haller. S. 129, 175.
Proben gleichzeitiger Volkslieder über die Schlacht bei Hemmingstedt. H. Schmolke. S. 201.

Kleine Besprechungen.

Deutsche Jugend v. Jul. Lohmeyer und Oscar Pletsch. (Leipz. Alph. Dürr.) S. 360.
Nesthäkchen, O. Pletsch. (Das.) S. 595.
Aus unsern vier Wänden. Reichenau. (F. W. Grunow, Leipz.) S. 395.
Goethe's Erzählungen für junge Mädchen v. F. Siegfried. (Das. S. 396.)
Weihnachtsverlag v. Velhagen u. Klasing. S. 396—399.
Rob. König. Walter Scott's schönste Romane. S. 301.
Clementine Helm, Prinzeßchen Eva, das Kränzchen, Frau Theodore. S. 398.
Wilhelm Petsch, Kaiser Wilhelm der Siegreiche. S. 398. Graf Moltke S. 398.
O. Höcker, General v. Werder. S. 398.
Max Bischoff, Robert der Schiffsjunge. S. 398.
Rich. Andree, Die deutschen Nordpolfahrer. S. 399.
Theod Vogel, Zeitalter der Entdeckungen. S. 399.
Reinhold Zöllner, Der schwarze Erdtheil. S. 399.
Gottlob Dittmar, Kinderlust. S. 399.
Robert Reinick's Märchen-, Lieder- u. Geschichtenbuch &c. S. 399.
Weihnachtsliteratur von Carl Flemming in Glogau. S. 399—400.
Thekla v. Gumpert, Töchter-Album. S. 400. Herzblättchen. S. 400.
R. Koch, Bunte Farben. S. 400.
Julie Ruhkopf, Zehn Thüren. S. 400.
Godin, Märchenbuch. S. 400.
Ferd. Schmidt, Gullivers Reisen. S. 400.
F. u. H. Jähde, Roggenkörnlein &c. S. 400.
Erzählungen von L. Budde (aus dem Dänischen von Walter Reinmar). (F. W. Grunow, Leipzig.) S. 438.
Georg Scherer, die schönsten deutschen Volkslieder. (A. Dürr, Leipzig.) S. 439.
Ernst Förster, Cornelius' Loggienbilder (A. Dürr, Leipzig). S. 439.
Düsseldorfer Künstler-Album (Breidenbach & Co., Düsseldorf). S. 440.
Ernst Scherenberg. Lieder (Ernst Keil, Leipzig). S. 440.
Ludwig Robock, das Berner Oberland (Aquarelle), Text von E. Osenbrüggen. (Darmstadt, C. Köhler's Verlag.) S. 440.
F. v. Pausinger, Waidmanns-Erinnerungen (Photogr. nach Zeichnungen). Text von Karl Stieler. (München, Fr. Bruckmann's Verlag.) S. 476.
William Pierson, Preuß. Geschichte. (Berlin, Gebr. Paetel.) 3. Aufl. S. 476.
Karl Braun, Mordgeschichten. (Hannover, Carl Rümpler.) S. 477.
Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus. (Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung.) S. 478.
Friedr. v. Schack, Nächte des Orients. (J. G. Cotta, Stuttgart.) S. 478.
Jugendschriften des Otto Spamer'schen Verlags in Leipzig. S. 479.
Hermann v. Barth, Ost-Afrika. S. 479.
Karl Oppel. Wunderland der Pyramiden. S. 479.
Hermann Göll, Göttersagen und Kulturformen. S. 479.
Lausch, Kindermärchen. S. 479.
E. Telle, Wegweiser durch die drei Naturreiche. S. 479.
C. Flamarion, Reich der Luft, deutsch von W. Schütte. (Leipzig, Fr. Brandstetter.) S. 479.

Digitized by Google

Herman Grimm's fünfzehn Essays.*)

Es sind jetzt fünfzehn Jahre verflossen, seit Herman Grimm die erste Sammlung seiner Aufsätze unter dem Titel „Essays“ herausgab. Vor neun Jahren folgte die zweite Sammlung unter dem Titel „Neun Essays über Kunst und Literatur“. Als die Gunst des Publikums eine neue Auflage nothwendig machte, wählte der Verfasser zunächst die auf bildende Kunst bezüglichen Stücke aus, die 1871 erschienen.**) Die vorliegende Sammlung bietet die älteren und neueren Aufsätze, welche politisch-historischen und literaturgeschichtlichen Inhalts sind. Eine künftige Sammlung wird uns noch diejenigen Arbeiten Grimm's vereinigen, welche sich mit dem Drama beschäftigen.

Die vorliegende Sammlung ist vielleicht diejenige, die den größten Leserkreis finden wird, eben ihres Inhaltes, ihrer Stoffe halber. Viele der darin enthaltenen Abhandlungen, auch einige der politischen, stammen aus einer der Gegenwart fast entschwundenen Zeit, so z. B. der Aufsatz über „Friedrich den Großen und Macaulay“ aus dem Jahr 1858, der über „Herrn von Varnhagen's Tagebücher“ aus dem Jahr 1862. Natürlich sind diese politischen Aufsätze getragen und getränkt von den politischen Tagesinteressen, welche damals die besten Kreise Berlins erfüllten. Und auch in die literargeschichtlichen Arbeiten aus alten Tagen, die hier neu aufgelegt werden, verwebt der Verfasser eine Fülle von Ideen und Wünschen, die gerade dem vorwärtsstrebenden preußischen Nationalen jener Zeit das ganze Herz bewegten und zuvorderst auf der Lippe und in der Feder standen. Manche jener Wünsche und Hoffnungen mögen wir heute schüchtern, manche jener Warnungen und Befürchtungen heute irrig nennen; darum sind wir aber dem Verfasser nicht minder dankbar dafür, daß er durch den unveränderten Abdruck seiner Essays aus dem Ende des fünften und aus dem Beginn des sechsten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, uns noch heute unverzagt den Spiegel hinhält, in welchem die besten Zeitgenossen von damals sich spiegeln. Das Bild, das

*) Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays u. s. w. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann), 1874.

**) Unter dem Titel „Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.“

wir darin schauen, gereicht dem Verfasser wahrlich nicht zur Unehre. Es sind, wenn auch ein wenig jünger und naiver, dieselben Züge, die heute in dem Charakterbild der besten deutschen Männer zusammentreffen.

Herman Grimm ist der Erste in Deutschland gewesen, der „Essays" geschrieben hat, die den Namen verdienen. Sein Beispiel hat eine namhafte Concurrenz hervorgerufen und mancher von denen, die ihm nacheiferten, hat Hervorragendes geleistet auf dem Gebiete des literar- oder kunsthistorischen Essays; im politischen Essay besonders hat Heinrich von Treitschke Herman Grimm vielleicht überflügelt. Gleichwohl besitzt Grimm eigenthümliche Vorzüge, die wenig Andere in diesem Grade aufzuweisen haben, keiner ganz so in sich vereinigt wie er, und die ihn für das Genre des „Essay" befähigen, wie keinen zweiten. Es mag wohl gestattet sein, die Eigenthümlichkeit der Schriftgattung, die er zuerst bei uns einführte, mit anderen Kunstwerken zu vergleichen, um sie zu charakterisiren, z. B. mit gewissen Schöpfungsgattungen der bildenden Kunst. Jede Gemäldeausstellung zeigt uns den Unterschied auch in den Bildwerken, der auf schriftstellerischem Gebiete zwischen der gründlichen gelehrten Abhandlung und dem Essay von selbst in die Augen fällt. Hier finden wir vollendete Staffeleigemälde aller Genres: Arbeiten, denen wir vielleicht, Dank der Kunstübung Sicherheit und Genialität des Meisters, die Mühe des Schaffens nicht anmerken, in denen aber bei genauer Betrachtung immerhin die Unmittelbarkeit der Natur durchaus zurücktritt vor der Idee, die im Bilde ausgesprochen werden soll; vor der Schule, welche die Hand des Meisters übte und hier sich ausprägt. Kaum ein Faltenwurf oder eine Gliedstellung in dem historischen Gemälde vor uns erinnert daran, daß lebende Modelle dem Künstler vor Augen standen, als er die Vorstudien für dieses Bild machte; kaum eine unverkennbare Kirchthurmspitze oder eine eigenartige Linie des fernen Gebirges gemahnt uns daran, daß die „stimmungsreiche" Landschaft vor uns wirklich einst an Ort und Stelle aufgenommen, vom Künstler so gesehen wurde, wie wir sie in der Natur sahen, von Gottes blauem Himmel überspannt. Neben diesen vollendetsten, am meisten durchgearbeiteten Schöpfungen des Pinsels, in denen der künstlerische Verstand vorherrscht, der jedem Menschenantlitz etwas historischen Edelrost zulegt, jedem Thier etwas bucolische Würde und jedem Baum, jedem Berg die Form und Farbe giebt, welche gerade an der betreffenden Stelle vonnöthen ist, um angenehm und harmonisch zu wirken, — neben ihnen erblicken wir eine kleinere Anzahl von Gemälden, die sich selbst als „Studien" bezeichnen. Wenn ihr Titel vom Künstler richtig gewählt ist, so müssen sie alle den nämlichen, höchst erfrischenden Eindruck auf uns machen: hier will der Künstler die Natur so darstellen, wie sie ihn wirklich zum Schaffen begeisterte. Die flüchtige Skizze, welche den hundert und mehr Schwierigkeiten des Malens nach der Natur

abgerungen wurde — der wechselnden Laune des Sonnenlichtes, der Hitze oder Kälte, den natürlichen Grenzen menschlicher Geduld und menschlicher Muskelkraft — diese Skizze soll veredelt und vertieft werden zu dem Bilde, welches die Natur selbst in jenen Stunden drangvollen Schaffens dem Maler bot, soll nun bequem ausgestaltet werden durch eine fertige Technik und erfüllt von dem warmen lebendigen Hauche, der den Künstler zum Schaffen zwang und ihn immer noch daheim in der stillen Klause erwärmt, auch wenn deren eines Fenster nur nach Norden zeigt. Nur die Natur soll die „Studie" wiedergeben, nicht mehr, nicht weniger — wohl ihr, wenn sie annähernd die Natur zu geben vermag!

Die Studie ist der „Essay" der bildenden Künste; der Essay die „Studie" unter den Schriftwerken, im Gegensatz zum stilvollen Staffeleibild und zur flüchtigen Wanderskizze. In den stillen Mysterien der Kunstgenossen wird allezeit freilich wohl die Skizze am höchsten gehalten werden. Niemals wird der wahre Künstler sich ihrer entäußern. Nicht, weil der Markt ihr verschlossen wäre. Denn bei der leidigen modernen Geschmacksrichtung, die Fehler und Schwächen des Farbenkörpers der Skizze auch auf durchgearbeitete Staffeleibilder zu übertragen, und bei der Unfähigkeit so vieler Aussteller sich über skizzenhafte Leistungen zu erheben, möchte immerhin einige Hoffnung auf Absatz auch für gute Skizzen vorhanden sein. Aber die Skizze ist dem Maler das Lebenslicht im edelsten Sinne des Wortes. Sie ist das Tagebuch, das er in inbrünstigem Verkehr mit der Natur, mit seiner Muse geführt. In der Skizze — mag sie in den Augen des Laien noch so unvollkommen sein, — spiegelt sich die unverfälschte, von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelte, Natur. Sich dieser Blätter entäußern, hieße sich selbst preisgeben. Sie bieten dem Künstler das sicherste Schutzmittel gegen die Gefahr, der Manier zu erliegen. Sie sind der Prüfstein für jeden, ob er die Natur richtig und eigenartig zu verbildlichen vermag. An der Studie zeigt sich dann, ob dem Maler die Kraft poetischer Ausgestaltung, das künstlerische Vermögen gegeben ist, Vorbilder, die schon der Vergangenheit, der Erinnerung angehören, lebendig zurückzurufen und dem Beschauer vorzuführen.

Dieser poetischen Gestaltungskraft kann auch der Essayist nicht entrathen. Im Gegentheil, nur wenn er Dichter ist, wird ihm der Essay völlig gelingen. Er kann sich nicht in jener behaglichen, alle Quellen erschöpfenden Breite ergehen, welche der eigentliche Geschichtsschreiber der Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte, die staatswissenschaftliche oder politische Fachgelehrsamkeit, für sich in Anspruch nimmt. Wo bliebe der „gebildete Leser", wenn er das vielseitige Material, das heute in unsern Salons, in unsern geselligen und politischen Vereinigungen zur Discussion steht, aus breiten Fachwerken schöpfen müßte? Wie könnte der Schriftsteller den dringendsten politischen,

literarischen, musikalischen, bildnerischen Novitäten gerecht werden, wenn man nur strenggelehrte Monographien darüber schreiben dürfte? Ebensowenig aber als das literarische Staffeleigemälde würde die Bedürfnisse des großen, ja des gewählten Publikums die literarische Skizze befriedigen. Die Naturlaute des menschlichen Geistes sprechen eben nicht so unmittelbar zu Sinn und Empfindung, wie Form und Farbe der Landschaft, der menschlichen Gestalt, des Stilllebens oder Thierkörpers. Sie bedürfen der Klärung und Durcharbeitung, um fruchtbar und genußbringend auf Andere zu wirken. Alternde berühmte Schriftsteller, die nach jenem köstlichen chinesischen Märchen Hans Hopfen's den Zauber ihrer Feder erkannt haben: daß sie schreiben dürfen, was sie wollen, und dennoch sicher sind, Beifall zu finden — beschenken uns in ihren impotenten Tagen etwa einmal mit solchen Skizzen. Jugenderfahrungen und Altersreflexionen, Leseschnitzel und sog. gute Witze ihrer Bekannten erhalten wir da in abgerissenen Sätzen — am liebsten in der Form des Tagebuchs des greisenhaften Roman-Helden — und fühlen uns unendlich gelangweilt und verdrossen. Sollte aber ein Anfänger wagen, uns mit seinen Skizzen zu behelligen, wie etwa ein junger Künstler mit unfertigen Bildern, so klappen wir das Buch nach den ersten zwei Seiten empört zu und merken uns den Mann für künftige Fälle.

Dagegen bietet das Material der Skizze in derselben Weise die befruchtende Grundlage für den Essay wie in der bildenden Kunst für die Studie. Nur ist hier wie dort die poetische Intuition unentbehrlich für die künstlerische Ausgestaltung. Ein hervorragender Träger der Wissenschaft, der Staatspolitik, der Literatur oder Kunst seines Volkes soll zum Gegenstand eines Essay gemacht werden. Die Aufgabe erfüllt den Schriftsteller vollständig — er muß davon erfüllt sein, wenn er sie lösen soll — im Wachen und im Träumen, am Arbeitstisch, auf dem einsamen Spaziergang, selbst im Rasseln des Eisenbahnzugs oder im traulichen Geplauder des Familienabends. Was über den Stoff zu lesen war, hat er gelesen, den Quellen ist er so gründlich nachgegangen wie der Gelehrte von Fach, die Werke und Thaten seines Helden hat er sich angeeignet. Und dennoch ist damit erst das Rohmaterial zu der Arbeit gewonnen, die nun begonnen werden soll. Nicht den einzelnen Mann, nicht seinen Werdegang und seine Leistungen allein will der Essay schildern. Vielmehr soll der Leser die eigenthümliche Stellung und Bedeutung jenes Mannes in seinem Volke, in seiner Zeit, in dem gesammten Kulturleben der Menschheit erkennen. Das kann nur durch eine, im besten Sinne universelle Bildung, durch ein ungewöhnliches Aperceptionsvermögen und ein gewisses poetisches Indigenat erreicht werden. Alle Wissenschaft und alle menschliche Erkenntniß sollten zur Verfügung stehen, um einen Auserwählten des menschlichen Geistes uns allseitig zn schildern. So bedarf

auch der Essayist jetzt der eigensten Lebenserfahrungen aus Kindheit und Jugend, um seines Helden Entwickelung zu erklären, im nächsten Moment wieder der Vertrautheit mit mathematischen oder naturwissenschaftlichen Gesetzen oder den kühnsten Speculationen der Metaphysik, um ein künstlerisches oder politisches Problem zu lösen, unmittelbar darauf der Literatur der Griechen oder der jüngsten Ereignisse der Weltgeschichte. —

Herman Grimm bietet uns in seiner Person, in seinem Talent diese nothwendigen Vorbedingungen des Essayisten. Er ist außerdem gewöhnt an eine strenge Handhabung des Stils, einen Wohllaut der Sprache, die auf das Freudigste berühren. Seine Sprache ist bilderreich, gedankensprühend, mitunter so erfüllt von Bildern und Gedanken, daß das rasche Fortkommen schwer fällt. Aber um so größer ist der Umblick, den man gewonnen, wenn man einen Augenblick bedächtig innegehalten. Seine Darstellung, namentlich auch in seinen politischen Essays, ist trotzdem merklich ruhiger als diejenige Treitschke's. Treitschke schreibt immer mit jenem rhetorischen Pathos, das zuerst seine Vorlesungen und Reden in Leipzig berühmt machte. Treitschke ist unter Particularisten aufgewachsen und jahrelang fast einsam gestanden mit seinem nationalen Schmerz und seinen nationalen Hoffnungen. Das Bekenntniß und der Kampf für diese Ideen hat ihn aus dem Vaterhaus, aus der Heimath, dem selbstgeschaffenen Kreise seines ersten academischen Wirkens getrieben. Immer hat er sich darauf einrichten müssen, unter zehn Freunden seiner Ansichten hundert Gegner zu finden. Daher noch heute, so oft er zur Feder greift, jene innerste Erregtheit, jener überzeugende Schwung in seinen Worten; daher immer die Lenkung der Ansichten und des Willens der Leser oder Hörer das vornehmste Ziel seiner Feder wie seiner Rede. Nicht lange Ueberlegung bezweckt er, sondern die sofortige Vollziehung der That, die der Verfasser für nothwendig hält. Herman Grimm dagegen ist aufgewachsen in jenem klassisch ruhigen und sichern Kreise, der sich um das Leben und Wirken seines Vaters und seines Onkels wob. Ein einziges Mal, als er noch Knabe war, hat der wüste kleinstaatliche Particularismus auch die Gebrüder Grimm aus ihrer stillen Arbeit aufgescheucht und heimathlos aus Göttingen getrieben. Aber nur zu ihrem, zu Herman's Segen. Seitdem sie in Berlin wirkten, war ihr Haus einer der Mittelpunkte des geistigen Lebens der Nation. Hier verkehrten Jahr aus Jahr ein die vornehmsten Geister Deutschlands. In guten und bösen Tagen der nationalen Entwickelung wurde hier an die Vollendung der deutschen Einheit durch Preußen mit jener erhabenen Geduld und Sicherheit geglaubt, welche jene Heroen der deutschen Sprachwissenschaft in allem ihrem Thun auszeichnet. Nach tausenden von Jahren zählten sie die Entwickelung der Sprachlaute, in denen heute unser Volk redet. Warum sollte ein Geschlecht erlangen, des Vaterlandes

Größe ganz zu erleben. Warum sollte man verzweifeln, da nicht einer Generation allein bestimmt war, den großen Tag der Erfüllung der nationalen Hoffnungen zu schauen? So haben sie gehofft und geglaubt, bis einer nach dem Andern getrost ins Grab gestiegen ist. — In Herman Grimm's Stil und Darstellung prägt sich die edle Ruhe und Klarheit aus, die er in Allem als das beste Erbtheil des Vaterhauses von Kindheit an überkommen hat. Auch seine politischen Abhandlungen aus Zeiten, in denen Andere an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln wollten, sind von jener festen ruhigen nationalen Zuversicht getragen. Ihm ist von jeher nur die Zeit wann, nicht die Frage ob wir das Ziel unserer Staatseinheit erreichen würden, zweifelhaft gewesen. Zu dieser Einsicht ist er gekommen bei jungen Jahren, schon im Vaterhause; sie ist ihm nicht das Ergebniß schwerer innerer Kämpfe, nie die Quelle häuslichen Zwiespaltes gewesen. Er hat sie stolz und gelassen ausgesprochen solange er denkt und schreibt, wie einst der römische Staatsbürger das civis Romanus sum.

Man wird kaum eine Arbeit Herman Grimm's finden, welche die gerühmten Eigenthümlichkeiten in ein günstigeres Licht setzte, als die erste Abhandlung der vorliegenden Sammlung „Voltaire und Frankreich". Sie erschien zuerst in den ersten Heften der Preußischen Jahrbücher von 1871. Hier ist sie unverändert abgedruckt. Begonnen wurde sie, als Paris noch von unseren Heeren cernirt war, beendigt als die scheußliche Erhebung der Commune erstickte in Brand und Blut, wie sie angefangen hatte. Wie kommt der Deutsche dazu, in solchen Tagen des hervorragendsten Schriftstellers des Nationalfeindes zu gedenken? In Tagen, da niemand in Frankreich selbst an Voltaire dachte, sondern jeder Franzose nur Zeit hatte, mit dem Kampf à outrance gegen die deutsche Invasion und dann mit der Niederwerfung der gemeinsten Revolution sich zu beschäftigen, welche seit zweiundachtzig Jahren sich dort erhoben hatte. Grimm gibt klare Antwort auf die berechtigte Frage: „Für uns hat Voltaire gerade jetzt besondere Bedeutung", sagt er, „weil er der erste und mächtigste Organisator der Lehre vom providentiellen Uebergewichte Frankreichs gewesen ist, welche, mit kleinen Anfängen beginnend, allmählich als geistiges Element in den Charakter der Franzosen überging.... Voltaire war es, der den ganzen Reichthum seines Volkes zuerst sah, und zuerst ihm selber und allen anderen Nationen im größten Glanze zu Gesichte brachte. Für ihn ist das die Welt überstrahlende Frankreich als einheitliches Land und Volk das Erzeugniß der allgemeinen Entwickelung der Menschheit. Er selber aber mit seinem ganzen Wesen ist die reifste Frucht, welche dies Paradies der modernen Kultur jemals gezeitigt hat. Kein Schriftsteller ist in irgend einem Volke aufgestanden, dem Volk und Land in solchem Grade zur Folie gedient hätten, als der französische Voltaire... Sein Geist repräsentirt den Geist von

Millionen, deren jeder einzelne als ein Atom nur seiner Seele angesehen werden kann. Er war größer, stärker, glücklicher als sie Alle, und das Jahrhundert, in dem er wirkte, trägt seinen Namen." Grimm untersucht nun die Gründe dieser einzigen Erscheinung, zu dem Zwecke, uns die phänomenale Bedeutung Voltaire's für Frankreich, für seine Zeit, zugleich in ihrer ganzen Größe zu zeigen und zu erklären. Grimm führt in eingehender Entwickelung als solche Gründe an zunächst die lange Lebensdauer Voltaire's, welche die bedeutendste Epoche der französischen Entwickelung umschließt. „Er kam auf die Welt 1694. Seine Jugend bildet sich also unter dem Gefühl der unbestrittenen Uebermacht Frankreichs, welche die Regierung Ludwig's XIV. begründet hatte. Sein Ausgang fällt in die Tage, wo die zur Thatsache werdende Revolution noch wie der Schimmer eines herrlichen Tagesglanz verheißenden Morgenrothes am Himmel aufstieg. Niemals hat literarische Thätigkeit so hoch im Preise gestanden, als während des Jahrhunderts, in welches Voltaire's Laufbahn fiel; niemals hat Jemand reichere Fähigkeiten für eine solche Laufbahn mitgebracht und ausgebeutet." Größere buchhändlerische Erfolge hat unser Jahrhundert mit gewissen Romanen aufzuweisen. Niemals aber hat irgendwer alle Kreise seines Volkes und der gebildeten Zeitgenossen überhaupt, zu Lesern seiner Werke gehabt, als Voltaire: Friedrich der Große und Diderot und selbst Lessing stehen unter seinem Einfluß. In Religion, Wissenschaft, Politik, in Alles sickert allmählich sein Geist. Widerstand leistet ihm Niemand; nur ein Mann hält sich frei von ihm: Jean Jacques Rousseau; ihn allein sucht Voltaire nie zu gewinnen, nur ihn zu ignoriren und sich vom Halse zu halten. Alle Andern aber, deren bloße Existenz ihn reizt, wenn sie Miene machen, ihn selbst nicht als mächtigsten Literaten im Lande gelten zu lassen, greift er an mit allen Waffen seines reichen Arsenals, mit dem lauten Knall seiner großen Geschütze oder den kleinen infamen Pfeilen, die wie Gift wirken, je nach Umständen. Seine Geschichte ist die Geschichte dieser Kämpfe. In der Tiefe seines Wesens hat er kaum eine Entwickelung gehabt, kaum etwas neues gelernt; alles lag bereits in ihm. „Er hat die Spinnenfäden seiner Kenntnisse und persönlichen Verbindungen an immer fernere Punkte angeklebt, sie zu immer weiteren Maschen gesponnen, in denen Freund und Feind, Mücken und Elephanten hängen bleiben: aber das große, Leben aussaugende Thier mit dem ungeheueren Verstande saß in der Mitte von Anfang an, mit denselben Augen in derselben Gestalt auf demselben Flecke und lauerte." — Diese ganz einzige Stellung Voltaire's, welche so befestigt und unangreifbar war, daß selbst Friedrich der Große von einem der geringeren Producte der Voltaire'schen Muse, der Henriade sagte, jeder Mann von Geschmack werde sie der Ilias vorziehen — diese wunderbaren Erfolge erklären sich nur durch ein ebenso

wunderbares Zusammentreffen der verschiedensten Umstände. Zunächst schrieb Voltaire für Paris d. h. für den Geschmack der Stadt, deren Bewohner damals als die bevorzugten Vertreter der gebildetsten Nation galten. Er wußte sich auf das vollständigste mit diesem Geschmack zu verschmelzen — ohne daß er ihn etwa zu erheben oder zu läutern gestrebt hätte — so vollständig, daß Voltaire auch damals sicher war, die allgemeine Aufmerksamkeit der Pariser sich und seinen neuesten Schriften wochenlang zuzuwenden, als er jahrelang in theils erzwungener Abwesenheit in England, theils in freiwilliger bei Friedrich dem Großen in Berlin und Potsdam lebte. Indessen hätte wohl diese Vertrautheit mit dem Geschmacks-, Interessen- und Bildungskreis der Pariser nicht ausgereicht, ihm für soviele Jahrzehnte unbestritten die Palme zu verschaffen, wenn er nicht zugleich im höchsten Maße die Sprache der besten französischen Gesellschaft und Schriftsteller in seiner Gewalt gehabt hätte. „Zu der Zeit, wo Voltaire auftrat, war die Sprache zu einem Instrumente und solcher Feinheit geworden, daß das Erscheinen eines Mannes, der sich desselben nur mit voller Kraft bediente, eine Art Forderung an das schöpferische Genie der Nation war. Man konnte sagen: ein Mann wie Voltaire mußte schließlich kommen.“ Hundert Jahre hatten an dieser Entwickelung gearbeitet, seit Corneille zuerst aufgetreten war. Racine, Molière hatten in ihrer Weise dazu geholfen, und dennoch konnte noch ein Kritiker wie Boileau daran zweifeln, ob es möglich sei, sich überhaupt correct französisch auszudrücken. Ganz Paris war etwa von demselben kritischen Geiste beseelt. Jeder suchte an seinem Theile sich im besten Französisch zu üben. Um 1700 etwa schrieb Allewelt in Paris: Hohe Herren und Kammerdiener, Damen und Cavaliere; in Prosa und in Versen: galante oder satirische Gedichte, Episteln, Memoiren, Komödien, Tragödien, Liebesbriefe. Alles wurde im Manuscript gelesen, kritisirt, gedruckt wenig. Wer damals in Paris auftreten durfte „mit dem Anspruch, daß man Notiz von ihm nehme, hatte etwas von einem Auserwählten an sich.“ Voltaire erhob diesen Anspruch, denn er hatte wie keiner vor ihm die höchste Meisterschaft in der Handhabung und Uebung seiner Sprache sich angeeignet und hat sie bis an sein Ende behauptete. — Als dritter Factor seiner unbestrittenen einsamen Größe kam hinzu die Tendenz seiner Schriften. „Der allgemeinen europäischen Gesellschaft war damals nur darum zu thun, so gut als möglich sich Musik zu schaffen, nach der man tanzen könne. Die Langeweile zu bekämpfen war Jedermanns erste Sorge. In welch ungeheuerem Course mußte damals der Werth eines Mannes stehen, dem gegenüber, wo er eingriff mit seinem Geiste die Langeweile verschwand wie durch Hexerei, der alles was sein Geist berührte, zum amüsantesten Spielzeug für die Menschheit gestaltete, Jahr auf Jahr, und so weiter Generationen hindurch! Die geringsten Nichtigkeiten wußte Voltaire

hier zu verwenden, so gut wie die gewaltigsten Fragen der Wissenschaft, eins, wie uns scheint, so leicht als das andere. Tous les genres sont bons hors l'ennuyeux war sein Wahlspruch. Er brachte zum Lachen und zum Weinen, einerlei welches, wenn die Leute nur wußten, daß er es war, dessen Kunst es zu Wege gebracht. Voltaire ist der ungeheuerste literarische Schauspieler gewesen, den jemals die Erde beherbergt hat." Nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern im höchsten, wie Garrick es war. Vergessen dürfen wir dabei nicht, mit welchem Aufwande geistiger Mittel dies Spiel in Scene gesetzt ward; daß Voltaire zur Befriedigung dieses Triebes Unschuldige vom Tode errettet hat, gegen die ganz Frankreich schrie. Er war muthig und zähe. Er besaß eine ungeheuere Macht, seine Gedanken zu denen der Menge zu machen und wenn er diese Macht oft anwandte um sich zu rächen, so fehlte sie ihm ebensowenig, wenn er für die Unterdrückten eintrat.

Diese imposante Abhandlung Grimm's über die Bedeutung Voltaire's und die inneren Gründe seiner literarischen Alleinherrschaft — die hier nur in den Hauptgedanken verfolgt werden konnte — ist indessen gewissermaßen nur die Exposition oder Uebersicht dessen, was der Verfasser über den großen Franzosen eigentlich zu sagen beabsichtigt. „Voltaire ist für uns heute wichtig als Dichter, als Historiker, und, für Deutschland besonders, als Freund Friedrich's des Großen. Nach diesen drei Richtungen hin ist es von Werth für Jedermann, eine Anschauung seiner Thätigkeit und seines Charakters zu gewinnen."

Den Dichter Voltaire stellt Herman Grimm durchaus nicht auf jene Höhe, auf welche das befangene Urtheil seiner Landsleute und der bequemen Nachsprecher in vielen andern Nationen ihn erhoben hat. Grimm beginnt mit seiner Kritik bei jenem „Oedipus" Voltaire's, den der achtzehnjährige Dichter als Gefangener in der Bastille schrieb, der 45 Vorstellungen erlebte und ihm vom Regenten eine goldene Medaille und Pension eintrug. Grimm vergleicht zunächst die antike sophokleische Oedipussage mit dem, was Corneille in einem fast völlig vergessenen Stück daraus französisirt hat, und weist Voltaire nach, daß er das Corneille'sche Vorbild, so geringschätzig er auch darüber urtheilen mag, doch sehr eingehend benützt habe, indem er in der Hauptsache die Corneille'sche Fabel des Stückes, ja selbst einzelne Verse und Episoden wörtlich copirte. Nur fällt der Vergleich durchweg sehr zu Ungunsten Voltaire's aus, da, wo dieser sich von seinem Vorbilde trennt. Seine Alexandriner sind zwar „irreprochabel" — aber nicht einer einzigen ruhigen Scene begegnen wir. Voltaire bekundet eine bedenkliche Unfähigkeit, zu charakterisiren, oder auch nur deutliche Bilder zu liefern. Sein Philoktet wird zum bekannten französischen Hausfreund, der, statt sich aus unglücklicher Liebe zu Jokaste regelrecht ins Wasser zu stürzen, einfach leben bleibt, um sich der

Dame bei ihren späteren Schicksalen so nützlich als möglich zu machen. Dei Sphinx wird zu einer Art von entsprungenem Menagerieraubthier, das Oedipus wieder einfängt u. s. w. Und diese Unfähigkeit zu charakterisiren, weisen auch seine berühmtesten Dichtungen und Dramen auf: Mahomet, Zaire, Tancred und die Henriade. Grimm führt an einer Stelle des Mahomet in interessantester Weise aus, wie Goethe „umrißlose Allgemeinheiten Voltaire's zu festen Anschauungen zusammenballt, und Verse frei erfindet, durch welche endlich Licht und Schatten in das Gemälde gebracht wird. Das war es, was Voltaire fehlte. . . . Es ist mir nicht geglückt, irgendwo bei ihm ein paar Sätze, Verse oder Prosa, zu entdecken, welche ein Bild lieferten!" Selbst da nicht, wo er eine bestimmte Gegend schildern will. „Am wunderlichsten jedoch tritt dieser Mangel, malerisch auf die Phantasie zu wirken, in seinem großen Heldengedicht, der Henriade, zu Tage." Bekanntlich stellte sich Voltaire selbst hauptsächlich wegen seiner Henriade „so einfach und bescheiden" auf einen Platz, in Betreff dessen er der Nachwelt nur die Wahl überließ, ihn selbst zwischen Homer, Virgil, Tasso und Milton zu rangiren. Ja, an andern Stellen ist auch diese Wahl nicht mehr gelassen. Voltaire hält es für so ausgemacht, „daß seine Zeit die Blüthe der Jahrtausende und er der Dichter aller Dichter sei, daß er davon wie von einer selbstverständlichen Sache redet, bei der Bescheidenheit oder Unbescheidenheit gar nicht ins Spiel kam." Grimm zeigt nun, wie wenig die Henriade gerade dazu angethan ist, den Dichter derselben zu dem Anspruch auf Dichterruhm zu berechtigen. Selbst die Wahl des Stoffes ist nicht sein Eigenthum. Armselig, wie immer bei Voltaire, zeigt sich die Charakteristik. Wo in Handlungen oder in den Gemüthern bedeutender Umschwung eintritt, erscheint unausbleiblich eine der zahllosen allegorischen Figuren dieser Epopoe, welche die unerklärliche Peripetie bei dem Helden ohne Murren durchsetzt, bald die „Discorde", bald die „Frömmigkeit", bald „l' Infame", im entscheidenden Augenblicke sogar der heilige Ludwig in Person. Für die nothwendigen erzählenden Episoden und die Glorification des regierenden Herrscherhauses bieten Odyssee und Aeneis bequeme Vorbilder. Alle diese Schwächen trägt Grimm mit feinem Humor vor.

Aber der innere Grund seines eingehenden Verweilens bei der Henriade, welche „unter sehr Vielen, bei denen ich anfragte, nur ein Einziger gelesen zu haben erklärte", ist weniger die Absicht, die geringe Bedeutung des dichterischen Talentes Voltaire's nachzuweisen. Vielmehr leitet dieses Gedicht von selbst über zur zweiten Aufgabe, die sich Grimm stellt: die Charakteristik Voltaire's als Geschichtsschreiber und zeigt uns an der Henriade bereits die hervorragendsten Eigenschaften und Absichten des Historikers Voltaire. Das ist keine Willkür des Essayisten, die wir dem leicht geschürzten Gewand seiner Darstellung zu Gute zu rechnen genöthigt waren. Denn die Henriade hat

unzweifelhaft großen, vielleicht den größten Antheil daran gehabt, daß Voltaire 1746 zum Historiographen ernannt wurde. Diese Thatsache möchte freilich kaum glaublich erscheinen, wenn man an der Hand Grimm's die geheimen Absichten verfolgt, welche Voltaire bei Abfassung der Henriade verfolgte: nämlich die boshafteste, wirkungsvollste Satire und Streitschrift gegen den damals in Frankreich allmächtigen Jesuitismus zu liefern, die jemals geschrieben worden ist. Aber der Zeifel darüber, ob es möglich gewesen sei, den katholischen Hof zu Versailles so vollständig zu dupiren, verschwindet vor der Thatsache, daß ein Cardinal, Quirini, die Henriade ins Italienische übersetzte; daß Voltaire selbst es wagte, sich gegen einen alten, „wie einen Vater geliebten Jesuiten" zu erbieten, jedes Wort aus dem Gedicht ausmerzen zu wollen, das gegen die katholische Religion, zu deren Ehre es geschrieben sei; in Wahrheit verstoße. In der That wiederlegt er auch durch nichts besser als durch dieses Werk die Fabel von seinem Atheismus; in der That zeigt er sich darin als gutkatholischen Franzosen; sein Held Heinrich IV. erreicht nur dadurch die Unterwerfung der Hauptstadt und die unbestrittene Königswürde, daß er dem ketzerischen Calvinismus abschwört und sich plötzlich von „der Wahrheit" katholisch erleuchten läßt. In vielen Versen wird die katholische Religion mit den höchsten Ausdrücken der Hingebung gefeiert. Dagegen wird der Klerus, die sichtbare Kirche, Rom, das vom Jesuitismus beherrschte Papstthum, auf das schonungsloseste gegeiselt, und in der erfolgreichsten Weise im Bunde mit Spanien gezeigt, d. h. in Nationalfeindschaft zu dem französischen Volke und Königthum versetzt. Die boshafteste Scene, zugleich die, welche diese Tendenz am klarsten enthüllt, ist unzweifelhaft jenes Erscheinen der Discorde im Vatican; das symbolische Frauenzimmer, in der ihr als allegorischen Figur erlaubten Nacktheit, eilt durch die Gemächer; den Papst umarmt sie zärtlich und regt ihn durch wilde Buhlkünste zum Krieg gegen Frankreich auf und beginnt dann unter päpstlichem Segen eine Rundreise durch Frankreich, bis es ihr gelingt Jacques Clement zum Morde Heinrich's des Dritten zu dingen. Gegen jeden Schlag von Rom hatte Voltaire aber sein Gedicht und sich selbst sicher gestellt durch die wahrhaft göttlichen Ehren, die er den Bourbons erwies. Er erhebt sie zu der vom Himmel vorherbestimmten herrschenden Familie, welche direct nach göttlichen Eingebungen regiert, so daß die Kirche in Frankreich eigentlich überflüssig erscheint. „Mit verbissener Wuth stand der Klerus dem Gedichte gegenüber und durfte nicht zuschlagen. Voltaire hatte ein Werk geschaffen, das die Quintessenz seines Jahrhunders enthielt. In immer höherem Grade fand jeder Leser darin, was er suchte, mochte er von einer Seite daran treten, von welcher er wollte."

So phantastische Formen dieser Haß Voltaire's gegen den Klerus und Rom in der Henriade annimmt — und so sehr dieser Haß der Grundton

aller Melodien scheint, die Voltaire sein Leben lang angestimmt hat, so verwandt ist er der besten Erkenntniß, welche der Historiker Voltaire zu Tage gefördert hat, so wenig hat er den Dichter gehindert, ein vollendeter Geschichtsschreiber zu werden. Denn dieser Haß war nur die Vorstufe des vollen Eindringens in die große Wahrheit seines Lebens, die Voltaire seinen historischen Studien dankt: die Duldsamkeit, welche ja überhaupt der historischen Objectivität so nahe ist. Der Klerus war der absolute Gegner jeder Duldsamkeit, jeder Objectivität in Glaubenssachen, im Verhältniß der Kirche zum Staate. Den Klerus trifft daher Voltaire's Haß auch dann noch unvermindert, als er für sich selbst längst die volle historische Objectivität gewonnen hat. Wir sind damit Grimm's Darstellung vorausgeeilt. Er beschreibt einen größeren Umweg, um uns Voltaire's Bedeutung als Historiker in das volle Licht zu setzen. Er sucht, ganz im Allgemeinen zu zeigen, in welchen Grenzen die „drei Mittel" wirken, „die Menschheit wissen zu lassen, was geschieht und geschehen ist: bildende Kunst, Dichtung und Geschichtsschreibung". Er untersucht, wie z. B. Homer als Geschichtsschreiber den trojanischen Krieg beschrieben haben würde, wie verschiedene Zeiten nur die eine oder andere dieser Erkenntnißgattungen ertragen. Das ist meisterhaft geschrieben und gehört zu dem besten der ganzen Sammlung. Aber es muß Wort für Wort im Original gelesen werden. Ein Auszug läßt sich nicht geben. Grimm kehrt am Schlusse dieses Excurses zu der These zurück, von der er ausgeht: „Voltaire war geborener Geschichtsschreiber. Es zwang ihn, wie Machiavelli, ein Naturtrieb, die Begebenheiten, von denen er Kunde erhielt, mit mechanischer Parteilosigkeit niederzuschreiben. Aber nicht jede Zeit zeitigt jedes. Es gibt Epochen, denen die Geschichtsschreibung allein übrig bleibt, denen versagt ist, Gesänge vorzubringen. Voltaire suchte sich vergebens den Anschein zu geben, als sei er ein Stück Prometheus, der Menschen formte nach seinem Bilde. Als Geschichtsschreiber dagegen hat er geleistet, was kein anderer besser gethan hätte neben ihm. Er war ein schöpferischer Genius als Historiker. Er beurtheilte mit durchbohrendem Blicke die Thätigkeit derer, welche, längst dem Tode anheimgefallen, die Geschicke seines Vaterlandes ruhmvoll leiteten, und besaß die Kraft, die Schattenbilder vergangener Tage, als in lebendiger individueller Bewegung begriffen, uns vorzutäuschen. Sein Finger ging den Schritten der Menschen und Begebenheiten nach, und nur diese Linie vielleicht, die er gezogen, wird nachkommende Jahrhunderte einst bewegen, sich näher um das zu kümmern, was zwischen 1650 und 1700 in Frankreich vorfiel." Voltaire, führt Grimm weiter aus, ist in seinem großen Werke über das Siècle de Louis XIV. keineswegs ein Panegyriker des Königs, dessen Namen das Jahrhundert trägt. Er redet von dem Glanz der Zeit überhaupt nur mezza voce, da er sein Publikum, das französische und sonstige nicht zu

überreden brauchte, die Franzosen seien das erste Volk der Welt und Louis XIV. der größte König. Seine Absicht war vielmehr, die Gebrechen seines Vaterlandes an das Licht zu ziehen, denn er hoffte eine neue Blüthe Frankreichs aus dessen eigenem Schooß. Ganz verderblich erschien ihm auch bei dieser objectiven Untersuchung der religiöse Zustand Frankreichs. Nicht mehr durch leidenschaftliche Angriffe auf den Klerus wie in der Henriade, sondern durch die Darlegung der historischen Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich, sucht er sein Publikum über die höhere Anschauung aufzuklären, die er hier einnimmt. In der Henriade hatte er den Calvinismus roh von sich gewiesen, wie eine Krankheit schlimmer Art, wie absolutes Nichtsein. Hier sagt er vom Protestantismus, den die deutschen Reichsstädte angenommen hatten, er erscheine „plus convenable que la réligion catholique à des peuples jaloux de leur liberté. Und über die Entstehung und die Nothwendigkeit des Protestantismus überhaupt urtheilt er so ruhig, wie ein Protestant selbst. Die große Idee Voltaire's, die sich bei ihm erst allmählich in allen ihren Consequenzen entwickelte, auf die hin er Schule und Partei bildete, die Toleranz, entspringt dieser historischen Arbeit. Er faßt sie so activ als möglich. Er verlangt Bekämpfung der Intoleranz und handelt danach. Er gelangt in dieser Forderung von selbst dazu, das größte Zeitalter, dessen sich Frankreich bis dahin rühmte, für eine Epoche des Niederganges zu halten. Aber er glaubte darum keineswegs an die furchtbare Katastrophe der französischen Revolution, welche seit beinahe zweitausend Jahren zum ersten Mal wieder das alte keltische Volkselement an die Oberfläche brachte, sondern er hoffte, daß die alte gute französische Gesellschaft wieder in sich selbst die Kraft finden werde, eine neue Zeit, das wirklich goldene Zeitalter für Frankreich heraufzuführen. Er hat sich furchtbar getäuscht.

Von selbst, meint Herman Grimm, führt Voltaire's Siècle de Louis XIV. zu Friedrich dem Großen, da der Verfasser während seines zweiten Aufenthaltes in Berlin und Potsdam zumeist damit beschäftigt war. „Den letzten Stempel empfing es durch den Einfluß Friedrich's des Großen." Voltaire bedurfte überhaupt einer festen Stellung außerhalb Frankreichs. In England hatte er als Flüchtling ein Asyl, sich und seinen Schriften treue Freunde gewonnen. In den Niederlanden wurden seine Bücher gedruckt. Immer weiter strebte er im Ausland nach Anknüpfungspunkten, um den Wankelmuth der Pariser im gegebenen Falle „ein auf dem Urtheile des übrigen Europas beruhendes Renommee als Gorgonenhaupt entgegenzuhalten: weder ihnen noch dem Hofe von Versailles durfte je der Gedanke aufsteigen, Voltaire liege daran, ob man ihn mit freundlichen oder scheelen Blicken ansehe, oder gar ihm den Rücken zudrehe. Seine Schwäche aber war, daß er das Geschwätz der Pariser nicht entbehren konnte und wie

Lebensluft des Gefühls bedurfte, Frankreich sterbe vor Neugier über das nächste Wort aus seinem Munde." Für diese Zwecke griff er mit beiden Händen zu, als ihm Friedrich als Kronprinz von Preußen im Jahr 1796 zuerst in einem bewundernden Briefe seine Freundschaft zu Füßen legte. Immer mehr aber wird das Bedürfniß ihrer Freundschaft ein gegenseitiges. „Friedrich und Voltaire waren die beiden großen Acteurs auf der Bühne des öffentlichen Lebens in ihrer Epoche. Sie bedurften einander. Voltaire aber brauchte Friedrich anfangs in höherem Grade, bis sich später erst die Partie gleichstand. Bei Friedrich gab es eine Region, innerhalb deren er sich auf sich basirte und der übrigen Menschheit Valet sagte. Er war da nur König und Feldherr. Voltaire fehlte diese Macht, sich einsam zu fühlen. Hier war Friedrich im Uebergewichte. Allein Voltaire war unermüdlich, unerschöpflich, klüger als alle, fähiger als alle sich auszusprechen; und Friedrich, wenn er aus den Höhen herabstieg, weil es unmöglich war, immer sich dorthin zurückgezogen zu halten, fand doch wieder nur Voltaire. Hier lag Voltaire's Uebergewicht über Friedrich. Die Geschichte ihrer Freundschaft ist der abwechselnde Kampf, in welchem jeder seine Superiorität durchzuführen trachtet."

In der eingehendsten und liebevollsten Weise füllt Grimm nun die strengen kurzen Linien, mit denen das Bild dieser hohen Freundschaft hier skizzirt ist, mit Farbe und Leben, mit Licht und Schatten. Selten stehen dem Schildern einer wichtigen historischen Episode so treue und klare Quellen zur Seite, wie über das Verhältniß Friedrich's zu Voltaire in dem dreibändigen Briefwechsel zwischen Beiden (Werke Friedrich's des Großen, Bd. 21—23). „Der erste geht von der anfänglichen Bekanntschaft bis zur Thronbesteigung Friedrich's, 1706—1740. Der zweite von 1740 bis zum Bruche im Jahre 1753. Der dritte enthält den 1754 wieder aufgenommenen brieflichen Verkehr bis zum Tode Voltaire's 1778. Jugend, männliche Zeit und Alter des Königs entsprechen diesen drei Abschnitten. In keinem Briefwechsel spricht Friedrich so offen sich aus, in keinem Voltaire sich so sehr mit Zuhülfenahme all seines Talentes, auf Andere Einfluß zu üben. Ihr Verhältniß gestaltet sich zu einem Drama. Ein Beginn mit der Hoffnung auf späteres persönliches Begegnen und Zusammenleben. Eine Mitte als Verwirklichung dieses Plans. Ein Umschwung, sich entwickelnd aus der natürlichen Unmöglichkeit für zwei eines solchen Umkreises freier Atmosphäre bedürftige Charaktere, sich so nahe zu stehen. Und ein letzter versöhnender Abschluß in der Unmöglichkeit sich zu entbehren. Ihre Correspondenz enthält, was innerhalb der Jahre 36—78 die Welt des vorigen Jahrhunderts bewegte. Diese drei Bände gehören zu den Büchern, die man sich immer freut in einem freien Augenblicke ergriffen zu haben." Aber so treu und klar diese Quellen sind, selten ist das Verhältniß des größten Königs zum größten französischen

Schriftsteller jener Tage deutlicher und wahrer geschildert worden, als von Herman Grimm. Er ist rücksichtslos aufrichtig und denkt nicht daran, irgend eine jener menschlichen Schwächen zu verschleiern, welche das schöne Freundschafts-Verhältniß der beiden großen Männer so brüsk lösten. Aber dafür ist Grimm auch deutlicher und wahrer als irgend ein Anderer in der Erklärung der psychologischen Motive, aus denen sich die beiden großen Geister zuerst mit Naturnothwendigkeit einander nähern und sich auch geistig wieder suchen und finden müssen, nachdem sie persönlich sich für immer getrennt haben. Namentlich auf Seiten Friedrich's des Großen ist dieses Geistesbedürfniß in der Jugend wie im Alter mit gleicher Meisterschaft dargelegt. Auch dieser Abschnitt sollte fleißig im Originale gelesen werden.

Am Schlusse seiner Abhandlung kehrt Grimm noch einmal zu dem Gedanken zurück, von dem er ausgegangen und führt ihn weiter zu dem Satze: Voltaire ist die Frucht der allgemeinen romanischen Entwickelung, der Personification Frankreichs. So betrachtet, enthüllt sich uns das letzte Geheimniß seiner Existenz und seiner Wirkung. „Es gab eine Zeit, wo Europa griechisch überfluthet gewesen zu sein scheint. Es gab eine Zeit, wo Europa und ein Theil Asiens und Amerikas von den romanischen Gewässern überschwemmt war. Wir sehen heute die gesammte Menschenwelt der Erde im Beginn, germanisirt zu werden... Die Epochen der romanischen Weltherrschaft liegen deutlich vor uns. Zuerst galt es das Griechenthum zu besiegen und in sich aufzunehmen. Dann, als die Alleinherrschaft unbestritten war, wurden die germanischen, keltischen und iberischen Völker aufgesogen. Von Rom ging die Leitung über auf Spanien, von Spanien auf Frankreich. Das Papstthum war die eigentliche Centralschöpfung der romanischen Race; die Herrschaft Frankreichs ist ihre letzte Anstrengung gegenüber dem anwachsenden germanischen Principat. Das siècle de Louis XIV. von Voltaire ist die vom Geiste der romanischen Race selber gefundene literarische Form für ihr letztes gewaltiges Aufleuchten über Europa vor ihrem Zusammensinken... Auch Voltaire entspricht in seinem ganzen Wesen der gesammten romanischen Existenz, deren glänzender Untergang durch ihn verewigt werden sollte." In diesem Sinne hat ihn schon Goethe mit historischem Takte am besten erfaßt. Auch Goethe faßt Voltaire als Personification Frankreichs auf, und spricht ihm und damit zugleich dem französischen Volke Tiefe und Vollendung ab. Es entspräche diese Erscheinung dem Abhandenkommen dieser beiden Eigenschaften zur Zeit des Sinkens der griechischen Welt. Ueber die letzten Zeiten der germanischen Race heute reden zu wollen, meint Grimm, würde zu leeren Gebilden führen. Uns bleibt für die nächsten Zeiten nicht viel anderes übrig, als zu leben und zu kämpfen und, wie die Romanen der ersten Zeit ihre geistige Existenz auf die griechische Kultur, so die unsrige auf die der Griechen und Romanen zu basiren.

Das ist schon bisher geschehen. „Luther's neue germanische Schöpfung entsprang vollkommener Durchdringung der romanischen Theologie, Goethe's deutsche Dichtung der vollendeten Aufnahme romanischer Bildung, Friedrich des Zweiten echt germanische Politik dem Durchschauen all der romanischen Ränke, welche Machiavelli in seinem Buche vom Fürsten, wenn auch nur als objectiver Beobachter zusammengestellt hatte. Friedrich, ein Schüler Voltaire's, der nur französisch sprach und schrieb, der deutsche Literatur verkannte und deutsches Wesen oft kaum begriff, ist im eminenten Sinne der erste deutsche Fürst gewesen. Sein Wort, daß er nur der erste Diener seines Staates sei, ist der Grundgedanke, auf dem heute Deutschland beruht, . . . das Gefühl der Pflicht ist die Grundlage der heutigen Herrschaft der germanischen Völker. Seine mit Staunen von uns beobachtete Abwesenheit bei den heutigen Romanen ist das am deutlichsten hervortretende Symptom, welches das Zurücktreten dieser Race als regierender documentirt. So betrachtet, erscheinen die letzten Anstrengungen auch der romanischen Kirche als der verzweifelte Versuch, durch eine Formel, der ins Unendliche ausdehnbare zwingende Macht innewohnt, dem Einzelnen den Halt zu verleihen, der ihm aus der eigenen Natur fehlen würde. Jedenfalls kann dies Mittel doch nur bei Romanen einen Zweck haben und auch bei ihnen nur ein Erfolg denkbar sein."

Mögen diese kurzen Auszüge aus einer der neuesten und zugleich für unsere Gegenwart wichtigsten Arbeiten Herman Grimm's den Leser dazu ermuntern, seine fünfzehn Essays zu studiren. Er wird darin ein Buch erkennen, das er freudig unter die besten Werke seiner Bibliothek stellen wird.

Hans Blum.

Ein Prinz aus dem brandenburgisch-hohenzollerschen Hause als Bischof von Straßburg (1592—1604).

Unter den freien Reichsstädten Deutschlands war Straßburg nicht allein eine der ersten, die der Reformation die Thore öffneten; sie zählte auch zu denjenigen, welche alle retrograden katholischen Machteinflüsse am energischsten bekämpften. Nachdem bereits im Jahre 1518 ein großer Theil der Bürgerschaft sich für die lutherische Lehre erklärt hatte, ordnete der Senat in den Jahren 1527—29 schrittweise die Abschaffung des alten katholischen Kultus an, so daß der Kaiser sich weigerte, die Abgeordneten der Stadt Straßburg

auf dem Reichstage zu Speier zuzulassen, in besonderer Berufung darauf, daß der Magistrat erst kurz zuvor die Lesung der Messe untersagt hatte. Ohne sich durch die Drohungen des Kaisers einschüchtern zu lassen, schloß sich die Stadt Straßburg dem Proteste der lutherischen Fürsten und freien Städte an. 1530 stellte sie im Bunde mit Lindau, Memmingen und Konstanz durch ihre Abgeordneten Bucer, Capito und Hedio der Augsburgischen Konfession die zur Zwingli'schen Lehre hinneigende Tetrapolitana entgegen, trat jedoch später dem erstgenannten Glaubensbekenntniß bei und schloß sich auch 1531 dem schmalkaldischen Bunde an. Es verdient hier besonders hervorgehoben zu werden, daß Straßburg dem eigennützigen Verbündeten der Protestanten Deutschlands, dem Könige Heinrich II. von Frankreich, der sich auf Grund der Verträge mit den Fürsten des schmalkaldischen Bundes der Bisthümer Metz, Toul und Verdun bemächtigt hatte, energisch den Eintritt in die Stadt verweigerte, und als dieser drohte, trotzig ihre Mauern in Vertheidigungszustand setzte, so daß Heinrich sich zum Abzuge genöthigt sah. Noch lange rühmte sich Straßburg mit besonderem Stolze der Treue, welche es dem Reiche und dem Kaiser bewiesen, obwohl es in Religionssachen dessen entschiedenster Gegner war. Ihre Bedeutung verschaffte der Stadt trotz ihrer Feindseligkeit bedeutende Privilegien: im Jahre 1538 bereits durfte sie eine lateinische Schule errichten, an welcher Calvin docirte; und 1566 erhielt sie vom Kaiser die Erlaubniß, die Schule in eine Akademie umzuwandeln, an deren Spitze zunächst ein calvinistischer, später ein lutherischer Rektor stand. Ebenso gewinnen seit 1584 protestantische Domherrn im Kapitel der Kathedrale Sitz; 1588 werden deren nicht weniger als vierzehn aufgenommen, zu denen, wie aus einer Liste einer alten Malerei, die im Bruderhof aufbewahrt ist, hervorgeht, neben Joachim Karl, Herzog von Braunschweig, Franz v. Lüneburg, Ulrich, Sohn Friedrich's II. von Dänemark und anderen, auch August, Marquis von Brandenburg gehört. Im Jahre 1592 sollte auch die Wahl eines Bischofs einen Sproß des Hauses Brandenburg Hohenzollern treffen.

Der Bischof Johann, Graf v. Manderscheit, war mitten unter den heftigsten Kämpfen der verschiedenen Religionsparteien am 2. Mai 1592 in Zabern, der gewöhnlichen Residenz, gestorben. Es entspann sich zunächst ein Streit über den Ort der Wahl eines neuen Oberhirten. Während die Protestanten, gleichzeitig um sich der Autorität des Senats zu versichern, behaupteten, das Kapitel müsse sich nach altem Herkommen behufs Vollziehung der Wahl in Straßburg versammeln, stimmten dagegen die Katholiken für Zabern, weil sie sich in Straßburg den Feindseligkeiten des Volkes ausgesetzt glaubten. Sie richteten daher an den Kaiser Rudolf II. die Bitte, das Kapitel unter seinen Schutz zu nehmen, und jener, das zusagend, bestellte den Erzherzog Ferdinand als vorläufigen Verwalter des Kapitels, der Schlösser, Städte und

Ländereien; gleichzeitig ermahnte er den Magistrat, in keiner Weise die protestantischen Domherrn zu unterstützen, sondern sich ihren Absichten, sofern sie den seinigen widersprächen, energisch entgegenzustellen. Der Senat der protestantischen Stadt Straßburg war jedoch weit entfernt, diesen Anforderungen zu entsprechen, und Joachim, Herzog von Braunschweig, welchem die protestantischen Stiftsherrn aus eigener Machtvollkommenheit die Würde eines Papstes übertragen hatten, konnte ungestört das Kapitel auf den 28. Mai zusammenberufen. Der Versammlung setzte in beredter Rede der Professor der Theologie und Rektor der Akademie, Johann Pappus, die Eigenschaften und Tugenden eines Bischofs auseinander, wie sie der Apostel Paulus von einem solchen in seinem Briefe an Timotheus fordert und ermahnte eindringlich, nur einen solchen Oberhirten zu wählen, der sich zu den Lehren der Propheten und Apostel, zu denen der drei ersten symbolischen Schriften und der vier ersten Konzilien bekenne und zugleich unverbrüchlich festhalte an den Sätzen der Augsburgischen Konfession. Nachdem Johann Pappus seine zündende Rede geendet, schritt man zur Wahl und ernannte einstimmig Johann Georg, von Brandenburg, Sohn des nachmaligen Kurfürsten Joachim Friedrich, indem man ihn postulirte, da er dem Kapitel nicht angehörte. In dem Hause Brandenburg erkannte man bereits damals die Vormacht der freien protestantischen Idee, und man bedurfte hier in diesem Falle unter allen Umständen eines Fürsten, der mächtig genug schien, um seine Würde gegen einen starken Widersacher, den die katholischen Domherrn aufzustellen nicht zögern konnten, mit Nachdruck aufrecht zu erhalten. Diese Erwartung mußte natürlich zur Grundbedingung haben, daß die Partei, welche den protestantischen Streit-Bischof aufstellte, in ihrem Muthe und ihrer Unterstützung nicht erlahmte; doch wurde diese Bedingung in der Folgezeit nicht erfüllt.

Der neu ernannte Bischof zögerte nicht, die auf ihn gefallene Wahl durch einen Bevollmächtigten zu ratifiziren, und vom 1. Juni ab wurden in seinem Namen Schreiben an alle Amtshauptleute und Magistrate gerichtet, um ihnen anzubefehlen, Herrn Johann Georg von Brandenburg als ihrem Bischof und gesetzmäßigen Fürsten den schuldigen Gehorsamzu erweisen. Indessen hatte der Senat der freien Reichsstadt, um den geistlichen Oberherrn zu stützen, 3 Fähnlein Infanterie und 600 Reiter aufgebracht, welche er mit 7 Geschützen gegen das zum Bisthum gehörende Schloß Kochersberg zum Angriff vorschickte. Nach starker Breschelegung ergab sich Kochersberg, und es folgten ihm gleich darauf Dachstein und Molsheim. Die Jesuiten, welche in letzterem Orte eine Schule hatten, sahen sich zur Flucht genöthigt; und die Straßburger Akademie, die in diesem Ereigniß ein günstiges Vorzeichen erblickte, sprach in einer poetischen Epistel, welche sie bei dieser Gelegenheit an den Bischof Johann Georg richtete, die Hoffnung aus, daß er, nachdem die Jesuiten die Flucht ergriffen,

nicht zögern werde, sich auch den Antichrist (d. h. den Papst) zu Füßen zu werfen:

„Si Jesuita fugit, ruet Antichristus et ipse,
„Concipe spem princeps, non tenue omen adest.“ *)

Die katholischen Stiftsherrn überzeugten sich, daß sie keinen Augenblick Zeit zu verlieren hatten und erwählten daher in einer am 8. Juni zu Zabern abgehaltenen Sitzung den Kardinal Karl von Lothringen, Bischof von Metz, Sohn Karl's III., Herzog von Lothringen und der Claudia von Frankreich, Tochter Heinrich's II. Dieser sowohl durch seine Abstammung wie durch seinen wüthenden Glaubenseifer hervorragende Gegen-Bischof richtete nun sofort eine harte Anklageschrift an den Senat von Straßburg rücksichtlich der Wegnahme mehrerer ihm als dem einzig rechtmäßigen Bischofe gehörenden Schlösser; er drohte, falls man ihm nicht die vollste Genugthuung angedeihen lasse, mit bewaffneter Hand Rache zu nehmen. Der Senat, um Zeit zur Rüstung zu gewinnen, suchte unter Entschuldigungen der Sache zunächst eine derartige Wendung zu geben, als ob die Verantwortung für die Einnahme von Kochersberg und Dachstein auf dem Bischof Johann Georg allein lastete; ließ aber gleichzeitig durchblicken, daß die Wahl desselben unter seiner ganz besonderen Autorität vollzogen sei. Diese letzte Bemerkung brachte natürlich den streitbaren Kardinal vollends in Harnisch, und er bestritt in einem Entgegnungsschreiben dem Senat jegliche Competenz in bischöflichen Wahlangelegenheiten mitzureden, worauf dieser, noch immer in entschuldigendem Tone, sich dahin äußerte, daß er nur diejenigen Rechte für sich in Anspruch nehme, die ihm durch Verträge und Privilegien zuständen.

In der Zwischenzeit war Karl von Lothringen mit seinen Rüstungen schneller fertig geworden, als die Stadt Straßburg, und war nach der Einnahme von Benfeldt und Andlau mitten in das Elsaß vorgedrungen. In anmaßendem Tone ließ er durch einen Trompeter die Behörden von Straßburg auffordern, die protestantischen Domherren, welche die Urheber der neuesten Unruhen seien, unverzüglich auszutreiben und den ihm getreuen Stiftsherren ihre Kirchen und Revenüen zurückzugeben, sowie auch den seinem Bisthum zugefügten Schaden zu ersetzen, widrigenfalls er sie als Feinde behandeln werde. Der Senat von Straßburg und Johann Georg antworteten hierauf mit der Eröffnung der Feindseligkeiten. Es entspannen sich kleinere Gefechte und den lothringischen Truppen gelang es, 500 brandenburgische Reiter in Schafolsheim, sowie ein kleines Lager bei Geispitzheim zu überfallen und einen Theil der Bagage zu erbeuten. Die kaiserlichen Kommissarien, welche indessen angelangt waren, wandten sich zur Schlichtung des Streites

*) Aus einer Handschrift des Riccius, Kanzlers der St. Petri Kirche.

zunächst an den Kardinal Karl von Lothringen, und ließ dieser sich bereit finden, die Feindseligkeiten einzustellen, wenn der Kaiser dem „Marquis von Brandenburg“ und dem Senat von Straßburg anbefehlen wollte, die Waffen niederzulegen. In Folge dessen richteten die Kommissarien an letztere die Aufforderung, sich dem zu gewärtigenden Schiedsrichterspruche des Kaisers zu unterwerfen. Johann Georg aber erklärte in voller Uebereinstimmung mit dem Senate, daß diese Angelegenheit nicht zur Competenz des Kaisers allein gehöre, sondern daß die gesammten Staaten des Reichs darüber zu entscheiden hätten; überdies könne er in keinerlei Verhandlungen eintreten, bevor er nicht die Zustimmung des Kurfürsten von Brandenburg erhalten habe. Diese Erklärung, welche der Senat unterstützte, schnitt allen weiteren Vermittlungen die Spitze ab. Der Kardinal rückte nunmehr mit Macht heran und nahm Kochersberg mit Sturm; in seinem Zorn gab der geistliche Herr die ganze Besatzung der Vernichtung Preis und ließ nur dem einzigen Manne Gnade widerfahren, der sich zu der Henkersarbeit, den Kommandanten von Kochersberg zu hängen, bereit erklärte. Der Senat ließ sich durch diese Härte, sowie durch den Fall von Dachstein und Wesselnheim nicht einschüchtern, sondern verbot vielmehr den Katholiken die Ausübung des Gottesdienstes auch in der ihnen bisher noch überlassenen Kirche St. Johann. Johann Georg jedoch, in dem Streben, die Katholiken mit sich zu versöhnen, erließ am 19. Juli ein Manifest, in welchem er allen seinen Unterthanen völlige Gewissensfreiheit zusagte und gleichzeitig seine Anrechte auf die bischöfliche Würde klarlegte, indem er darthat, daß seine Wahl, da sie in Straßburg, dem für die Versammlungen des Kapitals bestimmten Orte, und durch die Majorität der Stiftsherren vollzogen worden, ganz und ohne allen Zweifel kanonisch sei. Indessen hielt er es doch für nothwendig, sein Ansehen durch einen militärischen Erfolg entschiedener zu stärken, und er versuchte daher nach Ankunft der Hülfstruppen von Zürich, Bern und Basel und der des Grafen von Nürnberg das von den Lothringern stark besetzte Molsheim zu nehmen. Nach einigen Verlusten sah er sich jedoch zum Rückzuge genöthigt, bis Prinz Christian von Anhalt zu seiner Unterstützung heranzog und es ihm gelang, durch wiederholte heftige Angriffe das feste Molsheim zur Uebergabe zu zwingen. Durch diese glückliche Waffenthat wurde das Ansehen der protestantischen Partei bedeutend gehoben und ihr ein festerer Halt gegeben. Ein Versuch, den die lothringischen Truppen in der Folgezeit machten, sich Schlettstadts durch Ueberfall zu bemächtigen, scheiterte an dem Muthe der über ihre Freiheit sorgsam wachenden Bürger.

Auf beiden Seiten fehlten übrigens die Mittel zu einer energischen Kriegführung, und nachdem der Kampf sich bereits fast ein ganzes Jahr lang hingezogen hatte, ohne daß ein wirklich entscheidender Schlag geführt worden

wäre, suchte der Kaiser sich gebieterischer zwischen die streitenden Parteien einzulegen, indem er Johann Georg und Karl zur Niederlegung der Waffen aufforderte, um die Entscheidung über ihre beiderseitigen Ansprüche einem Schiedsgerichte anheimzugeben. Als auch die lutherischen Geistlichen, im Gegensatz zu den calvinistischen, welche die Fortsetzung des Krieges predigten, für den Abschluß des Friedens sprachen, sofern die Katholiken sich mit den Kirchen, welche der Passauer Vertrag ihnen zugesprochen, begnügen wollten, und der Bischof Johann Georg sowohl als der Kardinal von Lothringen in ihren Mitteln erschöpft waren, so zeigten sich Beide nicht abgeneigt, sich dem Spruche eines Schiedsgerichts zu unterwerfen. Drei Katholiken und drei Protestanten bildeten dasselbe, nämlich: Wolfgang Brendel, Erzbischof von Mainz; Julius, Bischof von Würzburg; Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich; Ludwig von Hessen; Philipp Ludwig von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein und Friedrich Wilhelm, Administrator des Kurfürstenthums Sachsen. Am 9. März 1593 kam es zu einem provisorischen Ausgleiche, nach welchem, unbeschadet einer späteren definitiven Entscheidung des Kaisers, festgesetzt wurde, daß der Kardinal Karl Zabern, Benfeldt und Rauffach nebst einer Anzahl von Aemtern erhalten und ihm ingleichen Molsheim zurückgegeben werden sollte; daß ferner Johann Georg, seinen Bischofssitz in Straßburg nebst den zugehörigen Besitzungen behaltend, Dachstein wieder ausgeliefert bekäme, und ihm eine Zahl von Aemtern zu überlassen seien, deren Revenüen sich so hoch beliefen, als die der an Karl abgetretenen; endlich sollte Karl der Stadt Straßburg Wasselnheim mit sämmtlichem dort vorgefundenem Geschütz wieder ausliefern. In der Zustimmung zu diesem Vertrage seitens des Kardinals von Lothringen lag also eine indirekte Anerkennung der Gerechtsame des Ketzer-Bischofs. Eine endgültige Einigung, die man auf einer Versammlung zu Speier versuchte, kam nicht zu Stande, doch gelangte man zu dem Entschlusse, die beregten Festsetzungen dem Kaiser zu unterbreiten und auf einem nach Frankfurt a. M. zusammenzuberufenden Reichstage zur Entscheidung zu stellen. Beiden Theilen wurde unter Androhung der kaiserlichen Züchtigung anbefohlen, bis dahin das getroffene Uebereinkommen aufs Genaueste zu respektiren. Kaiser Rudolf II., der froh war, das Elsaß friedlichen Verhältnissen zurückgegeben zu sehen, hütete sich, eine anderweitige Entscheidung zu Gunsten der Katholiken zu treffen, denn er bedurfte der Unterstützung der Protestanten in dem Kriege gegen die Türken, welcher in eben jenem Jahre ausgebrochen war. Wenn nun also von dieser Seite Johann Georg sich vorläufig nicht gefährdet sah, so wurden ihm jetzt dagegen durch den Magistrat von Straßburg, der ihn bis dahin in der Bekämpfung seines Gegners kräftig unterstützt hatte, Schwierigkeiten bereitet, die für seine eigene Stellung sowie

auch theilweise für die des Protestantismus im südwestlichen Deutschland verhängnißvoll werden mußten.

Die materiellen Interessen, die so oft im menschlichen Leben die geistigen niederhalten, sollten auch hier entscheidend wirken. Die Stadt nämlich drängte da eine definitive Lösung der bischöflichen Streitigkeiten vorläufig nicht in Aussicht stand, Johann Georg zur vertragsmäßigen Rückerstattung der ihm gemachten Vorschüsse und der anderweitigen Geldopfer, die man, um ihn in seiner Würde aufrecht zu erhalten, gebracht hatte. Ohne daß der Bischof die Rechtmäßigkeit der Forderungen des Magistrats zu bestreiten suchte, bat er nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß er zur Zeit außer Stande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen, da ihm seit der Theilung der Güter des Kapitels und der Stadt nicht einmal die Hälfte der bischöflichen Revenüen verblieben sei und er außerdem starke Anleihen habe machen müssen für Repräsentationskosten seiner Bevollmächtigten. Auf wiederholtes Andringen des Magistrats jedoch, der unter allen Umständen die materiellen Interessen der Stadt zu wahren beflissen war, sah sich Johann Georg genöthigt, unter dem 7. Oktober 1597 einen Vertrag einzugehen, nach welchem er unter Anderm eine Art Douane, Zollkeller genannt, verschiedene Besitzungen in Marlheim, Nonnenweyer u. s. w. und den Zehnten von Illkirch der Stadt überließ, mit dem Vorbehalt jedoch, daß er für sich und seine Nachfolger alle Lehnsgüter sowie alle Lehnspflichten reservirte, welche seine Vasallen, rücksichtlich jener Douane, ihm zu leisten gehalten wären.*) Diese Uebereinkunft, welche ohne Zuziehung der katholischen Domherrn getroffen war, versetzte dieselben in die höchste Aufregung und sie nahmen aus diesen Umständen sowie aus einigen anderen Vorkommnissen Veranlassung, an Rudolf wiederholte Beschwerden einzureichen, in Folge deren endlich am 3. Febr. 1600 ein kaiserlicher Erlaß erschien, der sich weniger gegen Johann Georg, mit welchem der unentschiedene Rudolf nicht brechen wollte, rüstete; sondern vielmehr, um den Katholiken einige Genugthuung zu verschaffen, forderte, daß die Grafen Hermann v. Kolms, Ernst v. Mansfeld und Gebhardt v. Truchseß den Bruderhoff und andere Pfründen der Domherrn, insbesondere aber die Dörfer Gaispolsheim und Lampertheim, deren sie sich bemächtigt hatten, wieder herausgeben sollten. Die drei Grafen unterwarfen sich, aber der Herzog Franz v. Lauenburg und nach ihm der Herzog Christian v. Holstein, welcher mit Unterstützung der protestantischen Domherrn die Würde des Präsidenten des Kapitels für sich in Anspruch nahm, leistete dem kaiserlichen Befehle entschiedenen Widerstand, indem er Lampertheim, welches der Kathedrale von Straßburg zur Hälfte gehörte, besetzen ließ. In Folge einer neuen Klage

*) Archiv. Argent. Vertrag von 1597.

des Bischofs Karl und der katholischen Domherrn erließ Rudolf unter dem 2. Aug. 1602 an Christian v. Holstein eine nochmalige Aufforderung, seinen Anordnungen unverzüglich Folge zu leisten. Da der Herzog jedoch sich hierzu keineswegs bereit erklärte, so schien das Kriegsungewitter abermals drohend heraufziehen zu wollen. Johann Georg war also dadurch, daß sein nothgedrungen mit dem Magistrate geschlossener Abfindungsvertrag immer neue Verwicklungen nach sich zog, sowie endlich durch das etwas ungestüme Vorgehen seiner Anhänger in die mißlichste Lage versetzt. Stets bemüht, den Geist der Versöhnung walten zu lassen, und Katholiken wie Protestanten gleich gerecht zu werden, sah er sich, noch aus dem vorigen Kriege mit Schulden belastet und durch den Vertrag mit der Stadt Straßburg, die ihn auch jetzt im Stich ließ, pekuniär lahm gelegt, nunmehr völlig außer Stande, den Kampf von Neuem aufzunehmen, zumal der sonst schwankende Kaiser, in Folge steten Drängens der Gegenpartei, mehr denn je geneigt schien, für die katholischen Interessen nachdrücklich einzutreten. Die Stellung Johann Georg's war wegen mangelnder Unterstützung unhaltbar geworden.

Da auch der Cardinal von Lothringen und Halb-Bischof von Straßburg nicht geneigt war, seine Sache dem zweifelhaften Kriegsglück anzuvertrauen, so kam durch Vermittelung des Herzogs von Würtemberg, der im Auftrage des Kaisers handelte, am 22. November 1604 der Vertrag von Hagenau zu Stande, welcher einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen festsetzte: Johann Georg leistet Verzicht auf alle Rechte, welche ihm durch die Postulirung oder anderswie auf das Bisthum Straßburg erwachsen sind; er überliefert zur weiteren Vermittlung an den Herzog von Würtemberg den bischöflichen Palast der Stadt Straßburg und alle Schlösser, Städte, Dörfer und Güter, welche dem Kapitel innerhalb und außerhalb der Stadt gehören; und erhält die Zusage, daß er betreffs der Verwaltung des Bisthums niemals zur Rechenschaft gezogen noch beunruhigt werden darf; die acht Fürsten, Grafen und Herrn der Augsburgischen Konfession bleiben im Besitz des Bruderhofs und der innerhalb der Stadt gelegenen Stiftshäuser und genießen fünfzehn Jahre lang die Hälfte des Dorfes Lampertheim, sowie aller Renten und Revenüen des Kapitels innerhalb des Gebietes der Stadt Straßburg.*)

Ferner wurden die Abmachungen Johann Georg's mit dem Magistrate, den Zollkeller betreffend, aufrecht erhalten; der Senat seinerseits aber leistete auf das Bündniß, welches zwischen Johann Georg von Brandenburg, den Herrn der Augsburgischen Konfession und der Stadt Straßburg bestanden hatte, Verzicht und erkannte Karl als einzigen Bischof an.

Natürlich nahm Johann Georg darauf Bedacht, sich für die materiellen

*) Archiv. Argent.

Verluste, die der undankbare Kampf um die Aufrechterhaltung seiner bischöflichen Würde verursacht hatte, genügend zu entschädigen. Thuanus läßt in seinen Berichten Herrn v. Thou, der sich um die friedliche Lösung verdient machte, hierüber folgendes sagen*): Der Marquis v. Brandenburg trat das Bisthum Straßburg an den Kardinal Karl v. Lothringen unter der Bedingung ab, daß der Kardinal ihm 130,000 Thaler Gold zahlte und daß der Herzog v. Würtemberg dreißig Jahre lang die Stadt und das Amt Oberkirch in Sequester halten sollte, um die Schulden des Marquis v. Brandenburg abzutragen, die sich auf 30,000 Thaler Gold beliefen, und ihm ferner jährlich (d. h. während der fünfzehn Jahre) 9000 Thaler Gold zu überweisen.

So ließ sich also der Kardinal von Lothringen bereit finden, bedeutende Abtretungen von Kirchengütern zu vollziehen und ungeheure Geldopfer zu bringen, um den katholischen Glauben im Elsaß zu retten.

An einem unbedeutenden Hinderniß, wie so oft, mußten sich auch hier die Schwingen einer freieren Geistesbewegung brechen.

Man begreift die eminente Wichtigkeit, die es für die Fortentwickelung der protestantischen Sache im südwestlichen Deutschland gehabt haben würde, wenn während der sehr bald darauf ausbrechenden Wirren des dreißigjährigen Kriegs in Straßburg statt des Kardinals von Lothringen ein protestantischer Bischof aus dem Hause Hohenzollern residirt hätte.

Vielleicht würde sich dann in der Folgezeit in die Blätter der deutschen Geschichte nie jener schimpfliche historische Irrthum eingeschlichen haben, dessen Korrektur die Ereignisse des Jahres 1870 möglich und nothwendig machten.

Gustav Krause.

Felix Mendelssohn-Bartholdy's Werke.

Welch ein köstliches Vermächtniß ist es, das uns der leider so früh abberufene Meister hinterlassen, welch eine Fülle der herrlichsten Gestaltungen auf den verschiedenartigsten Gebieten musikalischer Schöpfung, welche Mannigfaltigkeit, welcher Reichthum wiederum in den einzelnen Gebilden gleicher Gattung. Alle tragen sie das Gepräge vollendeter Meisterschaft, in allen sehen wir das Streben nach dem Idealen. Ueberall weiß Mendelssohn mit klarem Blicke seine Kunstaufgabe zu erkennen, und mit der sichersten Be-

*) Laguille, Histoire de la Province d'Alsace, 2 vol. — Strasbourg, 1727.

herrschung der Mittel, mit Adel und Feinheit im Ausdrucke zu lösen. Nur ein Theil dieser stattlichen Reihe Mendelssohn'scher Compositionen ist bei des Meisters Lebzeiten durch ihn selbst veröffentlicht worden; es sind dies die unter den Opuszahlen 1 bis mit 72 erschienenen Werke. Eine große Anzahl, darunter die herrliche Musik zu Racine's Athalie, die Ouverture zu Ruy Blas, die vierte Symphonie, das Finale aus der unvollendeten Oper Loreley, die Conzertarie, der 98. Psalm, und viele umfängliche und hochbedeutende Werke Mendelssohn's kamen erst nach seinem Tode zum Druck. Alle diese Werke existiren nun in verschiedenen mehr oder weniger zuverlässigen und korrekten Ausgaben, welche sowohl in Deutschland, als auch in andern Ländern von verschiedenen Verlegern dem Publikum übergeben worden sind. Die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel hat nun zuerst es unternommen eine Gesammtausgabe der Mendelssohn'schen Werke herzustellen. Zu diesem Zwecke haben sich die Besitzer des genannten Hauses mit denjenigen Herren Verlegern, welche Eigenthumsrechte auf Mendelssohn'sche Compositionen besitzen, ins Einvernehmen gesetzt, und weder Mühe noch Kosten gescheut, das Recht zum Abdruck der betreffenden Werke in der neuen Gesammtausgabe zu erhalten. In Hinsicht auf den schönen Zweck haben nun auch die Herren Breitkopf & Härtel fast allenthalben ein bereitwilliges Entgegenkommen gefunden, und ist es ihnen fast allerorten gelungen die bezüglichen Rechte an sich zu bringen. Sollten der eine oder andere der Herren Verleger, mit welchen zur Zeit noch Unterhandlungen schweben, nicht zu bestimmen sein, die Genehmigung zum Abdruck zu ertheilen, so ist es den Herren Breitkopf & Härtel ein Leichtes, die wenigen noch fehlenden Werke spätestens im Jahre 1878 nachzuliefern, da Ende des Jahres 1877 die Eigenthumsrechte der einzelnen Verleger erlöschen.

Es handelt sich jedoch in der neuen Mendelssohn-Ausgabe nicht blos um den Abdruck aller Werke des Meisters, nicht blos um das Erscheinen sämmtlicher Compositionen in gleicher Ausstattung. Diese Ausgabe wird vielmehr eine soweit als möglich vollkommen fehlerfreie und korrekte sein. Die kritische Revision derselben hat die Verlagshandlung in die Hände des Herrn Hofkapellmeister Dr. Julius Rietz gelegt. Wer die Revisionsarbeiten kennt, welche Julius Rietz bei Gelegenheit der rühmlichst bekannten Beethoven- und Bach-Ausgaben geliefert, der hat auch genugsam den künstlerischen Feinsinn, die skrupulöse Gewissenhaftigkeit, die minutiöse Sorgfalt kennen gelernt, welche Rietz bei derartigen Arbeiten mit der größten Hingebung und Ausdauer an den Tag legt. Wer nur jemals eines der unter der Redaktion von Rietz herausgegebenen größeren Werke von Beethoven oder Bach zur Hand genommen, aufmerksam studirt und mit früheren Ausgaben verglichen hat, der

wird auch mit Leichtigkeit die wesentliche Bedeutung der dadurch zu Tage geförderten kritischen Resultate erkennen, zu würdigen, und zu schätzen wissen.

Gegenüber den Werken Mendelssohn's fällt hier noch ein besonderer Umstand ins Gewicht. Ein großer Theil dieser musikalischen Schöpfungen ist sozusagen unter den Augen seines bewährten, langjährigen, treuen Freundes und Kunstgenossen Rietz entstanden, und schwerlich wird irgend ein Anderer als Rietz, Mendelssohn's Werke früher, schwerlich ein Anderer sie genauer und bis in die geheimsten Intentionen des Autors eingehender gekannt haben, als eben Rietz.

Wir haben Gelegenheit gehabt, einen Einblick in die bereits weit vorgeschrittene Revisionsarbeit thun zu dürfen, und haben uns überzeugt, daß es sich dabei nicht blos um die Berichtigung falscher Noten, vergessener Versetzungszeichen und ungenügender Vortragsnüancen handelt. Es ist außer diesen Dingen Mancherlei anders, Vieles besser geworden. Theilweise fand sich neues Material für die Revision, z. B. erste Abschriften der Streichquartette Op. 12, 13, 44 u. a., theils aber auch sind durch Vergleichung der Stimmen mit den Partituren bei Orchester- und Chorwerken, bei Vergleichung der untergelegten Texte bei Liedern und anderen Vocalcompositionen mit den Originaltexten eine Menge von Irrthümern bereinigt worden. In der neuen Gesammtausgabe wird überall in den Partituren die größte Genauigkeit bei der Angabe der Vortragszeichen und Stricharten vorhanden sein, ebenso sehr aber auch in allen Dingen die vollkommenste Uebereinstimmung der Stimmen mit der Partitur. Die Partituren selbst werden möglichst übersichtlich hergestellt. In allen Werken sind die Vorschläge und vielfach auch die Mordente ihrem rythmischen Werthe nach angegeben. Bei den Klavierkompositionen ist mit größter Sorgfalt darauf geachtet, daß meist alles das, was die linke Hand zu spielen hat, auf dem unteren Liniensysteme steht, wodurch der Ueberblick bedeutend erleichtert wird, und dem Spieler jeder Zweifel über die zweckmäßigste Art und Weise der Ausführung benommen ist. Bei den mit Orchester begleiteten Werken für Clavier wird außer den Tuttis, auch soweit es zum Verständnisse nothwendig, das Wesentliche der Begleitung in der Prinzipalstimme mit kleinen Noten beigefügt sein.

Die äußere Ausstattung, wie auch der Preis der neuen Mendelssohn-Ausgabe sollen denen der gleichfalls bei Breitkopf & Härtel erschienenen Beethoven-Ausgabe gleichgestellt werden. Partituren, Stimmen und Klavierauszüge werden ebensowohl im Ganzen, als auch gesondert abgegeben. Die schnell aufeinanderfolgenden Lieferungen der einzelnen 19 Serien, in welche sämmtliche Werke eingereiht sind, werden abwechselnd Werke verschiedener Gattungen bringen, um den verschiedenartigen musikalischen Interessen und Bedürfnissen möglichst gleichzeitig Genüge zu leisten. Pianofortewerke und

Lieder eröffnen die Reihenfolge. Auf die einzelnen Lieferungen kann auch beliebig subscribirt werden.

Wir begrüßen dieses neue Unternehmen der Verlagshandlung Breitkopf & Härtel mit Freuden. Die Mendelssohn-Ausgabe wird der gesammten musikalischen Welt hochwillkommen sein, und sich in ihrer unzweifelhaften Authenticität, durch ihre solide und elegante Ausstattung, schließlich noch durch den sehr billig gehaltenen Preis von 30 Markpfennigen für den Bogen groß Musikformat allerorten den günstigsten Eingang verschaffen und überall Freunde erwerben. S. Jadassohn.

Ein gemaßregelter Preußenseuchler.

Ich will Ihnen eine Geschichte aus Böhmen erzählen, die charakteristisch für unsere Zustände ist, und nicht verfehlen wird in weiteren Kreisen Aufsehen zu erregen.

Im Süden des Landes liegt an der Moldau das Städtchen Budweis, eine deutsche Sprachinsel inmitten des tschechischen Gebietes, die sich, obwohl in höchst ungünstigen Verhältnissen, tapfer gegen eine hereinbrechende Tschechisirung wehrte. Bis heute ist die Mehrheit der Bürger deutsch und manifestirt dieses Deutschthum auch durch die Wahl eines verfassungsfreundlichen Candidaten. Aber Budweis ist ein sehr gefährdeter Außenposten unserer Nationalität und birgt in seinen Mauern einen der schlimmsten, ausgesprochensten Feinde derselben, den Bischof Valerian Jirsik, der ein tschechischer Heißsporn vom reinsten Wasser ist und es ausgesprochen hat, daß Budweis wieder tschechisch werden müsse. Die Leitung der geistlichen Bildungsanstalt in Budweis ist von ihm durchweg Tschechen anvertraut worden, in deutsche Dörfer werden tschechische Geistliche geschickt, welche oft nicht richtig deutsch sprechen; doch das schadet nichts — wenn sie nur tschechisiren. Lange wird es nicht dauern und die Budweiser Diözese ist ganz von tschechischen Geistlichen eingenommen, die deutschen werden seltener und seltener. Dazu kommt, daß in der Nähe die kolossalen Güter des Fürsten Schwarzenberg liegen, eines Haupttschechen und Ultramontanen — trotz seiner deutschen Abstammung; auch er läßt sich die Vertretung des Tschechenthums eifrig angelegen sein und stellt fast nur Tschechen in seinem großen Beamtenheere an. Gewiß, das Deutschthum in Budweis und im südwestlichen Böhmen überhaupt ist gefährdet.

Daß ein strammer deutscher Mann von liberaler Gesinnung an einem

solchen Orte nicht gerade auf Rosen gebettet ist, liegt wohl auf der Hand. Sein Leben ist ein ewiges Ringen und Kämpfen; bei den eigenen Leuten hat er es oft mit Lauheit und Philisterhaftigkeit zu thun und von den Gegnern darf er sicher sein, daß er auf Schritt und Tritt, Tag und Nacht mit allen Waffen, rechten und schlechten, bekämpft wird. Das hat Dr. Julius Lippert weidlich erfahren, er der treu und fest die deutsche Wacht an der Moldau gehalten hat und von je den Tschechen ein Dorn im Auge war. Welche Freude für die Tschechen und Ultramontanen, wenn ein solcher Mann von seinem Posten in Budweis entfernt wird, den er so lange mit Ehren gehalten, den er um des Deutschthums willen mit zäher Energie vertheidigte.

Julius Lippert ist Historiker und Schulmann. Er ist hoch verdient um den Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, dem er vom Anfange an angehörte und dessen reiche „Mittheilungen" viele vorzügliche, oft mit köstlichem Humor gewürzte Aufsätze aus Lippert's Feder brachten. Er schrieb eine „Geschichte der königlichen Leibgedingstadt Trautenau" und eine umfangreiche „Geschichte der Stadt Leitmeritz". Als der „Vater" der tschechischen Nation, Franz Palacky, seine bekannten rohen Angriffe gegen die Deutschböhmen und die deutschen Historiker machte, als er schamlos genug war, uns Deutsche ein „Räubervolk" zu tituliren, da war es Lippert, der vereint mit seinem Freunde Ludwig Schlesinger die Palacky'schen Angriffe „würdigte" und in einer vortrefflichen Schrift den tschechischen Historiographen gründlich „abführte". Um die Massen in Fluß zu bringen, sie im deutschnationalen und liberalen Sinne zu bearbeiten, übernahm Lippert auch die Redaction des deutschböhmischen Volkskalenders, der alljährlich in großer Auflage über das Land verbreitet wird und Ultramontanen wie Tschechen ein Dorn im Auge ist. Was brauchen auch böhmische Bauern von Hutten, von den Reformatoren, von den großen Geistern Deutschlands, vom deutschen Reiche überhaupt zu wissen! Lippert war eben von der „Preußenseuche" angesteckt, er bejubelte die Siege der deutschen Waffen, freute sich der Errichtung eines deutschen Reiches, das die Ultramontanen bekämpfte und den Handschuh aufhob, welchen Rom in frechem Uebermuthe ihm hingeworfen. Hier kann so etwas aber Verbrechen sein.

Nun die Geschichte. Lippert war Direktor der Budweiser Oberrealschule und er hat sie, wie Sachverständige erklären, als ausgezeichneter Schulmann geführt und zur Blüthe gebracht. Aber was nützt das, wenn die übrige Gesinnung nicht den herrschenden Ansichten entspricht und wenn ein Schulmann sich erkühnt, dem Ministerium Vorwürfe zu machen, es gar zu kritisiren. Sie kennen unsern Stremayer, den famosen Cultusminister, der die Altkatholiken nicht anerkennt, das Stehaufmännchen, das heute liberal, morgen ultramontan schielt, diesen leibhaftigen Beleg zu dem Ausspruche: „Wasch mir den Pelz, mach ihn aber nicht naß." Nun, Lippert, der unentwegte Mann, der aus

seinem Herzen keine Mördergrube macht, hatte es gewagt in der Wiener „Deutschen Zeitung" zwei Artikel über Stremayer zu bringen, welche die ganze armselige Spiegelfechterei bei der Durchführung der konfessionellen Gesetze an den Tag legten. So etwas verträgt man oben nicht. Dazu kam, daß der Mann den Philistern zu liberal war und als er sich nun gar weigerte seine Kinder in der alleinseligmachenden Religion unterrichten zu lassen, da erschöpfte man sich in Anfeindungen gegen ihn ob seiner „staats- und religionsfeindlichen Gesinnungen". Ja, ein Vaterlandsverräther sollte er sein — weil er ein preußisches Lehrbuch eingeführt. Hinc illae lacrymae. Da kamen denn die Disciplinaruntersuchungen, die aber in Nichts zerfielen, denn dem Direktor und seinem Lehrkörper, die die Schule meisterhaft im Stande hatten, war nichts anzuhaben. Man mußte also, um den Mann los zu werden, die Sache anders anfangen. Der Staat übernahm die Budweiser Oberrealschule, doch mit Ausschluß der Lehrkräfte, trotzdem diese allen gesetzlichen Anforderungen entsprachen und die Gemeinde wurde dem Lehrkörper gegenüber geradezu kontraktbrüchig, erklärte vom Tage der Uebernahme an keinen Gehalt mehr auszuzahlen und der Staat stellte die Lehrer zur Disponibilität. Für die übrigen werden sich wohl zur Zeit Stellen finden, aber für Lippert ist natürlich kein Platz offen, trotz seiner brillanten Staatsexamina, seiner eminenten zehnjährigen Verwendung, seiner außerordentlichen Verdienste um das Deutschthum. Der „Preußenseuchler" mußte fallen als ein Opfer des Ministeriums und der Philister. In Oesterreich ist seines Bleibens nicht mehr und seine vielen Freunde suchen dem hartgeprüften Mann den Uebergang ins Deutsche Reich zu erleichtern. Möge er dort eine Stelle finden!

Am empfindlichsten aber wird Böhmens Deutschthum durch solche Vorgänge geschädigt, wenn von der ohnehin geringen Zahl der tüchtigeren Leute einer aus den Reihen genommen wird, von einem Posten, der geradezu in nationaler Beziehung gefährdet ist. *α.*

Italienische Briefe.

Man hat viele Bücher über Italien geschrieben, in manchen hundert Liedern hat man es besungen; aber fast durchgängig geben die Bücher, welche es beschreiben, und die Lieder, welche es in den Himmel erheben, Italien nur oberflächlich und einseitig wieder. Wenige Schriftsteller haben Italien gründlich studirt; und vielleicht niemand, der über das moderne Italien gesprochen

hat, vermochte sich von seinen Vorurtheilen für dessen Vergangenheit frei zu machen, und von seinen politischen Sympathien und Antipathien, welche dessen gegenwärtige Zustände ihm einflößen. Man pflegt, indem man über Italien spricht, nicht über Gemeinplätze hinauszukommen. Entweder wird es bewundert, oder es wird verachtet; aber wenig Schriftsteller, Italiener ebensowohl wie Ausländer, können sich rühmen, es wirklich zu kennen, und vermögen folglich auch nicht, ihre Beobachtungen durch eine genügende Menge erwiesener Thatsachen zu begründen, um wirklich belehrend und verläßlich über dasselbe zu schreiben. Die Einen werden von ihrer Begeisterung hingerissen, die Andern blendet ihre Passion für Alles, was ihnen fremdartig entgegentritt. Andere wieder durchreisen unser Land mit irgend einem speciellen Zwecke, und kümmern sich um nichts, was nicht in dessen Sphäre liegt. So kommen die Geschäftsreisenden, die Industriellen, die Philologen, die Archäologen, die Künstler, in einem Worte alle die Specialisten, deren jeder unser Land in der Weite und Breite auf der Suche nach einem andern etwa versteckten goldnen Vließe durchforscht; aber wenig Reisende, italienische und fremde, sieht man, welche Italien in seinem ihm eigenthümlichen, realen und habituellen Leben zu erkunden suchten. Für die Fremden hat es ja im Grunde keine verdrießlichen Consequenzen, wenn sie uns nicht kennen, wie wir wirklich sind. Aber für uns Italiener ist die Unkenntniß unserer selbst eine schwerwiegende Unzuträglichkeit.

Vor einiger Zeit veröffentlichte ein schätzenswerther Schriftsteller, der Advocat Carlo Lozzi zwei Bände „L'ozio in Italia“ betitelt. Er unternahm in diesem Werke uns nachzuweisen, wie viel Nachlässigkeit noch in Italien vorhanden sei, und wie großen Schaden uns diese zufüge. Die Liebe zum Guten hat Lozzi manchen beredten Passus eingegeben, und das Buch hat durch die vielen gesunden Bemerkungen, welche durch dasselbe zerstreut sind, gewiß seinen Nutzen. Aber im Allgemeinen hat das Werk Lozzi's doch eine zu beschränkte Anzahl neuer Thatsachen beigebracht, als daß es den gebildeten Italiener über Unbekanntes und Unvermuthetes hätte aufklären können. Er gab uns in der Hauptsache ein moralisches Buch, aber es bedurfte eines anderen Buches, um uns zur Kenntniß unserer Lebenseigenthümlichkeiten zu bringen. Es giebt zahlreiche Führer durch unsere Städte und Monumente, aber es giebt keine solchen, welche den Weg zu unserm häuslichen Herd, in unsre Arbeitsstätten, unsre Bauernhöfe, kurz, in die reale Welt des Italieners zeigt, in der sich sein actuelles, materielles, moralisches und intellectuelles Leben bethätigt. Zwar ist es schwer, ein solches Buch zu schreiben. Es würde Zeit dazu gehören, und das Zusammenwirken Vieler. Aber man kann den Anfang dazu machen, dadurch, daß man die Materialien dazu zusammenschichtet und sie zweckentsprechend zu ordnen sucht. Und

ein Werk, welches vortrefflich diesem Zwecke zu dienen vermag, kann ich zu meiner Freude heute ankündigen. Es ist dies ein vierbändiges Werk, von im Ganzen 1500 Seiten, welches soeben in Meiland erschienen ist, und folgenden Titel führt: Delle colonie e dell' emigrazione d' italiani all' estero sotto l' aspetto dell' industria, commercio ed agricoltura (Preis 24 Fcs.) Der Verfasser ist ein verdienstvoller Nationalökonom, Herr Leone Carpi, ehemals Parlamentsmitglied.

Die italienische nationalökonomische Gesellschaft, präsidirt durch den hochverehrten Senator Grafen Giovanni Arriva, und unter der Gönnerschaft des Ministeriums für öffentlichen Unterricht, welches augenblicklich durch Cesare Correnti verwaltet wird, hatte ein Preisausschreiben erlassen bezüglich einer Studie über die italienischen Colonien. Das Programm war folgendermaßen gestellt:

„Ueber die Bildung spontaner Colonien von Italienern im Auslande, über ihre ökonomischen und juridischen Zustände und ihr Verhältniß zum Mutterlande. Seit langer Zeit und jetzt in zunehmender Menge verlassen viele Italiener ihr Heimathland, begeben sich in verschiedene fremde Länder, hauptsächlich in den Orient und vereinigen sich dort, indem sie sich eine bessere Lebensstellung zu gründen suchen. Diese Thatsache wünscht die nationalökonomische Gesellschaft mit Sorgfalt untersucht zu sehen. Sie läßt den Concurrenten vollständig freie Hand in der Art, wie sie ihre Studien machen wollen, und macht sie nur verbindlich, besondere Aufmerksamkeit zu verwenden auf 1) die Emigration aus Italien und ihre ökonomischen Rückwirkungen, als Einleitung. 2) die Geschichte der Colonien, soweit sie sich verfolgen läßt; ihre Statistik, speciell in wirthschaftlicher Beziehung; die Gebräuche welche die Individuen jener Colonien unter einander und mit dem Mutterland gemeinsam erhalten. 3) Ob und in welcher Weise die italienische Regierung müsse oder könne durch gesetzliche und diplomatische Mittel zum Schutze der Colonien Vorkehrungen treffen, und auf ihre Wohlfahrt sowie auf die Entwicklung ihrer Beziehungen zu Italien Einfluß üben."

Es war, wie jeder Leser sehen wird, eine bedeutende Aufgabe; Carpi hat sich nicht nur ihr mit Ernst unterzogen, sondern mehr als das, er hat ein Werk geschaffen, welches weit mehr leistet, als die gestellten Anforderungen verlangten, ein Werk, welches eine Aufgabe für eine ganze Gesellschaft gewesen wäre.

Die Commission, welche das Werk Carpi's zu prüfen hatte, bestand aus drei berühmten Nationalökonomen: den Herren Minghetti, Scialoia und Messedaglia, denen Herr Protonotari als Secretär zugesellt war, und das Buch fand vor diesem sehr competenten Schiedsgericht die beste Aufnahme. Indem die Commission dem Buche den Preis ertheilte, ließ sie sich folgender-

massen vernehmen: „Das Buch ist zu bewundern wegen der Sorgfalt, mit welcher der Stoff gesammelt ist; wegen der geschickten Vergleichungen, wegen der noblen Intentionen. Es ist die erste Studie, welche in Italien über diesen Gegenstand gemacht wurde.“ „Die Commission, welche sich aus freihändlerischen Volkswirthen zusammensetzt, verwahrt sich nur gegen die schutzzöllnerischen Theorien, die Herr Carpi befürwortet. Die Commission hatte sich allerdings auf ein Memoire gefaßt gemacht; Herr Carpi hat ihr dagegen ein vierbändiges Werk vorgelegt, und niemand könnte ihm in demselben irgend welche Längen vorwerfen, denn sie enthalten nur Sachgemäßes, wichtige Notizen und Zahlen. Aber welche harte Arbeit muß es für den Autor gewesen sein, sie zusammen zu bringen. Es galt fast durchweg eine terra incognita zu exploriren. Woher die Materialien nehmen, aus welchen Hilfsquellen schöpfen? Die Schwierigkeiten des Unternehmens mußten unübersteigbar erscheinen. Und so war auch Herr Carpi der einzige Concurrent. Aber es gehörte auch ein Mann wie er dazu, energisch, thätig, geduldig und ausdauernd, und vor Allem intelligent. Alle diese Eigenschaften besitzt der Verfasser des Werkes in bewunderungswürdigem Grade. Und nachdem er einmal an das Werk gegangen war, hat er sich nicht begnügt, die gestellten Fragen zu lösen, sondern meinte, die Gelegenheit sei günstig, sich auch zu gleicher Zeit an das Studium des Criminalrechts und der Deportation zu machen (der ganze 3. Band ist dieser Frage gewidmet) und sich genaue Kenntniß der materiellen und moralischen Zustände der verschiedenen italienischen Provinzen zu verschaffen, um daraus die verschiedenen Gründe der Auswanderung verstehen zu können. In den letzten Jahren war man im Ministerium des Innern mit doppeltem Eifer bemüht gewesen, von den Präfecten Aufschlüsse über die Zustände der Provinzen zu erhalten, und im Ministerium des Aeußeren, die Consuln zu veranlassen, genaue Berichte über die Verhältnisse der Colonien einzusenden. Es sind vortreffliche Berichterstattungen geliefert worden, und wir verdanken sie der Initiative der Minister; die Seele des Unternehmens war jedoch Carpi und man kann sagen, daß er der Urheber der so großen Nutzen bringenden Regsamkeit war, welche in den letzten Jahren unsere Präfecturen und Consulate durchdrang. Er hat den beiden Ministern verschiedene Fragebogen vorgelegt, wie sie für seine Arbeit geeignet waren; und wenn jetzt Documente vorhanden sind, aus welchen sich die Zustände unserer Colonien studiren lassen, und wenn Carpi sie so vortrefflich verwerthen konnte, so verdankt er diesen Vortheil nur sich selbst, und dem Entgegenkommen der Minister. Die Berichte der Präfecten geben uns werthvolle Auskunft über die relative Moralität, die Physiognomie und den Character der verschiedenen italienischen Provinzen. Wenn man diese Documente vervollständigte und mehr ins Einzelne ausführte, könnte man eines Tags

einen sehr interessanten Führer durch das lebende Italien schreiben. Es ist Carpi bei seinen Studien über die Auswanderungen vielleicht nicht aufgestoßen, wie weit sich jene Documente hätten ausnützen lassen, sonst hätte er sie nicht in einem Buche vergraben, welches doch zunächst einem ganz anderen Zwecke dient, sondern für ein populäres und gewiß einem größeren Publikum nützliches Werk reservirt, wenn auch das gegenwärtige Werk einer großen Anzahl von Emigranten werthvoll sein wird. Denn die italienische Auswanderung nimmt, wie Carpi nachweist, beunruhigende Dimensionen an, einzig die deutsche Auswanderung ließe sich in der Anzahl mit ihr vergleichen; aber während die deutsche wohl geregelt und nutzbringend sei, unterläge die unsere nur zufälliger Laune und Caprice, und sei nur zu oft schädlich.

Am Schluß seines Werkes sagt der Verfasser, daß er die Machteinwirkung Deutschlands auf unsern Seehandel und unsere Colonien nicht fürchte. Ich citire hier seine eigenen Worte: „Jene Gründe, welche dem Verständigen nicht entgehen werden, die geographische Lage und die gemeinschaftlichen politischen und commerziellen Interessen, machen ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Deutschland und Italien zur Nothwendigkeit, und, da die Interessen der beiden Länder sich in keiner Weise widerstreben, ist es naturgemäß, daß sie eine solide Freundschaft verbindet, die keiner geschriebenen Tractate und Erklärungen bedarf, um aufrichtig und dauernd zu sein. Die unparteiische und zugleich platonische Freundschaft der Schweiz liegt wie ein sympathisches Bindeglied zwischen Deutschland und Italien. Ich lege weder den vagen Gelüsten einiger Deutschen noch den politischen Elucubrationen einiger Journalisten dieses Landes Gewicht bei, welche sich mit den Rechten beschäftigen, welche die Deutschen auf die Italien umgebenden Meere besitzen sollen. Das sind abgeblaßte Reminiscenzen aus der Zeit des alten deutschen Kaiserreichs, welche selbst in seiner größten Epoche nicht wirklich Wurzel zu fassen vermochte, in Italien, diesem Lande, welches für jede Fremdherrschaft fatal wurde. Die klugen Söhne Herman's werden sich hüten, diesen Erinnerungen neues Leben geben zu wollen. Deutschland hat zahlreiche und ergiebige Hülfsquellen in dem baltischen Meere. Von dort aus macht es seine Unternehmungen und breitet seinen Handel über alle Meere der Welt aus. Durch seine Schienenwege ist es mit dem schwarzen Meere verbunden und bald werden diese es in Rapport setzen mit dem Ural einerseits und Constantinopel andererseits; es hat eine blühende Schifffahrt auf seinen Flüssen, die bald noch bedeutender werden wird durch die Verbindung der Weser und Elbe mit dem Rhein. Also bleibt wenig, um was es Italien beneiden könnte. Es ist gewiß, daß es mit dem ganzen Gewicht einer mächtigen und industriellen Nation sich in unsere Alpen drängt, um sich unseren Meeren zu nähern, jedoch nicht um diese zu annectiren, sondern nur um der gewaltigen Thätigkeit seines Handels und seiner

Industrie einen Ausfluß nach dem Osten zu eröffnen. Das kann keinen Grund zu einer Collision geben; vielmehr würde es dem Einklang der beiden Nationen dienen, wenn Italien, um diesem Handel Vorschub zu leisten, mit derselben Thätigkeit entgegenkäme und in jenen unendlichen Meeren, die sich jenseits des Kanal von Suez erstrecken, zum Cap, zum Feuerlande, auf denen Deutschland die Rivalin Englands, der vereinigten Staaten und Frankreichs geworden ist, auf viele Lustren hinaus wird ihm die italienische Flagge keinen Schaden verursachen können. Und wenn auch Italien zur See alle die Macht gewönne, die ich ihm wünsche, so ist doch das Meer so weit und seine Straßen so auseinandergehend, daß es Raum für alle hat, und Deutschland wird wohl nie Concurrenz oder Schädigung seiner eigenen Interessen von Italien zu gewärtigen haben. Vielmehr glaube ich, daß Italien in jenen fernen und gewaltigen Meeren eine nützliche Bundesgenossin für Deutschland sein wird".

Angelo de Gubernatis.

Das Leben Cavour's von Massari in deutscher Sprache.

In den ersten Heften dieses Jahrgangs*) haben die Grenzboten das Leben und Wirken Camillo Cavour's behandelt. Die letzte Arbeit eines der treuesten deutschen Patrioten, — Ludwig von Rochau's, — der zuerst unter den Liberalen in seiner „Realpolitik" den heute allgemein anerkannten deutschen Staatsgedanken aussprach, war dem Gründer der italienischen Einheit gewidmet. Sie ist leider unvollendet geblieben, wie die Lebensarbeit Cavour's selbst. Rochau's Arbeit reichte, wie die Leser d. Bl. sich erinnern werden, nur bis zur Schlacht von Magenta.

Ueberhaupt haben die hervorragendsten Publicisten Deutschlands sich in den letzten Jahren mit Cavour ganz besonders eingehend und gern beschäftigt. Längst bevor Deutschland und Italien das Ziel ihrer Einheitsbestrebungen erreichten, studirten die nationalen Patrioten und Historiker diesseits und jenseits der Alpen den Werdegang des befreundeten sympathischen Staates. Nun, da die beiden Länder geeint und mächtig dastehen, und sich zu Schutz und Trutz die starke Hand reichen, bildet wieder diesseits und jenseits der Alpen das Studium der öffentlichen Charaktere beider Länder, ihres Lebens, ihrer Politik den Gegenstand der Lieblingsbeschäftigung aller vornehmen politisch-regsamen Geister. Das nothwendige Bündniß, die un-

*) Grenzboten, Nr. 4 und 5 I. Quartal 1874. S.

erschütterliche Interessengemeinschaft beider Staaten spricht sich in diesem freiwilligen lebendigen Streben, sich gegenseitig in seinen hervorragenden Staatsmännern immer besser kennen zu lernen in der liebenswürdigsten Weise aus. Und wer daran z. B. bisher gezweifelt hat, daß die oftgerühmte Freundschaft Frankreichs und der Franzosen zu Italien nur ein offizielles Schaustück, und im Grunde auf französischer Seite nur von phrasenhaftem Egoismus beherrscht sei, der mag an der Hand der französischen Presse und Literatur der letzten Jahre sich belehren lassen. Nirgends fast ein spontanes Streben in Frankreich, sich über die Verhältnisse und Männer Italiens zu unterrichten, nirgends die Voraussetzung gedacht, daß französische Leser sich für eine in den Augen des wahren Franzosen so geringfügige und undankbare Nation interessiren könnten.

Die italienische Sprache wird zur Zeit in Deutschland noch zu wenig getrieben, als daß die letzte Stufe dieser befruchtenden gegenseitigen Erkenntniß erreicht gelten könnte: daß wir Deutschen auch allgemein in der Ursprache lesen könnten, was in Italien über Italien und über uns geschrieben wird. Die große Mehrzahl unserer Landsleute wird in dieser Hinsicht immer auf Uebersetzungen angewiesen sein. Deßhalb verdient jeder Versuch, uns durch gute deutsche Uebersetzungen mit guten italienischen Werken bekannt zu machen, welche dem öffentlichen Leben in beiden Nationen von Wichtigkeit sind, freundliche Förderung und bereitwilliges Entgegenkommen. Besondere Aufmerksamkeit aber darf die Uebersetzung eines italienischen Werkes beanspruchen, welches das Leben des Grafen Cavour aus der Feder eines vertrauten Freundes des großen Staatsmannes in vollendeter Weise schildert, die kleinsten und die größten Züge dieses Lebens und Charakters mit dem liebevollen Detail ausfüllt, das der Freund in nächster Nähe beobachten konnte, und daher uns Deutschen erst ermöglicht, den Schöpfer der italienischen Einheit ganz so kennen zu lernen, wie er daheim aufgefaßt wird. Eine solche deutsche Uebersetzung der berühmten „biographischen Erinnerungen" von Joseph Massari an Cavour ist in diesen Tagen bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienen. Die Uebersetzung ist von Dr. Ernst Bezold mit Geschick und Verständniß bearbeitet. Prof. Dr. v. Holtzendorff hat ein einleitendes Vorwort dazu geschrieben. Beide Männer sprechen sich über die Absichten, welche sie bei Herausgabe dieses Werkes verfolgten, in so interessanter Weise aus, daß einige ihrer einführenden Worte hier wohl angeführt zu werden verdienen. An Gedanken, wie die eben vorgetragenen sich anlehnend, sagt Prof. von Holtzendorff: „Was mich bestimmte, eine Uebertragung ins Deutsche anzurathen, war in Kürze dieses: Jedes bedeutende Werk, welches die neuere Geschichte Deutschlands und seiner einheitlichen Wiederherstellung behandelt, scheint mir zu einem Theile für Italien, jede Geschichte der italie-

nischen Einheit zu einem Theil für Deutschland geschrieben zu sein. . . . Das eine ist gewiß, daß die politische Wiedergeburt Deutschlands und Italiens in der geschichtlichen Betrachtungsweise der sie bedingenden Zeitumstände untrennbar mit einander verwachsen sind. Ebensowenig kann bestritten werden, daß die Namen der beiden in der entscheidenden Krise leitenden Staatsmänner, Bismarck und Cavour an der Spitze jener persönlichen Kräfte stehen, welche das weltgeschichtliche Werk vollbringen halfen.“ Holtzendorff prüft dann die Möglichkeit, diese beiden Männer miteinander zu vergleichen, „deren Streben im Verhältniß zu ihrem Volke ein so ähnliches, deren persönliches Wesen ein so grundverschiedenes ist“, und er kommt zu dem Resultate: „der zuverlässigste Maßstab scheint indessen immer derjenige zu sein, welcher dem lebenden Staatsmanne in dem Hasse noch nicht völlig entmuthigter Gegner, dem todten Staatsmanne in der Dankbarkeit der ihn überlebenden Geschlechter entgegengehalten wird. Cavour starb gleichsam im Anfang seiner Aufgabe, in einem Augenblicke, als Alles noch Begeisterung, Zuversicht und jugendliche Hoffnung war, als Niemand in Italien ahnte, daß jeder Sieg neue Feindschaften entstehen läßt, jeder Gewinn, der auf Schlachtfeldern errungen wird, durch die Mühseligkeiten lang andauernder Geistesarbeit befestigt werden muß. So glich sein Tod mehr der Laufbahn eines Jünglings, den der Tod im Genusse der Siegesfreude dahinrafft, als dem Ende eines Mannes, der die volle Hinterlassenschaft seiner Lebensaufgabe in deutlichen Umrissen überblickt. Cavour gab seiner Nation als letztes Vermächtniß ein großes Räthsel, dessen Lösung er selbst zu betreiben keine Zeit gefunden hatte.“ Selbstverständlich meint Holtzendorff damit den Wahlspruch Cavour's: „die freie Kirche im freien Staate.“ Der deutsche Staatsrechtslehrer ist nicht zweifelhaft, daß Cavour diese Formel, diesen Vertragsentwurf bei Seite geworfen haben würde, wenn er, im Kampfe auf Leben und Tod mit der römischen Hierarchie, „vom Quirinal als Kapitol, der Unversöhnlichkeit des Vaticans ins Antlitz hätte schauen müssen“. Holtzendorff rühmt es als ein besonderes Verdienst der Biographie Massari's, daß er die Beantwortung dieser Frage seinen Lesern überläßt und uns den sterbenden Cavour im Gewissensfrieden mit der Kirche zeigt. „Aber hat sich die herrschende Kirche auch mit ihm versöhnt? Kann sie sich jemals mit einem Staatsmanne versöhnen, der seine eigenen Wege ging? Jeder Italiener hat sich darüber klar zu werden, wie jeder Deutscher darüber klar werden mußte. . . . Wenn Massari's verdienstvolles Werk keinen anderen Werth hätte, als zur Prüfung dieser Lebensfrage angeregt zu haben, so wäre schon damit das von Cavour seiner Nation hinterlassene Erbe gemehrt worden“.

Auch der Uebersetzer und Herausgeber der deutschen Ausgabe Dr. Ernst Bezold in München beginnt seine Vorrede mit ähnlichen Gedanken, wie diese

Zeilen. „Am unvergänglichsten", sagt er, „wird das Werk Cavour's selber dauern: das Reich Italien. Auch zu diesem Zwecke, zur Erhaltung dieses unschätzbaren Gutes durch die italienische Nation wird die Geschichte Cavour's, das stets lebendige Andenken an ihn, einen Hebel bilden. Zwar war in dieser Richtung schon Vieles geleistet. Nicht der geringste Beitrag war vom befreundeten Deutschland geliefert. Es geschah durch die klassische Geschichte Italiens von Hermann Reuchlin, durch das glänzende Essay Treitschke's. Allein eine halbwegs erschöpfende Selbstbiographie fehlte noch. Die Stadt Turin wendete sich daher an einen vertrauten Freund Cavour's, den unter der Bourbonenherrschaft aus Neapel entflohenen Historiker Joseph Massari, Gelehrten und Staatsmann zugleich. Er übernahm die beneidenswerthe Aufgabe, die Biographie Cavour's zu schreiben und alle andern Freunde Cavour's wetteiferten neidlos, ihm die ihnen zu Gebot stehenden Notizen zu überlassen. Vor Allem that dies auch die von Cavour innig geliebte und in seine Lebensschicksale am tiefsten eingeweihte Nichte, Marchese Alfieri."

So kam ein Werk zu Stande, das im besten Sinne als eine Selbstbiographie Cavour's gelten kann. Selbst in der liebevollen Nachgiebigkeit gegen den kirchenpolitischen Standpunkt seines Helden thut der feurige, auf dem Standpunkt der heutigen politischen Erfahrung stehende Neapolitaner seinen Gefühlen und seiner historischen Einsicht Zwang an, um Cavour ganz gerecht zu werden. Das deutsche Gewissen des Uebersetzers dagegen wehrt seine abweichende Ueberzeugung durch einige energische Noten. Das Werk Massari's wurde von der italienischen Nation wie ein Nationaldenkmal begrüßt. An demselben 8. November 1873, an welchem das Denkmal Cavour's in Turin enthüllt wurde, ging das Werk Massari's in wahrhaft monumentaler Ausstattung in die Welt. Der deutsche Verleger hat die deutsche Uebersetzung mindestens sehr freundlich ausgestattet. Der deutsche Uebersetzer hat sein bestes gethan, uns, selbstverständlich nicht durch wörtliche Uebertragung, den Inhalt des Massari'schen Werkes so treu als möglich, d. h. so wiederzugeben, als ob Massari als Deutscher zu Deutschen geschrieben hätte. Dadurch ist mancher unserm Geschmacke widerstrebende rhetorische oder sentimentale Schmuck, manche lehrhafte Einschaltung des Originals weggefallen, die Zahl der dortigen Abschnitte auf weniger als ein Fünftel verkürzt und überhaupt eine wesentliche Kürzung des Raums erzielt worden. Dagegen hat sich der Uebersetzer angelegen sein lassen, uns Deutschen einen wesentlichen Ersatz zu leisten für einen Fehler des Originals, der durch die persönliche Hingebung Massari's an Cavour veranlaßt, freilich auch dort durch seine individuelle Auffassung weniger fühlbar wird. Massari hat nämlich sehr wichtige, mit dem Leben und Wirken Cavour's gleichzeitige Ereignisse, sowie ihre Erklärung und Entwickelung aus der früheren italienischen Geschichte, gänzlich unberührt gelassen. Der ita-

lienische Lehrer empfindet diesen Mangel vielleicht nicht in demselben Grade wie der deutsche. Aber ganz wird auch er ihn keinesfalls verschmerzen. Die (deutsche) Bezold'sche Ausgabe sorgt nun wenigstens für das Bedürfniß unsrer synchronistisch-historischen Orientirung. Es sollen in kürzester Zeit Geschichts-Tabellen über die einschlagenden Perioden der modernen italienischen Geschichte — und der für die Geschichte der Halbinsel entscheidenden Ereignisse im übrigen Europa — als Anhang zu der bereits abgeschlossen vor uns liegenden Deutschen Ausgabe von Massari's Werk folgen. Auch die vortreffliche Photolithographie Cavour's mit dem (kaum erkennbaren) Facsimile seines Namenszuges, vervollständigt unser Interesse an der deutschen Ausgabe. Das Bild Cavour's ist nach der gelungensten Photographie gearbeitet, die während des Pariser Congresses von ihm genommen wurde. Es ist der Güte des Grafen Greppi zu danken, der, wie überhaupt der ganze überlebende Freundeskreis Cavour's einschließlich Massari's (und seines Verlegers) durch Rath und That das lebhafteste Interesse für das Zustandekommen der deutschen Ausgabe bezeigt hat. Das Bild Cavour's, das hier geboten ist, kann recht eigentlich als Illustration zu jener bekannten Schilderung gelten, welche Treitschke von dem Aeußern des großen Staatsmannes entwirft. „Man sah den untersetzten lebhaften Mann mit dem behaglichen Lächeln auf dem breiten Gesichte, wie er sich in den Sessel warf, beide Hände in den Hosentaschen, oft die Beine fast nach Türkenart verschränkt, wie er unter schmetterndem Gelächter übermüthige Witze herausplauderte. . . Offenherzig und gesprächig sagte er gleichwohl nie ein Wort zu viel. Alsbald, sobald ein bedeutender Gegenstand herantritt, faßt er sich sicher zusammen; es lagert sich dann tiefer Ernst über die breite Stirn, die Klarheit eines mächtigen Verstandes leuchtet aus den stechenden, tiefliegenden Augen... Den Italiener verräth nur das Feuer des Auges, nach seiner hellen Haut, seinem blonden Haar ist er Nordländer... Er ist aber geradezu stolz darauf, daß er dem Grenzvolke angehört — halb Romane und halb Germane. Wie die anderen Söhne des Hochlandes schwärmt er für das Haus Savoyen. Er ist aber d'rum doch von Herzen Italiener, Italiener vom Scheitel bis zur Sohle."

Auch Ludwig von Rochau hatte in seiner Arbeit über Cavour in diesem Blatte auf die halbdeutsche Abstammung und Nationalität Cavour's hingewiesen. Und er, der mit Massari die Ehre theilte, Cavour persönlich gekannt, sein Leben und Wirken jahrelang aus nächster Nähe beobachtet zu haben, befindet sich bis zu dem Punkte, wo der Tod seiner Abhandlung über Cavour ein Ziel setzte, in allen Hauptsachen in merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem italienischen Biographen. Namentlich führt Massari die von unserm Rochau so schön und klar entwickelte Befähigung Cavour's zur Behandlung volkswirthschaftlicher, mercantiler und finanzieller Fragen auf jene Vorliebe

Cavour's zu landwirthschaftlicher Thätigkeit und kluger Verwaltung des eigenen Gutes zurück. Die Selbstständigkeit und Richtigkeit des Urtheils von Rochau tritt erst aus einer Vergleichung mit der italienischen Biographie voll zu Tage und läßt uns doppelt bedauern, daß ihm nicht vergönnt war, die größten Probleme, die Cavour's Wirken erfüllten, die wichtigsten folgenreichsten Thaten seines Lebens gleichfalls darzulegen. Wir würden vielleicht geneigt gewesen sein, der Arbeit des Deutschen selbst den Vorzug vor der ungemein detaillirten Darstellung Massari's zu geben. Denn dieses Detail ist nicht selten atomistisch angehäuft, es zerfällt manchmal in einzelne hübsche Anekdoden, über welchen die große einheitliche staatsmännische Uebersicht, die Entwickelung der Ansichten Cavour's über die einzelnen Hauptfragen, die ihn in den letzten zwei Jahren seines Lebens beschäftigten, die Trennung dieser Hauptfragen von einander und manches Andere vergessen oder doch geringer beachtet wird. Gerade für diese beiden letzten Jahre von Cavour's Wirken wäre das Urtheil eines so gründlichen Kenners der italienischen Geschichte und des italienischen Staatsmannes, wie Rochau es war, von der höchsten Bedeutung gewesen. Denn welche Fülle von Problemen und Schwierigkeiten aller Art — theilweise solche, die heute noch ihre Schatten werfen — drängen sich in diese letzten Jahre zusammen.

Die für Cavour schmerzlichste und überraschendste Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes vom 6. Juli 1859 zwischen Napoleon und Franz Joseph, dem schon am 12. Juli die Friedenspräliminarien von Villafranca folgten, hatte seine Demission zur Folge. Vergebens versucht Arese seine Erbschaft anzutreten. Erst Ratazzi gelingt die Neubildung des Ministeriums, unter dem Vorsitz des Franzosenfreundes Lamarmora. In seiner verzweifelten Stimmung reist Cavour in die Schweiz. Ein schlichter berner Grenzsoldat reicht ihm hier stumm und unter Thränen die Hand, als Cavour mit seinen Freunden unthätig und trübsinnig in der Sonne sitzt. Anfang September kehrt Cavour nach Turin zurück. Es hat sich inzwischen entschieden, daß Napoleon Italien gegenüber am Nichtinterventionsprincip festhalten und namentlich zulassen will, daß die Bevölkerungen der mittel-italienischen Herzogthümer, der Aemilia, Umbriens und der Romagna durch eine Volksabstimmung ihren Beitritt zum Staate Victor Emanuel's erklären. So kann der Zeitpunkt ins Auge gefaßt werden, wo zum ersten Mal das italienische Nationalparlament berufen, das Königreich Italien feierlich proclamirt werden kann. Aber das Ministerium Ratazzi-Lamarmora erklärt noch zu Beginn des Jahres 1860 es für unmöglich, die Wahlen zum Nationalparlament zu einer bestimmten Zeit auszuschreiben. Cavour weigert sich, solange diese Frage nicht entschieden sei, irgend eine Mission für die Regierung zu übernehmen, das Ministerium stürzt und Cavour tritt am 16. Januar 1860 von neuem an die Spitze der italienischen Staatsgeschäfte — ununterbrochen bis zu seinem Tode. Die erste und schwerste Aufgabe seines Amtes ist die Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich. Der künstliche, von der radicalen Partei erzeugte Sturm des Unwillens gegen Cavour wegen dieser nothwendigen Gegenleistung gegen die französische Bundesgenossenschaft im Kriege legt sich erst, als kurz darauf (2. April 1860) das italienische Nationalparlament eröffnet wird und Cavour den kühnen Zug Garibaldi's gegen Sicilien und Neapel erst heimlich, dann offen unterstützt und dann auch die neapolitanischen und sicilianischen Provinzen, die Marken und Umbrien mit dem Staate Victor Emanuel's vereinigt werden. Am 18. Februar 1861 wird das Parlament eröffnet, das zum ersten Mal, mit Ausnahme der Venetianer und Römer, Vertreter des gesammten Italiens in seiner Mitte zählte. In

bedeutsamer Weise verkündet die erste Thronrede die innige Freundschaft mit Preußen als die Hoffnung der zukünftigen Politik der italienischen Regierung, und fast einstimmig wird vom Parlament das Königreich Italien und Victor Emanuel als „König von Italien" ausgerufen. Wie an diesem Tage Cavour beim Heraustreten aus dem Parlamentsgebäude von Alessandro Manzoni umarmt wurde, und das zu Tausenden versammelte Volk stürmischen Beifall klatschte, als es den Begründer seiner politischen Einheit in den Armen des edelsten Vertreters der literarischen Einheit Italiens liegen sah, da mochte jeder Zuschauer in der Begeisterung der bedeutsamen Stunde das große Werk des Staatsmannes für erfüllt halten. Indessen für ihn begann nun erst der Gipfel der Schwierigkeiten sich zu zeigen: Venedig und Rom, die Stellung zu Frankreich und Deutschland, zu den radicalen Drängern im Innern, das Verhältniß der Kirche zum Staate — Alles das forderte von Tag zu Tag immer lauter und dringlicher seine Lösung. Es ist nun ein besonderer — oben schon von Holtzendorff betonter — Vorzug der Massari'schen Biographie, daß er alle diese Dissonanzen wohl kräftig erklingen läßt, wie sie ja auch Cavour's letzte Lebensmonde erfüllten, aber daß er dagegen auch aufzeigt, wie dem unermüdlichen Vorkämpfer seines Volkes das seltene Geschick beschieden war, versöhnt mit allen Gegnern seines Strebens zu sterben. So endete jene denkwürdige Zusammenkunft Cavour's mit Garibaldi, die nach dem furchtbaren Aneinandertreffen beider Männer im offenen Parlament vom Könige gewünscht wurde, aber kaum möglich erschien, mit einer feierlichen Billigung des politischen Programms Cavour's im Verhalten gegen Oesterreich und Frankreich durch Garibaldi. Die Männer schieden, wenn nicht als Freunde, doch ohne jegliche Gereiztheit. So glückte Cavour noch in den letzten Tagen seines Lebens, die Verhandlungen mit Paris und Rom dem Abschlusse nahe zu führen: Napoleon wollte das Königreich Italien anerkennen und sich verpflichten, die Truppen aus dem Kirchenstaat zurückzurufen, wenn dagegen die italienische Regierung eine Gewähr geben würde, daß sie keinen Angriff duldete und die Grenze streng bewachte. Die Zusage dieser Bedingung Seiten Cavour's enthielt eines seiner letzten Telegramme nach Paris, mit dem Datum vom 31. Mai 1861. Den Rest der Schwierigkeiten dachte er mit der Zauberformel zu ebnen: „die freie Kirche im freien Staate." Das war der letzte Gedanke, den der Sterbende aussprach, der ihm das Sterben im Frieden mit seiner Kirche, deren letzte Gnadenmittel ihm der eigene Bruder spendete, ermöglichte. So breitet sich über all seine letzten Handlungen die Verklärung des Friedens, der Versöhnung. Am 6. Juni 1861 früh 6¾ Uhr verschied er.

Möge die Verdeutschung der Biographie Massari's in Deutschland recht viele, recht aufmerksame Leser finden. Denn wenn der Politiker und Staatsman Cavour vielleicht auch noch kunstvoller dargestellt und charakterisirt werden kann — den Menschen Cavour wird niemand pietätvoller und anschaulicher jemals uns schildern können, als das Werk Joseph Massari's.

Mit **diesem Hefte** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im October 1874. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 41.

Ausgegeben am 9. October 1874.

Inhalt:

Seite

Neuere kirchenpolitische Fragen. 1. H. Jacoby. 41
Jugenderinnerungen Karl Friedrich's v. Klöden. B. 51
Ein Musterstück bonapartistischer Propaganda in Frankreich. Aus Paris 56
In Sachen der finanziellen Lage der Universität Jena. Klagbeantwortung. — Replik von W. Endemann. — Actenschluß. . 69
Briefe aus der Kaiserstadt. 73
Max Wirth's Geschichte der Handelskrisen. 78

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1874.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Neuere kirchenpolitische Fragen.

Es ist von Freunden kirchlichen Lebens und christlicher Gesinnung oft geklagt worden, daß die großen Errungenschaften des letzten Jahrzehnts, die sieggekrönten Kriege dem deutschen Volke keinen Zuwachs an religiöser und sittlicher Vertiefung erworben hätten, und unwillkürlich ist der Blick auf die Befreiungskriege gefallen, welche den Ausgangspunkt für eine ideale Erhebung, für eine Rückkehr des deutschen Volks zur Kirche und zum christlichen Leben bildeten. Wir wollen den Wahrheitsgehalt nicht bestreiten, der in dieser Klage liegt, müssen aber doch offen aussprechen, daß sie aus einer einseitigen Betrachtung der Zustände und Bewegungen der Gegenwart hervorgegangen ist. Oder wer kann leugnen, daß in unsrer so sehr auf Einsicht in die Sinnenwelt und auf Verwerthung ihrer Erzeugnisse gerichteten Zeit die kirchlichen Angelegenheiten ein allgemeines Interesse erregt haben, ja eine brennende Frage geworden sind. Freilich zeigt sich auch in der Art und Weise der Beschäftigung mit ihnen der eigenthümliche Charakter unsrer Zeit. Es sind nicht die Gegenstände des Glaubens, die Untersuchungen, auf welche die theologische Wissenschaft sich vorzugsweise richtet, um welche sich die Aufmerksamkeit des Volks sammelt, es ist vielmehr die Gemeinschaft, welche die Heiligthümer bewahrt, es ist die sichtbare Kirche, für welche die Gegenwart ein Herz hat. Das Christenthum als ein sichtbarer, das öffentliche Leben bestimmender Faktor nimmt ihre Beachtung und Thätigkeit in Anspruch. Die Bezeugung ihrer Theilnahme am christlichen Leben stellt sich dar auf dem Gebiet der Kirchenpolitik. Man unterschätze dieselbe nicht, es giebt einen Weg, der von der Peripherie zum Centrum, von der Form zum Inhalt führt. Wir haben ein begründetes Recht zu der Hoffnung, daß unser Volk vom Interesse an der Kirche zum Leben in der Wahrheit des Evangeliums und zum Glauben an die Heilsgüter werde geführt werden.

Die Richtung, welche die neuere kirchenpolitische Gesetzgebung eingeschlagen hat, bürgt dafür. Sie hat erkannt, daß es nicht angeht, das kirchliche Leben als eine Privatsache der Individuen oder gleichzeitiger Vereine anzusehen, daß dasselbe vielmehr einen integrirenden Bestandtheil des öffentlichen Lebens bildet, daß sich derselbe einer Beeinflussung desselben nicht entziehen

darf. Aber, dies zugestanden, welche Fülle der schwierigsten Fragen ergiebt sich hier. Es gilt die Grenze zu ziehen, welche der Staat nicht überschreiten darf, ohne die Freiheit der Kirche zu vernichten, es gilt der Kirche, vor allem der evangelischen Kirche, die Organe zu schaffen, die als wirkliche Vertreter derselben betrachtet werden dürfen. Und alle diese Fragen können nicht gelöst werden, ohne daß ein hohes Maß kirchenpolitischer Einsicht gewonnen wird. Wir heißen daher alle Schriften willkommen, welche uns eine solche vermitteln, und beabsichtigen in diesen Zeilen auf einige derselben hinzuweisen.

Beschränken wir uns auf die Forderung eines gesunden, unbefangnen, die Verhältnisse frei und nach allen Seiten überblickenden Urtheils, so können wir die Schrift von Theodor Körner „Grundzüge und Beiträge zur systematischen Behandlung der Religionspolitik im deutschen Staate“ (Berlin 1873 C. Heymann's Verlag, S. 206) unbedingt empfehlen. Sie ist eine Apologie der neueren preußischen kirchenpolitischen Gesetzgebung, ruht auf einer befriedigenden Kenntniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse, beurtheilt maßvoll und besonnen die verschiednen kirchlichen Parteien und bewahrt sich bei prinzipiellem Anschluß an die gegenwärtige Politik der preußischen Regierung Selbständigkeit und Freiheit der Entscheidung. Nichtsdestoweniger können wir den Werth dieser Schrift nicht ganz so hoch anschlagen, als die eben angezeigten Eigenschaften zu nöthigen scheinen. Denn leider besitzt der Verfasser nicht die für eine systematische Darstellung der Religionspolitik nothwendige religionsphilosophische Bildung und eben deshalb fehlt ihm die Befähigung, die prinzipiellen Fragen befriedigend zu lösen. Ja die philosophische Begabung und Schulung des Verfassers überhaupt scheint nur eine geringe zu sein. Die grundlegenden theoretischen Erörterungen des ersten Theils legen Beweis dafür ab. Der erste Abschnitt „Von Religion und Glauben“ zeugt von einer Oberflächlichkeit, wie sie nur bei völliger Unkenntniß der religionsphilosophischen Arbeiten des Jahrhunderts sich begreifen läßt. Im dritten Abschnitt „Vom Staate“ finden wir allerdings eine richtige Einsicht in das Wesen desselben, insofern er als Rechtsstaat und Culturstaat begriffen wird, aber beide Bestimmungen werden äußerlich neben einander gestellt, ohne daß der Versuch gemacht wird, sie mit einander zu vermitteln. Doch wollen wir diesen Mangel nicht zu scharf tadeln, finden wir ihn doch in der ausgezeichneten Abhandlung von Sohm nicht einmal völlig beseitigt. Dagegen müssen wir tadelnd hervorheben, daß der Verfasser dem Staate Religion, Religiosität und Christlichkeit abspricht und ihn nur an die christliche Ethik als an das sittliche Gesetz der Vernunft gebunden wissen will. Nach der unzureichenden religionsphilosophischen Grundlegung konnten wir freilich nichts anderes erwarten. Aber fragen müssen wir doch, ob der Verfasser sich bewußt gewesen ist, daß der religionslose Staat die Forderung des Eides

aufgeben und den Religionsunterricht aus der Staatsschule verweisen muß. In auffälligem Widerspruch zu der vorausgesetzten Religionslosigkeit des Staats steht die Bemerkung des Verfassers: „Er (der Staat) wird sie (die Religion), soweit es sein Beruf gestattet, als ein gutes Kennzeichen sittlichen Werthes in seinen Bewohnern, namentlich in den Organen seiner Wirksamkeit anerkennen und sie geeigneter Weise nähren und pflegen; — sie aber sich selbst aneignen, kann er nicht." *) Wie kann der religiös indifferente Staat die Religiosität seiner Bürger nähren und pflegen wenn er nicht selbst religiös ist, mit welchen Mitteln soll er diese Pflege ausüben? Und ist ein Staat, der Maßregeln trifft zur Pflege der Religiosität, religionslos, und wenn er besonders die christliche Religiosität begünstigt, nicht christlich?

Der „historisch-politische Rückblick", mit welchem im vierten Abschnitt der allgemeine theoretische Theil schließt, ist am dürftigsten in der Abtheilung „Das protestantische Zeitalter". Wir hätten doch wenigstens einige Andeutungen über die Entstehung des landesherrlichen Kirchenregiments, seine Begründung durch die Reformatoren, und über die kirchenpolitischen Systeme erwartet. Aber nichts von alledem. Der Verfasser beschränkt sich auf die Berührung einiger weniger Thatsachen.

Wir wenden uns zum zweiten besonderen praktischen Theil. Es freut uns, über die ersten Abschnitte desselben, welche den Katholicismus und den Neukatholicismus nach seinem Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit zum Gegenstande haben, günstiger urtheilen zu können. Wir finden hier eine eingehende, gründliche, lichtvolle Darstellung. Das neue katholische Dogma wird in seinem Werth, seiner Entstehung und Begründung vergegenwärtigt. Sehr richtig und beachtenswerth ist, wenn der Verfasser sagt, daß die Bischöfe nicht legitimirt seien, auf das ihnen durch Christus übertragene apostolische Recht Verzicht zu leisten, daß dasselbe ein von der Person des damit Betrauten untrennbar gedachtes sei und daher nicht einem andern übertragen werden könne, daß es ein unveräußerliches Recht sei. Und der Schluß ist vollkommen begründet, daß daher dem Unfehlbarkeitsdogma das kirchenrechtliche Fundament der bischöflichen Legitimation fehle. Auch der folgende Abschnitt „Grundsätze der Staatspolitik den Religionsgesellschaften gegenüber", befriedigt im Ganzen. In besonderem Maße gilt aber unser anerkennendes Urtheil dem achten Abschnitt: „Der Protestantismus." Die gesunde und besonnene Charakteristik der kirchlichen Parteien, der Muth, den der Verfasser in der Freiheit von landläufigen Werthschätzungen des vulgären Liberalismus zeigt, verdient alle Anerkennung. Wir rechnen hierhin**) die Bemerkungen des Verfassers über den Protestantenverein ***): „Der Kampf gegen Bestehendes hat bereits in

*) S. 22. **) Die nachstehenden Ansichten des Verfassers werden von der Redaction keineswegs allenthalben getheilt. D. Red. ***) S. 112—3.

Deutschland lebhaft begonnen und weite Kreise in sein Gebiet gezogen. Die Vertreter desselben haben sich namentlich in einem „Protestantenvereine“ verbunden und das Verdienst erworben, sei es auch auf radicalem Boden, die Mängel im Bestehenden ohne Rückhalt aufgedeckt und den Wunsch zum Bessern nach Innen und nach Außen rege erhalten zu haben; aber weiter reicht das Verdienst bis jetzt nicht. Von einem Ersatz der oft mit Verläugnung allgemeiner Toleranz angegriffnen orthodoxen Glaubensrichtungen durch Aufstellung eines Bekenntnisses ist in der bisherigen Wirksamkeit des Protestantenvereins nicht die Rede, mit einer bloßen Negation ohne schöpferische Kraft ist aber weder dem religiösen Gefühle noch dem religiösen Gesellschaftsverbande gedient; eine Kirche ohne alle Bekenntnißschrift, wie sie der Agitation vorzuschweben scheint, ist unausführbar und ohne Bestand. — Aus diesen Gründen kann der Protestantenverein, ungeachtet seines an sich berechtigten Thuns und Wirkens innerhalb der Religionsgesellschaft, keinen Anspruch darauf machen, in der äußern Organisation derselben als ein irgendwie maßgebender Faktor mit in Betracht gezogen werden; es fehlt ihm dazu jeder Anhaltspunkt.“ Wir rechnen hierhin ferner die besonnene Beurtheilung des ev. Oberkirchenraths in Preußen: „Die Bildung des Oberkirchenraths war der nach unserer Auffassung im Princip ganz richtige und gebotene erste Schritt zur kirchlichen Selbständigkeit. Wir stehen nicht auf dem Boden seiner vielseitigen Anfeindung, deren Ursprung großentheils in religiösem Liberalismus wurzelt, und deren thatsächliche Begründung wir nur im geringsten Theile, hauptsächlich in der Richtung anerkennen, daß seine unleugbaren wiederholten Bestrebungen zur einigenden selbständigen Kirchenreform in den Hauptresultaten erfolglos gewesen sind; — aber zur Milderung auch dieses Vorwurfs gestehen wir, daß uns der Nachweis fehlt, ob andere Schritte zum gedachten Zwecke besser und fruchtbarer gewesen wären. Die aus jener Feindseligkeit wiederholt hervorgegangenen Anträge im Landtage auf seine Abschaffung halten wir im Interesse der Kirche für ebenso unpolitische als unreife und in ihren Wirkungen unüberlegte Tendenzen.“ *) Wir billigen endlich vollkommen, daß der Verfasser mit Entschiedenheit die schleunigste Vollziehung der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat fordert und mit Recht denen, welche den geeignetsten Zeitpunkt noch nicht für gekommen erachten, zuruft: „wann wird der geeignete Standpunkt da sein? sind die Verhältnisse des evangelisch-kirchlichen Gesammtlebens dazu angethan, seine Annäherung sicher zu hoffen? — und wird durch dessen weiteres Abwarten etwas gewonnen? — wir antworten hierauf: Nein; im Gegentheil, die Schwierigkeiten werden nicht geringer, sondern steigen mit jedem Tage.“ **)

Leider hat sich in diesen so trefflichen Abschnitt ein historischer Irrthum

*) S. 120. **) S. 114—5.

eingeschlichen, den wir um so ernstlicher rügen müssen, als er eine weite Verbreitung gefunden zu haben scheint. Der Verfasser meint, daß sich das presbyterial-synodale System vorzugsweise bei den Reformirten in der Schweiz entwickelt habe. Das ist falsch. Das genannte System ist allerdings auf reformirtem Boden entsprossen, aber nicht in der Schweiz. Die reformirte Kirchenverfassung hat einen ebenso territorialistischen Charakter getragen, wie die lutherische Deutschlands. Richtig ist, daß Calvin die Grundgedanken der Synodalverfassung entwickelt hat, aber verwirklicht wurden sie weder in Genf noch in Zürich.

Mit dem zehnten Abschnitt beginnt eine neue Abtheilung, welche sich auf die einzelnen Gegenstände der Religionspolitik bezieht. Zuerst wird das geistliche Amt in Betracht gezogen. Hier würde der Verfasser besser gethan haben, statt fast alle Maigesetze abdrucken zu lassen, näher, als es geschehen ist, auf dieselben einzugehen. Referent gehört zu den warmen Freunden der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung Preußens und er ist prinzipiell mit allen ihren Bestandtheilen in Uebereinstimmung. Eben deshalb hält er sich für befugt, in diesen Blättern, einen Dissensus bei dieser Gelegenheit zur Sprache zu bringen, der nicht sowohl das Prinzip, als die Ausgestaltung desselben trifft. Wir haben das Staatsexamen der Theologen vor Augen. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß von einem Manne, der, wie der Geistliche zu einer so tiefgreifenden Wirksamkeit auf das Volksleben berufen ist, ein hohes Maß allgemeiner Bildung gefordert werden muß, und daß der Staat berechtigt ist, die Aneignung derselben zu verlangen. Aber auf welchem Wege ist dies Ziel zu erreichen. Wir schließen die Philosophie aus dem Kreise unserer Erwägungen aus, weil sie schon längst Gegenstand der theologischen Prüfungen geworden ist, und berücksichtigen nur die Geschichte, und die deutsche Literaturgeschichte. Und hier scheint es unmöglich, daß der theologische Kandidat im Großen und Ganzen am Schlusse des Trienniums*) über eine größere Summe von Kenntnissen verfüge, als ihm beim Abiturientenexamen eigen gewesen ist. Ja noch mehr, es muß sich die Summe vermindert haben, da der Student der Theologie doch nicht die Zeit und den Fleiß ohne Vernachlässigung des Berufsstudiums auf die genannten Objekte wenden kann, die er als Gymnasiast ihnen widmen konnte. Wozu also eine Repetition des Abiturientenexamens fordern, die nothwendig nur dürftige Resultate konstatirt. Man erwäge den Umfang des Gebiets beider Wissenschaften: Oder sollen allgemeine Ideen an die Stelle der Thatsachen treten und das Examen sich auf eine Philosophie der Geschichte beziehen? Davor müssen wir dringend warnen. Es wäre der Weg, den nur die Ignoranz sich wünschen könnte. Sie würde ihre Blöße mit Phrasen decken. Aber was

*) Warum müssen aber gerade die Theologen allein nur drei Jahre studiren?

Die Red.

soll geschehen? Es ist nicht sowohl Mehrung der Kenntnisse, als vielmehr der Einsicht zu fordern. Diese läßt sich nun für den Studenten, der nicht Geschichte und Literaturgeschichte zu seinem Berufsstudium gewählt hat, wohl aber auf beiden Gebieten vermöge der gymnasialen Vorbildung orientirt ist, nur dadurch erreichen, daß er auf beschränktem Gebiet an den wissenschaftlichen historischen und literarhistorischen Studien sich betheiligt. Wir würden es daher für das geeignetste Mittel halten, das gewünschte Ziel zu erreichen, wenn von den Studierenden der Theologie gefordert würde 1) daß sie eine größere Privatvorlesung aus dem Gebiete der Geschichte und zwar mit Rücksicht auf nationale Bildung aus dem Gebiete der deutschen Geschichte und ebenso eine größere Privatvorlesung aus dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte anhörten; 2) daß sie sodann unmittelbar nach Beendigung der Vorlesungen sich einer Prüfung von Seiten des vortragenden Docenten unterzögen, deren Resultat schriftlich bezeugt werden müßte. Die erste Forderung führte in beschränktem Maße die früher bestehenden sogenannten Zwangsvorlesungen ein, die zweite dehnte die gegenwärtig bestehenden Semestralexamina aus. Unser Petitum ginge daher dahin, daß alle Theologie Studierenden, welche durch das Abgangszeugniß vom Gymnasium den Besitz befriedigender Kenntnisse in der Geschichte und Literaturgeschichte beweisen, durch eine Generaldispensation des Kultusministers vom Staatsexamen befreit werden, dagegen angehalten, in der angegebenen Weise die Fortentwicklung in allgemeiner wissenschaftlicher Bildung sich angelegen sein zu lassen. Auf diesem Wege, scheint uns, würde ebenso sehr den berechtigten Forderungen des Staats wie den Interessen der Theologie Studierenden Genüge gethan und ein höheres Maß allgemeiner wissenschaftlicher Bildung erzielt, als auf dem von der Regierung in Aussicht genommenen. Man täusche sich nicht, es hat mehr Werth und bringt mehr Gewinn, auf beschränktem Gebiet Gründliches zu wissen, als auf weitem Gebiet vieles aus der Vogelperspektive zu betrachten. Es ist bildender eine Vorlesung über deutsche Geschichte im Mittelalter sich aneignen, als aus einem Compendium eine Uebersicht der Weltgeschichte nach ihrer Länge und Breite repetiren. Es ist bildender, eine Vorlesung über das Nibelungenlied oder Goethe sich aneignen als aus einem Leitfaden eine Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte in ihrer Länge und Breite repetiren. Denn daß das ganze Gebiet beider Wissenschaften ernstlich durchgearbeitet werde, das kann doch nur vom Historiker oder Literarhistoriker vom Fach, nicht aber vom Theologen gefordert werden. Was bleibt ihm also übrig als zum Compendium oder zur Tabelle zu greifen. Unser Vorschlag fällt also mit den Tendenzen der Regierung zusammen, weicht nur im Ausführungsmodus ab und begünstigt nicht eine Minderung, sondern eine

Steigerung der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung der Theologie Studirenden.

Man verzeihe uns diese Abschweifung. Die hier ausgesprochenen Gedanken liegen dem Referenten schon lange auf dem Herzen und sein Beruf treibt ihn, sie auszusprechen. Wir kehren zu unserer Schrift zurück. Der Abschnitt, welcher uns hier beschäftigt, berührt viele schwierige Probleme. Aber sie sind eben nur berührt, ohne daß ein ernstlicher Versuch gemacht wäre, sie zu lösen. Was der Verfasser über den Glaubenseid sagt, ist durchaus unzureichend. Worin sich derselbe vom zuletzt erwähnten Religionseid unterscheidet, wird nicht mitgetheilt. Wünschenswerth wäre es auch gewesen, wenn der Verfasser sich eingehender über die schwierige Frage nach den Grenzen der Lehrfreiheit geäußert hätte. Doch ist er auf dem rechten Wege. Sehr beachtenswerth sind die Thesen: 1) Der Lehrstuhl in der evangelischen Kirche ist nicht derselbe, wie der des theologischen Katheders; der erstere schließt die Erörterung theologischer Streitfragen, welche der Wissenschaft angehören, im Wesentlichen aus. 2) Insbesondere ist das Lehramt, welches auf die Grundsätze in den Reformationsschriften und nach Maßgabe derselben als ein Kirchengemeindeamt verliehen worden, nicht berufen, diese nach subjectiver Auffassung zu ändern oder zum Gegenstande des Zweifels oder Angriffs zu erheben; — dadurch aber den Glauben der Gemeindeglieder zu erschüttern und die Stellung des Lehramts zur Gemeinde erheischt, daß dieses auch nicht durch öffentliche Aeußerungen außerhalb der lehramtlichen Wirksamkeit nach Form und Fassung in der Weise geschehe, daß das Vertrauen der Gemeinde in die Wahrhaftigkeit des Lehramts wesentlich gefährdet oder abgeschwächt werde; die freie Grenze einzuhalten ist Sache seiner sorgsamen Prüfung.*) Die liberalen Theologen thäten gut, auf die Worte solcher liberaler Juristen zu hören. Der Theologe ist in Gefahr, einseitig nur die Interessen des religiösen oder vielmehr des über die Religion reflektirenden individuellen Subjekts wahr zu nehmen, der Jurist tritt für das Recht der Gemeinschaft ein und schützt die Bedingungen, ohne deren Bewahrung ein socialer Organismus nicht bestehen kann.

Aus dem 11. Abschnitt, der über „die Familie und die Religion“ handelt, heben wir die Bemerkungen des Verfassers über die gemischten Ehen hervor. Es wird hier der Wunsch ausgesprochen, „daß jedes Verlangen eines Versprechens Seitens eines Geistlichen, sei es eines mündlichen oder schriftlichen oder wohl gar eidlichen über die religiöse Erziehung der Kinder unter namhafte Strafe gestellt werde.“ Wir können dem Verfasser nur beistimmen, zumal in Bezug auf Preußen, da hier eine Forderung solchen Inhalts von

*) S. 150.

Seiten der Geistlichen geradezu eine Gesetzwidrigkeit in sich schließt*), aber auch überhaupt, da, wie Eichhorn**) richtig sagt in einer solchen Forderung sichtbar die Anwendung eines moralischen Zwanges liegt, um eine Handlung zu bewirken, die nach den bürgerlichen Gesetzen nicht erzwungen werden, sondern nur aus freier Vereinigung der Verlobten hervorgehen kann." Die geschichtlichen Mittheilungen des Verfassers über die Form der Eheschließung sind zum Theil unrichtig. Es ist falsch, wenn gesagt wird: Erst die Reformatoren der evangelischen Kirche erachteten dieselbe (die kirchliche Trauung) für eine zum Abschluß des Ehevertrages erforderliche Form.***) Solche grundlose Behauptungen sollten nach dem Erscheinen von Friedberg's Epoche machender Schrift†) nicht mehr gewagt werden. Was speziell Luther's Stellung zu dieser Frage anlangt, so hat sich Referent an einem anderen Orte††) eingehend darüber ausgesprochen und beschränkt sich darauf, hier die dort gewonnenen Resultate zu vergegenwärtigen. „Luther weist die Eheangelegenheiten der bürgerlichen Obrigkeit zu und betrachtet sie als ein Gebiet, das eigentlich außerhalb der kirchlichen Rechtssphäre sich befindet. Nichtsdestoweniger soll die Kirche, wenn die bürgerliche Obrigkeit eine kirchliche Segnung oder Trauung verlangt, dieselbe vollziehen. Luther sieht also die Eheschließung wesentlich als einen civilen Akt an und betrachtet die Kirche, insoweit sie die Trauung vollzieht, als Mandatarin der bürgerlichen Obrigkeit." „Er sah eben die Trauung als eine wesentlich civile Handlung an. Dagegen die Segnung der Getrauten erschien ihm als eine Feier, welche die Kirche in ihrem eigenen Namen vollzog. Er folgte daher der bestehenden Akte und theilte die Handlung in zwei Abschnitte, die Trauung verlegte er vor die Kirche, die Segnung dagegen knüpfte er an den Altar."

Auch ignorirt der Verfasser, daß schon früh auf protestantischem Boden die Civilebe sich gebildet hat. In England hat sie von 1653—1660 Geltung gehabt. In den Niederlanden wurde die fakultative Civilehe am 1. April 1580 für die Provinzen Holland und Westfriesland, am 18. März 1656 für die General-Staaten eingeführt, in Schottland gelten die heimlichen Ehen und Gretna-Green ist der rettende Hafen für die Liebenden, deren Bund in England keine gesetzliche Geltung erlangen kann, wie den Kennern englischer Romane hinlänglich bekannt ist.

Gegen den Abschnitt „Die Schule und die Religion" haben wir ernste Bedenken. Vielleicht läßt sich die Frage nach der Confessionslosigkeit der Schule nicht beantworten, wie es der Verfasser thut. Er hat dem vorliegen-

*) Jacobsohn, das ev. Kirchenrecht des preußischen Staats. S. 570.

) Grundsätze des Kirchenrechts Bd. 2. S. 506. *) S. 159.

†) Das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwickelung. Leipzig 1865.

††) Jacoby, Liturgik der Reformatoren. Gotha 1861. Bd. I, S. 326 u. d. f.

den Problem gar nicht ernst in das Angesicht gesehen. Wir erheben keinen Widerspruch gegen die Anstellung jüdischer Lehrer an christlichen Schulen, evangelischer Lehrer an katholischen Schulen und umgekehrt, aber fordern trotzdem eine confessionelle Bestimmtheit der Anstalt. Abgesehen von dem Religionsunterricht, der selbstverständlich confessionell sein muß, kann der Geschichtsunterricht, der deutsche Unterricht nur confessionellen Charakter tragen, und ebenso darf das Directoriat der Schule und das Ordinariat der Klassen einer confessionellen Bedingtheit nicht entbehren (? d. Red.). Jenseit dieser Grenzen dagegen kann das confessionelle Element durchbrochen werden. Simultanschulen in den Schranken einer confessionellen Grundrichtung, nicht confessionslose Schulen entsprechen den Forderungen der Gegenwart. Wir begründen mit wenigen Worten unsere Forderung. Wie kann ein Jude, der, wohlgemerkt ein Jude mit ganzem Herzen ist, die Entstehung und den Werth des Christenthums würdigen? Er sieht in ihm einen Rückfall in den Polytheïsmus des Heidenthums. Wie kann ein Katholik, der seinem Glauben von ganzem Herzen zugethan ist, der Reformation gerecht werden? Sie ist ihm ein frevelhafter Bruch mit der Kirche. Daher ja an den Universitäten, auf die Provinzen mit gemischter Bevölkerung angewiesen sind, obwohl doch die Universitäten die Objectivität wissenschaftlicher Betrachtung vertreten, ein katholischer und ein protestantischer Lehrstuhl für die historische Wissenschaft errichtet ist. Wer den confessionslosen Geschichtsunterricht befürwortet, setzt Lehrer voraus, die innerlich außerhalb der Kirche stehen, der sie äußerlich angehören, oder er wünscht einen historischen Vortrag, welcher auf die ideelle teleologische Werthschätzung der historischen Erscheinungen und damit auf die Wirkung auf das Gemüth der Schüler verzichtet. Es ist nicht viel anders mit dem Vortrag der deutschen Literaturgeschichte. Man lese z. B. Eichendorf's Darstellung derselben, um als Protestant eine gründliche Scheu zu fühlen, seinen Kindern eine solche Einführung in die deutsche Literatur zu wünschen, welche in der Romantik die Blüthe, den Höhepunkt ihrer Entwicklung findet. Der echte Katholik kann es nicht verwinden; daß dies neue Geistesleben Deutschlands auf dem Boden des Protestantismus erwachsen ist. Und der Jude? die religiösen und sittlichen Ideen, welche die innerste Substanz der Gedankenwelt unserer Dichter bilden, sind aus der Wurzel christlicher Welt und Gottesanschauung hervorgegangen, und der Nichtchrist muß sich in dieselbe erst künstlich hineinleben. Der deutsche Unterricht schließt aber auch ferner die Verpflichtung in sich, die Aufgaben für den deutschen Aufsatz zu stellen und ihre Lösung zu controlliren. Es ist bisher dieser Theil des Unterrichts nicht blos als ein Mittel der Stilbildung, sondern in erster Linie als ein Mittel der ethischen Bildung angesehen worden. Im Aufsatz sollte der Schüler — wir berücksichtigen selbstverständlich nur die Schüler der oberen Klassen — die

eigene Kraft in der Beurtheilung der ihm zugeeigneten Objecte erproben, die historischen, ästhetischen, moralischen Bestandtheile des Wissens reproduziren. Es war dies eine Gelegenheit, in hervorragender Weise, positiv und negativ, die sich bildende Gesammtanschauung des Schülers zu reguliren. Aber wie soll dies möglich sein ohne die religiös-ethische Einheit der Schule! Wenn wir endlich das Directorium und die Klassen-Ordinariate als Träger der confessionellen Bestimmtheit betrachten, so geschieht es, weil wir die Schule nicht blos als ein Lehr- sondern auch als ein Erziehungsinstitut gesehen. Und wem Erziehung etwas anderes ist als Dressur, der wird sich nicht dem Zugeständniß entziehen können, daß die confessionelle Bestimmtheit auch in die Ethik hineinragt. Protestantismns und Katholicismus, Christenthum und Judenthum sind nicht nur dogmatisch, sondern auch ethisch different. Wir halten deßhalb an der Forderung der confessionellen Schule fest, tragen aber kein Bedenken gegen die Bildung von Simultanschulen. Sind die von uns ausgesprochenen Forderungen befriedigt, so braucht der Unterricht in der Philologie, Mathematik, der Naturwissenschaften nicht an die confessionelle Bestimmtheit der Lehrer gebunden zu werden. Auf diese Weise wird das Interesse des Staates, welches nicht auf die Indifferenzirung, sondern auf die Milderung der confessionellen Gegensätze gerichtet sein kann, Befriedigung finden.

Auch in anderer Hinsicht müssen wir diesen Abschnitt in Anspruch nehmen. Er zeugt nämlich wieder von der unzureichenden religions-philosophischen Durchbildung des Verfassers. Oder können wir anders die Meinung beurtheilen, daß der Einfluß der Religion, als einer das Leben umfassenden und erhebenden Gemüthskraft abnehme, je mehr der Verstand dem wissenschaftlichen Stoffe zugänglich werde und sich denselben aneigne? Wer ein solches Urtheil zu fällen vermag, weiß allerdings nicht, was Religion ist.

Was den Abschnitt von Klöstern, geistlichen Orden und Congregationen betrifft, so machen wir nur auf eine geschichtliche Unrichtigkeit aufmerksam. Das Klosterwesen des Abendlandes ist nicht im ersten Jahrhundert durch Einführung einer geregelten Lebensweise geordnet worden, sondern vielmehr im sechsten Jahrhundert. Die maßgebende Mönchsregel des Benedictus von Nursia stammt aus dem Jahre 529.

Indem wir unser Referat schließen, müssen wir von neuem unser Bedauern darüber aussprechen, daß die Schrift des Verfassers den Werth, der ihr mit Rücksicht auf das sich in ihr bezeugende objective, unbefangene und meist richtige Urtheil zuerkannt werden muß, durch einen auffälligen Mangel auf dem Gebiet religions-philosophischer Begründung wesentlich verringert. Zu einer systematischen Bearbeitung der Religionspolitik fehlen dem Verfasser die nothwendigen Voraussetzungen.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Jugenderinnerungen Karl Friedrich's v. Klöden.*)

Unter diesem Titel giebt eine umfangreiche Selbstbiographie des bekannten Gelehrten und Erziehungs-Direktors Klöden neben dem sehr interessanten Lebensgang zugleich ein Kulturbild, das wohl fast einzig in seiner Art dasteht, denn es beleuchtet uns eine Stufe der socialen Gesellschaft, die sich zu seiner Zeit jeder anderen Schilderung entzog.

Wir werden in die letzten Regierungsjahre Friedrich's des Großen eingeführt. Die glänzenden Waffenthaten des siebenjährigen Krieges haben Preußen zu einer gefürchteten Macht erhoben, des Königs große Theilnahme an philosophischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen hat dem jungen Reich neben dem Kriegsruhm auch ein weites Feld geistigen Wachsthums, das Wirken großer und bedeutender Gelehrten und Philosophen erschaffen. Aber auf diesem glänzenden Hintergrund entrollt sich ein Bild des niederen, schwergedrückten Soldaten- und Kasernenlebens, ein Elend des unteren Beamtenthums, wie es erschütternder kaum gedacht werden kann. Der einzige Sohn eines alten, preußischen, einst reich begüterten Adelsgeschlechtes lebt als Unteroffizier mit Frau und Kind in der Kaserne. Zu der Sorge um die dürftigste Existenz gesellen sich täglich die abschreckenden Eindrücke der harten Disciplinarstrafen, durch welch letztere das buntzusammengewürfelte Heer in Zucht gehalten werden soll.

Bis zu welch verzweifelten Schritten die rohen Soldaten sich oft reißen ließen, davon erzählt Klöden ein entsetzliches Beispiel: „Ich war zwei Jahre alt; meine Mutter trug mich noch auf dem Arm und ging mit mir vom Georgen-Kirchhof durch den Gang am Hospitale nach der Landsbergerstraße. Kaum tritt sie aus dem Gang heraus, so entdeckt sie, nicht 30 Schritte von sich entfernt, einen Soldaten mit einem langen Messer in der Hand, dessen furchtbar verstörtes Ansehen die heftigste Exaltation verräth. Die Straße ist auf größere Entfernung menschenleer, ringsum aber liegen die Bewohner angstvoll in den Fenstern. Meine Mutter überblickt im Momente den Stand der Dinge; aus den Fenstern ruft man ihr zu: „Retten Sie sich, retten Sie sich und das Kind.“ Umkehren konnte sie nicht, ohne den Menschen hinter sich herzuziehen; ängstlich wagte sie es, an den Häusern herzuschleichen, und flüchtete sich dann in die nächste, offene Hausthüre. Der Kerl hatte sie wohl gesehen, aber nicht verfolgt. Sie wurde mit einer Art von Jubel empfangen und erfuhr, daß der Mensch schon seit einer Viertelstunde in der Nähe auf entsetzliche Art geflucht, getobt und sein Messer auf den Steinstufen

---

*) Herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt von Max Jähns. Leipzig. Verlag von F. W. Grunow.

gewetzt, auch unter lauten Verwünschungen geschworen habe, den Ersten Besten zu ermorden, weil er seines Lebens müde sei. Jeder habe sich daher geflüchtet, und man habe nur gewünscht, daß ihm Niemand in den Wurf kommen möge, als zum Schrecken Aller meine Mutter mit mir erschienen sei. — Kinder liefen bei solchen Gelegenheiten die größte Gefahr, weil es bei dieser Art von Leuten ein allgemeiner Aberglaube war: es sei eine geringere Sünde, ein Kind zu tödten, als einen Erwachsenen, denn Letzterer fahre in seinen Sünden in die Verdammniß dahin, ohne Zeit zu haben, sich vorher zu bekehren, während ein unschuldiges Kind sofort ein Engel werde und selig sei.“ —

Dies waren die Verhältnisse, in denen Karl Friedrich von Klöden seine ersten Eindrücke empfing, und immer drückender wurde die Lage seiner Eltern. Der Vater ließ sich, durch den Spott seiner Kameraden gestachelt, verleiten, im Jahr 1792 freiwillig als Lazareth-Commissarius mit nach Frankreich zu ziehen. Er ward von den Franzosen gefangen genommen, und die Mutter mit drei Kindern war einen Winter lang ohne Nachricht von ihm und ohne Existenzmittel. Nach seiner Rückkehr zog er mit der Familie nach Preußisch-Friedland, wo er als Accise-Aufseher angestellt worden war.

Hier nun beginnt der eigentliche, bewußte Entwicklungsgang des Knaben. Von den ersten Lehranfängen bei der alten, 70-jährigen Schulmeisterin am Spinnrad, begleiten wir ihn in die höhere Schule zum Rektor, der „den runden, kahlen Kopf mit einer weißen Zipfelmütze bedeckt, im weiten, kleingeblümten, kattunenen Schlafrock, der den starken Spitzbauch weit bedeckte, und mit Pantoffeln an den Füßen wortlos Schule hielt. Jahr aus, Jahr ein wurde aus der Bibel vorgelesen, und wenn die Offenbarung Johannis „fertig“ war, fing der Nächste ohne Pause wieder mit dem ersten Wort des ersten Buches Mosis an.

Noch zeigt sich nichts von der großen vielseitigen Begabung des künftigen Gelehrten, und die Art des Unterrichts ist nicht dazu angethan, die schlummernde zu wecken. Ebensowenig that er sich anfangs in der Schule zu Märkisch-Friedland hervor, in welche Stadt sein Vater als Thoreinnehmer 1796 übersiedelte, und es ist eigenthümlich, daß erst von einer Krankheit, den Masern, sich das geistige Erwachen und der rastlose Lerneifer des Knaben datiren. Viel, fast das Entscheidende, trug zu diesem Umschwung die Lektüre von Campe's Robinson Crusoe bei: „Alle Erklärungen verschlang ich förmlich und eignete sie mir auf das genaueste an, um so mehr als mir diese Art von Belehrung völlig neu war; denn außer der mütterlichen hatte ich ja niemals eine Erklärung erhalten. Die in den Gesprächen vorkommenden Lehren der Sittlichkeit, des Verhaltens gegen das Lernen und gegen die Menschen, kurz jede Maxime prägte ich mir um so tiefer ins Herz, als ich

ihre Wahrheit und Angemessenheit im Innersten fühlte. Mir ging eine ganz neue Welt auf, ich hätte jede Scene bis ins Kleinste malen können; ich lebte mit Robinson, empfand mit ihm, er wurde mein anderes Selbst."

Und von nun an rastet der erwachte Geist nicht mehr; jeden, auch den entlegensten Stoff weiß er zu verwerthen und seinem Bedürfniß anzupassen. Die Schule bot dem Wissensdurst fast Nichts; nur aus sich selbst und aus den wenigen Büchern, die in der abgelegenen Stadt, bei den sehr beschränkten Mitteln seiner Eltern ihm erreichbar waren, konnte der junge Geist Nahrung ziehn für sein Heranwachsen. Ein neuer Lehrer weiß endlich den lernbegierigen Schüler auf neue Gebiete zu führen, seinen Gedanken neuen Inhalt zu geben, aber noch immer bleibt die eigene, innere Arbeit an sich selbst das bewegende Element seiner Entwickelung. Er beginnt für sich das Studium der Mathematik, sucht sich im Zeichnen immer mehr zu vervollkommnen und lernt ohne Lehrer die Flöte blasen.

Während so sich dem 13-jährigen Knaben ein schöner, vielverheißender Horizont öffnet, freilich mit der traurigen Gewißheit, daß er seinen sehnlichsten Wunsch, zu studiren, niemals wird erfüllen können, wird das Leben zu Hause ein immer drückenderes. Der Vater ist durch den Trunk moralisch tief gesunken, die Familie verarmt gänzlich, trotz Fleiß und Sparsamkeit der Mutter, die beiden jüngsten Geschwister erliegen in einer Woche einer herrschenden Pockenepidemie. In all diesem Elend, neben dem an Charakter-Schwäche untergehenden Vater, tritt uns nur eine Lichtgestalt entgegen: Die Mutter. Die Mutter ist es, die dem Sohne die dürftige Kindheit erhellt, die ihn aufmuntert und anspornt in seinem Streben nach Kenntnissen, die den Kindern auch in bitterer Armuth durch aufopfernden Fleiß, durch liebliche Erzählungen und Lieder das Christfest zum schönsten Tag des Jahres weiht, die den Sohn auszusöhnen sucht mit seiner durch die Noth gebotenen Lebensstellung als Goldschmied-Lehrling. Und wenn später, da der Gelehrte auf der Höhe seines Wirkens steht, die Frage uns nahe tritt: Warum hält der Naturforscher sich fern von jener Richtung, die unter dem Einfluß von Voltaire und Rousseau und auf Grund eben der Naturwissenschaften die Rückkehr erstrebt zur Natur, die den Bruch mit der Cultur und statt der christlichen Idee die natürliche Vernunft auf ihre Fahne schreibt? Warum bleibt der künstlerisch begabte Geist, der jeden neugebotenen Stoff sich so fruchtbringend anzueignen weiß, unberührt von der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, die, sich anlehnend an die neue Philosophie, alles bisher Gültige niederzureißen strebt? Dann haben wir wohl zur Erklärung den sehr natürlichen Widerstand des Autodidakten, der sich das nicht nehmen läßt, was er selbst sich so mühsam erst erwerben mußte, während es anderen leicht entgegengebracht worden; aber es taucht doch dabei immer wieder die Gestalt der Mutter auf, die dem Kinde

fromme Lieder singt und ihn lehrt, die Welt anzuschauen im Sinne des Wortes, das er später so gerne gebraucht: „Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran."

Es bietet einen eigenthümlichen Reiz, diesem Werden des Charakters, diesem Emporsteigen des Wissens zu folgen, das von Stufe zu Stufe, über die widerwärtigsten Hindernisse zu freier wissenschaftlicher Arbeit und Forschung drängt.

Als Goldarbeiter kommt der Jüngling zu seinem Onkel nach Berlin und wiederholt französische Vocabeln, während er in der dunkeln Küche mit unzureichendem Werkzeug die Handgriffe seiner Kunst lernt und zugleich das brodelnde Mittagsessen auf dem Kochherde überwachen muß. Sonntags auf dem Hausboden, wo sein Bett und seine Kiste neben dem aufsteigenden Schornstein stehen, wo auf der einen Seite die Brennmaterialien des Haushaltes liegen, auf der andern nasse Wäsche zum Trocknen hängt, treibt er Algebra, Logik, Geschichte.

Hören wir, was er von seiner damaligen Lage erzählt:

„Unterdessen rückte der Winter heran und mit ihm neue Plage. Noch immer war ich Lehrbursche, Hausknecht, Bedienter, Dienstmädchen, Küchenmagd in *einer* Person. Als nun die Tage kalt wurden, konnte ich nicht mehr auf meinem lieben Boden sitzen und verlor damit meine Sonntagserholungen; zudem mußte ich jetzt auch die Oefen heizen und Abends vorher mir das Holz dazu besorgen und klein hacken, sowie den Torf und die Kohlen herbeischleppen. Ich durfte des Abends kein Licht auf den Boden nehmen, sondern mußte mich im Finstern an- und auskleiden. Das hätte wenig geschadet, aber ich schlief nicht viel besser als im Freien. Wenn es schneite, mußte ich den Schnee von Kopfkissen und Deckbette abschütteln; bei starker Kälte fror das Bette vor meinem Munde steif. Das Schlimmste aber waren die Zeiten, wo der ganze Boden voll nasser Wäsche hing, durch welche ich mich im Finstern oft kaum hindurch finden konnte und dann während des Schlafes von ihr rings dicht umgeben war. Bei nasser Witterung hing die Wäsche oft wochenlang, ehe sie trocknete, und so lange hatte ich die Pein, so zu schlafen."

Wahrlich, es gehört eine ungewöhnliche Ausdauer, ein unerschütterlicher Lebensmuth dazu, aus solchen Verhältnissen sich empor zu arbeiten!

Wir folgen ihm in seinem Studium der französischen und italienischen Sprache und Geometrie; in allen diesen Fächern, die er nur in den sehr knapp gebotenen Mußestunden üben darf, kommt er rüstig vorwärts. Dann thut er, durch seine Geschicklichkeit im Zeichnen ermuthigt, den ersten Schritt zur Verbesserung seiner Lage und wird Graveur. Von da an geht es stetig vorwärts: der Graveur wird Schrift- und Kupferstecher, und diese Beschäftigung führt ihn zu dem Fach, in dem er so Großes leisten und Ruhm und Ehre gewinnen sollte, zum Stechen geographischer Karten.

Jetzt liest es sich glatt weiter, das schöne, so reichlich verdiente Vorwärtskommen, wie Klöden sich durch Musikunterricht bessern Verdienst erwirbt, wie er Freunde findet, die sein Streben fördern. Seine sorgfältigen geographischen Pläne führen zur Verbindung mit der Schropp'schen Buchhandlung und machen seinen Namen schon bekannt; er heirathet, wird Lehrer am Plamann'schen Institut und mit der Begeisterung für die Sache des Vaterlandes, die Befreiung vom wälschen Joche, für die auch er thätig wirkt, steigt sein Ruhm glänzend empor, weit über die Grenzen seines Vaterlandes. Da er schon Familienvater ist, erreicht er endlich die Erfüllung seines Herzenswunsches und kann sich auf der Universität als Student in die Register aufnehmen lassen.

Und wenn wir ihn jetzt auf seiner schönen Laufbahn weiter folgen, ihn geehrt und ausgezeichnet sehn von wissenschaftlichen Größen, geliebt von den Freunden und in der ehrenvollen Stellung, sein allseitiges Wissen für eine neue, bahnbrechende Stiftung der Jugenderziehung zu verwerthen, da müssen wir wohl mit einstimmen in das Staunen des Schwiegervaters, von dem Klöden mit Behagen erzählt: „Er hatte seine Tochter einem Graveur gegeben, und nun sollte sie mit einem Mal die Frau eines Seminardirektors sein."

Was von da an Klöden als Lehrer und Bildner der Jugend gewirkt, das darf niemals vergessen werden. Er war einer der Ersten, der die Erkenntniß, daß nicht auf dem Studium der alten Sprachen allein, sondern hauptsächlich auf dem lebendigen Erfassen und Verstehn der Natur die höhere Volksbildung fußen muß, zur praktischen Ausführung brachte. Er war für Preußen der Gründer der Realschule, der erste Pädagog, der den erzieherischen Einfluß der exakten Wissenschaften richtig erkannte. Und wie der 14jährige Knabe einst das tiefsinnige Geheimniß der Dreieinigkeit sich und Andern durch die sicht- und greifbare Anschauung des Dreiecks und seiner Gesetze klar zu machen suchte, so ist des Lehrers Grundsatz, daß nur die Anschauung, die richtige Erfassung des Gegebenen den Lehrstoff zum geistigen Eigenthum des Schülers machen kann, und so vertritt auch noch in spätern Jahren in der anschaulichen Vergleichung mit einem halb verwischten Oelgemälde der Geschichtsschreiber Klöden die Berechtigung der Geschichtsforschung, verwischte Linien zu ergänzen, verblaßte Farben wieder aufzufrischen.

So tritt uns der Mann entgegen, der dem Geiste seiner Zeit eine neue Richtung geben half und doch durchaus auch ein Kind dieser Zeit war; denn wenn es wahr ist, daß nur ein ungewöhnlich starker Charakter sich durch die traurigen Hemmnisse zu seiner schönen Reife entwickeln konnte, so ist es doch nicht minder wahr, daß gerade diese widrigen Verhältnisse und die daraus entspringende Nothwendigkeit, alle Kraft zu entwickeln in ihrer Bekämpfung, den Charakter zu dem gemacht, was er geworden.

Dem Herausgeber aber sagen wir unsern Dank, daß er ein Buch, das

bisher nur werthvoller Familienbesitz gewesen, der Oeffentlichkeit übergeben und mit pietätvollen Worten begleitet hat. Haben wir doch aus dem Werk kennen gelernt, den kennen zu lernen immer wieder erfreut, sei es nun, daß er uns persönlich in Wirklichkeit oder aus vergilbten Blättern entgegentritt: Einen tüchtigen Menschen und ganzen Mann.

Diese Zeilen gehen hinaus Angesichts des Jubeltages, an dem Klöden's bedeutendstes Werk, die Friedrichs-Werder'sche Gewerbschule in Berlin ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert. Möchte dieser Tag dazu beitragen den „Jugenderinnerungen" des theuren Mannes, die der Enkel mit einem Umriß seiner späteren Tage ergänzt hat, die dankbare Aufmerksamkeit des Vaterlandes zuzuwenden. B.

Ein Musterstück bonapartistischer Propaganda in Frankreich.

Paris, 27. Sept.

Der Bonapartismus ist in Frankreich wieder eine Macht geworden. Zum Verständniß dieser Erscheinung wird die Mittheilung des folgenden Schriftstücks beitragen, dem eine äußerst geschickte Mache nicht abzusprechen ist und welches außerdem, was die Frage nach der Schuld des französischen Volkes am Krieg gegen Deutschland betrifft, ebenso übersichtlich als wahrheitsgetreu ein schätzbares Material zusammenstellt. In dieser doppelten Beziehung hoffen wir durch das Interesse des Lesers für die mechanische Arbeit der Uebersetzung des umfangreichen Schriftstücks entschädigt zu werden.

Dasselbe ist am 26. Sept. d. J. im „Ordre" erschienen, dem bonopartistischen Hetzblatt von Paris, das zwar wenig Abonnenten, aber sehr viele Leser zählt, da es mit reichen Mitteln aus dem Chislehurster Preßfond versehen, in großen Massen umsonst colportirt und ausgetheilt wird. Namentlich geschieht das mit Nummern, wie die vorliegende, welche besonders wichtige Artikel enthalten. Der politische Direktor des Blattes ist ein bonapartistisches Blaublut, der bekannte Herr Vagué de la Fauconnerie. Er hat auch das fragliche Schriftstück verfaßt, um sich durch dasselbe den Weg zu einem Sitz im Conseil General des Cantons de Nocé (Orne) zu bahnen bezw. seinen republikanischen Gegencandidaten zu vernichten. Deshalb trägt es auch den Charakter eines „Offenen Briefes" an den letzteren. Dieser „offene Brief" lautet:

Mein Herr!

Ich weiß, daß man, um meine imperialistische Candidatur zu bekämpfen, die Ihrer republikanischen gegenübersteht, in unserem Lande wieder alle jene Verläumdungen und Lügen auszubreiten begonnen hat, welche beweisen sollen, daß das Kaiserreich die Ursache all unsrer Niederlagen sei. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, Ihnen gegenüber kurz festzustellen:

1. daß nicht das Kaiserreich den Krieg gewollt hat.

2. daß nicht das Kaiserreich die Schuld trägt, wenn wir nicht bereit waren.

3. daß man nicht das Kaiserreich für den Verlust zweier Provinzen und die außerordentlichen Summen, die uns der Krieg gekostet, verantwortlich machen kann.

4. daß Sedan der edelste Akt des Lebens Napoleon's III. ist.

Ich habe die Ehre, Ihnen diese Notiz zu übersenden, indem ich Sie bitte, dieselbe mit sorgfältigster Aufmersamkeit zu lesen. Wie Sie lesen werden, bringe ich nicht Worte, sondern Thatsachen zum Beweis. Nun, ich fordere Sie auf, die Wahrheit einer einzigen dieser Thatsachen zu bestreiten und biete Ihnen in dieser Hinsicht eine Wette von 25000 Franks gegen 25000 Sous zum Besten der Armen des Cantons. Und nicht nur Ihnen, sondern allen französischen Republikanern biete ich diese Wette. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner Hochachtung.

Vagué de la Fauconnerie.

Diesen offnen Brief — die durchschossen gesetzten Worte sind im „Ordre" mit Riesenlettern gedruckt — hat der Verfasser folgende auch als Broschüre für die Wähler gedruckte Abhandlung beigefügt:

An meine Wähler!

Man hat gewagt, Euch zu sagen, daß das Kaiserreich den Krieg gewollt habe. Ich antworte: das ist eine Lüge! Nein, das war nicht der Kaiser, denn er hat sich von Drouyn de Lhuys, seinem alten Minister getrennt, weil dieser den Krieg wollte. Das war nicht der Kaiser, denn einige Zeit, bevor der Krieg ausbrach, hat er Preußen eine gegenseitige Entwaffnung vorgeschlagen. Das war nicht der Kaiser; denn in seiner Rede an den Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers hat er im Moment seines Abgangs zum Heer gesagt: „Wir haben Alles gethan, was von uns abhing, um den Krieg zu vermeiden, und ich kann sagen: es ist die gesammte Nation, welche in ihrem unwiderstehlichen Elan unseren Entschluß dictirt hat.

Anderseits braucht Ihr, um zu wissen, was in dieser Hinsicht die öffentliche Meinung war, nur einen Blick auf die Zeitungen, selbst auf die dem Kaiserreich abgeneigtesten, zu werfen.

Die „Liberté" z. B. sagte: „Wir haben seit einigen Tagen nicht ab-

gelassen, den Krieg zu fordern. Und aus unserer Seele heraus und des Gewissens wegen erklären wir, daß wir dabei der Pflicht gehorchten, welche die Würde und die Ehre Frankreichs vorschrieb!" —

Die „Presse" sagte: „Die Kriegsrufe, welche gestern auf unsern Boulevards ertönten, erfüllen jetzt ganz Frankreich und unterstützen unsere Armee in dem Heldenkampf, zu welchem die Frechheit Preußens uns herausfordert. Der Entschluß zum Krieg geht nicht von der Regierung aus, er entstammt den Eingeweiden des Landes!"

Der „Univers" (das klerikal-legitimistische Hauptblatt Frankreichs) sagte: „Der Krieg, in den wir eintreten, ist für Frankreich weder das Werk einer Partei, noch ein ihm von der Regierung auferlegtes Abenteuer: die Nation gibt sich ihm hin mit vollem Herzen!"

Der „Soir" sagte: „Nicht der Kaiser Napoleon III. hat den gegenwärtigen Krieg erklärt, wir sind es, die seine Hand genöthigt haben!" —

Wollt Ihr noch einen andern Beweis dafür, daß die Regierung nur dem allgemeinen Gefühl folgte, das sich aufs deutlichste kundgab? Ihr sollt es haben! Hier, was der englische Gesandte an seine Regierung schreibt: „Die Erregung des Publikums und die Gereiztheit des Heeres sind derart, daß es immer zweifelhafter wird, ob die Regierung dem Geschrei nach Krieg widerstehen kann. Man fühlt es, daß man gezwungen sein wird, die Ungeduld der Nation zu beschwichtigen, indem man bündig die Absicht erklärt, die Haltung Preußens zu züchtigen." —

Wer den Krieg wollte, das waren die Preußen (?! d. Red.). Sie waren bereit und hätten eine Gelegenheit entstehen lassen, gleichviel welche, wenn sie sich ihnen nicht geboten hätte.

Wer den Krieg wollte, das waren die Leute der Opposition, welche um jeden Preis einen Vorwand suchten, um die Regierung zu kritisiren, und welche unaufhörlich, auf den oft blinden Patriotismus der Massen rechnend, um sich populär zu machen, von der Schmach Sadowas und der Nothwendigkeit einer Rache hiefür redeten.

Wer den Krieg wollte, das waren die Schreier in Paris, welche die Marseillaise heulten und à Berlin brüllten, ehe sie selbst wußten, worum es sich handle!

Wer den Krieg wollte, das war, mit einem Wort, alle Welt, und wenn Ihr Euch davon überzeugen wollt, so braucht Ihr nur noch einen Blick auf die Zeitungen von damals zu werfen, selbst auf die notorisch der Person des Kaisers und seiner Regierung feindlichsten. Der „Rappel" z. B., das Blatt Victor Hugo's, des nämlichen, der heute alle Verantwortung für unsere Niederlagen auf den Kaiser wälzt, schrieb, wie folgt: „Die Hohen-

zollern sind in ihrer Keckheit soweit gekommen, daß sie an die Weltherrschaft zu denken wagen, von der ein Karl V., ein Ludwig XIV., ein Napoleon vergeblich geträumt haben. Es genügt ihnen nicht mehr, Deutschland erobert zu haben, sie trachten, Europa zu beherrschen! Es wird für unser Zeitalter eine ewige Schmach sein, daß dieser Plan, wir sagen nicht ausgeführt, nein schon, daß er überhaupt gefaßt wurde!"

Der „Soir", das Blatt des Herrn About, der heute keine Gelegenheit versäumt, uns täglich zu beschimpfen, schrieb wie folgt: „Wie, man sollte Preußen gestatten, einen Proconsul an unserer spanischen Grenze einzusetzen! Dann sind wir achtunddreißig Millionen Gefangene!"

Der „Gaulois", der damals der Regierung heftige Opposition machte, schrieb: „Wenn es dem autokratischen Kaiserreich gefallen hat, sich Sadowa bieten zu lassen und sich über die Luxemburger Angelegenheit zu trösten, so kann doch das liberale Frankreich nimmer ertragen, daß man ihm trotzt und es ungestraft herausfordert. Die Regierung kann, ohne Frankreich zu verrathen, keinen Tag mehr die preußischen Unverschämtheiten ertragen."

Der „Figaro", der niemals einer großen Anhänglichkeit an die Sache und die Personen des Kaiserreichs angeklagt worden war, sagte: „Frankreich kann mehr fordern als die Zurückweisung der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern. Es sieht sich von Preußen geprellt, betrogen! Unsere Regierung muß Bürgschaften fordern und kann auf die Unterstützung des Landes rechnen!"

In der „Liberté" schrieb Herr Girardin: „Machen wir ein Ende! Preußen wird nur der Furcht weichen! Nehmen wir eine energische Stellung ein, die einzige, die Frankreich geziemt, und wenn Preußen verweigert, sich zu schlagen, so wollen wir es mit Kolbenschlägen über den Rhein werfen und das linke Ufer einnehmen!"

Der „Univers" sagte: „Vorwand oder Grund, die Gelegenheit ist gut für den Krieg. Frankreich kann nicht zugeben, daß sich Preußen noch mehr vergrößere. Um das zu hindern, muß man es kleiner machen!" —

Die sämmtlichen Zeitungen aller Färbungen sprachen so, und ich zweifle, daß man mir auch nur eine nennen kann, die eine andere Sprache geführt hätte, von der röthesten bis zur weißesten.

Aber, meine Herren, es gab Einen, der weniger begeistert war, als alle Welt, Einen, welcher traurig und ahnungsvoll all diese Großsprechereien und Herausforderungen anhörte. Das war der Kaiser! Obwohl er sich durch diese öffentliche Meinung, der er nicht widerstehen konnte, gestärkt fühlte, wußte er doch nur zu gut, daß Preußen furchtbar gerüstet war und daß

deshalb der Krieg große Gefahren bieten würde. Wer das bezweifelt, dem empfehle ich die sorgsame Lectüre der Proclamation des Kaisers an die Armee: „Soldaten, ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre und das Heil des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen. . . Der Krieg, der jetzt beginnt, wird lang und schwierig sein. Ganz Frankreich begleitet euch mit feurigen Wünschen, und die Welt richtet die Augen auf euch! Von unserem Erfolg hängt das Loos der Freiheit und der Civilisation ab! Soldaten, thue jeder seine Pflicht, und der Herr der Heerschaaren wird mit uns sein!" —

Wahrhaftig, nicht der Kaiser ist es, der den Krieg gewollt hat! Er war damals schwer von der Krankheit heimgesucht, die er tragen mußte, er wollte und konnte nichts wollen als den Frieden. Und andererseits, man stand hart hinter dem Plebiscit von 1870. Sehr naiv in der That oder vielmehr sehr unverschämt sind alle diejenigen, welche behaupten, der Kaiser habe damals des Prestiges bedurft, das ihm der Sieg hätte verschaffen können! Wie? War denn nicht die Kraft des Kaiserreichs soeben durch mehr als 7 Millionen Stimmen, durch Eure Stimmen, meine lieben Freunde, bestätigt worden? Und das soll der Augenblick sein, den Napoleon III. gewählt hätte, um sich aus freien Stücken in die Abenteuer eines Kriegs zu stürzen, er, der kranke Mann, wie ich Euch eben erinnerte, und während sein Sohn, sein inzwischen zum Mann gereifter Sohn, noch ein Kind war, und während er, der Kaiser, wußte, daß wir zum Kampf mit Preußen nicht bereit waren!

Ja, wir waren nicht bereit.

Und man hat Euch gesagt, auch daran sei der Kaiser schuld. Das ist die zweite Lüge. Wenn wir nicht bereit waren, so liegt der Fehler nicht am Kaiser, welcher, schon 1867, in seiner Rede bei Eröffnung der Kammern sagte: „Der Einfluß einer Nation hängt von der Anzahl Menschen ab, die sie bewaffnen kann." —

Der Fehler liegt auch nicht an seinen Ministern. Im Jahr 1868 sagte Marschall Niel, welcher beständig die Organisation der Mobilgarde forderte, in der Kammer: „Ich bin überzeugt, daß Sie in Kurzem es bitter beklagen werden, diese Institution angetastet zu haben", und weiter: „Sie machen mir meine Aufgabe unmöglich. Wenn ich die Mission, die Armee zu reorganisiren, die mir der Kaiser anvertraute, aufnahm, eine Mission, deren Erfolg ich für gesichert halte, wie können Sie mir die Dinge verweigern, die ich als nothwendig betrachte?" — Ach, Ihr wißt, wie dieser arme Marschall vor Kummer starb ohne selbst erlangt zu haben, daß man die Mobilgarde im Gebrauch der Feuerwaffen und bei den Manövern übte! Hört weiter, was andererseits Rouher gesagt hat: „Preußen kann in gewissen Fällen über eine Million dreimalhunderttausend Mann verfügen. Ohne Zweifel

kann Frankreich mit 800,000 guten Soldaten dieser Militärmacht widerstehen, aber man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß zwischen dem Effektivstand auf dem Papier und in der Wirklichkeit bei uns ein großer Unterschied besteht."

Endlich hört, was die Abgeordneten der Rechten, wie der Graf La Tour, sagten, indem sie die Opposition anflehten, die Augen aufzumachen: „Es ist nothwendig, unsere Kräfte zu vermehren und beständig auf Preußen zu achten. Es verfügt über eine Million dreimalhunderttausend. Wir müssen also für das Gesetz stimmen und, um unsere Pflicht als Franzosen zu thun, dem Lärm der Wahlkörper, mit dem uns die Oppositionsblätter drohen, die Stirn bieten!" —

Wer also war schuld, daß wir nicht bereit waren? Die Republikaner, die Abgeordneten der Opposition. Ich wollte, ich könnte Euch ihre ganzen Reden citiren. Aber es werden auch einige Auszüge hinreichen, um Euch zu beweisen, welche verhängnißvolle Rolle jene Leute gespielt haben, die heute unverschämt genug sind, das Kaiserreich des Leichtsinns und der Sorglosigkeit anzuklagen.

Herr Jules Simon z. B., ein Mann des 4. September, hat gesagt — und das genügt, um all seine Reden zusammenzufassen —: „Ich hoffe, man wird uns eine Gerechtigkeit nicht versagen, die nämlich, daß man uns jedes Mal, wenn es galt, den sogenannten bewaffneten Frieden zu organisiren, bereit fand, alle Maßregeln zu durchkreuzen, die zu diesem Ziel führen sollten."

Herr E. Picard, ein Mann des 4. September, sagte: „Man sagt uns, es seien 800,000 Mann nöthig. Seit wann spricht man in Frankreich diese Sprache. Seit wann darf man öffentlich sagen, daß wir solche Vorsichtsmaßregeln brauchen, nicht nur um unsere Grenzen zu vertheidigen, sondern auch, um unsere Unabhängigkeit zu wahren? Nichts rechtfertigt diese übertriebenen Rüstungen, welche das Land vernichten!" —

Herr J. Favre, ein Mann des 4. September sagte: „Man versichert uns, Frankreich müsse wie seine Nachbarn bewaffnet sein; seine Sicherheit hänge davon ab, daß es befestigt und bepanzert sei, daß es in seinen Magazinen Haufen von Pulver und Kartätschen habe, daß es ohne das Gefahr laufe zu verderben. Mein Gewissen protestirt gegen solche Vorlagen. Was fürchtet man denn? Denken denn die 40 Millionen Deutschen daran, uns anzugreifen? Warum führt man beständig vor der Kammer dies Phantom spazieren, welches zu nichts führt und das Land ruinirt."

Herr Garnier Pagès, ein Mann des 4. September sagte in seiner Erwiderung auf die Botschaft des Kaisers, welche die Organisation der Armee begehrte: „Der Einfluß einer Nation hängt von ihren Grundsätzen

ab. Die Armeen, die Flüsse, die Gebirge, die Festungen, ihre Zeit ist vorbei! Die wahre Grenze ist der Patriotismus!"

Herr Magnin, ein Mann des 4. September, sagte: Die stehenden Heere sind in der Theorie gerichtet und verurtheilt. Die Zukunft gehört der bewaffneten Demokratie. Das Gesetz, das uns vorliegt, hat nur die Absicht und wird auch keinen anderen Erfolg haben, als unsere Kraft noch zu vermehren und unsere Finanzen zu schwächen. Ich weise das Gesetz zurück, weil es die Nation überbürdet, weil es antidemokratisch, weil es gegen die „Gleichheit" (antiégalitaire) ist."

Herr v. Keratry, desgleichen ein Mann des 4. September sagte einige Tage vor Eröffnung der Kammern bezüglich der Linie: „Der Minister fordert noch dies Jahr 400.000 Mann, welche 370 Millionen kosten werden. Das ist zu viel. Warum eine so große Armee? Offenbar im Hinblick auf den Norddeutschen Bund. Nun, das Heer dieses Bundes, das preußische inbegriffen, beziffert sich nur auf 299,000 Mann und kostet kaum 254 Million, das sind 100,000 Mann und 116 Million weniger als bei uns. Man hat die Rekrutenzahl unseres Heeres von 100,000 auf 90,000 Mann herabgesetzt; das genügt nicht. Man muß sie auf 80,000 herabsetzen, um zum normalen Contingent von früher zu gelangen."

Endlich Herr Thiers, der doch seitdem schon als Prophet gilt, hat gesagt: „Man zeigte Ihnen letzter Tage die Ziffern 1,200,000. 1,300,000, 1,500,000. Soviel Mann könnten die einzelnen Mächte unter die Waffen bringen. Nun, diese Ziffern sind völlig chimärisch. Preußen würde uns nach dem Herrn Staatsminister 1,300,000 Mann entgegenstellen. Aber ich frage, wo hat man diese furchtbaren Streitkräfte gesehen? Wieviel Mann hat Preußen 1866 nach Böhmen geworfen? Etwa 300,000 Mann. Man darf sich auf diese Phantasiegebilde von Zahlen nicht verlassen. Das sind Fabeln, welche nie einen Schein von Wirklichkeit hatten. (Großer Beifall.) Also sei man versichert, daß unsere Armee genügen wird, den Feind aufzuhalten. Hinter ihr wird das Land Zeit haben, ruhig seine Reserven zu sammeln. Werden Sie nicht immer 2 oder 3 Monate, d. h. mehr als nöthig sein wird, Zeit haben, die mobile Nationalgarde zu organisiren, und so den Eifer der Bevölkerung zu benutzen? Außerdem werden die Freiwilligen zuströmen. Sie haben lange nicht genug Vertrauen zum Lande!" —

Nun meine Freunde, ich denke das genügt, um zu zeigen, wer uns eigentlich gehindert hat bereit zu sein, und daß das sicher nicht die Regierung war; denn sie hat, unaufhörlich auf die Gefahren hingewiesen, und Verbesserungen begehrt, während die Opposition ebenso unaufhörlich blind war, und Alles verweigerte, was zur Reorganisation der Armee dienen konnte.

Drittens sagt man Euch, den Kaiser müsse auch die Verantwortlichkeit

treffen für den Verlust der zwei Provinzen, und der riesigen Summen, die uns der Krieg gekostet hat. Das ist noch so eine elende Verleumdung. Am 4. September 1870 war nichts verloren; wir konnten mit 2 Milliarden Kriegsentschädigung davon kommen, das erhellt aus officiellen Schriftstücken, und namentlich aus der Aussage des Herrn Thiers vor der Untersuchungscommission. Nachstehend, was er in der That am 30. October 1870 den Regierungsmännern der nationalen Vertheidigung gesagt hat: „Wenn ich Ihnen einen Rath geben soll, so nehmen Sie den Waffenstillstand, selbst ohne Neuverproviantirung an, um eine Assemblée in kürzester Frist einberufen zu können und, mit Hülfe derselben, zu Friedensunterhandlungen zu gelangen. Ich glaube nicht, daß die Lage des Landes und der Armeen derartig sei, daß die Fortsetzung des Kampfes zu einem guten Ende führte. Heute würde Ihnen der Friede das Elsaß und 2 Milliarden kosten, später, ganz abgesehen von den Uebeln und den Leiden des Krieges, Elsaß, Lothringen und 5 Milliarden. (Enquête parlamentaire sur les actes du gouvernement de la défense nationale. Rapport Daru p. 271.) Und am 20. November erneuerte Herr Thiers die nämliche Erklärung, indem er zu Herrn Jules Favre sagte: „Heute glaube ich, daß wir den Frieden zu folgenden Bedingungen erlangen: das Elsaß und 2 Milliarden. Später werden wir neue und beträchtlichere Verluste erleiden. Die Deutschen werden gewiß das Elsaß, Lothringen und 5 Milliarden verlangen. Unter diesen Umständen halte ich es für besser, den Frieden jetzt anzunehmen.“ (Déposition du général Ducrot p. 12.)

„Um diesen Preis hat man die Narrheiten Jules Favre's, Jules Simon's und Anderer bezahlt, welche das Kaiserreich in den Krieg trieben, nachdem sie die Entwaffnung des Landes durchgesetzt hatten. So paßte es dem Herrn Gambetta und seinen Mitschuldigen in den Kram, welche vor Allem nach der Macht strebten, und dann auch den Krieg verlängerten, aber sich fern von den Schlachtfeldern hielten, weil sie wohl wußten, daß all das nur unsere Leiden und Niederlagen vermehren müsse. Deshalb haben sie Eure Kinder auf die Schlachtbank geschickt mit Sohlen aus Pappdeckeln, mit Mänteln aus Fliespapier, und mit Gewehren ohne Schlösser, während sie selbst in den Präfecturen sich's wohl sein ließen. Das ist die Wahrheit der Geschichte, und diese Geschichte, Ihr kennt sie so gut wie ich selbst, Ihr habt sie gesehen, Ihr habt darunter gelitten, ist die republicanische Geschichte!

„Endlich wagt man Euch zu sagen, der Kaiser sei bei Sedan feige gewesen. Um diese elende und gehässige Erfindung zurückzuweisen, beschränke ich mich darauf, hier eine Stelle aus der volksthümlichen Broschüre des Herrn Perron wiederzugeben, welche den Titel trägt: „Das haben sie gelogen!“ Es

sind Thatsachen und nicht Worte, welche man den Verleumdungen Napoleon's III. entgegensetzt:

„Trotz der inständigsten Bitten mehrerer Generale sich zu entfernen, wollte der Kaiser das Loos seiner Armee theilen, mit ihr siegen oder sterben. Er begnügte sich, seinen Sohn abreisen zu lassen, damit wenn er selbst fiele, Frankreich sich noch um den Sprossen der einzigen Dynastie, welche populär geblieben sei, sammeln könne. So lange dieser schändliche Kampf währte, blieb der Kaiser inmitten seiner Soldaten, mit Wort und Beispiel sie ermuthigend, und wie Napoleon I. bei Waterloo vergeblich die Kugel begehrend, die ihm gestatte, seine Niederlage nicht zu überleben. Man frage die Officiere und Soldaten, welche diesen blutigen Tag mitgemacht, alle werden bezeugen, daß der Kaiser beständig in der dringendsten Gefahr war, und dem Tod mit jenem kalten ruhigen Muth trotzte, den er bei Magenta, Solferino und vor den Kugeln, Bomben und Dolchen der Mörder gezeigt hatte. Mehrere seiner Adjudanten wurden an seiner Seite verwundet, er war sogar genöthigt in einem Augenblick, als der Kartätschenhagel rings um ihn her die wildesten Verheerungen anrichtete, den Officieren seines Gefolges zu befehlen, hinter einer Terrainspalte Schutz zu suchen, während er selbst allein blieb, zu Pferde, inmitten dieses eisernen Hagels. Zeugen hierfür giebt es im Ueberfluß, nennen wir zuerst den tapfern und treuen General Pajot, den Flügeladjudanten des Kaisers, der den ganzen Tag keinen Augenblick von seiner Seite wich. Er erzählt: „Es war um 5 Uhr früh, als der erste Angriff von Bazeille stattfand. Unter dem Feuer des Feindes kam der Kaiser inmitten jener schönen Division Marineinfanterie an, welche der General Vassoigne befehligte. Der Kampf war lebhaft, denn die preußische Garde (!) und ein bairisches Corps waren darauf versessen, das Dorf zu nehmen. Der Kaiser mochte $^1/_2$ Stunde geweilt haben. Als er sah, daß die Geschosse von allen Seiten heranflogen, befahl er den Officieren, die ihn begleiteten, bei einem Jägerbataillon zu bleiben, das hinter einer Mauer Deckung gesucht hatte und den Augenblick erwartete, wo es in den Kampf eintreten sollte. — Der Kaiser ging dann ohne Begleitung, weil er selbst die Stellungen sehen wollte, noch weiter vor, und von seinem Flügeladjudanten, d. h. von mir, dem Capitain Hendecourt als Ordonnanzofficier (er fiel), dem ersten Stallmeister Davilliers, und dem Dr. Corvisart gefolgt. Dann begab sich Seine Majestät auf eine Höhe, wo die Batterien des Commandanten Saint-Aulaire waren und blieb dort fast eine Stunde inmitten eines Hagels feindlicher Geschosse. —

„Gehen wir nun zu Zeugnissen von Männern über, welche dem Kaiserreich nicht im mindesten gewogen waren. Ein höherer Officier, der bei Sedan verwundet wurde, schrieb an einen Freund folgende im „Journal de Genève"

veröffentlichte Zeilen: „Ich liebe den Kaiser nicht, aber noch weniger die Verläumdung. Er hat sich tapfer gezeigt und wenn er nicht getödtet wurde, so hat ihm doch wenigstens die Lust dazu nicht gefehlt. Unsere Anführer waren ungeschickt, unsere Soldaten Narren und zügellos, aber feige war Niemand. Ich sage das mit Nachdruck zur Ehre Frankreichs. Man dient keiner guten Sache durch Lügen. Sedan ist ein Fehler, ein großes Unglück, aber nie eine Schande! Sagen Sie das überall und Jedermann!" —

Diesem Zeugniß, das man nicht wird abweisen können, fügen wir noch dasjenige der Journalisten bei, welche das Heer begleiteten. Der Berichterstatter des „Temps" schrieb: „Der Kaiser hat sterben wollen. Diese Thatsache steht jetzt fest. Der Tod ging an ihm vorüber wie bei Metz auf dem Feld von Mont-Saint-Jean, als die Kanonenkugeln, die er herbeirief, darauf bestanden, ihn zu verschonen."

Der Berichterstatter der „Times" erzählt, daß in der Schlacht von Sedan „der Kaiser den größten Muth bewies. Vergebens suchte er den Tod. Eine Kugel fiel unter den Füßen seines Pferdes nieder".

Das Amtsblatt von Berlin vom 8. September sagt, „der Kaiser habe sich nach dem Bericht von Augenzeugen in der Schlacht bei Sedan in solchem Maße ausgesetzt, daß seine Absicht, sich tödten zu lassen, in die Augen sprang."

Endlich in dem Brief des deutschen Berichterstatters des „Standard" lesen wir: „Die Opposition erklärte, die Capitulation von Sedan sei ein Akt der Feigheit des Kaisers gewesen, und diese Lüge, ohne Prüfung angenommen, wurde eine der Grundlagen der neuen Republik. Indessen weiß heute Jedermann, daß den Kaiser an diesem schrecklichen Tage, an welchem seine ganze Macht zusammenbrach, sein kalter Muth nie verlassen hat. Mehrere Stunden lang hat er sich dem heftigsten Feuer ausgesetzt und dem Tode angeboten. Allerdings wollte er kein Selbstmörder sein, das ist die leichte Zuflucht hochmüthiger Egoisten, aber wenn er sagte: „Ich konnte den Tod an der Spitze meiner Soldaten nicht finden", so hat er einfach die Wahrheit gesagt." —

In Sachen der Tapferkeit kennen wir keinen besseren Richter als den französischen Soldaten. Ein Sergent nun der Vierundsiebziger erzählt: „Als die Schlacht am tollsten war, bemerkte der Kaiser eine Mitrailleusenbatterie, auf welche die Preußen einen Regen von Geschossen fallen ließen. Die Bedienungsmannschaft war getödtet oder verwundet, und durch Soldaten aller Waffen ersetzt. Der Kaiser näherte sich, stieg vom Pferde, befehligte das Manöver und richtete selbst eines der Stücke, indem er sagte: „Muth, Kinder, noch eine Anstrengung, es gilt für Frankreich!" Das sah ich, das hörte ich, denn ich war dabei." —

Die nämliche Thatsache ist durch das Zeugniß des englischen Obristen

Forbes bestätigt, der den ganzen Feldzug mitmachte: „Mit seiner ganzen Armee in diese Mausefalle von Sedan gerathen, bewahrte der Kaiser jene ruhige Unerschrockenheit, welche ihn während des ganzen Kampfes nicht verlassen hatte."

Der Correspondent des „Temps" erzählt folgende Thatsache: „Als er bei unserem Café vorüberkam, war eine Granate zwei Schritt vor seinem Pferd geplatzt. Keine Muskel dieser absonderlichen Maske hatte sich bewegt. Er begnügte sich, mit einer Handbewegung die Zurufe abzuweisen, welche ihn noch empfingen."

Eine ähnliche Thatsache wird von einem Zeugen im „Paris-Journal" erzählt: „Der Mann, welcher einst Napoleon III. war, saß auf einem Feldstuhl und redete mit seinen Officieren. Eine Bombe fiel an ihrer Seite und mischte sich in das Gespräch. Die Officiere machten unwillkürlich einen Schritt zurück. Der andre verzog keine Miene und setzte ruhig die Unterhaltung fort."

Die Kunst hat die ruhige Gestalt des ersten Napoleon unsterblich gemacht, wie er mit seinem Fernglas fortfährt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, während gerade eine Granate zwischen den Beinen seines Pferdes platzt und ihn in Eisen und Rauch einhüllt. In ähnlicher Lage hat sich der Neffe des Oheims würdig gezeigt. Weshalb hat man sie so verschieden beurtheilt? Deshalb, weil der Eine bereits in der Hand der Geschichte d. h. der Wahrheit ist, während der Andere sich noch in den Händen deren befindet, die ein Interesse daran haben, ihn zu verleumden. Zum Glück geht ihr Reich zu Ende und das der Wahrheit wird bald beginnen. Wenn je eine Anklage Napoleon III. hätte verschonen sollen, so gewiß doch die, daß ihm der Muth gefehlt habe. Die Störer der öffentlichen Ordnung wissen das besser. Alle stimmten darin überein, daß, so lange er die Macht habe, eine Revolution unmöglich sei, weil er sich lieber würde tödten lassen, als vom Platze zu weichen. Ihre Herrschaft und die der Commune konnten sich erst nach seinem Sturze aufthun. Wer weiß nicht, mit welcher Gemüthsruhe er die Pistolenschüsse Pianori's und die schreckliche Explosion der Bomben Orsini's aufnahm! Weit entfernt, die Gefahr zu fliehen, bot er ihr vielmehr die Stirne mit jener stolzen Verachtung, die seine Umgebung zittern machte. Und wenn seine Freunde versuchten, ihn zur Vorsicht aufzufordern, so antwortete er bloß: „Seid ruhig! Ich bin nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Hält sie mich für nützlich zur Erfüllung ihrer Absichten, so wird sie mich zu erhalten wissen. Ich werde fallen an dem Tage, an dem meine Aufgabe erfüllt sein wird. Und was liegt dann daran?" Und doch ist das der Mann, den die . . . der angeblichen nationalen Vertheidigung den „Feigling von Sedan" zu nennen gewagt haben! Was hätte wohl an seinem Platz der

Bürger Favre gethan, der nur dem Feind ins Gesicht zu weinen verstand, oder der tapfere J. Simon, der seine Söhne in den Bureaus versteckte, während er die anderer Leute ins Feuer schickte, oder der Generalissimus Gambetta, der sich aus Orleans rettete, als er hörte, daß man sich schlug, oder der unerschrockene Rochefort, der bei einer Beerdigung die Farbe verliert, oder all die Regierenden des 4. Septembers, welche dem Aufstand nichts als die Flucht entgegenzusetzen hatten, oder all die feigen Aufstachler zu den Verbrechen der Commune, die ins Ausland flohen und ihre Opfer der Strenge des Gesetzes überließen! Seit wann hat die Feigheit das Recht, die Tapferkeit zu beschimpfen?

Alles, was Ihr jetzt gelesen habt, ist es nicht klar, in die Augen springend, und genügt es nicht, ein für allemal die Unverschämtheit der Republikaner zu zeigen? Es wäre mir leicht, mit Aktenstücken in der Hand, nachzuweisen, was die Republik von jeher gewesen, wie sie immer, wenn sie die Regierung hatte, nur den Ränkeschmieden und Schreiern genützt hat, wie die öffentlichen Fonds z. B., welche der Gradmesser des öffentlichen Vertrauens sind, immer gefallen sind, wenn die Republik in Flor war, und gestiegen, wenn sie abnahm, und wie endlich, wenn die Geschäfte in unseren Landgemeinden bis jetzt noch nicht allzusehr beunruhigt sind, daran zunächst der Umstand schuld ist, daß der Krieg beträchtliche Lücken riß, die jetzt auszufüllen sind, vor allem aber der andere, daß wir ja in der That die Republik nur dem Namen nach haben und von Männern regiert werden, welche, um mit Herrn von Mac-Mahon anzufangen, niemals als Republikaner bekannt gewesen sind!

Aber darum handelt es sich gar nicht. Ich wollte nur beweisen: 1) Daß es eine Lüge ist zu sagen, der Kaiser habe den Krieg gewollt. — 2) Daß es eine zweite Lüge ist, zu sagen, der Kaiser trage die Schuld, wenn wir nicht bereit waren. — 3) Daß es eine dritte Lüge ist zu behaupten, der Kaiser habe Elsaß, Lothringen und unsere Milliarden verloren. — 4) Daß es endlich eine vierte Lüge ist, zu sagen, der Kaiser habe, als er bei Sedan seinen Degen dem König von Preußen übergab, um das Leben von 80,000 Soldaten zu schonen, welche sonst verloren gewesen wären, nicht eine große und gute That vollbracht. — Treu der Verpflichtung, die ich Eingangs auf mich genommen, habe ich mich darauf beschränkt, Thatsachen aufzuzählen. — Diese Thatsachen sind sie wahr? Ich wiederhole es, ich fordere meinen Nebenbuhler und seine Freunde heraus, auch nur eine von diesen Thatsachen als ungenau zu bezeichnen und biete ihnen allen in dieser Hinsicht eine Wette von 25,000 Fr. gegen 25,000 Sous zum Besten der Armen des Cantons.

Vagué de la Fauconnerie.

Man wird, wie gesagt, dieser Broschüre ein großes Geschick in der Mache nicht absprechen können. Wahrheit und Dichtung mischen sich darin in so

eigenthümlicher Weise, daß der gemeine Mann, welcher die „zwanzig Jahre der Wohlfahrt unter dem Kaiserreich“ noch nicht vergessen hat, vielfach nur die erstere herauslesen und beherzigen wird. Das Blatt Gambetta's, die „Républ. franç.“ verbirgt denn auch ihren Aerger über diese Schrift in einem kurzen Artikel voll erzwungener Heiterkeit. „All diese schönen Dinge“, sagt sie (nämlich die vier „Thesen“ des Herrn Dugué) „sind in jener Broschüre den Wählern auseinandergesetzt. Natürlich beweist der Verfasser dieser Sensationsschrift, daß die Opposition alles verschuldet, daß sie dem Staatsoberhaupt die Hände gebunden, die Arsenale geleert, unsere Festungen und Armeen übergeben hat! Diese These ist zur Genüge bekannt. Sie hat nichts gegen sich, als die bekanntesten Thatsachen, die officiellen Schriftstücke, die Meinung von ganz Europa und die Ueberzeugung aller vernünftigen Menschen! Trotzdem kann derjenige, welcher Lust hat, 25,000 Fr. zum Besten der Armen zu gewinnen, sich das Vergnügen machen, sie zum hundertsten und tausendsten Mal zu widerlegen. Nur sagt Herr de la Fauconnerie nicht, wer der Richter über die Wette sein soll, und darauf kommt es doch an. Es erübrigt ihm noch zu sagen, wie und von wem die Jury gebildet werden soll. Es gäbe das Stoff zu einem zweiten Plakat. Aber wie dem auch sei, die Bonapartisten sind auf dem Platz, und machen derartige Demonstrationen, ohne zu gewahren, daß sie eine nicht nur komische, sondern jede Partei discreditirende Rolle spielen. Oder meinen sie, daß ihre Partei diese Gefahr nicht mehr zu fürchten hat?“

Diese Erwiderung des republikanischen Blattes trifft augenscheinlich nur eine schwache Seite der bonapartistischen Broschüre, die politische Reclame nämlich, die sich darin breit macht. Aber werden nicht gerade diese 25,000 Franks dem großen Haufen auf dem flachen Land imponiren, ja wird nicht auch mancher gebildetere Leser dem gegenüber ein Auge zudrücken, indem er sich sagen muß, daß hinter dieser Reclame denn doch ein bedeutendes Stück Wahrheit verborgen ist? Daß sich aber die Bonapartisten durch derartige Mittel nicht „discreditiren“, wissen die Republikaner selbst am besten. Haben sie doch lediglich dadurch den unleugbar großen Kredit wieder erworben den sie thatsächlich genießen und der sie heute schon zum furchtbarsten Feind der Republikaner gemacht hat. Der Knabe von Chislehurst hat bereits längst angefangen, ihnen fürchterlich zu werden!

In Sachen der finanziellen Lage der Universität Jena

erhielten wir folgende Zuschrift von einem Manne, der sich uns als völlig unparteiisch bezeichnete:

Jena, September. Der Verfasser der beiden Artikel in Ihrer geehrten Zeitschrift über die hiesige Universität hat sich insofern einen Anspruch auf den Dank aller Angehörigen derselben erworben, als er den Regierungen der sächsischen Herzogthümer, insbesondere denen von Meiningen und Gotha hinsichtlich der Unterhaltung der Universität, so zu sagen, das Gewissen geschärft hat. Er hat aber gleichwohl dadurch hier eine gewisse Mißstimmung erregt, daß er die hiesigen Zustände in einem viel zu ungünstigen, der Wirklichkeit nichts weniger als entsprechenden Lichte dargestellt hat. Es ist freilich gegründet, daß die hiesige Universität weniger reich dotirt ist, als die meisten übrigen Universitäten, und daß namentlich die Gehalte der Docenten wenigstens zum Theil unverhältnißmäßig gering sind: aber folgt denn daraus, daß nothwendig auch die Leistungen der Universität ungenügend sein müssen? Wir könnten mehrere Beispiele anführen, daß ihr ausgezeichnete Lehrkräfte trotz dürftiger Besoldungen treu geblieben sind, und wenn manche Docenten, nachdem sie hier ihren Ruf begründet, auswärtigen Rufen gefolgt sind, dürfte es vielleicht zweifelhaft sein, ob nicht gerade Jena aus ihrer frischen, jugendlich aufstrebenden Kraft den besten Vortheil gezogen: hat man nicht neuerdings den angeblichen Verfall der Berliner Universität daraus erklären wollen, daß dieselbe meist ältere Professoren habe, und worin kann dies anders seinen Grund haben, als darin, daß eine Berliner Professur wegen der damit verbundenen äußeren Vortheile für einen akademischen Lehrer die letzte Stufe zu bilden pflegt? Gewiß, wer nur das Jenaische Lectionsverzeichniß ansieht und darin z. B. in der theologischen Facultät die Namen Häse, Lipsius, Pfleiderer, Schrader, Hilgenfeld, Grimm verzeichnet findet, wird die hiesige Universität nicht mit dem Verfasser „eine langsam hinsiechende" nennen wollen. Eben so wenig aber wird man bei den Studierenden, deren Zahl im letzten Semester auf 500 gestiegen, irgend ein Symptom des Siechthums entdecken können. Es herrscht unter ihnen ein frisches reges Leben, und der wissenschaftliche Sinn, von dem die meisten beseelt sind, zeigt sich unter Anderem auch darin, daß die nicht zum Brodstudium gehörigen philosophischen und historischen Collegien, wenn ich nicht irre, hier verhältnißmäßig zahlreicher besucht werden als auf andern Universitäten.

Der Verfasser unserer Artikel will aber selbst nicht, daß dieses Siechthum der Universität zum Tode führe. Er späht daher nach neuen Lebenssäften für dieselbe aus; aber wie es scheint, mit geringem Erfolg. Die sächsischen Her-

zogthümer wollen oder können nicht viel mehr leisten als bisher; auch von einer Hinzuziehung der benachbarten kleinen Staaten, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit des Gelingens, ist wenig zu hoffen; es bleibt also nur die Hülfe durch eine allgemeine Collecte im ganzen deutschen Reiche oder die Aufnahme von Jena in die Anstalten des Reiches übrig, so daß also Jena aufhörte, thüringische Universität zu sein und, wie Straßburg, Reichsuniversität würde. Wir fürchten aber, daß durch ein Aufbieten freiwilliger Beisteuern wenig erzielt werden würde, und was die Umwandlung in eine Reichsuniversität anlangt, so würde diese erstlich kaum durchzusetzen sein (die Analogie von Straßburg scheint uns wenig zutreffend), zweitens halten wir sie aber für nichts weniger als wünschenswerth. Jena würde dadurch seinen bisherigen Charakter verlieren, es würde nur dazu dienen, die Zahl der preußischen Universitäten zu vermehren (denn dem Charakter nach wird man auch Straßburg zur Zeit als preußische Universität ansehen müssen), es würde also nicht mehr im Stande sein, der Wissenschaft die Dienste zu leisten, zu denen es bisher gerade durch seine freie Stellung befähigt worden ist. Warum hat aber der Verfasser nicht an ein Mittel gedacht, durch das allein die thüringischen Staaten wieder leistungsfähig gemacht werden könnten? Dieselben sind jetzt vorzugsweise durch die Art der Erhebung der Matrikularbeiträge gedrückt, in Folge deren z. B. das Großherzogthum Weimar mehr zu leisten hat, als die Stadt Hamburg, weil seine Seelenzahl eine größere ist, während die Steuerkraft von Hamburg, ich glaube nicht zu viel zu sagen, mindestens hundertmal so groß ist. Wird der hierin enthaltenen schreienden Unbilligkeit abgeholfen, dann und nur dann wird man den thüringischen Staaten größere Leistungen für ihre Universität zumuthen und einen günstigen Erfolg von solchen Ansprüchen hoffen dürfen.

Diese Correspondenz wurde vom Verfasser der ersten Artikel über die Universität Jena — und gewiß mehr im Interesse der Sache, als mit Rücksicht auf obige Auslassungen sehr eingehend — dahin beantwortet:

Jena, Ende Septbr.

Der Verfasser vorstehender Korrespondenz aus Jena macht mir den ebenso schweren, als unbegründeten Vorwurf, die Zustände der hiesigen Universität in den beiden Artikeln über die finanzielle Lage der letzteren „in einem viel zu ungünstigen, der Wirklichkeit nichts weniger als entsprechenden Lichte dargestellt zu haben“. Wer sich die Mühe genommen hat, die beiden Artikel auch nur mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, wird bezeugen können, daß es höchst komisch klingt, wenn man zur Widerlegung einer Schilderung, die niemals in einer dazu Anlaß gebenden Weise gemacht worden ist, auf die Tüchtigkeit der vorhandenen Lehrkräfte, die Frequenz, den wissenschaftlichen

Sinn besonders hinweisen sieht. Den interessanten vergleichenden Hinblick auf Berlin überlasse ich vollends dem Herrn Verfasser. Im Uebrigen frage ich: wo habe ich denn die jetzigen Zustände, die Verdienste und Leistungen Jenas in ungünstigerem Lichte, unter der Wirklichkeit angesehen? Es galt die finanzielle Lage zu schildern. Ich hatte also keine Veranlassung, ausführlicher auf die geistige Thätigkeit und ihre Erfolge einzugehen. Soviel jedoch leuchtet wohl jedem Unbefangenen zur Genüge ein und ist auch an verschiedenen Stellen ausdrücklich hervorgehoben, daß gerade darum, weil sich Jena in der Vergangenheit höchst lebensfähig bewiesen hat und in der Gegenwart in jeder Richtung noch beweist, weil es eine wichtige, ja unentbehrliche Kulturstätte bildet, mit ernster Sorge die finanzielle Zukunft erwogen werden muß.

Wenn also der Grund, dem der Herr Korrespondent der „gewissen Mißstimmung" unterlegt, wirklich der einzige ist, dann erscheint diese Mißstimmung gewiß die unbegründetste, die nur gedacht werden kann. Ob überhaupt Mißstimmung vorhanden, in welchem Maaße und in welchen Kreisen, weiß ich nicht. An gegentheiligen Aeußerungen fehlt es durchaus nicht. Das kann ich mit Genugthuung behaupten. Einen anderen Grund der Mißstimmung kann ich nicht voraussetzen. Die Data und Zahlen, auf denen meine Darstellung fußt, beruhen gleich den Angaben, die ich schon im Landtage zu Weimar machte, überall auf genauen Auszügen aus den akademischen Rechnungen. Dem Verlangen des Landtags gemäß legte die Großherzogliche Regierung bereitwillig die Hauptrechnungen von 1870—1872 mit allen Nebenrechnungen dem Landtage und damit der Oeffentlichkeit vor. Aus warmem Interesse für die Zukunft der Hochschule entschloß ich mich, nicht ohne Anregung von verschiedenen Seiten her, die auf solchem Wege gewonnenen Einblicke weiteren Kreisen zu überliefern. Die Verbreitung der Wahrheit kann nie schädlich und könnte einen Grund zur Mißstimmung nur bei denen bieten, welche die Darlegung der Wahrheit für schädlich zu halten vermögen. So etwas voraussetzen, annehmen, daß es für die Universität zuträglicher sei, möglichst Alles im Verborgenen zu lassen, ist ein Gedanke, den man nicht denken soll. Mir und nicht mir allein erscheint die Darlegung der Wahrheit, der vollen ungeschminkten Wahrheit der thatsächlichen Verhältnisse als das allein würdige und aussichtsvolle Mittel, um für die Universität bei den Regierungen und Landtagen zu wirken.

Ob aber die Folgerungen, die ich aus überaus deutlich redenden Ziffern gezogen habe, die Besorgnisse und Wünsche, die daraus hergeleitet wurden, unrichtig seien, mag Jedermanns Einsicht entscheiden. Welche Schwierigkeiten das eine oder das andere der von mir angedeuteten Aushülfemittel darbieten mag, ist nicht verschwiegen worden. Subjektive Antipathien,

insbesondere gegen die preußischen Universitäten und gegen die Reichsuniversität, die meinem Gegner so gut, oder vielmehr so schlimm, wie eine preußische ist, zu bestreiten, ist nicht meine Aufgabe. Ebenso gern verzichte ich auf eine Analyse des „besonderen Charakters“ Jenas und des groß und gelassen ausgesprochenen Wortes, Jena werde als preußische oder als Reichsuniversität gar nicht mehr im Stande sein, der Wissenschaft die seitherigen Dienste zu leisten. Der Herr Gegner weiß, daß ich selber, so wenig ich allerdings mich entschließen kann, bei voller Anerkennung dessen, was an Jena gut ist, Alles was preußische oder Reichsuniversitätsverwaltung heißt, als Popanz zu betrachten, herzlich mich freue, wenn die Thüringer Staaten im Stande sind, lediglich von sich aus die Universität zu erhalten. Er läßt sie, wie es scheint, lieber zu Grunde gehen, ehe die Hülfe des Reichs oder Preußens angerufen werden sollte? Ein merkwürdiger Patriotismus. Andere sind anderer Meinung und es kann dies unmöglich dem geehrten Herrn verborgen sein. Der Gedanke an Preußen oder namentlich an das Reich als Helfer in der Noth ist, wie ich schon früher gesagt habe, schon sehr oft und von sehr vielen Leuten in und außer der Universität erwogen worden.

Und nun noch ein Wort über den Vorwurf, daß ich das eine Mittel vergessen habe, das alle die Sorge erspart! Die Abschaffung der Matrikularbeiträge! Wenn in den Thüringer Staaten irgendwo der Schuh drückt, ist das allemal unweigerlich das beliebte Thema. Was haben die bösen Matrikularbeiträge nicht Alles gethan! Folglich ist es klar, wenn sie weg sind, dann öffnet sich die volle Aussicht auf einen glänzenden Haushalt und der Gnadenregen für die Universität braucht nur zu beginnen. Schade nur, daß zu dieser Meinung ein besserer Glaube gehört, als ich nach meiner Kenntniß der Dinge zu theilen vermag. Ich habe niemals die Matrikularumlagen gebilligt; aber die Ueberzeugung hege ich, daß von der Abschaffung höchst übertriebene Erwartungen gehegt werden. Das ist einfach der Grund, warum ich dieses Mittel nicht in Rücksicht gezogen.

Auch der Glaube des Herrn Gegners nimmt sich nicht eben felsenfest aus. „Wird der hierin (in den Matrikularbeiträgen enthaltenen scheinenden Uebellosigkeit abgeholfen, dann und nur dann (d. h. der Herr Gegner sagt es ja) wird man den thüringischen Staaten größere (sic!) Leistungen für ihre Universität zumuthen (also um eine Zumuthung handelt es sich) und einen günstigen Erfolg von solchen Ansprüchen (warum nicht Prätensionen für die Universität) hoffen dürfen.“ So lautet sein Schlußresultat.

So bescheiden denken Andere nicht. Welche Ansprüche Jena machen muß, nicht aus Laune oder Luxus, sondern um des Nothwendigsten willen, darüber kann man sich in Jena selbst spielend informiren. Wenn der Herr Gegner mit seiner ganzen anerkennenswerthen Liebe für die Universität nichts

weiter zu ersinnen weiß, als die Vertröstung auf Hinwegfall der Matrikularbeiträge und die alsdann zu verhoffenden Verwilligungen, wenn er bekennt, daß das seinen einzigen Hoffnungsblick in die Zukunft hinein ausmacht, dann bleibt demjenigen, der von der Nothlage der Universität geredet hat, nur übrig, für die künftige Unterstützung herzlichen Dank abzustatten.

Auf etwaige weitere Entgegnungen werde ich nur antworten, wenn sie durch den Namen des Verfassers gedeckt sind.

W. Endemann.

Damit erklären wir die Acten für geschlossen. D. Red.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 4. Oktober.

Man hat Mühe, sein Berlin wiederzuerkennen, wenn man dermalen aus der Sommerfrische zurückkehrt. Die Leipzigerstraße gleich am Anfang gesperrt, von baumhohem Erdwall bedeckt — was soll das bedeuten? fragt sich sinnend der vom Potsdamer Bahnhof kommende Wanderer, bis er inne wird, daß mit der Canalisation nun wirklich Ernst gemacht wird. „Wäre sie nur erst vollendet!" hat sicherlich Mancher in den letzten Wochen geseufzt; denn die verspätete Hundstagshitze dieser Zeit hatte unseren skandalösen Rinnsteinen nochmals alle Wohlgerüche Arabiens entlockt. Gar mancher der Heimkehrenden hätte wohl am liebsten sofort wieder Kehrt gemacht. Aber wer nichts versäumen will, muß es doch über sich gewinnen und da bleiben. Ist ja doch die „Saison" bereits in vollem Zuge! Schon am 6. September hat sie begonnen; denn an diesem Tage wurde die Kunstausstellung der Kgl. Akademie der Künste eröffnet. Sie ist noch heute das Ereigniß des Tages und wird es bis zum 1. November bleiben. Kommen wir also später auf sie zurück; nach erst einmaligem Besuch geht Einem die reiche Fülle des Gesehenen nur wie ein Mühlrad im Kopf herum. Für heute ein Blick in die hauptstädtische Theaterwelt!

Erfreulicherweise ist diesmal vom Kgl. Schauspielhause eine respectable That zu verzeichnen, die Aufführung von Hebbel's „Herodes und Marianne". Es gehört einiger Muth dazu, diese in des Wortes vollster Bedeutung entsetzliche Tragödie auf die Bretter zu bringen. Kaum ist ein Drama denkbar, welches an die Ausdauer der Spieler wie der Zuschauer größere Anforderungen stellte, als dieses. Vom ersten Augenblicke an liegt der tragische Conflict zwischen den beiden Gatten in seiner ganzen Unversöhnlichkeit vor uns; vom ersten Augenblicke an drückt uns die traurige Gewißheit: da ist kein Ausweg

mehr. Ob zwischen Herodes, dem tyrannischen Emporkömmling, der Creatur der Römer, und dem Sproß vom alten königlichen Stamm, der stolzen Makkabäerin Marianne jemals ein Verhältniß gegenseitiger wahrhaftiger Liebe bestehen konnte, ist ein psychologisches Problem, über welches sich streiten ließe. Hebbel setzt ein solches Verhältniß als thatsächlich vorhanden gewesen voraus und wir müssen uns darein finden. Das aber ist kein Zweifel: nachdem Herodes der Gattin den Bruder hat ermorden lassen, ist die Möglichkeit eines glücklichen Zusammenlebens auf immer zerstört. Und so ist die Lage am Beginn des Stückes. Daß diese Menschen zu Grunde gehen müssen, ist von vornherein ausgemacht; mit einer gewissen Resignation beschränkt sich unsere Neugier darauf, zu erfahren, wie sie zu Grunde gehen. Der Gang der Handlung ist träge; noch schlimmer, das Motiv, welches den Conflict auf die Spitze treibt, wiederholt sich in voller Breite. Der letzte Act wird in bedenklichster Weise zerrissen. Eben ist Marianne zum Tode gegangen; die Zeugen der Hinrichtung sind noch nicht zurück, den Ausgang zu melden. In diesem gräßlichen Augenblicke erscheinen plötzlich „die drei Könige aus dem Morgenlande", leibhaftig jene halb ehrwürdigen, halb komischen Gestalten, wie wir sie als Kinder in den Wachsfigurenbuden gesehen, selbstverständlich nicht ohne ein Trompetercorps und eine pompöse Garnitur von Dienern! Freilich ist es ein großartiger Gedanke, den edomitischen Parvenu, in dem Momente, da er das alte Königshaus bis auf den Grund ausgerottet hat, durch die Kunde von dem neuen König der Könige niederzuschmettern. Aber die Weise, wie dies hier geschieht, ist dramatisch unhaltbar; auf dieser äußersten Höhe verträgt die Handlung keine Episode mehr; auch passen die durch und durch mythischen Figuren nicht in diese reale Welt von, bei Licht besehen, sehr modernen Menschen. Auf Herodes freilich muß der Vorgang einen Eindruck machen, der in Verbindung mit der unmittelbar darauf folgenden Gewißheit, daß Marianne unschuldig hingerichtet worden, einen Ausbruch von Raserei vollauf begreiflich macht. Der Zuschauer aber wird die Störung nicht mehr überwinden. Dazu gesellt sich ein ganz unbefriedigender Schluß. In seinem Wahnsinn befiehlt Herodes den allgemeinen Kindermord in Bethlehem; dann bricht er zusammen. Ob er stirbt oder ob er weiter wüthet, bleibt ungewiß. Ohne Zweifel hat der Dichter den Zuschauer durch die verheißungsvolle Perspective in das auf den Trümmern des jüdischen Staates sich erhebende neue Reich Gottes über trübe Meditationen hinweghelfen wollen; aber die verfehlte Einschiebung dieser Perspective läßt ihn diesen Zweck nicht erreichen. Und so verlassen wir das Haus ohne jenen harmonischen Eindruck, den jede echte Tragödie nach der „Läuterung der Leidenschaften" im Gemüthe des Hörers zurücklassen soll.

Vom Standpunkte der dramatischen Architektonik ist also das Hebbel'sche

Stück vollkommen verfehlt; nicht so vom Standpunkte der psychologischen Wahrheit. Was der Dichter hier gezeichnet hat, ist einfach jenes tragische Phänomen, wie zwei miteinander zerfallene Ehegatten, obgleich sie die Unmöglichkeit einer Wiederversöhnung ahnen, dennoch nicht von einander lassen können und in langsamer Marter sich gegenseitig verderben. Wie oft wird von dem einen Theil der ehrliche Anlauf genommen, an das alte liebende Herz des anderen Theiles zu appelliren! Sofort aber beginnen Stolz, Trotz und Mißtrauen ihre Wirkung, die Anwandlung warmen Gefühls wandelt sich in kalte Dialektik, erst wie feine Nadeln, dann wie derbe Pfeile fliegen die Worte herüber und hinüber und die Scene endet mit vollständigem Bruch. Das ist keine „Tüftelei", wie man Hebbel vorgeworfen hat, das ist brutale Wahrheit! Auch in den einzelnen Handlungen der Personen liegt nichts Naturwidriges. Herodes' Liebe zu Mariannen beruht auf dem nacktesten Egoismus. Ist es da, bei seiner zügellosen Leidenschaftlichkeit, nicht ganz erklärlich, daß ihm der Gedanke, die schöne Makkabäerin könne im Falle seines plötzlichen Todes einem Anderen die Hand reichen, unerträglich ist? Und da einmal das Mißtrauen in ihm rege geworden, entspricht es nicht ganz diesem gewaltthätigen Charakter, wenn er in die Todesgefahr die Gewißheit mitnehmen will, daß, sollte er sterben, sein Weib ermordet wird, wenn es sich nicht alsbald freiwillig den Tod gegeben? Weniger selbstverständlich scheint Mariannens Handlungsweise. Doch auch hier entdecke ich kein Vergehen gegen die psychologische Wahrscheinlichkeit. Was sie an Herodes fesselt, ist der kühne Mannesmuth, der helle Geist und der hochherzige Sinn, der unter der Hülle tyrannischer Rohheit verborgen liegt. Mit solch dämonischer Gewalt hat der Zauber sie erfaßt, daß ein Leben ohne Liebe zu ihm ihr kein Leben mehr dünkt. Darum ist es möglich, daß die sophistische Rechtfertigung für den Mord ihres Bruders bei ihr verfangen, ja daß sie auch nach der furchtbarsten Kränkung noch einmal neue Hoffnung schöpfen kann. Es ist jener Hang zur Selbsttäuschung, welchem die menschliche Natur in den verzweifelten Lagen so gern nachgiebt. Erst als sie sich zum zweiten Male unter das Schwert gestellt sieht, ist ihr die letzte Möglichkeit der Hoffnung genommen, und nunmehr *sucht* sie den Tod. Nicht trotziger Stolz allein verhindert sie, sich von dem grundlosen Verdacht der Treulosigkeit zu reinigen, sondern mehr noch die Einsicht, daß glückliche Liebe zwischen ihr und Herodes nie mehr bestehen *kann*. Darum *will* und *muß* sie sterben. Ich sehe nicht, worin es dieser psychologischen Entwickelung an Correctheit gebräche. — Auch dem Vorwurf, daß das Stück der eigentlich ergreifenden Momente entbehre, kann ich nicht beistimmen. Ist es nicht eine tief erschütternde Scene, wenn wir das unglückliche Weib den Zorn über die erlittene Schmach durch die Liebe überwinden und noch einmal sich in süße Hoffnung einwiegen sehen in dem-

selben Augenblicke, wo wir die volle Gewißheit erlangen, daß diese zwei Menschen sich niemals wieder verstehen werden? Und so ist die Lage am Schluß des dritten Acts. Marianne hat der Entrüstung über die Schande, welche der Gatte ihr zugefügt, als er sie unter das Schwert stellte, freien Lauf gelassen. Nun, da sie ihn zerknirscht sieht, geht ihr die beseligende Hoffnung auf, daß er sein Unrecht begreife und bereue, und daß sich noch Alles zum Guten wenden könne. Wir aber wissen, daß er gar keine Empfindung hat von der verübten Unbill, sondern daß ihn allein der Argwohn erfüllt, Marianne habe das Geheimniß durch den Bruch der ehelichen Treue erkauft, und daß seine unbändige Eifersucht gerade in diesem Augenblicke den teuflischen Prüfungsplan ersinnt, der Alles vernichten muß.

Wahr ist allerdings, daß die Hebbel'sche Tragödie, trotz einzelner packender Situationen, trotz einer Fülle schöner und zum Theil origineller Gedanken, trotz einer kräftigen und edeln Sprache, nicht unsern ganzen Menschen erfaßt. Die handelnden Personen befinden sich schon beim ersten Auftreten sozusagen in einem so vorgeschrittenen Stadium von Verbissenheit, daß sie uns unmöglich noch volle Sympathie einflößen können. Der Gesammteindruck des Ganzen wird wohl am zutreffendsten als „interessant" bezeichnet. Nichtsdestoweniger verdient die Leitung der königlichen Bühne für die Vorführung des Stückes aufrichtigen Dank. Nach meinem Geschmack ist es immer noch angenehmer, sich einen Abend lang von einem wahren Genie, sei es auch nur ein „Kraftgenie", „foltern" zu lassen, als in gewissen neumodischen „Lust-" oder gar „Schauspielen" die unmöglichsten Menschen und Verhältnisse an sich vorübergehen sehen und noch obendrein eine Fadaise über die andere mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Auf die Aufführung war große Sorgfalt verwendet. In der glänzenden und historisch correcten Ausstattung werden wir wohl eine Wirkung des Gastspiels der Meininger erblicken dürfen. Was die Besetzung der Rollen anlangt, so muß jedoch eingestanden werden, daß für die Darstellung der Riesengestalten der Hebbel'schen Muse die Kräfte unseres Schauspielhauses nicht ausreichen. Am besten wurde noch Frau Erhartt ihrer Aufgabe als Marianne gerecht. Die Momente des kalten Trotzes, der stolzen Erregung und der Entsagung wurden von ihr meisterhaft wiedergegeben; minder gut gelang das Anschlagen der weicheren Accente. Herr Ludwig verwandte auf den Herodes alle erdenkliche Mühe, aber er füllt die Rolle nicht aus, weder durch seine äußere Erscheinung, noch durch seine künstlerische Begabung. Namentlich das Geberdenspiel war, von dem constanten Rollen der Augen abgesehen, nichts weniger als der adäquate Ausdruck dieser sturmbewegten Seele. —

Mehr Aufsehen übrigens, als das vor 8 Tagen zum ersten Male über

die Bretter gegangene Trauerspiel, macht in diesem Augenblicke jedenfalls die neueste Feerie im Victoriatheater. So auf das Aeußerliche gerichtet ist in der That heutzutage der Geschmack unseres großen Publikums. Es ist kaum glaublich, was für haarsträubende Albernheiten die Besucher dieser Zauberstücke sich bieten lassen, wenn nur der Gesichtssinn mit recht derben Effecten befriedigt wird. Zum Glück ist aber an der Novität des Victoriatheaters ein ganz bedeutender Umschwung zum Besten zu constatiren. Das Sujet derselben ist das Märchen von den sieben Raben, in recht hübschen Versen bearbeitet von Emil Pohl und von G. Lehnhardt mit einer zwar nicht originellen, aber sehr ansprechenden und von launigen Melodien reichen Musik ausgestattet. Es gebricht dem Stücke nicht an drastischen und witzigen Momenten; aber es klebt an ihnen nichts von jener platten Gemeinheit und jener moralischen Unsauberkeit, worin sonst nur zu sehr das Charakteristische der Zauberposse beschlossen zu sein pflegt. Der ernste Grundton und der poetische Hauch des Märchens sind im Ganzen wohl bewahrt geblieben. Doch das Alles ist ja nur Beiwerk; die große Hauptsache ist die Scenerie, die decorative Ausstattung. und man wird zugeben müssen, daß das in dieser Richtung Geleistete an Geschmack und technischer Vollendung alles bisher in Berlin Gesehene weit hinter sich zurückläßt. Die Decorationen sind theilweise den Schwind'schen Fresken nachgebildet. Ein wahres Meisterstück ist Rosalinden's Schlafgemach. Der Glanzpunkt des Ganzen aber wird am Schluß des dritten Acts erreicht. Eben ist die arme Rosalinde von der hartherzigen Landgräfin Edwina zum Scheiterhaufen verurtheilt. Nun liegt sie, ohnmächtig hingesunken, in ihrem Kerker. Da spendet die gütige Fee ihr lieblichen Traum. Unter den Wunderklängen der Harfe senken sich Rosengewinde hernieder, immer dichter, überall und ohne Ende, sodaß die öde Gruft schier angefüllt ist von den lachenden Blumen und ein balsamischer Duft das ganze Haus durchweht. Dann wieder zertheilt sich allmählich der Rosenflor, weiter und weiter öffnet sich der Blick in wunderlichste Räume, immer deutlicher tritt aus schwindendem Nebel die unnennbare Pracht des Feenreichs hervor, bis auch der letzte Wolkenschleier sich lüftet und aus krystallener Fluth in den Strahlen der aufgehenden Sonne die Feenkönigin emporsteigt. Die Wirkung dieses Schauspiels ist nicht zu beschreiben. Die vornehmsten Kritiker der Berliner Presse, welche einen Hebbel wie einen Secundaner behandeln, sah ich wie behext mit den Händen arbeiten. Damit ist mehr als Alles gesagt. —

Unter den kleinen Bühnen scheint sich auch in diesem Winter wieder das Stadttheater durch besonderen Fleiß hervorthun zu wollen. Zwei, drei neue Stücke in jeder Woche — das ist ihm Spielerei. Daß es dabei mit dem Dialog immer recht glatt von Statten ginge, kann freilich nicht gesagt werden; im Ganzen aber schlägt man sich redlich durch. Das Stadttheater be-

sitzt auch jetzt, nach einer ziemlich durchgreifenden Erneuerung seines Personals, immerhin einige tüchtige Kräfte und in der naiven Liebhaberin Frl. Both sogar eine nach gewissen Seiten hin vollendete Künstlerin. Aber auf ihren Schultern liegt auch Alles; in den Stücken wenigstens, die ich bisher angesehen, „Ein deutsches Mädchen im Elsaß“ von Rudolf Kneisel, „Rosa und Röschen“ von Charl. Birch-Pfeiffer und „Der Jesuit und sein Zögling“ von A. Schreiber, ist sie das Factotum. Namentlich in dem letzteren, sonst übrigens sehr harmlosen und leidlich langweiligen Stücke entzückt sie als siebzehnjähriger Baron Carbonet durch frischen Humor und liebenswürdige Natürlichkeit. Uebrigens ist das beste unter den genannten Lustspielen unbestreitbar das Kneisel'sche, freilich ein Tendenzstück, aber zeitgemäß und, gut gespielt, sehr bühnenwirksam. X. X.

Max Wirth's Geschichte der Handelskrisen.*)

Ein alter Professor des Römischen Rechts aus der Bekanntschaft des Referenten, der geneigt schien, sich auf den Kopf zu stellen, als die Nationalöconomie an einer gewissen Universität Deutschlands unter die obligatorischen Fachstudien der Juristen und unter die Disciplinen aufgenommen wurde, in denen männiglich beim ersten Examen geprüft werden sollte, pflegte in vertraulichen Stunden das gelassene Wort auszusprechen: „Was heißt Nationalöconomie? Die Gesetze, die man darin zu erkennen glaubt, beruhen im günstigsten Falle auf Einbildung, oftmals auf Schwindel“ — er brauchte wirklich dieses harte Wort — „und practischen Nutzen kann niemand daraus ziehen?“

Ich weiß nicht, welches Mißgeschick den gelehrten Kenner der Digesten in ein so gespanntes Verhältniß zur Volkswirthschaftslehre versetzte. Daß sein Colleg nach wie vor von den Zwangsabonnenten spärlich besucht war, im Hörsaal des Nationalöconomen dagegen kein Apfel zur Erde fallen konnte, war jedenfalls keine Erklärung seiner harten Worte. Denn das war schon lange vor der academischen Hoffähigkeitserklärung der Nationalöconomie nicht anders gewesen; und diese Thatsache allein hätte schon sein Dictum widerlegt, „daß niemand practischen Nutzen aus ihr ziehe.“ Ja, wir jungen Juristen — ich gestehe es mit tiefem Erröthen — waren schon damals so unklassisch veranlagt, daß wir jeder Frage der Volkswirthschaftslehre mehr practischen Nutzen zutrauten, als den berühmtesten Examenfragen jenes ehrwürdigen Römischen Rechtslehrers, unter denen die berühmtesten lauteten: „Welche

*) Geschichte der Handelskrisen von Max Wirth. Zweite vervollständigte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag 1874.

Farbe hatte die Tinte Justinian's? Was war Justinian's Gemahlin für eine Geborene?"

Dieses Aufbäumen der zünftigen Jurisprudenz gegen die Wirthschaftslehre und die politische Oeconomie hat uns Allen, die davon Zeugen waren, jedenfalls nur in wohlthätiger Weise den Blick geschärft für ihre Segnungen, für ihren „practischen Nutzen". Ich muß gestehen, ich habe, je länger ich darüber nachdachte, studirte, und practische Erfahrungen sammelte, außer der Chemie, Geologie u. a. Naturwissenschaften, keine andere Wissenschaft gefunden, welche aus ihren Resultaten selbst einen so allgemeinen und unmittelbaren practischen Nutzen verspräche, als die Nationalöconomie. Ein sachkundiger und geübter Volkswirth oder Statistiker besitzt — um die Sache ganz practisch auszudrücken — fast in jedem Resultat seiner Forschungen ein Geheimniß, um Tausende glücklicher, gesunder, behäbiger, ja reich zu machen. Nur mit dem Unterschiede, daß er meist, im Gegensatze zu vielen Vertretern jener naturwissenschaftlichen Disciplinen, nichts eiligeres zu thun hat, als sein Geheimniß auf den offenen Markt zu tragen, und dafür — die allgemeine Nichtbeachtung, im günstigsten Falle Zweifel und Widerspruch zu ernten; bis dann das von ihm vorher Gesagte eintritt, und man sich der schon vergessenen Weissagung erinnert, um — von neuem in dem nämlichen Falle die nämlichen Thorheiten zu begehen. Jede große Fabrik, die sich mit der chemischen Verarbeitung von Rohstoffen beschäftigt, hält ihren Chemiker; jedes größere Bergwerk hat fortwährend Männer engagirt, welche geologische oder geognostische Untersuchungen zu machen im Stande sind. Aber wir sind noch sehr weit entfernt davon, daß große Banken oder Creditinstitute, große industrielle Etablissements oder selbst große städtische Gemeinwesen ihren practischen, tüchtig theoretisch geschulten Volkswirth und Statistiker hielten, welcher die für die betr. juristische Person wichtigsten Enqueten vornähme und wissenschaftlich beantwortete, um dieses Unternehmen in Vorschlag zu bringen, von jenem abzurathen, oder gewisse Reformen aus eigenem Antriebe dringend zu empfehlen. Und doch sind die Ergebnisse dieser Wissenschaft so sicher, daß z. B. ein berühmter deutscher Statistiker den ganzen Verlauf der Berliner Bauspeculation in ihrer stetigen Hausse und Baisse vor Jahren und zwar in gleicher Vorzüglichkeit vor und nach der französischen Kriege — richtig vorausgesagt hat, so richtig, daß nach der von ihm über dieses Thema componirten Zukunftsmusik die Hausse der Jahre 1871 und 1872 und der Rückschlag seit 1873 nur verstärkte Töne der von ihm angeschlagenen Accorde bilden.

Für die practische Berechtigung dieser Wissenschaft wird man aber — wenn es dessen heute überhaupt noch bedürfte — kaum ein klassischeres Beispiel finden können, als das hier vorliegende Werk Max Wirth's. Vor siebzehn Jahren ist die erste Auflage desselben erschienen. Der Verfasser war

damals ein blutjunger Schriftsteller und Gelehrter. Alles was heute unsere nationale Größe ausmacht, ist erst lange nach der Zeit vollbracht worden. Unsere Nationalwirthschaft von heute ist eine durchaus andere wie die vor siebenzehn Jahren. Der deutsche Zollverein war damals noch mit Oesterreich zusammengespannt und krankte am Schutzzollsystem, am absoluten Veto seiner Glieder und an der durchaus mangelnden Vertretung des Volkes. Erst fünf Jahre nachdem Wirth's Buch erschien, wurden diese unseligen Bande theilweise gelockert durch Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrages. Oesterreich erlebte bereits im Jahr 1863 sein Sadowa auf wirthschaftlichem Gebiete. Das Freihandelssystem wurde, wenn auch noch verschämt, von Deutschland proclamirt. In den Zollvereinsverträgen von 1867 wurde dann endlich auch das absolute Veto über Bord geworfen und statt dessen ein Zollbundesrath und ein Zollparlament eingesetzt, welche Behörden beide mit einfacher Majorität der Stimmen beschließen sollten, und deren Functionen seit 1871 auf den deutschen Reichsbundesrath und den Deutschen Reichstag übergegangen sind. Man sollte denken, durch diese gewaltigen Neuerungen sei Wirth's Werk über Handelskrisen gründlich veraltet gewesen. Und dennoch als die Krisis von 1873 über Oesterreich und Deutschland hereinbrach, wurden diejenigen seiner Kapitel, welche hier einschlugen, von der größten Zahl der (namentlich österreichischen) Zeitungen Wort für Wort abgedruckt, denn fast Wort für Wort paßten sie auf die Ursachen und Wirkungen der großen Krise, deren Folgen noch jetzt nicht überall verwunden sind.

Max Wirth ist seit dem Erscheinen der ersten Auflage seines Werkes unter den jüngeren Volkswirthen mit am stetigsten fortgeschritten und in bleibender Fühlung mit der Wissenschaft wie mit der Praxis gewesen. Er ist bekanntlich Jahre lang an der Spitze des „Arbeitgeber" in Frankfurt a. M. als Redakteur gestanden, dann Jahre hindurch Chef des Statistischen Bureau der Eidgenossenschaft zu Bern gewesen, dann wieder in das journalistische Fach übergegangen, zuerst bei der „Breslauer Presse", seit einem Jahr bei reinem der hervorragendsten Blätter in Wien. In allen diesen Stellungen und Berufen hat Max Wirth auch auf dem Gebiete der „Handelskrisen" die reifsten Erfahrungen gesammelt, welche der vorliegenden zweiten Auflage sehr zu Statten kommen. Dieses Buch kann auf dem Gebiete, welches es behandelt, klassisch genannt werden. Es verschont uns gänzlich mit jener dilettantischen feuilletonistischen Manier der Wehklage, Prophezeiung, Warnung u. dergl., welche bei jeder größeren volkswirthschaftlichen Krise in einer Legion von Flugschriften vorherrscht. Es ist erschöpfend theoretisch und historisch und formulirt die gewonnenen Erfahrungen klar und bündig und sicher. Möchte es recht viel gelesen, recht allseitig beherzigt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — **Druck** von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 42.

Ausgegeben am 16. October 1874.

Inhalt:

	Seite
Die mechanische und die teleologische Weltanschauung. Von Max Heinze.	81
Ein amerikanischer Humorist. Hans Blum.	92
Die Banken in Luxemburg N. Steffen.	107
Bilder aus Mecklenburg. Aus den Tagen der Bürgerwehr. Von Hugo Gaedcke.	113
Der Fall Arnim. μ.	118

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Literarische Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Die mechanische und die teleologische Weltanschauung.*)

Von

Max Heinze.

Schon in den Anfängen der griechischen Philosophie tritt uns der Gegensatz der mechanischen und teleologischen Weltanschauung entgegen in den Antipoden, Heraklit und Demokrit, die beide groß sind in ihrer Weise. Bis auf die Gegenwart haben sich diese Gegensätze gehalten. Würde der Verfasser der Philosophie des Unbewußten an Heraklit sich anlehnen, bei welchem Letzteren das Vernünftige und Zweckvolle sich auch ohne Bewußtsein herausarbeitet, so würde die Mehrzahl der exacten Naturforscher als ihren Führer anerkennen den in seiner Consequenz gewaltigen Demokrit. Einer dieser beiden verschiedenen Grundansichten huldigen die meisten Philosophen in Betreff ihrer obersten Principien, und will man sich nicht genügen lassen an dem äußeren Gesichtspunkt des Monismus und Dualismus, so lassen sich die Weltanschauungen theilen in eine mechanische im weiteren Sinne und eine teleologische. Die erste dieser beiden kann auch bezeichnet werden als die der mechanischen Causalität, oder als die der wirkenden Ursachen im Allgemeinen, indem wir bei den letzteren zunächst denken werden an das mechanische Wirken, oder wenigstens für alle wirkenden Ursachen eine Analogie suchen in dem Mechanismus, so daß sich die Weltanschauungen schließlich scheiden in die der wirkenden Ursachen und die der Zwecke oder Endursachen.

Die unbedingte Geltung der Causalität, so weit die Erfahrung reicht, wird von alten und neuen Denkern in gleicher Weise zugegeben. „Nichts geschieht ohne Ursache, sondern Alles aus einem Grunde und mit Nothwendigkeit", spricht Demokrit, in seiner einfachen aber alle eigene Unsicherheit und allen Zweifel Anderer ausschließenden Weise, und ihm haben es seitdem Unzählige nachgesprochen. Eine wahre Allherrscherin ist die Causalität! Alles unterliegt ihrem Zwange, und mögen wir dieselbe nur als ein Gesetz unseres Geistes ansehen, mögen wir sie auf die transcendenten Dinge anwenden, also auch metaphysischen Gebrauch von ihr machen, wir müssen, um zu irgend

*) Vortrag, gehalten beim Antritt der ordentlichen Professur der Philosophie in Basel.

welcher Erfahrung zu gelangen, gerade wie mit Raum und Zeit, so auch mit ihr operiren. Festgeschlossen ist die Kette von Ursachen und Wirkungen, nicht ein Glied kann ohne das andere herausgenommen werden, gerade so wenig wie der geringste Theil von Raum oder Zeit aus dem Continuum für sich herausgeschnitten werden kann. Von Ursache wird man bei der Forschung zu Ursache getrieben, und es ist die Kette ganz ebenso unendlich wie Raum und Zeit, und ein Aufgeben geradezu des Gesetzes ist es, wenn man ein erstes Glied der Reihe annimmt. Ein Bedürfniß des Menschen mag dazu nöthigen, das Gesetz selbst schließt den Anfang aus.

Wird dies Gesetz der causae efficientes als das weltbewegende angenommen, so haben wir den Mechanismus, wie er sich ausgebildet hat in der antiken atomistischen Lehre, in dem Materialismus der neueren Zeit, aber auch mit bestimmtem Ausdruck in der Physik des Begründers der neuen dogmatischen Philosophie, des Descartes, und besonders bei dessen großem Nachfolger, Spinoza. Aus der Lehre des letzteren lernen wir, daß mit dem Mechanismus nicht nothwendig verbunden ist der Materialismus. Denn so häufig Spinoza auch zu den Materialisten gezählt wird, er darf doch nicht als solcher bezeichnet werden; man müßte denn unter Materialismus verstehen die Anerkennung der ausnahmslosen Causalität. Dann würden aber viele Andere, die bisher nicht zu den Materialisten gerechnet wurden, sich diesen Namen gefallen lassen müssen.

Bindend ist das Gesetz der Causalität in allen Fällen, so daß man sich nicht von ihm lösen kann. Ob es aber auch ausreicht zur Erklärung von Allem, was in der Erfahrung aufstößt? Die rein wirkenden Ursachen scheinen blind, es kann zu dem Einen das Andere nicht passend vorhergeformt werden durch das blinde Aufeinanderfolgen von Ursache und Wirkung, und doch ist eine Harmonie in dem Ganzen der Welt trotz der mannigfachen Dissonanzen nicht in Abrede zu stellen. Es besteht eine Harmonie zwischen den einzelnen Objecten im ganzen und großen Weltenraum und auch auf unserer Erde; es besteht eine Harmonie zwischen den einzelnen Theilen der Organismen, indem sich Eins zum Andern fügt, Eins das Andere stützt und fördert, so daß Keins ohne das Andere sich denken läßt; es besteht aber ganz besonders eine Harmonie zwischen dem Object und dem Subject, so daß eine Empfindung, Anschauung, Erfahrung zu Stande gebracht wird. Ohne genügende und wirkende Ursachen kann man sich nichts von dem allem entstanden denken; aber reichen diese hin um die Wirkung, wie sie vorliegt, ganz zu erklären? Es findet sich im Cicero die sehr bemerkenswerthe Stelle:

„Wer meint, daß die Welt nur durch zufällige Zusammenfügung von Atomen entstanden ist, der kann auch glauben, daß wenn unzählige Formen von Buchstaben unter einander geworfen würden, die Annalen des Ennius

dadurch hervorgebracht werden könnten, so daß sie zu lesen seien.“ Es läßt sich hier von vornherein mit voller Bestimmtheit nichts ausmachen, aber die Wahrscheinlichkeit ist außerordentlich gering und wird unendlich klein, daß die ganze Welt mit allen ihren Einzelheiten durch das ziellose Bewegen der Atome hervorgebracht sei, ebenso wie die Wahrscheinlichkeit unendlich klein ist, daß auf die angegebene Weise ein großes und treffliches Gedicht, eine Tragödie oder Komödie, zu Stande komme. Wir müssen uns hier nach einem anderen Princip noch umsehen, das uns den Zusammenhang der Welt leichter erklärt, oder überhaupt erklärt. Bei dem Gedichte ist es der schaffende Geist des Menschen, der die Buchstaben im Hinblicke auf ein bestimmtes Ziel, das er in sich aufgenommen hat, zusammensetzt. Nach einem Ziele werden sich auch die Atome der Natur bewegen, wie wir auch sonst die Atome auffassen mögen, und so würde das Princip, dessen wir zur Erklärung bedürfen, der Zweck sein. Mag der Zweck nun zu unserem apriorischen Besitz gehören, oder mögen wir dieses Princip erst gewinnen aus der Thätigkeit des Menschen selbst, der einen zukünftigen Zustand herbeizuführen sucht, jedenfalls ist er schon in den Anfängen der Philosophie durch Sokrates übergeführt worden von der menschlichen Thätigkeit in die Natur, und seit jenen Tagen ist neben besonnener Anwendung viel Mißbrauch mit diesem Princip getrieben worden.

In der äußerlichen Art, den Zweck zu handhaben, ist Chrysippos, der echte Schüler des Sokrates, Chrysippos, der sich deshalb den Spott der Epikureer und Akademiker verdiente. Aristoteles ist es, der in einer tieferen Auffassung den immanenten Zweck, den jedem Wesen eingeborenen Zweck seines Daseins und seiner Entwickelung aufsucht, und von ihm sind die causae finales in die Speculation des Mittelalters und der neueren Zeit übergegangen, um eine große Rolle zu spielen.

Für die bedeutendsten Gegner des Zweckes können außer den Atomistikern des Alterthums Francis Baco, Spinoza und endlich neuerdings viele Anhänger Darwin's gelten. Die Zweckbegriffe gehören nach Baco zu den idola tribus, d. h. zu den falschen Vorstellungen, die in der Natur eines jeden Menschen begründet sind. Diese Zweckursachen seien die Quelle des staunenswerthen Verderbens in der Philosophie, da die Methode der Endursachen in der Physik die Untersuchung der natürlichen Ursachen gestört oder geradezu zurückgedrängt habe. In der Natur sei aber Alles durch wirkende Ursachen und causae physicae zu erklären. Deshalb sei auch die Philosophie eines Demokrit und Anderer, welche Geist und Gott bei der Bildung der Dinge nicht anwendeten, die Ordnung der Welt aus dem zufälligen Spiele der Naturkräfte entstehen ließen, und die Erscheinungen im Einzelnen aus materieller Nothwendigkeit, ohne Berücksichtigung eines Zweckes ableiteten, in physikalischer Hinsicht weitaus den Lehren des Platon und des Aristoteles vorzu-

ziehen. Die Betrachtung der Endursachen gehöre in die Metaphysik und nicht in die Physik, aus der sie zu verbannen sei, weil sie in ihr den größten Schaden angerichtet habe.

Baco verwirft also nicht für die ganze Philosophie den Begriff des Zweckes, aber wohl für die Physik, d. h. für die exacte Wissenschaft, und er hat sich hierdurch ein großes Verdienst erworben. Hier müssen die Thatsachen erforscht, die materiellen und wirkenden Ursachen müssen ergründet werden; methodische und auf Experimente sich stützende Inductionen, das ist es wodurch die Physik Förderung erfahren kann. Mit dieser Ansicht verträgt sich aber nach Baco gar wohl der teleologische Gesichtspunkt. Denn wenn die Gegenstände unserer Erfahrung auch nach der einen Seite als Wirkung mechanischer Kräfte angesehen werden, so schließt dies nicht aus, daß sie nach der anderen nützlich und zweckmäßig erscheinen. Die Augenwimpern dienen allerdings als Haare dem Auge zum Schutze, aber nicht ist die Frage in der Physik: „Wozu nützen die Augenwimpern?“ sondern: „Warum wachsen an dieser Stelle Haare?“ Eine Umkehr des Sachverhalts, wie man ihn bei genauer Untersuchung findet, ist es, wenn man den Nutzen, der durch etwas hervorgebracht wird, als das Bewirkende selbst hinstellt.

Zugleich weist nach Baco die teleologische Betrachtung der Natur hin auf eine Vorsehung, welche das Walten der Naturkräfte ordnet und lenkt; denn einer solchen Ergänzung bedürfe die Erklärung aus physischen Ursachen.

Wir sehen, der Vater der modernen Empirie hat für das Ganze seiner Weltanschauung des Zweckes nicht entbehren wollen und können. — Er faßt zwar das Princip etwas äußerlich, indem er nur den Vortheil im Auge hat, verfolgt es auch nicht weiter, weil sein Schwerpunkt auf einem anderen Gebiete liegt, aber er gebraucht es doch, und falsch ist es demnach, wenn Baco als absoluter Gegner der Teleologie hingestellt wird.

Ganz entschieden schloß von seiner Weltbetrachtung den Zweck aus Spinoza, der sich besonders in seinem berühmten Appendix zu dem ersten Buche der Ethik über diesen Begriff verwerfend ausspricht, und die spinozistische Philosophie erfreut sich deshalb auch hier und da bei den Naturforschern der Neuzeit einer großen Achtung.

Freilich richtet sich Spinoza hauptsächlich gegen die sehr äußere Anwendung des Zweckes, insofern die ganze Natur auf den Nutzen des Menschen angelegt sein soll. Da die Menschen in sich und außer sich viele Mittel fänden, die zur Erreichung ihres Nutzens bedeutend beitrügen, wie die Augen zum Sehen und die Zähne zum Kauen, die Kräuter und Thiere zur Speise, die Sonne zur Erleuchtung, das Meer zur Ernährung der Fische und dergl., so sei es gekommen, daß sie alles Natürliche gleichsam als Mittel zu ihrem Vortheil betrachteten, und ohne Zweifel hat Spinoza volles Recht, wenn er

mit scharfer Polemik diese niedrige und populäre Art der Teleologie bekämpft. Aber hierbei bleibt sein Angriff nicht stehen. Schon in dem menschlichen Handeln darf nach Spinoza das, was wir Zweck nennen, nicht angenommen werden; auch hier beruht die Annahme von Zwecken nur auf Unkenntniß der Verkettung von Ursachen, und noch viel mehr ist dies der Fall, wenn wir in die Natur einen Zweck setzen. Es führt zu nichts, als alles Forschen nach der Ursache der Dinge abzuschneiden, und nur die Unwissenheit flüchtet sich in dieses Asyl.

Die Natur hat sich keinen Zweck vorgesetzt, und alle Zwecke sind nichts als menschliche Erfindung. Durch die Lehre vom Zwecke wird der wahre Sachverhalt gänzlich umgedreht; denn das, was in Wahrheit die Ursache ist, betrachtet diese Lehre als Wirkung und umgekehrt; ferner macht sie das, was in Wahrheit das Spätere ist, zu dem Früheren, und was das Höchste und Vollkommenste ist, zu dem Unvollkommensten, dieses dritte deshalb, weil die letzten Dinge um deren willen die früheren hervorgebracht worden am vollkommensten sein müßten, nach Spinoza aber das die größte Vollkommenheit hat, was von Gott unmittelbar bewirkt wird — eine unbewiesene Behauptung Spinoza's, die mit demselben Rechte umgekehrt werden könnte. Richtig ist es, daß durch Annahme von Zwecken das Verhältniß von Ursache und Wirkung umgekehrt wird, doch nicht vollständig: das Ding selbst, oder die Veränderung, die in dem Zwecke vorgestellt und gewollt wird, existirt noch nicht realiter, sondern nur, um von uns Menschen zu reden, in der Vorstellung.

Zur Leugnung der Zwecke trieb den Spinoza der strenge Gedankengang, die zwingende Gewalt, die er seiner Philosophie beilegen wollte, das Princip der Causalität, dem er seine Philosophie unterwarf. Das Muster für die Beweisführung ist dem Spinoza die mathematische. Den mos geometricus führte er in seine Philosophie ein. Die Mathematik kennt keine Zwecke: das Dreieck ist nicht dazu da, damit irgend welche Sätze aus ihm abgeleitet werden können, sondern weil das Dreieck der Art ist, wie es ist, folgen die dasselbe betreffenden Sätze; gerade so nun, wie sich aus dem Wesen der Figuren die näheren Bestimmungen ergeben, implicite alle darin schon liegen, so daß es nur des folgernden Verstandes bedarf, um die ganze Geometrie zur Darstellung zu bringen, gerade so sollte es nur eines mathematischen Verstandes bedürfen, um aus den Grundbegriffen des Spinoza die ganze Welt abzuleiten. Es ist hier nur von Spinoza bei aller Großartigkeit seines Systems, die den Geist so leicht gefangen nimmt, ein bedeutender Fehler begangen. Die Mathematik bedarf bloß einer logischen Entwickelung, die Welt aber bedarf einer zeitlichen Entwickelung; in der Mathematik handelt es sich nur um Grund

und Folge, in der Entwickelung der Welt, der Vielheit aus der Einheit, der Modi aus der Substanz, handelt es sich um Ursache und Wirkung.

Ursache und Wirkung haben wir in der reinen Mathematik nicht, die Causalität ist aber das Princip, von dem der gewaltige Denker seine Philosophie abhängig macht, der zu Liebe er den Zweck vernichtet, und die Causalität gerade ist in seinem System unmöglich gemacht, gerade so unmöglich wie der Zweck. Es ist hier demnach zu viel bewiesen, und gegen den Zweck keine stichhaltige Instanz vorgebracht, die nicht auch zugleich die Causalität mit vernichtete.

Als den dritten Hauptgegner des Zweckes nannte ich viele Anhänger der Descendenzlehre und ihrer näheren Begründung, der Selectionstheorie. Finden die Anhänger des Zweckes ein Hauptargument für dieses ihr Prinzip in den zweckmäßigen Organismen und in ihrer großen Verschiedenheit, so werden nach der neuen Lehre diese Gattungen von Thieren und Pflanzen aus einer geringen Zahl vorhergehender abgeleitet, und diese wieder aus einer einzigen Stammmutter, indem sich die Gattungen herausgebildet haben nach den verschiedenen Lebensbedingungen, und das einmal Vorkommende und für die äußeren Umstände Passende durch Vererbung sich fortpflanzt: „die natürliche Auslese im Kampfe ums Dasein, das Zugrundegehn des minder Zweckmäßigen, das Ueberleben und Sichweitervererben des Passendsten und Zweckmäßigsten, ist ein Vorgang von mechanischer Causalität, in dessen gleichmäßige Gesetzlichkeit nirgends ein teleologisch bestimmendes, metaphysisches Princip eingreift, und doch geht aus ihm ein Resultat hervor, das wesentlich der Zweckmäßigkeit entspricht, d. h. diejenige Beschaffenheit besitzt, welche den Organismen unter den gegebenen Umständen die höchste Zweckmäßigkeit verleiht. Die natürliche Zuchtwahl löst das scheinbar unlösliche Problem, die Zweckmäßigkeit als Resultat zu erklären, ohne sie dabei als Princip zu Hülfe zu nehmen*), und auf diese Art hat diese Lehre den Götzen des Zweckbegriffs zerbrochen. So triumphieren die Anhänger Darwin's.

Gegen die Descendenz- und Selectionstheorie selbst ist von philosophischer Seite nichts einzuwenden. Es ist durch sie Vieles erklärt und sie trägt gute Früchte, wenn sie auch selbst noch nicht über alle Zweifel erbaben ist, wie schon andererseits darauf hingewiesen ist, daß sich Manches in den Organismen, z. B. die künstliche, auf ästhetischen Genuß, nicht auf Erhaltung des Lebens nur, zielende Einrichtung in Auge und Ohr aus dem Kampfe ums Dasein allein nicht wohl erklären läßt.

Aber diese Lehre zugegeben, sollte durch sie wirklich der Zweck vollständig vernichtet sein? Sie nimmt die Zweckmäßigkeit als Resultat einer langen

*) S. Oscar Schmidt, Descendenzlehre und Darwinismus. S. 176.

Kette von Ursachen und Wirkungen auf, sie erkennt dieselbe also doch an, und damit, daß sie als Folge der natürlichen, causalen Entwickelung angesehn wird, ist der immanente Zweck noch keineswegs aufgehoben. Es ist die Immanenz gleichsam nur weiter zurückgeschoben; es sind alle späteren Bildungen hineingelegt in die Urzelle, in das erste Moner, oder das, was man als das erste organische Wesen annehmen mag. Es hat in diesem Urwesen der Keim zu der ganzen organischen Welt gelegen; — nicht durch Zufall kann diese entstanden sein, sondern durch Nothwendigkeit, durch den von innen heraus nach dem ehernen Causalitätsgesetz, d. h. nach Nothwendigkeit wirkenden Zweck, muß sie sich entwickelt haben.

Auch die kleinen Abweichungen in den Individuen, die sich für die äußeren Verhältnisse als passend bewähren und sich vererbend nun immer zweckmäßigere Bildungsformen hervorbringen, sie sind doch nicht Zufälligkeiten, sondern auch sie müssen ihre Ursache in den vorangegangnen Generationen haben, wie die Anhänger Darwin's selbst am ersten zugeben werden. Wären diese Abweichungen dem Zufall anheimgestellt gewesen, und hingen sie nicht ab von immanenten Gesetzen, so wäre wahrscheinlich nichts Zweckmäßiges entstanden, denn der unzweckmäßigen Organisationen kann man sich unendlich viel mehr denken, als der zweckmäßigen. Jetzt müssen wir aber nach Darwin sogar so weit gehen, zu sagen, daß die organische Welt in ihrem jeweiligen Zustande die vollkommenste ist, d. h. die, welche sich den äußeren Verhältnissen unter allen denkbaren Fällen am besten angepaßt hat, da das Gleichgewicht zwischen äußeren Bedingungen und der Organisation der Wesen stets erreicht wird. Also nicht nur die Entwickelung, sondern auch die Entwickelung zum Besten ist in der Selectionstheorie eingeschlossen, und diese Lehre muß hier zu demselben Resultate kommen, wie der Optimismus Leibnizens.*)

Das Einzelne und das Ganze mußte vorgebildet sein, sonst hätte es nicht entstehen können, vorgebildet mußte es sein, wie der Baum mit vielleicht tausendjähriger Entwickelung vorgebildet ist in dem Samenkorn, aus dem er entstanden; die äußeren Umstände treten hinzu und helfen dieser und jener Möglichkeit zur Verwirklichung, unterdrücken andererseits diese und jene Anlage, aber kein Ast, kein Blatt, keine Zelle kann sich bilden, wozu die Möglichkeit und die Anlage nicht gegeben wäre.

So ruht und schläft das Späteste in dem Frühesten, das Früheste wird zum Spätesten. Wir haben beim Baum wie bei der ganzen Welt das große, freilich schwer auszudenkende *ὕστερον πρότερον*, zu dem aber der Gedanke mit Nothwendigkeit drängt. Dieses *ὕστερον πρότερον* ist weiter nichts als

*) S. du Bois-Reymond, Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft.

der Zweck, der im Anfang schon bestand, und von dem Zwecke kann sich die Selectionstheorie nicht losmachen.

Auch noch etwas Anderes zwingt zur Annahme dieses Princips nach Darwin's Lehre. Der Kampf ums Dasein ist das Losungswort der Theorie. Aber beruht nicht der ganze Kampf ums Dasein auf dem Streben der Natur, das einmal Hervorgebrachte zu erhalten, als Individuum oder als Gattung? Jedes Einzelgeschöpf sucht sein Dasein fortzusetzen, das ist ein echter und sichtbarer Zweck, den sogar Spinoza klar genug ausgesprochen, und zum Fundament seiner Ethik gemacht hat. Fiele dieser Trieb, dieser immanente Zweck, der sich durch den Trieb verwirklicht, einmal weg, so hörte der ganze Kampf um das Dasein auf, da jedes Geschöpf sich dann ebenso gern dem Verderben anheim geben müßte, als sich selbst erhalten.

Wir sind hier gerade bei der Lehre Darwin's zur Verbindung von Causalität und Zweck gekommen. Von beiden können wir uns bei der Betrachtung der Welt nicht los machen. Wollen wir uns nicht in dem Widerspruche der zwei Principien gefallen, so müssen wir beide in einander aufnehmen, wenn auch nicht das eine dem andern unterordnen. Die strenge Causalität wird nicht ohne Zweck sich denken lassen, ebensowenig wie der Zweck ohne Causalität. Die letztere ist nichts Anderes, als die logische Nothwendigkeit, die sich in der Entwickelung darlegt, — wird sie doch als Gesetz unseres Geistes aufgefaßt und ist durchaus logisch. Die Logik schließt aber stets das Ende der Reihe, also den Zweck in sich. Demnach würden wir in der Logik, in der logischen Nothwendigkeit, die wir nun und nimmer aus der Welt unserer Erkenntniß, ebensowenig wie aus unserm Geiste entfernen können, die beiden scheinbaren Gegensätze, Causalität, d. h. mechanische Causalität, und das teleologische Princip, verbunden finden. Nur ist die Teleologie nicht in der Weise zu fassen, daß wir den Zweck, worauf Alles stets hinarbeitet, jedes Mal erkennen, die Zweckmäßigkeit eines jeden Dinges angeben könnten, ebensowenig, wie wir je dahin kommen werden, die wirkenden Ursachen von allen Erscheinungen anzugeben, ohne doch daran zu zweifeln, daß sich stets solche finden.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Geschichte, so ist der Versuch, Causalität und Teleologie mit einander zu verbinden, schon öfter gemacht. Ich gehe hier nicht auf Aristoteles ein, den eigentlichen Philosophen des Zwecks. Bei ihm wird der Zweck noch nicht Herr über die Materie, und der Dualismus bleibt stehen. Ich erwähne zunächst die Stoiker, die mit einer Bestimmtheit das Causalitätsgesetz aussprechen und überall geltend machten, wie wir es sonst in der alten Philosophie nicht finden, und doch den Zweck als allmächtig in ihrem System walten ließen. Zugleich waren sie Materialisten, nicht in dem Sinne wie die Atomistiker, aber doch in dem, daß sie nichts

Immaterielles als wirkend, als wirklich, annahmen. Der Begriff, in dem sie die scheinbar widersprechenden Principien, die mechanische Causalität und den Zweck, zusammenbanden, war der *λόγος σπερματικός*, der sich theilt in unzählige *λόγοι σπερματικοί* oder Samenkeime. Diese vernünftigen Ursamen — der Name „Atom" würde für sie nicht bezeichnend sein, — sind materiell und enthalten in sich dynamisch die ganze Entwickelung der Welt, indem sie sich bald zu dem einen Gebilde oder Organismus, bald zu dem andern gestalten. Nach dem strengen Gesetz von Ursache und Wirkung ist ihre eigene Entfaltung und sind ihre Einwirkungen auf die sie umgebenden Stoffe nur möglich, aber doch gehen sie auf bestimmte Ziele, auf bestimmte Formen los, die sie in nuce in sich bergen, ohne etwa Typen für die entstehenden Gestalten zu sein, also ohne alle Aehnlichkeit mit den platonischen Ideen, mit denen man sie öfter zusammenstellt. Nicht Vorbilder sind sie, nicht Allgemeines oder Gattungsbegriffe, welche bei den Stoikern keine reale Existenz hatten, sondern auf etwas Individuelles stets angelegt und in dasselbe ausgehend.

Der Begriff ist von der Stoa nicht weiter ausgebildet, oder wir finden ihn wenigstens in den fragmentarischen Berichten über diese Schule nicht näher durchgeführt, aber ohne Zweifel ist er einer der wesentlichsten in der stoischen Philosophie und hätte eine größere Bedeutung gewinnen sollen, da in ihm die drei wichtigsten Prinzipien in der Philosophie: mechanische Ursache, Materie und Zweck, mit einander vereinigt sind. Die Harmonie der ganzen Welt wurde dann durch den allwaltenden Logos, welcher alle diese Samen in sich zusammenfaßt zu einer Einheit, hervorgebracht und erhalten. — Man mag über diese Lehre abschätzig urtheilen; als ein Verdienst muß den Stoikern der Versuch die entgegengesetzten Standpunkte zu versöhnen, immerhin angerechnet werden.

In ganz andrer Weise als diese alten, ernsten, häufig nicht genug gewürdigten Denker, unternahm es Leibniz, Causalität und Teleologie zu vereinen, und er stellte geradezu in seinen jüngeren Jahren es als Aufgabe seines Lebens hin, die Atomistik des Demokrit mit den substanziellen Formen des Aristoteles in Einklang zu bringen. Als strenger Mathematiker mußte er der mechanischen Weltanschauung huldigen, aber als umfassender Geist hielt er dafür, auch in der Teleologie sei Wahrheit, und so müßten die Gegensätze vereinigt werden, wie er überhaupt es für Beschränktheit ansah, wenn jemand auch auf anderm Gebiete in einem Gegensatze verharrte. Hatten nun die Stoiker in ihrem Monismus alles Geistige zur Materie gemacht, so machte umgekehrt Leibniz alles Materielle zu Geist, oder wenigstens zu Monaden, d. h. zu metaphysischen Punkten, deren Kraft das Vorstellen ist. Trotzdem gelangt er zur Materie und zu Körpern, freilich auf etwas schwierige Weise.

Im Grunde beruht aber die Erscheinung der Materie nur auf unseren verworrenen Anschauungen. Mit dieser Materie verbindet nun Leibniz streng den Begriff der mechanischen Causalität. Die Monaden sind auch Körper, insofern sie Einzelwesen sind, also Schranken haben, und die Bewegungen der Körper gehen alle nach mechanischen Gesetzen vor sich. Soweit von einer gegenseitigen Einwirkung von einem Bestimmtwerden durch einander die Rede ist, so vollzieht sich das Alles auf mechanischem Wege. Jeder Körper ist von vornherein eine Maschine, so daß sogar eine materialistische Naturanschauung bei Leibniz zu Tage tritt. Wie verhält sich nun zu diesem Herrschen des Causalitätsgesetzes der Zweck bei ihm, durch dessen Annahme sich seine Philosophie so wesentlich von der des Spinoza unterscheidet?

Es ist außer der leidenden Kraft, welche die Monade nach außen beschränkt und sie unterthan macht dem Gesetz von Ursache und Wirkung, noch eine thätige Kraft in jeder Monade, welche ihren eigentlichen Inhalt bildet, während jene leidende ihre Individualität, ihre Besonderheit überhaupt ermöglicht. Diese thätige Kraft ist die Erfüllung der Eigenthümlichkeit einer jeden Monade, nichts als diese eine Monade voraussetzend. Wird die leidende Kraft als Materie betrachtet, so diese als Form, daher auch entelechia prima genannt. Sie ist gleichsam die Seele der Monade; die Seele geht aber darauf aus, die ursprüngliche Anlage zu entfalten, und so kommt in diese Entwickelung der Zweck hinein, als das Bestimmende und Maßgebende. Auf diesen Zweck, also die Entfaltung der ursprünglichen Anlage, arbeitet die ganze Maschine los, auf ihn arbeitet die Causalität los, die sogar das nothwendige Mittel ist zu der Entwickelung einer jeden Monade. Teleologie und Mechanismus müssen sich verbinden, um die Welt in ihrem Grunde zu erklären. Allerdings bildet dabei die Teleologie das bestimmende und allgemeine Princip, die Causalität das untergeordnete, wie dies Leibniz unzweideutig ausspricht: causae efficientes pendent a finalibus. Während die Causalität nur auf die Natur im engeren Sinne, auf die Körperwelt geht, erstreckt sich das teleologische Princip auf die ganze Weltordnung. Die mechanische Welt darf nicht abgesondert werden von der moralischen, auf welche letztere Alles angelegt ist.*)

Man kann nicht sagen, daß trotz der bestimmt ausgesprochenen Absicht Leibnizens, die Causalität mit der Teleologie zu vereinen, diese Aufgabe glücklich von ihm gelöst sei. — Die eine Seite, die Causalität, zieht trotzdem, daß Leibniz auf dem Gebiete der Natur ein so exacter Forscher war, den kürzeren. Wird die Materie überhaupt zu einem Phänomenon, wenngleich bene fundatum, so kommt auch die Causalität nahe daran, zu einem Schein zu werden, bloß

*) Vgl. Kuno Fischer's Darstellung dieses Cardinalpunktes in der Leibnizischen Lehre.

auf einer confusen Ansicht zu beruhen. Immerhin ist es viel werth, zu constatiren, daß Leibniz die Nothwendigkeit einer solchen Verbindung eingesehen hat.

Eine jede philosophische Ansicht muß sich heutigen Tages mit der Kant'schen Lehre, welche noch immer tonangebend ist, auseinandersetzen. Stellen wir uns auf den rein kritischen Standpunkt, so ist allerdings nicht die Rede von einer Teleologie, aber dabei darf man nicht vergessen, daß dann auch nicht die Rede sein kann von Causalität. Beide Principien stammen danach nur aus unserem Geiste, sind nicht constitutiv, sondern nur regulativ. Solange wir also nur die Formen unseres Geistes in der Außenwelt finden und in dem Ding an sich nichts ihnen Entsprechendes, wird unser ganzes Thema gegenstandslos sein. Sobald Kant aber den kritischen Standpunkt nicht einnimmt, sondern in die Welt der Erfahrung hinabsteigt, strebt er selbst, Causalität und Teleologie zugleich anzuwenden. So lange wir in der Natur auskommen mit dem Mechanismus, meint er, müssen wir denselben anwenden, wir müssen sogar versuchen, Alles auf mechanische Weise zu erklären; kommen wir aber zu Naturerzeugnissen, bei denen die Möglichkeit der mechanischen Erklärung ein Ende hat, so müssen wir so verfahren, als ob sie nach Zweckbegriffen gebildet wären. Solche Producte findet nnn Kant in der Natur vor, indem er zugleich den Zweckbegriff in aristotelisch=leibnizischer Weise viel tiefer faßt, als die Aufklärungsphilosophie, welche in der populären Art des Alterthums Alles auf den Nutzen des Menschen bezog, und so verdankt der Zweckbegriff dem Schöpfer des Kriticismus sehr viel, trotzdem daß er nur aus unserem Geiste stammen soll. Die organischen Wesen sind nach Kant ohne den Zweck, der in ihnen deutlich hervortritt, gar nicht zu verstehen. Denn alles das Einzelne ist auf das Ganze gerichtet, alles Einzelne existirt nur deshalb und hat nur darum einen Sinn, weil es sich zu einem bestimmten Ganzen bilden soll. So muß das Ganze als Ursache für die einzelnen Theile angesehen werden, und diese Ursache, d. h. diese Endursache, liegt als formendes Princip in ihnen selbst. Ist aber bei den Organismen die innere Zweckmäßigkeit anerkannt, so ist es natürlich, daß wir sie auch sonst in der Natur, in den anderen Producten und den Gesetzen der Natur nicht blos suchen, sondern auch finden. Wenn gleich Kant selbst diesen Begriff nicht zum Aufbau einer naturwissenschaftlichen Theorie anwendet — dazu ist er zu vorsichtig —, so hat doch seine Naturerklärung für die Naturforschung der folgenden Zeit die besten Früchte getragen.

Kant läßt die beiden Principien nicht in einander aufgehen; sie haben getrenntes Gebiet. Wo das eine aufhört, fängt das andere an; die eine Erklärungsart schließt die andere aus. Erklären wir etwas nach mechanischen Ursachen, so können wir nicht mehr nach einem Zweck fragen, und können

wir etwas aus seinem Zweck herleiten, so erscheint es nicht als mechanisch nothwendig.

Diese Lehren Kant's würden zu einer bestimmt dualistischen Ansicht führen. Der Dualismus treibt aber den Stachel in den Geist und läßt diesen nicht ruhen, bis er in der Einheit des Princips Befriedigung gefunden hat. In der vorhin angedeuteten Weise ist es möglich, den Dualismus zu besiegen. Wendet man die Causalität allein an, so vergißt man den Blick nach vorn zu richten, vergißt man, daß jede Ursache eine bestimmte Wirkung haben muß; braucht man einseitig das teleologische Princip, so unterläßt man den Blick nach rückwärts, denkt nicht daran, daß jede Erscheinung von einer Ursache abhängen muß. Setzt man aber die Entwickelung und das Ende in den Anfang und braucht als Bindendes und Einendes die logische Nothwendigkeit, so daß der Zweck nichts ist, als das Endglied der logisch-causalen Kette, das mit dem ersten Glied zugleich gesetzt sein muß, so berücksichtigt man beides in der für unseren Verstand nöthigen Weise. Dann findet das streng wissenschaftliche Bewußtsein, das sich an die Causalität halten will, seine Befriedigung, aber indem der Zweck als Idee von vornherein in dem Stoffe liegt und ihn zum Ziele führt, gelangen auch die idealen Interessen und Bedürfnisse zu ihrem Rechte, das zu fordern ihnen zukommt.

Ein amerikanischer Humorist.*)

Unter den jüngsten Erzeugnissen der belletristischen Literatur des Auslandes hat kaum eine Schrift in Deutschland soviel Aufsehen und Beifall erregt, als die Argonauten-Geschichten von Bret-Harte, die vor mehr als einem Jahre im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschienen. Unsere besten Zeitungen und Zeitschriften brachten aus der Feder der hervorragendsten Schriftsteller und Kritiker Deutschlands Besprechungen und Essays über diese Dichtung des kalifornischen Autors. Sie Alle zeigten sich durchaus einig in der bewundernden Anerkennung seiner künstlerischen Kraft und poetischen Tiefe, seiner wunderbaren Begabung für anschauliche, feine und gedrängte Zeichnung von Landschaften, Stimmungen, Charakteren und Ereig-

*) Amerikanische Humoristen. 1. Band. Prudence Palfrey und andere Leute von Thomas Bailey Aldrich. Ins Deutsche übertragen von Moritz Busch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1874.

nissen. Einmüthig war die deutsche Kritik über Bret Harte's Argonauten-Geschichten auch darin, daß nur einem Dichter von Gottes Gnaden gelingen könne, aus dem groben und gemeinen Stoff des kalifornischen Minenlebens das echte Gold der Poesie herauszuschlagen in solcher Reinheit und Feinheit, daß alle Welt das Edelmetall, das Bret Harte dem spröden Boden abgewonnen, als solches anerkennen mußte. Namentlich lehrte jeder Vergleich seiner Argonauten-Geschichten mit den Schriften unserer deutschen Kalifornia-Reisenden und Amerika-Schilderer, wie unendlich hoch an poetischem Werthe jede der kleinen anspruchslosen Novellen Bret Harte's über all den dickleibigen und mit aller Kunst der Reclame zu angeblichen Ehrendenkmalen deutscher Literatur aufgeblasenen Roman-Bänden stehe, welche von Deutschen über dieselben Stoffe geschrieben worden sind. Nur das Eine ist Bret Harte's Schreibweise nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht worden, was an anderen Stellen man gern als einen seiner größten Vorzüge anerkennen wird: seine Kürze und Gedrungenheit in der Schilderung und Entwickelung nämlich erzielt oft den allergrößten Erfolg, beweist häufig in überraschender Weise seine poetische Kraft; aber keineswegs selten verdirbt sie auch die Klarheit und Anschaulichkeit des Bildes, und namentlich des Fadens der Handlung. Die Situationen, die Charaktere, die Sprachmanieren der Argonauten Bret-Harte's sind uns ja ohnehin nicht ganz geläufig, und offen gestanden auch nicht immer ganz behaglich. Für einen genauen Kenner der neuen und insonderheit der kalifornischen Welt mögen diese kurzen scharfen Striche, über die Bret-Harte höchst selten hinausgeht, genügen; die Phantasie oder Lebenserfahrung mag dem Kenner die wenigen Umrisse des Künstlers von selbst mit Licht und Schatten füllen. Uns dagegen werden sie nicht immer genügen, uns nicht selten den Eindruck einer allzu flüchtigen Skizze zurücklassen. —

Es wird natürlich nie im Ernste unternommen werden können, die höchst eigenthümliche Art Bret-Harte's der eines anderen Schriftstellers nahe zu stellen. Und sicherlich erscheint sein Landsmann Thomas Bailey Aldrich, der heute bei den Lesern d. Bl. eingeführt werden soll, dem Dichter der Argonauten-Geschichten auf den ersten Blick so unähnlich als möglich. Humor wird freilich niemand Bret-Harte absprechen. Aber die Tiefe seiner Seele ist durchaus ernst. Er besitzt eine besondere Kunst darin, und eine besondere Vorliebe dafür, seine Geschichten lustig anzufangen und mit Frohsinn und Heiterkeit anzufüllen, und dann plötzlich mit einem Accord zu schließen, der uns den tiefsten Ernst des Menschenlebens ausspricht. Thomas Bailey Aldrich ist darin gerade das Gegentheil von Bret-Harte. Auch er ist sicherlich weit entfernt von einer leichten oder gar frivolen Auffassung des Lebens, menschlicher Strebungen und menschlicher Bestimmung. Er ist ein vortrefflicher Beobachter und Schilderer auch der ernstesten Züge des menschlichen Herzens;

er kann sogar das schwerste Leid und die fürchterlichste Lage, in die ein Mensch gerathen kann — sein Mr. Philipp Wentworth z. B. wird im Todtengewölbe seiner plötzlich gestorbenen Braut vergessen und eingeschlossen — mit einer realistischen und doch poetischen Anschaulichkeit schildern, daß man glaubt, nur diese Schilderung sei der Zweck des Dichters. Aber im Grund ist das keineswegs seine Hauptabsicht. Aldrich verfolgt sicherlich unter anderm auch den Zweck, uns zu spannen, für seine Helden mit Interesse und Sympathie, wohl auch mit Zittern und Zagen zu erfüllen, oder unser Gemüth auf einen tragischen Ausgang vorzubereiten. Aber der Haupt- und Endzweck aller seiner Sachen ist doch, uns ein herzliches Lachen abzugewinnen, und zwar nicht am wenigsten über uns selbst, daß wir uns von seiner Darstellungskunst verleiten ließen, bange zu werden und den Scherz für Ernst zu nehmen. Aldrich als ehrlicher offener Humorist wird nie zulassen, daß eine Geschichte übel endet.

Das wird uns schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihm zur Gewißheit und er ist so anständig, Wort zu halten. Der arme Mr. Philip Wentworth z. B., der nach der Erzählung eines Mr. H. seine pariser Braut gerade in dem Augenblick verlor, als er im Begriff stand, sie zu heirathen und auf ein neuerkauftes Landhaus bei Paris zu führen, und der dann, im Dunkel der Grabgewölbe des Montmartre lebendig begraben, das Grablicht aufißt, um sich seiner Familie zu erhalten und, nach einer Stunde und zwanzig Minuten Aufenthalt im Grabe, mit grauen Haaren wieder an die Erdoberfläche befördert wird. — Dieser unselige Mr. Wentworth ist bei Lichte besehen gar nicht Mr. Wentworth, sondern Mr. Jones, auch nie im Fall gewesen, eine Braut zu verlieren oder lebendig begraben zu werden. Unbestreitbar ist nur, daß er graue Haare bei jungen Zügen und Muskeln hat, und das hat dem Mr. H. „einem Mann mit literarischen Neigungen, der beim Brüten über einem großen amerikanischen Roman, der noch nicht geschaffen ist, ein bischen von seinem Verstande eingebüßt hat", Gelegenheit gegeben, Mr. Aldrich „zum Besten zu halten, um thatsächlich die Wirkung eines seiner Capitel an ihm zu probiren." Das hält natürlich Mr. Aldrich nicht ab, uns die Geschichte mit der vollendeten Täuschung zu erzählen, der er selbst angeblich zum Opfer gefallen ist. Diese Täuschung des Lesers über die wahre Natur der Hauptperson oder mehrerer Personen bildet fast durchgehends den Haupteffect des Humors bei Aldrich und sie wird meist mit um so größerer Sicherheit erreicht, weil alle andern handelnden Personen gleichfalls sich so benehmen, als ob sie vollkommen an die Täuschung glaubten oder in der That wirklich daran glauben, so daß bei uns jeder Zweifel dann schwindet, daß Alles was Aldrich uns zu erzählen für gut findet, auch wirklich wahr sei. Erst ganz am Ende der Geschichte merken wir, daß wir ebenso vollständig wie die

Personen des Stücks mystifizirt worden sind: daß z. B. der ehrwürdige junge Geistliche Mr. James Dillingham, der die vernünftigsten und thörichtsten Personen in der Hafenstadt Rivermouth in gleichem Maße entzückt und erbaut, niemand Anderes ist, als einer der gefährlichsten Hochstapler der Union, Namens Nevins. Oder wir sehen in einem Briefwechsel zwischen zwei Freunden, von denen der eine gesund im Bade weilt, der andere mit gebrochenem Fuße krank daheim liegt, mit zunehmender Deutlichkeit Fräulein Majorie Daw geschildert — der Gesunde schildert sie dem Kranken — wir erfahren wie sie aussieht und sich kleidet, was sie spricht und thut, wie sie sich allmählich in den beinbrüchigen Unbekannten sterblich verliebt und zwei vortreffliche Partieen seinethalben ausschlägt, bis sie der Herr Papa nach dem Geständniß ihrer Liebe zu dem Unbekannten einsperrt, um sie zur Raison zu bringen. Da hält es der Kranke nicht mehr aus. Er reist sofort in das Bad — aber er findet das Haus nicht, in dem Marjorie Daw wohnen soll, er findet auch seinen Freund nicht, sondern nur einen Brief desselben, der ihm mit dürren Worten sagt: „es gibt durchaus keine Marjorie Daw!“ Sie wurde nur erfunden, um den Freund geduldiger auf seinem Lager zu machen, und vielleicht auch, um Watkins, seinen treuen Bedienten, vor der unangenehmen Bekanntschaft mit den 27 Bänden von Balzac's Werken zu schützen, die lediglich zu dem Zwecke um das Krankenlager aufgeschichtet waren, um dem Herrn als Wurfgeschosse gegen den Diener zur Hand zu sein. Oder Aldrich sagt uns in einer anderen Novelle im Voraus, daß Fräulein Mehetabel dem würdigen Mr. Jaffrey als jungfräuliche Braut dahingestorben sei. Wenn aber nachher Mr. Jaffrey uns bis in die kleinsten Details erzählt, wie der aus dieser nicht vollzogenen Ehe mit Sicherheit zu erwarten gewesene Sohn „Andchen“ einschläft und Zähne bekommt, seinen Vater bestiehlt, einem alten Spinet die Beine absägt, und schließlich in dem hoffnungsvollen Alter von elf Jahren in der rothen Stube von einer Bockleiter fällt und den Hals bricht, so wirkt die Sicherheit der Erzählung und die Fülle des Details so berückend auf uns, daß wir auch hier auf Schritt und Tritt uns fragen: was ist Täuschung, was Wahrheit? Kann ein verwirrtes Gehirn so consequent und folgerichtig bloße Phantosmagorien ausbilden, oder liegt der Geschichte ein wirklicher Sohn des seligen Fräulein Mehetabel zu Grunde. Zuletzt erst sind wir sicher, daß „Andchen“ wirklich nur in der Einbildung existirte.

An einer Stelle in „Prudence Palfrey“ sagt Aldrich: „Er besaß Witz, aber keinen Humor, und der Unterschied zwischen Witz und Humor ist, wie mir scheint, just der Unterschied zwischen einem zugeklappten und einem offenen Federmesser.“ Er meint hier offenbar den Gegensatz von Satire und Humor; denn Witz und Humor sind keine Gegensätze. Der Witz kann sich in humoristischer oder in satirischer Form äußern. Er selbst gebietet, wie

wir sehen werden, über Humor und Satire in gleichem Maße, und wir sind überzeugt, daß viele seiner Novellen, wie z. B. unzweifelhaft die Geschichte des begrabenen Mr. Wentworth „der Kampf um das Leben", und vielleicht auch die lustige Phantasiegestalt „Marjorie Daw" und „Andchen" in der Hauptsache oder doch nebenbei den Zweck verfolgt, gewisse Modethorheiten des amerikanischen Sensationsromans zu geißeln. Aber wir Deutschen wissen aus Karl Immerman's Schriften und deren negativem Erfolg, wie wenig ein Schriftsteller, selbst in einer, literarischem Schaffen so vorwiegend zugeneigten Epoche, wie diejenige war, in der Immermann schrieb, damit ausrichtet, den geistreichen Kritiker der literarischen Verirrungen seiner Zeit zu spielen. Und Aldrich zählt in dem weit weniger kritischen und weit productiveren und zeitärmeren Nordamerika unserer Tage zu den beliebtesten Schriftstellern der Nation. Von Immermann's Schriften ist im wesentlichen nur „Münchhausen" und von diesem geradezu epochemachenden Roman wiederum nur jener Theil zum unvergänglichen Gemeingut des deutschen Volkes geworden, welcher sich um den Hofschulzen und die Liebe des schwäbischen Jägers zu Lisbeth webt. Hier hat der Dichter Sitten und Neigungen und Charaktere geschildert, die dem deutschen Volke von heute so ureigenthümlich und theuer sind, wie vor vierundvierzig Jahren, ja die kaum eine Aenderung erfahren haben, seitdem das Schwert Karl's des Großen unter der uralten Vehmlinde auf rother Erde beim Dingtag in der Sonne glänzte.

So ist auch Aldrich's beste Kraft gesetzt an die treue und wahre Schilderung seines Volkes, und der große und allgemeine Beifall, den seine Schriften über den Ocean gefunden, ein Beweis dafür, daß er richtig und vortrefflich darzustellen vermochte, was Millionen mit ihm gleichzeitig empfanden. Nur springt auch hier, in der Schilderung der Eigenthümlichkeit des nordamerikanischen — oder wie er mit Vorliebe sagt „neuenglischen" — Lebens, der Unterschied zwischen ihm und Bret Harte in die Augen. Die nordamerikanische Union ist in sich selbst das merkwürdigste Beispiel der gleichzeitigen Vereinigung aller Kultur- und Wirthschaftsepochen, welche die Welt je gesehen hat. Große Städe, erfüllt von allen Tugenden und Gebrechen moderner Großstädte. Ringsum der städtische Nahrungsspielraum mit der intensivsten Bewirthschaftung des Bodens soweit beschäftigt, als Industrie und Handel vom Boden übrig gelassen haben. Dann weite Strecken Landes, die einer mäßigen Landwirthschaft dienen. Dann noch größere Flächen, welche die Väter erst der Kultur gewannen, wo die Absatzquellen spärlicher sind, als die Ernte. Dann jene immer noch unendlichen Strecken jungfräulichen Bodens, auf denen der Trapper den Büffel jagt, oder der Indianer die letzten Jahre seiner Freiheit verträumt oder der Goldsucher das gelbe Metall aus der Erde schaufelt oder dem Flußsande abgewinnt. Alle diese Fachwerke menschlicher

Thätigkeit aber rütteln sich fortwährend durcheinander. Aus dem überfeinerten Luxus der Großstadt strebt der verarmte Sohn eines reichen Hauses hinaus in die Wildniß, um sein Glück in den Minen zu suchen. Von der äußersten Peripherie des Landes strömen die Glücklichen nach den großen Centren, um das Gewonnene im Genuß zu verjubeln oder doch behäbig zu leben. Inmitten der größten Städte ist die Rechtssicherheit und Rechtspflege etwas primitiv, der Gemeinsinn und das öffentliche Gewissen der Vervollkommnung fähig. Draußen aber an der Süd- und Westgrenze oder in der Wildniß ist von alledem gar nichts zu spüren. Das beste Mittel gegen Frevelthaten aller Art ist dort immer noch, daß wohlmeinende Verschwörer die Habeas-Corpus-Acte stillschweigend suspendiren und notorische Missethäter an den nächsten Ahorn knüpfen, um deren Gundrechte an diesem Zustande der Suspension Theil nehmen zu lassen.

Bret Harte schildert uns nun mit Vorliebe das Leben der Minen-Wildniß, der südwestlichen Peripherie; Aldrich dasjenige des Kulturbodens der Vereinigten Staaten; indessen nicht am liebsten das Leben der großen Centren, sondern kleiner Städte der Ostküste. Bret Harte würde vermuthlich erst dann zu der vollen Einsicht der dunkeln Seiten seiner Helden — auch der bestbeleumundeten unter ihnen — gelangen, wenn die Gründlichkeit einer deutschen Untersuchungsbehörde sich damit beschäftigte, das bedenkliche Vorleben und die zweifelhafte Gegenwart derselben actenmäßig im Personalbogen festzustellen. Er findet den höchsten poetischen Reiz darin, zu zeigen, wie dieselben Tugenden, die der moderne Kulturmensch für sich in Anspruch nimmt, dieselben Leidenschaften und Zweifel, die diesen erfüllen und peinigen, auch da draußen in der gesetzlosen, fast kulturlosen Atmosphäre der Wildniß bei einem zusammengewürfelten Haufen meisterloser Menschen zu Tage treten, und dieselben Conflicte erzeugen wie in der Kulturwelt. Aldrich dagegen schildert uns das verhältnißmäßig geordnete Leben alter gesetzter und wohlerzogener Städte „Neuenglands", in denen das Puritanerthum der Roundheads noch deutlich wirkt — also auch directe Erinnerungen an die vor zweihundert Jahren eingewanderten Vorfahren sich erhalten haben — Städte, welche bewohnt sind von einer für Amerika denkbar conservativsten und stabilsten, durch und durch autochthonen Bevölkerung, der es tagelang zum Stadtgespräch dient, wenn ein Kind der Gemeinde hinauszieht, um sein Glück in den Minen zu suchen. Und dennoch müßten diese Städte nicht Theile der amerikanischen Union sein, wenn das wilde Leben, welches da draußen in den Goldwüsten brandet, nicht seine mächtigen und unreinen Wogen bis hierher wälzen sollte in das reine glatte Wasser der kleinen Hafenstadt, hinüber über die Dämme der Ordnung der civilisirten Theile der Union. Während also Bret Harte mit Vorliebe sich die Aufgabe stellt, zu zeigen, wie auch inmitten des werth-

losesten Gesindels der Welt wahrer Seelenadel zu finden sei und die Erinnerungen an die gesittete Welt, an Erziehung, Religion und Gewissen, an die tausendjährige Entwickelung des menschlichen Geschlechtes auch das verlorenste Geschöpf dieser Wildniß in stillen Stunden überwältigt, und der Dichter so uns die feste Hoffnung begründet, daß keineswegs alle Brücken abgebrochen sind zwischen der Kulturwelt der Union und diesen gesetzlosen Distrikten: so zeigt uns Aldrich andrerseits, daß unablässig der meisterlose kulturlose Sinn der Abenteurer der Goldsteppen in die befriedeten Kreise der Kultur verheerend einbricht, innerhalb deren man sich so groß, so sicher, so unangreifbar und vollkommen fühlte. Mit einem Worte: Bret Harte stellt dar die unauslöschlichen Spuren der Kultur und Sitte in der Wildniß, im kulturfernen Menschen, Aldrich die unausrottbaren Rückfälle und Heimsuchungen, welche die staatliche Gemeinschaft mit fast kulturlosen Territorien den gesitteten Städten und Staaten der Union bringt. So spielt, wie schon oben erwähnt, in der Hauptnovelle des vorliegenden Bandes, „Prudence Palfrey", ein Hochstapler von eminenter Begabung, welcher dem Helden des Stückes den sauren Ertrag gemeinsamer jahrelangen Mühen in den Minen gestohlen hat, die erste und schwierigste Rolle der Novelle, unter der Maske eines Geistlichen der Ziegelkirche in Rivermouth. Selbstverständlich hat er sich seine Predigten in derselben freien Weise angeeignet, wie die achtzig- oder hunderttausend Dollars seiner früheren Minencollegen. Mit welcher Feinheit und mit welchem Humor diese Figur gezeichnet ist, soll unten dargestellt werden. Die Art der Arbeitstheilung zwischen Bret Harte und Aldrich entspricht vollkommen ihren Naturen. Der Nachweis edelster Menschlichkeit in den denkbar rohesten und gesetzlosesten Verhältnissen entspricht mehr einer ernsten poetischen Richtung; die Schilderung der Conflicte, welche ein in die Kulturwelt verschlagener Abenteurer erzeugt, paßt mehr für den rein humoristischen Dichter.

Das ist ein Theil der Probleme, welche die Gegenwart der Union ihren Schriftstellern stellt. Das für uns wohlwollende Beurtheiler nordamerikanischer Verhältnisse beklemmendste Problem der Gegenwart aber: wie die Corruption in der öffentlichen Verwaltung der Centralregierung, der einzelnen Staaten und jedes größeren Gemeinwesens wirkt, welche Hoffnungen und welche Mittel für ihre Beseitigung vorhanden sind, beschäftigt keinen der beiden Schriftsteller. Sie mochten mit Recht erkennen, daß die wichtigste Zukunftsfrage der Union nur in ernsten politischen Berathungen und Thaten, nicht im Roman und in der Novelle ausgetragen werden könne. —

Dagegen hat Aldrich zwei der wichtigsten Ereignisse der Vergangenheit und Entwickelung seines Landes zum Gegenstand der Erzählungen in diesem Bande gemacht: die Einführung von Eisenbahnen und Telegraphen,

und den großen Krieg mit dem Süden unter Lincoln. Für Amerika bezeichnet der Uebergang von der Post zur Eisenbahn, von der Post zur Telegraphie noch in ganz anderem Sinne den Eintritt in die neue Zeit, als für uns alteingesessene Völker Europas. Denn erst von jener Epoche ab ist der größere Theil der Union dem modernen Verkehr erschlossen worden. Es ist daher auch für die amerikanische Auffassung dieser Neuerung höchst charakteristisch, wenn Aldrich an einer vormaligen Postherberge der Union, „der alten Schenke an Bailey's Kreuzweg" zum ersten Mal seit dreißig Jahren am Anfang dieses Jahrzehnts einen Gast vorsprechen läßt, und wenn er dem einzigen Stammgast dieser Schenke, trotz der enormen Masse von Zeitungen und Zeitschriften, die er sich hält, Muße genug zugesteht, um das Wahnbild „Andchens", des elfjährigen ungeborenen Sohnes der Jungfrau Mehetabel, in seiner Phantasie zu erzeitigen. — Der Krieg der Union mit den Südstaaten spielt in drei der Erzählungen seine Rolle, in „Prudence Palfrey", im „Roman in Rivermouth", und „Ganz recht". In jedem dieser Fälle ist die Erinnerung an den seit beinahe hundert Jahren größten Nationalkrieg der Union in höchst eigenthümlicher Weise wachgerufen. Jedesmal nämlich lassen sich bei Aldrich erst dann die Leute mit Handgeld zum Sternenbanner werben, wenn sie gar nichts anderes mehr auf der Welt zu thun wissen, um sich zu erhalten, oder um zu vergessen. Der Beifall, den auch diese „Novels" Aldrich's in seinem Vaterlande gefunden haben, ist Beweis genug, daß diese Art von Verwendung des Unionskriegs in seinen Novellen ihm vom nationalen Standpunkt aus nicht verübelt worden, daß ein großer Theil seiner Landsleute sie der Wahrheit verwandt hält. Darin liegt für uns Deutsche eine große Genugthuung. Bei uns würde der Schriftsteller, der consequent nur verzweifelte Existenzen unsern Fahnen zuweisen wollte, der einmüthigen Entrüstung der Nation begegnen, weil eine solche Darstellung mit der Wahrheit in den schreiendsten Conflict träte. Für das Milizsystem kann es keine vollständigere Impotenzerklärung geben, als die Motive, welche die drei Helden Aldrich's bewegen, Handgeld zu nehmen. Unsrer Fahnenehre wäre der Gedanke des Handgeldes schon unerträglich. —

Der Leser mag diese Betrachtung vielleicht zu ernst nennen, wo es sich um die Beurtheilung humoristischer Produktion handelt. Aber unwillkürlich wird sie Jedem sich aufdrängen, der Aldrich mit Aufmerksamkeit liest. Nur soll hier dieser Gedanke nicht weiter verfolgt und auch nicht — so nahe das läge — in Verbindung gebracht werden mit der Frage, ob nicht das unbändige Freiheitsgefühl oder besser die gänzliche Entwöhnung von jedem energischen Zwang, den uns Aldrich in seiner Skizze „ein junger Raufbold" so köstlich personifizirt, schuld daran ist an diesem und den meisten anderen Gebrechen, welche die Union heute zur Schau trägt. Die Verfolgung dieser

Gedanken ist, wie gesagt, den Fachpolitikern drüben zu überlassen. Hier soll der Leser nur ein Bild des Humoristen nicht des Staatsphilosophen Aldrich gewinnen. Und am besten wird dieses Bild, nach diesen einführenden Worten, wohl durch ihn selbst gegeben, indem wir der bedeutendsten seiner hier gesammelten Erzählungen, „Prudence Palfrey“, folgen.

Der Gang der Erzählung ist kurz der folgende: Der reiche ehemalige Brauer, jetzt Rentier, Ralph Dent in Willowbrook, bei Rivermouth, ist der Vormund der Waise seiner ehemaligen Flamme Mary Gardner, Prudence Palfrey, geworden und hält das Mädchen wie sein eigen Kind in seinem Hause. Sein Neffe John Dent verliebt sich in die Mündel seines Onkels, wie er als Student die Ferien im Hause des Onkels zubringt. Johns Vater ist todt, Vermögen hat er nicht, eine Lebensstellung ebensowenig. Als der Onkel rauh und entschieden die Erklärung des Neffen von der Hand weist — die Gefühle des Onkels für die Tochter seiner alten Liebe waren damals etwas zärtlicher, als diejenigen eines Vormundes absolut sein müssen — und John das Haus verbietet, wartet der junge Mann nur noch solange im Pfarrgarten des ehrwürdigen Pastors Wibird Hawkins — eines Freundes seines verstorbenen Vaters — bis er „Prue“ noch einmal gesehen und ihr Treue bis in den Tod gelobt hat, dann geht er von dannen in die weite Welt d. h. natürlich in die Minen, um sein Glück zu machen. Für Prue ist die schlechte Behandlung John's durch ihren Vormund natürlich das Signal, diesem offen ihre Liebe zu John zu erklären, an der sie bis dahin selbst zweifelte. Der Onkel nimmt diese Erklärung, nach einem längeren Schmollen, gütig auf, und der Neffe würde unzweifelhaft zurückgerufen werden, wenn man wüßte, wo er wäre. Das erfährt man indessen erst nach einem Jahr. John Dent hatte inzwischen zusammen mit dem Sohn des Diakonen Twombley von Rivermouth und einem erfahrenen Goldsucher Georg Nevins, der sich ihnen angeschlossen, gemeinsam ein Vermögen in Gold und Silber gewonnen, und dachte bereits an die Heimkehr, als eines Morgens Georg Nevins mit dem gesammten Vermögen seiner Associés verschwunden ist. John Dent thut nun das Aeußerste, was ihm zu thun übrig bleibt, er nimmt Dienste im Kriegsheer der Union und wir wissen für Jahre nicht, ob er todt ist oder lebt. Prue bringt indessen ihre traurigen Tage am liebsten bei Pastor Hawkins zu, bis dieser überalte Mann durch den Einfluß ihres Onkels von den Diakonen der Gemeinde entlassen wird, und infolge dieser Entlassung — sofort an einem Schlagfluß stirbt. Das bisher Erzählte ist als Episode später eingeflochten, die Entlassung des Pastors bildet das erste Kapitel der Erzählung und der vor unserm Auge in der Gegenwart sich abspielenden Thatsachen. Der Pastor hat John Dent zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt. Doch soll der junge Mann erst

ein Jahr nach seinem Tode davon erfahren, und wenn er in dieser Zeit stirbt, soll das ganze Vermögen an Prue fallen. Der neue Geistliche nennt sich James Dillingham — er ist in Wahrheit niemand Anders als Georg Nevins, der John Dent ausgeraubt und seinen zweiten Compagnon, den jungen Twombley in einem Bankierhaus in Chicago placirt hat, um in Rivermouth ganz ungestört seinem Plan nachgehen zu können: Prue zu heirathen; denn Mr. Ralph Dent ist ihm sehr gewogen, und Dillingham-Nevins kennt das Testament des alten Pastors und er versucht daher John Dent durch einen Helfershelfer, der ihm schon früher die besten Dienste geleistet, und dem jungen Mann fortwährend als Spion folgt, aus dem Wege zu räumen, um dadurch Prue, auf deren Hand er hofft, die Erbschaft zuzuwenden. Von all diesen Plänen und Dingen erlangen wir bei Aldrich natürlich erst am Ende der Erzählung Kenntniß; aber der wahre Genuß der Lectüre wird nicht verringert, sondern erhöht, wenn wir es schon im Voraus wissen. Denn Aldrich gehört keineswegs zu jenem schriftstellerischen Mittelgut, dessen Producte man kaum ein zweites Mal lesen möchte, nachdem man glücklich weiß, „wie es abläuft.“ Im Gegentheil: die vollen Feinheiten der Charakterzeichnung und des Humors, die Aldrich bietet, werden von uns erst dann ganz empfunden werden, wenn wir vom Interesse und der Spannung der Handlung nicht mehr gefesselt werden, also bei einer mehrmaligen Lectüre.

Sehen wir nun zu, wie dieser ehrwürdige Mr. James Dillingham zunächst bei seiner Gemeinde sich einführt. „Rivermouth ist eine Stadt“, sagt Aldrich, „wo beinahe buchstäblich nichts passirt. Bisweilen heirathet jemand, bisweilen stirbt jemand — mit überraschender Plötzlichkeit, wie zum Exempel der alte Pastor, und bisweilen weht der Wind ein Schiff an die Felsen vor der Mündung der Rhede. Aber von jenen lebensvollen Tragödien und Komödien, aus welchen sich in großen Städten das Leben zusammensetzt, wußte Rivermouth nahezu gar nichts. Seit in den Tagen vor der Revolution eine oder zwei Hexen gehenkt wurden, ist das Amt eines Sheriffs dort thatsächlich eine Sinecure gewesen. Das Polizeigericht, wo der einzige Gewohnheitssäufer periodisch nach dem Stadtgute geschickt wird, sieht fast wie ein Zweig der Sonntagsschule aus. Man kann sagen, die Gemeinde habe dreißig Jahre von einem einzigen Ehescheidungsfalle gelebt, der sich aus dem Davonlaufen des Majors Tone Deering mit Frau Honoria Maddox entwickelte — noch heutigen Tages eine gefährliche Geschichte, welche Matronen mit scharfer Zunge Jungfrauen mit niedergeschlagenen Augen erzählen.“ Eine Kleinstadt dieser Art — die Details für die allgemeine Bereitwilligkeit zur Neugierde und Klatschsucht auf Kosten der Nachbarn werden von dem Dichter hier und an anderen Stellen der Novelle in der liebevollsten Weise gehäuft — war natürlich für das seltene Ereigniß der Probepredigt eines neuen Pfarrers

ganz besonders empfänglich. Allein noch keineswegs etwa für die Person des Predigers und das, was er sagen wollte. Im Gegentheil, dank der langen Amtsdauer und Beliebtheit seines Vorgängers hatte Herr Dillingham einer so kritischen und unsympathischen Gemeinde gegenüberzutreten, als nur möglich war. Dafür aber war es an jenem Morgen in der Ziegel-Kirche ebenso voll, wie in allen andern Kirchen der Stadt leer. „Josiah Jones, Hochwürden, der sich bei der Ausarbeitung seiner Predigt für den Vormittag nicht geschont hatte, sah mit übel verfehltem Aerger, daß der größere Theil seiner Heerde sich auf die benachbarte Weide verlaufen hatte." Schon als Herr Dillingham die Kanzelstufen hinaufstieg, machte er, wie sich später herausstellte, einige Eroberungen. Er war „ein schlanker junger Mann, fast sechs Fuß lang, mit sanftem blauem Auge und langen Haaren von dunkelblonder Farbe, die er hinter die Ohren gebürstet trug. Der festgeschnittne Mund und das Entschlossenheit verrathende Kinn bewahrten sein Gesicht davor, weibisch auszusehen. Er war neunundzwanzig oder dreißig Jahr alt, aber sah nicht so aus." Sein Erfolg wächst, als er das Gebet gesprochen und den Grundtext zu seiner Predigt in der heil. Schrift markirt hat „und das mildheitere bleiche Gesicht, das so wenig zu versprechen geschienen, von geistigem Leben erfüllt" war. Die Predigt vervollständigte den Sieg. Nur Seth Wiggins blieb unbezwungen, „da er in alles vergessenden Schlummer gefallen war und instinctmäßig mit einem Ruck erst erwachte, um den Segen zu empfangen, und jenen halb um Verzeihung bittenden, halb trotzigen Gesichtsausdruck annahm, der den chronischen Missethäter bezeichnet." Wir übergehen die köstliche Schilderung von dem, was die Leute, namentlich die Frauen, zur ersten Predigt des neuen Pastors sagten. Genug, den nächsten Sonntag fiel der Talar des hochwürdigen Pastor Wirbid Hawkins über ihn, und er war wohlbestallter Geistlicher in der Ziegelkirche. „Wie ich die Dinge ansehe, war es eine Art Feuerprobe, die Herr Dillingham in den ersten drei Monaten zu bestehen hatte;" — es war nämlich herausgekommen, daß er unverheirathet sei — „ein eitler Mann hätte binnen Wochenfrist Schiffbruch gelitten. Aber der hochwürdige Herr Dillingham war, wie Ralph Dent erklärt hatte, ohne kleinliche Einbildung. Die Aufmerksamkeiten, die Herrn Dillingham von allen Seiten zu Theil wurden, würden von zehn Männern, die in seine Stellung gelangt waren, acht verdorben haben. Es ist so leicht, der hohen Meinung, welche andere Leute von uns haben, noch ein Stockwerk aufzusetzen. Es wurden — bei den Honorationen — Abendgesellschaften für Herrn Dillingham gegeben; es gab Picniks den Fluß hinauf und Ausflüge nach der Rhede und unzählbare Theeabende am Ufer. Ich weiß nicht, ob Herr Dillingham einen stark ausgeprägten Sinn für Humor hatte, aber selbst wenn er nur mäßig humo-

ristisch veranlagt war, muß die Menge von gestickten Pantoffeln, genial erfundenen Tintenwischern, Studirkäppchen und geschnitzten Papiermessern, die bei dem um diese Zeit zum Besten der Heidenmissionen abgehaltenen Bazar auf sein Theil fielen, ihn ebenso ergötzt, als in Verlegenheit gesetzt haben. Wenn er ein Tausendfuß gewesen wäre, so hätte er unter vier Jahren die Pantoffel nicht abtragen können, und wenn er sie auch Tag und Nacht anbehalten hätte. Wenn er eine Hydra gewesen wäre, so hätte er nicht Köpfe genug gehabt, um in einem Menschenleben mit den Studirkäppchen fertig zu werden. Briareus hätte nicht Hände genug gehabt, um die Papiermesser zu halten. Die Pantoffeln überwimmelten das Schlafzimmer des Herrn Dillingham wie Heuschreckenschwärme, die sich auf Egypten niederließen. Die Tintenwischer machten, daß sein Studirtisch wie ein Beet vielfarbiger Georginen aussah." Er entgeht indessen mit derselben Anmuth und Heiterkeit auch viel gefährlicheren Achtungsbezeugungen. „Es gab ein plötzliches Senken von Augenlidern, schwarzen und goldenen, wenn er sprach; verstohlene Blicke voll Schüchternheit und Ehrerbietung, halb geöffnete Lippen, die jenes athemlose Interesse verriethen, welches das höchste aller Complimente ist und wie Wein zu Kopfe steigt."

Auch die Männer in Rivermouth wurden sämmtlich vom neuen Pastor begeistert. Er erwies sich als zartfühlender Wohlthäter der Armen. „Selbst der einzige Gewohnheitssäufer pflegte, falls er das Licht seines Antlitzes nicht gerade auf dem Stadtgute verbarg, krampfhaft nach seinem zerdrückten Hut zu greifen, wenn er dem jungen Pastor auf der Straße begegnete. Auch er fürchtete sich nicht, sich um einen Dollar an den Pastor zu wenden, da er entdeckt hatte, daß er die Münzen ihm nicht aus einer solchen moralischen Höhe zufallen lassen würde, daß ihm davon der Athem aus dem Leibe getrieben und alle feineren Gefühle verwundet werden würden." Und Sam Kembley, demokratisches Mitglied des Obergerichts, sagte von Dellingham: „Man kann mit hellen Augen sehen, daß er zu der südlichen Aristokratie gehört, aber er klettert nicht immer und ewig seinen Stammbaum hinauf. Da haben wir den alten Blydenburgh, der hockt in einem weg auf den obern Zweigen und schmeißt mit Kokosnüssen seiner Ahnen nach den gemeinen Leuten herunter." Oder wie Aldrich auf eigene Rechnung hinzusetzt: „Ich bin in der Hauptstadt des Freistaats Massachusetts zwei oder drei jungen Herren begegnet, welche die Idee zu haben schienen, daß sie in der Schlacht bei Bunkershill getödtet worden wären."

All diese Erfolge waren Herrn Dillingham jedenfalls verhältnißmäßig gleichgültig gegenüber denjenigen, die er in Willowbrook davontrug. Ralph Dent war von Anfang an sein aufrichtigster Bewunderer. Er betrachtete mehr und mehr die Verheirathung seiner Mündel mit Herrn Dillingham als

den schönsten Abschluß seines Lebens. Aber Prue hatte sich vorgenommen, den neuen Geistlichen zu hassen und sie blieb auch lange standhaft. Wenn dieser nur sich ein klein bischen mehr von ihr erfreut gezeigt, für sie interessirt hätte, so wäre sie ihrem Vorsatz gewiß treu geblieben. Aber er schlägt die Einladung ihres Vormundes, in Willowbrook zu wohnen, entschieden aus. Er verkehrt täglich im Hause, aber er ist ihr gegenüber so steif und kalt wie am ersten Tage. Dazu kommen die infamsten Gerüchte. „Zuerst ging das Gerücht, Herr Dillingham interessire sich sehr stark für Fräulein Palfrey, und das war hinreichend verdrießlich; aber später änderte das Gerücht seine Taktik und berichtete, daß Fräulein Palfrey sich stark für Herrn Dillingham interessire. Der Klatsch ist wie die Vorsehung unergründlich in seinen Wegen, er hat seine Gesetze, wie wir annehmen dürfen, klar ausgeprägt, wenn man ihnen nur beikommen könnte; aber sie lassen sich durch inductives Denken nicht erreichen, und so muß es ein Räthsel bleiben, wie es kam, daß man in Rivermouth glaubte, Prudence wäre in Folge ihrer unerwiderten Liebe zu Herrn Dillingham unglücklich. Wollte ich sagen, daß sie von dieser ärgerlichen Geschichte nicht sobald, als sie geboren war, gehört hätte, so hieße das sagen, Prudence hätte keine vertraute Freundin gehabt, und da gab es doch Fräulein Veronica Blydenburgh." Unter solchen Umständen war es gewiß nicht ungerechtfertigt, daß Prudence „das Gefühl hatte, daß es doch eine höchst wohlthuende Rechtfertigung und ein rechter Triumph sei, wenn Herr Dillingham sich mit Maßen in sie verliebte und ihr Gelegenheit verschaffte, den Beweis zu liefern, daß sie nach dieser Seite hin sich nichts aus ihm mache". Das kam eher als sie dachte, und vielleicht ihr selbst nicht so gleichgültig, wie sie meinte. Ralph Dent, Dillingham und Prudence pflegten miteinander spazieren zu reiten. Eines Tages vertrat sich Herr Dent plötzlich den Knöchel und nun mußte das junge Paar vor Sonnenuntergang allein ausreiten. Sie ritten weit und einsam bis zu einer verlassenen alten Redoute, manchen Abend hintereinander. Die Landschaft flammte, von dort gesehen, im Golde der sinkenden Sonne. „Nach und nach zerschmolz der Scharlachstreifen in Zinnober, dann in mattes Gold, dann in Silber und dann gleich dem Uebrigen in farbloses Grau, wie die Asche von Rosen und das erste Zwielicht breitete sich über Land und See aus. „Es ist wie ein Traum, nicht wahr?" murmelte Prudence für sich; denn in diesem Augenblicke hatte sie die Gegenwart ihres Begleiters vergessen. Herr Dillingham beugte sich vor, ohne ein Wort zu sprechen, und legte seine Hand leicht auf die Hand Prudence's, welche ohne Handschuh auf der schwarzen Mähne ihres Pferdes ruhte. Das Mädchen erhob ihre Augen mit einer schnellen Bewegung nach dem Gesichte des jungen Geistlichen, und zog dann langsam ihre Hand zurück. „Prue!" sagte Herr Dillingham leise."

Er hält in jenem Augenblick um ihre Hand an, wie wir später erfahren. Aber Prudence verdient ihren Namen. Sie zeigt sich als die Klugheit selbst. Sie nimmt ihn nicht an und weist ihn nicht ab. Sie fordert Bedenkzeit — wie lange, sagt sie nicht. Inzwischen naht das Jahr nach dem Tode des Pastor Hawkins seinem Ende, und Ralph Dent als Testamentsvollstrecker hat dann die Pflicht, seinem verschollenen Neffen John Kunde vom Erbanfall zu geben, was diesen natürlich voraussichtlich nach Sivermouth zurückführen wird. Grund genug für Dillingham-Nevins, sich den doppelt gefährlichen Nebenbuhler ganz vom Halse zu schaffen und damit wohl auch die lange Bedenkzeit Prudence's abzukürzen. Zu diesem Zwecke läßt Dillingham John durch seinen Spion die Kunde zutragen, daß Prudence nächstens den neuen Pastor heirathen werde. Und als John selbst wieder einmal schreibt — im Begriff zur Truppe zu stoßen —, läßt er ihn von seinem Spießgesellen meuchlings anschießen, und dieser saubere Geselle kommt dann unter der Maske eines Obersten Todhunter selbst nach Rivermouth, um dem Onkel Ralph zu erzählen, sein Neffe John habe im Regiment des Obersten gedient und sei gefallen. Diese ganze Scene, bei der natürlich Dillingham zugegen ist, und nicht mit einem Muskel verräth, daß er den Pseudoeisenfresser und Gewohnheitstrinker Todhunter jemals gesehen habe, — ebensowenig ahnt es der Leser — gehört zu den vorzüglichsten der ganzen Novelle. Um die Täuschung zu vollenden, treibt sich der Oberst noch tagelang in der Stadt umher in allen Kneipen und Schnapsschenken und wird schließlich vom Pastor — mit dem er dasselbe Hotel bewohnt — mit Manier und erborgtem Reisegeld gewaltsam fortgebracht. Den Gewohnheitssäufer der Stadt „sah man in dieser Periode Todhunter im Zustande hoher Erregtheit des Gehirns in den Straßen umherflattern. Er wurde unter dem Einflusse oder richtiger den Einflößungen des Obersten beinahe allgegenwärtig und brachte fast die schwierige Aufgabe fertig, in demselben Augenblicke in zwei verschiedenen Quartieren der Stadt zwei Gläser zu leeren." Dann, nach dem Verschwinden des Obersten heißt es: „Der tapfere Oberst war zu den Rivermouthern wie der gute Quetzalcoatl zu den Azteken und wie Hiawatha zu den Indianerstämmen Nordamerikas herabgestiegen und gleich diesen Gottheiten geheimnißvoll wieder geschieden. Ein Glaube, daß er wiederkehren werde, um eine Aera gratis verabreichten Jamaica-Rums einzuweihen, bildete sich unter einigen Auserwählten ganz von selbst zum Glaubensbekenntniß aus. Herr Odiorne (der Verkäufer geistiger Getränke) hatte es mit seiner Wiederkunft sehr eilig, aber das war mehr ein Wunsch als ein Glaube".

Ralph Dent theilt beide Nachrichten, die, daß John selbst geschrieben, und daß er bald darauf durch den Obersten todt gesagt worden ist, Prudence nicht mit, um ihre Ueberlegung auf den Heirathsantrag Dillingham's nicht

zu stören durch die lebhafte Rückerinnerung an John, der in der That aus dem Kreise ihrer täglichen Gedanken mehr und mehr geschwunden ist. An den Tod John's glaubt überdies Herr Ralph Dent selbst nicht. Es ist nun meisterhaft gezeichnet, wie das Bild des fernen Geliebten sich bei Prudence wieder belebt und erwärmt, sobald sie ernstlich mit sich zu Rathe geht, welche Antwort sie Dillingham geben soll. Sowie sie aufhört, diesen dilatorisch zu behandeln, legt die flammende Erinnerung an die erste Liebe ihres Mädchenherzens ein absolutes Veto ein, und die entscheidende äußere Veranlassung zur Abweisung Dillingham's — wie dieser sie bittet das Lied „der Alte Robin Gray", eine ihrer eigenen Situation verwandte Ballade zu singen — ist nur die formelle Bestätigung dessen, was bei ihr selbst längst beschlossen war. Sie bricht mitten im Liede ab und läuft davon. Herr Ralph Dent, der das Paar allein gelassen hatte, um die erhoffte Entscheidung ja nicht aufzuhalten, findet nur Dillingham, zum ersten Male nicht in besonderer Laune.

Das Kartenhaus des Schwindlers bricht nun rasch zusammen. Am andern Morgen kehrt John Dent verwundet und verkümmert zurück, in einem Anzug, „den sein Onkel von Zeit zu Zeit nachdenklich betrachtete und entschlossen war, in nicht ferner Zeit im Garten hinter dem Hause eingraben zu lassen." Leider entwischt Nevins mit seiner Beute (dem früher gestohlenen Gelde John's) abermals. Denn Nevins hat sein Opfer bereits am frühen Morgen nach jenem Abend, an dem Prudence das Lied vom Alten Robin Gray nicht zu Ende sang, in einer Droschke über die Brücke fahren sehen, die nach Willowbrook führt, und gesehen, wie John hier den Diener seines Oheims gesprochen, der eben mit Prudence's schriftlichem Nein Herrn Dillingham zustrebt. Erst am andern Morgen entdeckt John durch eine Photographie Dillingham's, daß er Georg Nevins ist, und Onkel und Neffe finden natürlich den saubern Vogel längst nicht mehr in der Stadt. Was aus John und Prudence geworden, verräth uns Aldrich deutlich genug am Ende, indem er sagt, er habe im letzten Frühjahr bei seiner letzten Anwesenheit in Rivermouth einen kleinen Mann sich auf einem Gartenthore der Besitzung des weil. Pastor Hawkins schaukeln sehen. „Ich hatte diese kleine Persönlichkeit nie zuvor gesehen, aber es lag etwas wunderlich Bekanntes in den schwarzen Haaren und den aufgeweckten schwarzen Augen, etwas wunderlich Bekanntes in der biegsamen, geschmeidigen Gestalt (es war, wie wenn John Dent, von fünf Fuß acht Zoll zu drei Fuß vier Zoll verschnitten worden wäre) und als er meinen Gruß mit jener cavaliermäßigen Mine erwiderte, welche unsern sechsjährigen Mann von Welt bezeichnet, so lag in seiner Stimme ein Tonfall so seltsam gleich dem Tonfall in Prudence's Stimme, daß ich in mich hineinlachte."

So kurz und gedrungen diese Auszüge naturgemäß sein mußten, soviel

wird der Leser daraus ersehen, daß Aldrich ein Humorist von ungewöhnlicher Begabung ist. Er mag Bret Harte vielleicht nachstehen in der Tiefe der poetischen Auffassung und in der Feinfühligkeit seiner Naturschilderungen — Farbensinn z. B. scheint Aldrich nicht im Uebermaße zu besitzen, sonst würde er u. A. nicht mit Wohlgefallen schreiben: „die Gruppen runder Inseln auf der Rhede sahen wie Smaragden in Türkis gefaßt aus“. Aber er ist Bret Harte weit überlegen in der Sorgfalt und detaillirten Ausarbeitung seiner Charakterschilderungen: wir erhalten überall fertige, durchaus anschauliche Bilder, die nirgends in Nebel zerfließen, von denen wir sogar meist genau wissen, wovon sie leben. Und Aldrich's spezifisch humoristisches Talent, namentlich die Fülle seiner humoristischen oder satirischen Vergleiche und Wendungen dürfte unter den Zeitgenossen wenig Rivalen haben.

Endlich ist noch ein herzliches Lob dem Uebersetzer zu spenden. Die ausgesprochene Vorliebe des Uebersetzers für einige unschöne Provinzialismen, wie z. B. das häufig wiederkehrende sächsische „Feixen“, abgerechnet, ist diese Uebersetzung als außerordentlich gelungen zu bezeichnen. Nirgends ist der deutschen Sprache Zwang angethan, um dem Original treu zu bleiben; nirgends aber auch der Geist und Sinn des Originals vergewaltigt, um mit Umgehung sprachlicher Schwierigkeiten bequem darauf los schreiben zu können. Eine Fülle Dialekte, Nüancen und Wortspiele sind mit Virtuosität wiedergegeben. Kurz, wer Aldrich im Original gelesen, wird sich herzlich freuen, ihn so verdeutscht zu sehen; wer ihn in dieser Uebersetzung liest, darf sagen, Aldrich zu kennen.

Hans Blum.

Die Banken in Luxemburg.

Wie sich der materielle Wohlstand im Großherzogthum Luxemburg während der letzten 20 bis 25 Jahre gehoben, beweisen am besten die in dieser Zeit hier ins Leben getretenen vielen und bedeutenden Bankinstitute. Vor 25 Jahren vegetirten hier ein paar kaum weiter bekannte kleine Bankhäuser. Der Handel und die Industrie, welche, bei unserm geringen Verkehr und den geringen Verkehrsmitteln, halb und halb von der umliegenden Welt abgetrennt waren, schienen nicht im Stande, bedeutenderen Bauunternehmungen die genügende Stütze und Garantie zu bieten. Ackerbau und Viehzucht waren die ersten und bedeutendsten Erwerbsquellen des Landes. Die wenigen kleinen Fabriken und Gewerbe, welche durch das Land zerstreut lagen, und

unter denen die Papier-, Steingut- und Tuchfabriken mit der Lohgerberei die bedeutendsten waren, bedurften nicht erheblicher Betriebscapitalien und waren daher auch nicht dazu angethan, große Capitalien ins Land zu ziehen. Das hier fabrizirte Steingut wurde meistens von den kleinen Krämern und Hausirern im Lande selbst oder in dessen nächster Nachbarschaft an Ort und Stelle gekauft, auf kleine Gefärthe, leichte Wagen, Krämerkarren, Schiebkarren, ja Hotten, verladen und ringsumher colportirt, manches sogar gegen alte Lampen, altes Eisen oder sonst gangbare Waare vertauscht. Eine Fabrik konnte von Glück sagen, wenn sie von Zeit zu Zeit eine tüchtige Sendung per roulage, wie wir hier sagten, nach Belgien ausführen konnte. Unsere Papierfabriken, die sich noch bis in die letzteren Zeiten mit der Handfabrikation begnügten, konnten schon dadurch zu keiner Bedeutung kommen. Aber wie sollten wir, so von aller Welt isolirt, zur Maschinenfabrikation kommen? Wo hätten wir mit einer stärkeren Produktion hin gesollt? Auch unsere Tuchfabriken waren kaum über die ersten Elemente der Tuchfabrikation hinausgekommen. Sie fabrizirten aus der einheimischen Wolle ganz tüchtiges, kreuzbraves Zeug, das vorhielt Generationen und Generationen hindurch, so daß — wie das noch beim Schreiber dieser Zeilen der Fall war — der Enkel im Brautrock des Großvaters zur ersten Communion gehen konnte. Wer aber die Glieder in dem liniendicken Zeuge kaum bewegen konnte, das waren die Enkel der Großväter. Daß ein solches Produkt nicht sehr zum Export nach Ländern hin geeignet sein konnte, die uns in Allem ein halbes Jahrhundert voraus waren, begreift der Leser gewiß ohne große Schwierigkeit.

Wie weit die Eisenindustrie in jener Zeit bei uns vorangeschritten war, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß ein nicht unbedeutender Hausirhandel mit altem, verrostetem Eisen, wobei sogar die alten verrosteten Schuh-, Huf- und andere Nägel nicht verschmäht wurden, durchs ganze Land getrieben wurde. Viele von diesen Hausirern, meistens Juden, durchtrabten sogar ihren Bezirk auf Schustersrappen, den schweren Sack mit dem „kostbaren" Metall auf dem Rücken. Wir besaßen auch wohl damals schon einige sogenannte Puddlingswerke, so namentlich das des Herrn Collart in Dommeldingen ganz in der Nähe der Hauptstadt, aber ach! welch eine klägliche Figur würde heute das ehemalige Dommeldinger Eisenwerk neben den gewaltigen Hüttenwerken der Gesellschaft Metz & Co. machen! Hier setzten damals die Hausirer ihr altes Eisen ab, wenn sie es nicht vorzogen, es den einfachen Huf- und Grobschmieden zu verkaufen, die dafür ein paar Heller mehr zahlten.

So sah es mit unserer Großindustrie vor etwa 30 bis 40 Jahren noch aus, wenn der Name die Sache nicht noch lächerlicher macht. Die Lederindustrie stand allen andern voran. Sowohl Häute als Lohe waren in

reichlichem Maße im Lande vorräthig, so daß hier unter sehr günstigen Bedingungen fabrizirt werden konnte. Und so machten unsere Lohgerber schon früher recht brave Geschäfte auf der Leipziger Messe, wie auch noch heute. Doch Hauptsache war der Ackerbau und die Viehzucht, und Hauptartikel unsers Exports waren Getreide, Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine. Unsere Jahrmärkte waren stets massenhaft besucht von aus- und inländischen Getreide- und Viehhändlern, vorzüglich aber von israelitischen Pferde-, und belgischen und französischen „Schweinkäufern", wie die Leute hier genannt werden.

Und wie der Export, so der Import. Beim Import machten die Colonialwaaren die Hauptsache aus. Das Volk kleidete sich meistens noch in selbstgewonnenes, selbstgesponnenes und selbstgewebtes Zeug, welches seinen besten Glanz beim Blaufärber erhalten hatte. Blauleinene Hosen und ein blauleinener Kittel dazu war das gewöhnliche Nationalkostüm bei uns.

Der Leser begreift, daß, bei einer solchen fast patriarchalischen Einfachheit das Geld nicht in floribus bei uns zu sein brauchte, und bei unserer elementaren Industrie auch wohl nicht in floribus sein konnte. Wozu hätten wir damals große Bankinstitute gebraucht. Es genügte reichlich an den Herren Notaren und Advokaten, um den guten Bauern, die sich da schinden lassen wollten, das Fell über die Ohren zu ziehen. Große Kapitalisten, die ihren Vortheil auch damals schon verstehen mochten, sahen in unserm isolirten Ländchen nichts, was sie hätte in Versuchung führen können, ihr Geld bei diesem oder jenem Unternehmen zu riskiren, das etwa erst nach langen Jahren rentabel werden sollte. Unsere großen Schätze, die besten Reichthümer des Landes, unsere Eisenerze und prachtvollen Hau- und Pflastersteine mußten ungeschätzt und unbenutzt in der Erde liegen. Die gehaltvollen Bohnenerze, die man nur zusammenzuschaufeln und zu waschen brauchte, um sie nach dem Schmelzofen zu bringen, machten den guten Bauern nur Verdruß und entwertheten ihr Erdreich. Die paar Hüttenwerke, welche unter solch günstigen Verhältnissen ins Leben gerufen wurden, kamen nicht fort. Sie vegetirten und verkümmerten. Es fehlte uns an Verkehrsmitteln mit der Außenwelt. Wir standen isolirt von dem übrigen großen europäischen Körper, und die reichen Verkehrsadern desselben pulsirten nicht in unserm industriellen Organismus, dank dem alten heillosen Schlendrian der leitenden Gewalten bei uns. Das war, wie unsere Pastoren meinen, die goldene, paradiesische Zeit, die Zeit der Unschuld und des kindlichen Glaubens und Gehorsams. Für die guten Herren mag allerdings die Zeit viel von einem goldenen Paradiese (wie es Pater von Cochem in seinen „vier letzten Dingen" so lebhaft schildert) gehabt haben. Das eiserne Zeitalter war es jedenfalls noch nicht, das sollte uns erst der deutsche Zollverein bringen, und zwar zugleich mit den Eisenbahnen, dieser verruchten

Erfindung des Teufels, denen auch der fromme und gottesfürchtige Bandenführer in Spanien, Don Carlos, Verderben geschworen hat.

Also, wie gesagt, erst mit unserm Eintritt in den deutschen Zollverein, sollte der Teufel bei uns los gehen. Deutschland brauchte nämlich unsere Schätze, wir meinen diejenigen, die bis dahin nutzlos in der Erde lagen. Wir dagegen konnten das deutsche Geld, Thaler oder Gulden, n'importe, sogar das Papiergeld, die preußischen Cassenscheine, brauchen. Zwar zogen wir das französische Fünffrankenstück dem preußischen Thaler vor (auch klügere Leute als wir, thaten das), aber besser doch immer ein preußischer Thaler oder auch nur ein süddeutscher Gulden, als gar nichts. Dabei sagten sich die großen Herren und spekulativen Köpfe, welche Geld hatten, dieses: Wenn der deutsche Zollverein unsere Eisenerze braucht und uns dafür seine Thaler oder Gulden geben will, so wären wir ja Thoren, wenn wir ihm keine Eisenbahn bauen wollten, auf welcher er diese Erze beziehen kann. Andere meinten sogar, wenn wir einmal die Eisenbahn hätten, könnten wir auch selbst unsere Erze verhütten und Deutschland unser Eisen fix und fertig (das Roheisen vorerst) verkaufen; denn dadurch, meinten sie, spare man die Transportkosten für die Schlacke und verschaffe den armen Leuten im Lande Arbeit und Verdienst. Ja! nun ging den Kapitalisten auf einmal ein Licht auf. Und als die belgischen Kohlenbesitzer vernahmen, wir wollten, sobald wir unsere Eisenbahnen haben, „Hütten bauen" (Eisenhütten wohlverstanden), da kam ihnen sofort der Gedanke, wir könnten dabei wohl ihre Coaks gebrauchen, und ein nettes Stück Geld könnte auch für sie dabei herausfallen. Freilich mußte dazu unsere Bahn Anschluß an die ihrigen haben. Auf diese Weise gab ein Wort das andere, ein Projekt führte auf das andere und — unsere Eisenbahn-Gesellschaft Wilhelm-Luxemburg constituirte sich, brachte das Kapital zusammen und — baute uns unsere Bahnen.

So kam das Geld ins Land, der nervus rerum der Banken und — aller Industrie; und mit dem Gelde die Großindustrie und — die Banken. Hier gab's gar nichts zu riskiren. Der Reichthum, den unser Land in seinem Schooße barg, und den man nur zu Tage zu fördern brauchte, zählte nach Millionen. Da konnte es also keine Schwierigkeiten haben, das Betriebskapital herbeizuschaffen. Doch hierzu bedarf es der Vermittlung der Geldinstitute, der Banken. Sofort trat nun unsere Internationale Bank, ein deutsches Bankinstitut, mit einem Kapital von vielen Millionen, ins Leben. Die Bank verlangte weiter nichts, als ihre Millionen dem Lande und seiner Industrie zur Verfügung zu stellen; doch um nicht selbst zu kurz dabei zu kommen, sollte das Land ihr erlauben, Papier zu fabriziren (nämlich Banknotenpapier) und zwar nur zum doppelten nominellen Werthe der Millionen, die sie, zu so und soviel Procent, dem Lande und der Industrie zur Verfügung

stellte. Wir griffen mit beiden Händen zu, und dieß um so eifriger, als wir die Millionen der Internationalen Bank höchst nothwendig brauchten, wenn es mit dem Bau unserer Eisenbahnen, von denen sonst alles Uebrige abhing, nicht den Krebsgang gehen sollte. Und kurz und gut, die Bank gab uns ihre Millionen (natürlich nur auf Credit), und wir ließen die Bank Papier fabriziren. Und wirklich, wenn wir dabei kein schlechtes Geschäft gemacht hatten, so schien die Bank selbst auch gar nicht übel zufrieden mit der Commission, oder Provision, oder wie man die Sache betiteln will, zu sein, die für sie dabei herausgefallen war. Sie prosperirte zusehends, und zwar so sehr, daß ihre Lorbeeren einen andern großen Bankherrn und noch größeres finanzielles und politisches Genie nicht länger schlafen ließen. Dieses Genie war noch dazu ein großer Freund und protégé von Frankreich, der den „Preuß“ kaum minder verabscheute, als den leibhaftigen Gottseibeiuns selbst. Der Mann kannte sowohl seine eigene Kraft als diejenige der gewaltigen Stützen, worauf sie fußte. Sowohl als Politiker, als Finanzgenie suchte er Seinesgleichen. Dieser Mann nun kam von Belgien her in unser Land mit dem festen Entschluß, zuerst die deutsche Bank in den Grund zu bohren und zu zermalmen, und dann, um uns das große, reiche, schöne Frankreich, wo es die Bankherren und andere großen politischen Herren damals so gut hatten, zu annektiren. Für die vielen Millionen der deutschen Bank wollte uns der franzosenfreundliche Bankherr doppelt so viele von seinen Millionen zukommen lassen, und dabei sollten seine Millionen in Fünffrankenstücken und nicht in lumpigen preußischen Thalern, geschweige denn in süddeutschen Gulden, bestehen. Wer hätte da nicht mit beiden, ja mit zehn Händen, zugreifen wollen, wenn er sie gehabt hätte, ich meine dieser die Hände, und der andere die Millionen. Wie es schien, fehlte es dem großen Bankherrn fast noch mehr an den Millionen, als uns an den Händen, dieselben in Empfang zu nehmen. Erst müßten wir, meinte er, uns das reiche Frankreich annektiren, dann kämen die Millionen bald von selbst, und zwar direkt aus der französischen Nationalbank. Denn die neue Bank, die der Herr bei uns „gründen“ wollte, und die der deutschen Bank den Garaus machen sollte, sollte ja weiter nichts sein, als die Succursale der großen Nationalbank von Frankreich, und der Herr sollte Oberdirektor derselben werden. Doch siehe! die deutsche Bank stand fester, als der geniale Finanzmann sich das vorgestellt hatte. Sogar seine besten Chikanen brachten sie nicht zum Wanken. Es ging dem Freunde Frankreichs der deutschen Bank gegenüber, wie es Frankreich selbst bald Deutschland gegenüber gehen sollte: er verlor die schöne Partie und — ist bis zu diesem Tage noch nicht Oberdirektor der Succursale der französischen Nationalbank bei uns. Wir haben nämliche diese Succursale bis dato noch nicht. Das große finanzielle Genie muß sich also mit einem

kleinen, ziemlich unbedeutenden Bankinstitute begnügen, bis dahin, wo — die „Revanche" kömmt, die Succursale der Nationalbank von Frankreich im Schlepptau führend.

Seitdem aber ist schon ein anderes großes Bankinstitut bei uns gegründet worden, nämlich die „Nationalbank". Wir besitzen somit sowohl eine Nationalbank als eine Internationale Bank, und beide überbieten sich darin, uns ihre Millionen aufzuschwatzen und — Papier zu fabriziren, das man glücklicher Weise im Auslande nicht nehmen will, so daß wir den ganzen colossalen Reichthum für uns allein behalten. Glückliches Land! — und um so glücklicher, als die Abneigung des Auslandes, sich mit unsern Banknoten zu bereichern, eher zu- als abzunehmen scheint. So sagt die „Kölnische" in ihrer gestrigen Nummer, sogar der deutsche Reichskanzler habe unserm Gesandten in Berlin sein Wort gegeben, daß sich Deutschland nicht durch unsere Millionen in Banknoten bereichern und uns derselben berauben wolle. Das ist ja recht tröstlich für uns und unsere Banken. Ein Glück, daß unsere Eisenbahnen gebaut und in guten Händen sind, und unsere Großindustrie nicht minder, weil diese sonst den ganzen papiernen Schwindel verschlucken würden. So aber kann doch ein armer Teufel wie unsereins auch noch Hoffnung hegen, seinen Theil von den Millionen, die sonst Niemand will, zu erhalten.

Doch, Spaß bei Seite! Was wollen unsere Banken mit ihren vielen Banknoten anfangen, wenn diese Niemand mehr nehmen will? Wird nicht dadurch unserm Lande selbst eine tiefe Wunde geschlagen werden? Wenn auch das Land und seine Regierung keineswegs solidarisch mit unsern Zettelbanken sind und keinen direkten Theil an deren etwaigen Verlusten zu tragen haben, so kann es doch für uns nicht gleichgiltig sein, ob die Banknoten dieser Institute Curs haben oder werthlos sind. Uns scheint durch solche Verhältnisse aus dem Handel und der Großindustrie bei uns Gefahr zu drohen, wenn der Credit der beiden bedeutendsten Bankinstitute unsers Landes durch die Weigerung, ihre Noten in Deutschland, auf welches sie doch großentheils berechnet sind, circuliren zu lassen, erschüttert wird. Wir gestehen gern, daß wir in der Sache nicht competent genug sind, um klar über die Folgen der beregten Weigerung aburtheilen zu können. Immerhin aber muß es den deutschen Leser interessiren, diese Frage hier aufs Tapet gebracht und etwas näher beleuchtet zu sehen.

Wir werden nicht verfehlen, später, wenn dieselbe sich erst noch weiter in den Vordergrund drängen wird, an dieser Stelle auf dieses Thema zurückzukommen.

N. Steffen.

Bilder aus Mecklenburg.

Aus den Tagen der Bürgerwehr. I.

Von Hugo Gaedcke.

Unter meinem Fenster spielen die Kinder „Soldat". Des Nachbars Emil ist die Hauptperson; die andern Kinder folgen ihm ehrfurchtsvoll, denn er trägt einen Tschako, den er Gott weiß woher erhalten hat. Und sah' ich recht? Wahrhaftig, dieser mächtige Tschako mit der strahlenden Sonne vorn und dem Vogel Greif in der Sonne, dieser furchtbare Augenschirm an dem Tschako und oben darüber der mächtige weiße Haarbusch —, das ist wahrhaftig noch ein Käppi von der alten Rostocker Bürgerwehr. Du Rest vergangener Herrlichkeit, armes Käppi! Meinte doch in deiner Blüthezeit ein Anonymus in der Zeitung von Dir: „Mir ist schon das schwizerisch läbelnde weibische Wort Käppi etwas widerlich. Wer es nicht weiß, der soll es wahrlich nicht verrathen, daß mit jenem federleichten Wort ein so schwerer Sturmdeckel gemeint ist; er wird sich jedenfalls eher ein spitzenbesetztes Mullhäubchen für ein Wickelkind darunter vorstellen."

Rostocker Bürgergarde! Ja, es war eine schöne Zeit, als diese alte Bürgerwehr jung gewesen. Jugendliche Begeisterung hatte in den Märztagen des Jahres 1848 Alt und Jung auch in Rostock entflammt. Es galt den edlen und thatkräftigen Gedanken: Schutz dem Volke durch das Volk, Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung und Erleichterung der Militärlast. Als daher am 18. März die Listen für den freiwilligen Eintritt in die Bürgerwehr öffentlich ausgelegt wurden, zeichneten an diesem Tage eine Menge tüchtiger Männer ihren Namen in die Liste. Schon der zweite Tag zählte 200 Freiwillige; die Zahl stieg bis zum 6. April auf 671 Personen. Alle Stände wetteiferten in der Begeisterung. Einer wollte es dem Andern zuvorthun. Herrliche Reden wurden gehalten; man verschwor sich, für die Garde und zum Schutz des Vaterlandes Gut und Leben zu lassen.

Zur einstweiligen Bewaffnung suchte man auf das Schleunigste aus den dunklen Kammern des Rathhauses nach den alten abgedienten Flinten, die ohne Schloß und Feuerstein, seit Decennien dort verborgen lagerten. Einige Unteroffiziere vom Militär wurden requirirt, um die nöthigen Exercitien zu leiten; Alles war muthvoll und kampfbeseelt. Namentlich die alten Degen von 1813 lebten wieder auf. Es war ordentlich eine Freude, zu sehen, wie sie wieder jung geworden, von ihren Thaten erzählten und in dem Gebrauch der Waffen den Neuling unterrichteten.

Noch immer schien die Begeisterung zu wachsen. Man begrüßte freudig die Verordnung des Magistrates, welcher die gesetzlichen Grundlagen zur

Errichtung einer förmlichen Bürgergarde regelte. Eine Volksversammlung ward berufen; über Montur und Waffen sollte dort das Weitere geplant werden. In dieser Versammlung platzten aber die Geister aufeinander. Die Einen hielten einen Säbel für unnöthig, als Schutzwaffe sei der Säbel nicht wohl zu denken, „denn vor einem Handgemenge mit dem Säbel werde der Himmel die Bürgergarde gnädig bewahren." Die Andern stimmten für den Säbel; namentlich die braven Freiwilligen von 1813, die alten Haudegen, die den Gebrauch des Säbels aus der eigenen Praxis kannten und ihn wohl zu führen gedachten. Die Einen wollten blaues Tuch, die Andern grünes Tuch zur Uniform, aber auf keinen Fall russisch Grün; Alle waren sie einig im Haß gegen den Moscowiter. Die eine Partei wünschte dies, die andere das, — es galt hier schon der verzweifelte Schmerzensruf, den ein Freund der Bürgerwehr später ausstieß: „Dergleichen verschiedene Sinne bringe nun einmal Einer unter das gleiche Käppi!"

Bei den Meisten freilich wollte in den nächsten Wochen schon die Begeisterung merklich abkühlen. Die tapferen 671 Männer und Familienväter, welche ihren Namen so begeistert in die Liste eingezeichnet hatten, wo steckten sie auf einmal? Die Meisten waren nirgends zu sehen. Ueber diese Saumseligen ereiferte sich namentlich ein alter Vicekanzleidirector, der mit jugendlichem Feuer der guten Sache diente; er schalt öffentlich in der Zeitung über diese Helden, die ihn und die wenigen Getreuen allein exerciren ließen. Es erschienen nämlich bei den öffentlichen Exercitien höchstens 30 Mann, dies Mal der Eine, das nächste Mal ein Anderer. „Es ist sehr zu befürchten", ruft der alte Vicekanzleidirektor jammernd, „daß die Rostocker Bürgergarde bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten entweder durch die Mängel ihrer äußern militärischen Haltung oder auch durch unrichtige Ausführung des Commandos leicht die Heiterkeit der Straßenjungen erregen könnte."

Inzwischen suchte der Magistrat der sinkenden Begeisterung etwas nachzuhelfen. Es erschien am 7. April eine Verordnung des Rathes, welche ein festes Corps von 800 Mann, in acht Compagnien, von je 100 Mann getheilt, gründete, und den Dienst der Bürgerwehr einem jeden Bürger zur Pflicht machte, sobald er noch nicht das 50ste Lebensjahr überschritten hatte. Die Dienstzeit ward auf drei Jahre festgestellt; die Montur sollte jeder Bürger auf eigene Kosten sich anschaffen, dagegen wollte die Stadt die nöthigen Waffen, — Flinte, Säbel und Patrontasche, — jedem Bürger kostenfrei liefern. Um diese Zeit war die Uniform der Bürgergardisten in der Plenarversammlung im Allgemeinen berathen worden. Man hatte hierauf eine Commission zur Organisation der Bürgergarde ernannt. Dieselbe trat mit einem detaillirten Entwurf über die Uniform hervor, welcher wieder in einer Plenarversammlung berathen wurde. Nur einige wenige Abänderungen

erschienen zweckdienlich; und so sollte man glauben, daß hiermit endlich die Sache abgethan war. Aber nein! Oeffentlich in den Zeitungen und unter der Hand ward jetzt bald diese, bald jene Abänderung der Uniform in Vorschlag gebracht. Der Eine wollte für den Waffenrock den Militärschnitt, der Andere den Civilschnitt, „denn der Civilschnitt", sagte ein Zeitungsartikel, „ist weit eleganter und hat noch den Vortheil, daß die theure Uniform später, nach beendigter Dienstzeit, noch in einen hübschen Leibrock kann umgearbeitet werden." Inzwischen kaufte der Eine das Tuch zu seiner Uniform von Diesem, der Andere von Jenem und scheerte sich nicht im Mindesten darum, ob es die vorgeschriebene Farbe hatte oder nicht. Andere schrieen Zeter über das Modell des Bürgergardistenkäppis. „Wir hatten Gelegenheit, heute ein bereits fertiges Käppi zu sehen und waren nicht wenig erstaunt, solches mit dem Vogel Greif geziert zu finden, welchen wir nur gewohnt sind, bei unseren Polizeiwachtmännern und Spritzenleuten wahrzunehmen. Ist es der Wille des Plenums, diese Auszeichnung an den Käppis zu tragen?" Dazu war schon ein Unglück der neuen Interimsmütze begegnet, die bis zur Anfertigung des Käppis das letztere vertreten sollte. Zwei verschiedene Gewerke nämlich, die Mützenmacher und die Hutmacher, hatten sich die betreffende Competenz streitig gemacht, — und jeder auf seine Hand nach seiner Form gearbeitet; so lief nun ein Theil der Bürgergardisten mit der einen Form, der andere mit der andern Mützenform umher. Und dann heißt es weiter in einem Schmerzensrufe der Zeitung: — „inzwischen haben nicht wenige Bürgergardisten auch ihre Käppis, der eine bei Diesem, der andere bei Jenem bestellt, ohne Gewißheit darüber, ob und in wie weit die Arbeiten der verschiedenen Lieferanten wirklich modellmäßig seien."

Es erhob daher ein eifriger Verehrer der Bürgergarde in der Zeitung einen Mahnruf; er forderte die Gardisten auf, diesen Uebelständen abzuhelfen und die Uniform nur so anfertigen zu lassen, wie es bereits durch die Commission für die Organisirung der Bürgergarde angeordnet worden. Er schloß sein Mahnschreiben mit den Worten: „Halten wir fest zusammen, so müssen sich jene Leute, welche, um Staat zu machen, Bürgergardisten wurden, schon fügen."

Auf diesen Mahnruf erfolgte in den öffentlichen Blättern die höchst ergötzlich und anschaulich gefaßte Antwort: „Durch Ihr Schreiben, fürchte ich, haben Sie der größeren Zahl der Bürgergardisten und dem Publicum ein großes Vergnügen gestört. Welch' ungeheure Heiterkeit würde es nicht verursacht haben, wenn wir hier einen besammteten Lieutenant, dort einen Unteroffizier mit einer Goldtresseneinfassung am Kragen, hier einen Lieutenant mit Goldstickerei, dort einen Unteroffizier mit lackirtem Lederzeug, hier einen Lieutenant mit Sammet und doppelter Goldtresseneinfassung an Kragen,

Händen und Füßen u. dgl. m. zu sehen bekommen hätten. Mit welchem Jubel würde nicht jedes neue Abzeichen von der lieben Straßenjugend begrüßt und durch ein bedeutendes Comitat beehrt worden sein! Um dies große Vergnügen haben Sie uns durch Ihr Schreiben nicht allein gebracht, sondern Sie haben uns dadurch zugleich der Gelegenheit beraubt, eine große Zahl der Leute kennen zu lernen, welche des bunten Rocks wegen Bürgergardisten geworden sind. Das ist unverantwortlich von Ihnen gehandelt." —

Inzwischen tönte wieder die scheltende Stimme des alten Vicekanzleidirectors. Er hatte bei der letzten Exercirübung nur noch 20 Mann gezählt. Es muß danach die Autorität der Hauptleute nicht groß gewesen sein. Hauptleute existirten nämlich damals wirklich schon; sie waren nach einem allgemeinen Ausmarsch des gesammten Bürgercorps auf freiem Felde gewählt worden. Augenzeugen können nicht genug davon erzählen, wie stolz und martialisch die erwählten Hauptleute (in Ermangelung eines Degens mit dem Spazierstock über die Schulter), an der Seite ihrer neuen Compagnie in die Stadt heim marschirten. Das waren die Hauptleute; nun fehlten aber wieder die Lieutenants und die Unteroffiziere. Neue Klagen in der Zeitung geben hiervon Zeugniß.

In diesem Wirrwarr setzte die Commission für die Organisirung der Bürgergarde gemächlich ihren Weg fort. Sie kümmerte sich mehr um die Uniform als um die Gardisten. Ein Zornausbruch der Zeitung vom 25. April macht sich in der Anfrage Luft: „Wie lange es wohl noch währt, daß acht, sage acht Compagnien Bürgergarde sich bei der Nase herumführen lassen?"

Endlich, nach langer Pause, und kurz vor der Auflösung der ganzen Garde in ein Nichts, fährt neues Leben in die Glieder. Die Commission ermannt sich. Das Dienstreglement wird zur Hand genommen, die zum Dienst verpflichteten Bürger werden für die Garde ausgehoben, man revidirt die Compagnielisten und ladet die saumseligen Gardisten zur Verantwortung, — wie dies Alles schon der alte Vicekanzleidirector in der Zeitung wiederholt gepredigt hatte. So kamen endlich im Monat Juni seine Worte noch zur Geltung. Inzwischen waren auch Offiziere und Unteroffiziere gewählt. Am 7. Juli rückte denn zum ersten Male die ganze Bürgergarde in voller Uniform zum Manöver ins Feld. Ein Zeitungsartikel rühmt die Garde als ein schönes Corps, das seiner Vaterstadt gewiß Ehre mache. „Die kräftigen Männer imponiren und werden ihren Zweck nicht verfehlen," sagt der Berichterstatter. Es fragte sich nur: welchen Zweck? Auch der alte Vicekanzleidirector sprach jetzt in einem etwas sanfteren Ton. Auch er nennt in dem Zeitungsblatte die Garde ein hübsches, ja ein imponirendes Corps. Es fehlte nach seinem Bericht nur noch an tausend kleinen militairischen Anordnungen, namentlich bei der Schießübung. Es wurde mit unbegreiflicher Unkunde und

Fahrlässigkeit von Vielen beim Laden und Schießen verfahren. — Ebenso war ein sachkundiges Commando nicht zu bemerken, indem das Commando oft verworren und stotternd hervorgebracht, ja nicht selten völlig unrichtig gegeben ward, worauf dann die Befolgung des Commandos Stoff zur Belustigung für die niemals fehlenden Zuschauer gab. Dazu kam, daß die Chargirten das Commando nicht als ein solches, als einen Befehl, sondern regelmäßig in Form einer ganz ergebenen Bitte vortrugen. Natürlich fürchtete der Schuster wie der Schneider als Bürgerwehrlieutenant, seine vornehmen Kunden; der Herr Ober-Appellations-Gerichtsrath und der Herr Professor konnten ihm die Kundschaft entziehen, wenn er bei dem Commando nicht ganz ergebenst bat, sie möchten doch so gut sein und das Gewehr präsentiren oder linksum marschiren.

Dann ereignete sich bisweilen auch wohl einmal das Unglück, welches ein Zeitungsinserat meldet: „Und es geschah, daß sie versammelt waren, um hinauszuziehen, der Hauptmann war aber nicht da. Und es stellte sich ein Stellvertreter an die Spitze der Bewegung und er fing an zu rufen und zu befehlen den Leuten. Da geschah es, — höret ihr Söhne des Nordens, — daß Einer in dieser Zeit, in der Alle befehlen wollen, nicht befehlen konnte, sondern sich immer verhadderte. Und die Leute, die da gehorchen sollten, wurden knitschabig und gingen in gereizter Stimmung brummend auseinander, da hieß es: aus — ein — ander."

All diesem Elend ward mit einem Schlag ein Ende gemacht, als endlich im Spätherbst 1848 ein pensionirter Major als preislich bestellter Commandeur der Bürgergarde die Zügel in die Hände nahm. Auf einmal kam ein strammer Zug, ein militärischer Geist in das ganze Corps. Wenn man jetzt die Bürgerwehr, die Musik vor, mit der wehenden Fahne in geschlossenen Gliedern ins Feld marschiren sah, war es ein wirkliches Vergnügen, jedem Einzelnen mit den Augen zu folgen. In der kleidlichen Form des grünen Waffenrocks und im grauen Beinkleide trat jeder Gardist straff daher; selbst das viel geschmähte alte Käppi saß eigentlich ganz stattlich auf dem Haupte seines Gardisten. Mit Recht ist über die Uniform der Bürgerwehr und über die Haltung ihrer Gardisten in mancher Stadt gespöttelt worden, — aber die Rostocker Garde verdiente nicht die Strophe des dänischen Volksliedes, in welcher die Bürgerwehr von Kopenhagen besungen wird. Die ergötzliche Strophe lautet:

„Die Uniform von damals, dieses Kleid,
Sie tragen es im Sturm und Regenzeit.
Fein wohl war es von Façon:
Enge, weiße Pantalons,
Geschnürt fest über'n Magen, daß er aussah wie'n Gonggong.
Der Rothrock da

Saß Vater'n! Ah!
Die Patte
D'ran hatte
Hellblau; der Schwanz
Am Rock hing ganz
Bis zur Fußplatte,
Und von dem Tschako blickte
Ein Bündel Federn, nickte
Nach dem Gewehr, — der Anblick, ach, erquickte!"

Unter der eisernen Faust des alten Soldaten und braven Commandanten, kam wie gesagt, eine neue Ordnung in das Getriebe des ganzen Rostocker Bürgercorps. Vom Rathe der Stadt ward jetzt eine neue Verordnung erlassen, wonach jeder angehende Bürger vor seiner Aufnahme als solcher in voller Montur und Bewaffnung dem Commando der Bürgerwehr sich vorstellen, diesem die gehörige Einübung nachweisen und von dem Commandeur eine Bescheinigung über die vollständige Equipirung, Bewaffnung und Einexercirung erwirken mußte. Auf solche Weise ward für die neue Ergänzung der Bürgergarde durch tüchtige und geschulte Soldaten Sorge getragen. Und so geschult ward diese Bürgerwehr nach so vielen Fährnissen und Abenteuern schließlich doch noch eine wirkliche Schutzwaffe für die Stadt. Sie hat in den unruhigen Tagen, die auch Rostock unheilvoll bedrohten, treffliche Dinge geleistet und den Pöbel im Zaume gehalten, der, von den Radicalen aufgehetzt, den Versuch machte, einen Aufruhr ins Werk zu setzen. Auf solche Weise erwarb sich die Bürgergarde um Rostock ein bleibendes Verdienst und sind damit die Opfer aufgewogen, welche die Stadt für diese Wehr und ihre Waffen mit fast 30,000 Thalern dargebracht hat.

Ein zweiter Artikel soll nun eine höchst merkwürdige Geschichte bringen: die feierliche Auflösung und das sonderbare Ende der Rostocker Bürgerwehr.

Der Fall Arnim.

Berlin, 11. October 1874.

Bis diese Zeilen erscheinen, wird vermuthlich in der Arnim'schen Sache, welche nun schon eine Woche lang das Tagesgespräch der deutschen — und mancher andern — Hauptstadt bildet, mindestens nach einer Richtung hin, ein festes Resultat erzielt sein. Wir werden bis dahin wahrscheinlich ziemlich bestimmt wissen, welchen Kreis von strafbaren Handlungen die Anklage umfaßt. Bis jetzt steht sicher in Aussicht die Anklage wegen Entfremdung von öffentlichen Aktenstücken auf Grund der §§. 133 und 348, Absatz 2 des

Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs. Nach einigen ziemlich consequent in gutunterrichteten Preßorganen auftretenden Nachrichten soll dem Grafen außer diesen Vergehen auch das Verbrechen des Verrathes von Staatsgeheimnissen zum Nachtheile des deutschen Reiches zur Last fallen (§ 92 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs). Dieses Verbrechen unterscheidet sich von anderen sog. politischen Vergehen dadurch, daß das Gesetz die Strafe auf Zuchthaus nicht unter zwei Jahren normirt, und Festungshaft nur bei Annahme mildernder Umstände zuläßt, d. h. mit anderen Worten, bis zum Beweise des Gegentheils annimmt, daß die verbrecherische Handlung „aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen" sei (§ 20.). —

Wir wollen freudig aufathmen, wenn am Ende der begonnenen Woche nur die erste der beiden Anklagen Bestätigung findet, und der Angeklagte, der so lange einen der höchsten Vertrauensposten des Reiches inne hatte, nicht eines Verbrechens verdächtig erscheint, welches das deutsche Strafgesetz nach der Höhe des Mindeststrafmaßes unter die schwersten und gemeinsten Verbrechen zählt. Aber im Grunde ändert das leider an der Ungeheuerlichkeit und dem skandalösen Charakter des Falles nur wenig. Man wird Gottlob lange suchen müssen, bevor man im Preußischen Beamtenthum einen Diplomaten der höchsten Rangstufe findet, welcher unter der nämlichen Anklage stand, wie heute der Graf Harry von Arnim. Und der vorliegende Fall ist sicherlich der denkbar häßlichste.

Denn vor Allem — so selbstverständlich auch wir mit dem Urtheil über Schuld oder Nichtschuld und das Maß der Verschuldung zurückhalten, bis der Richter seinen Spruch gefällt hat — ist es kaum mehr zweifelhaft, daß der Angeschuldigte den Thatbestand der Entfremdung von Actenstücken aus den Archiven und Actenbeständen der Botschaft des deutschen Reiches in Paris selbst unumwunden eingesteht. Die Manöver seiner ungeschickten Freunde aus dem Kreuzzeitungslager, seine Weigerung der Herausgabe dieser Actenstücke bald als civilrechtliches Retentionsrecht, bald als berechtigte Zurückhaltung von Privatbriefen des Kanzlers an Arnim darzustellen, können bei keinem Unparteiischen mehr verfangen, seitdem man weiß, daß das Auswärtige Amt von der Reclamirung der civilrechtlichen Correspondenz ganz abgesehen hat, und die angeblichen Privatbriefe des Kanzlers an den vormaligen Botschafter des deutschen Reiches fortlaufende Registrandennummern tragen und in den amtlichen Documenten des Auswärtigen Amtes gebucht sind. Damit steht im Einklang, daß die Haft des Grafen keineswegs den Zweck verfolgt, etwaige Fluchtversuche oder die Verdunkelung des Thatbestandes zu verhindern, sondern die Herausgabe jener Staatsschriften zu erzwingen, deren Besitz der Graf einräumt, und deren Herausgabe an seine vorgesetzte Behörde er trotzdem verweigert, bis ein Richterspruch ihn dazu zwingen werde. Es ist auch geringe

Hoffnung vorhanden, daß die eindringlichen Vorstellungen einiger Angehörigen des Angeschuldigten, sowie seines eigenen Vertheidigers, den harten Sinn erweichen werden. Und selbst wenn Arnim nachgäbe und die Urkunden auslieferte, würde die Untersuchung ihren Lauf haben müssen, da die angezogenen Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuchs das Beiseiteschaffen von amtlichen Documenten mit ganz derselben Strafe belegen, wie die vorsätzliche Verfälschung oder Beschädigung derselben. Beiseitegeschafft sind aber diese Urkunden bis heute ohne Zweifel.

Diese Erwägungen führen von selbst zur Prüfung der Motive der That und der bis heute vorhandenen Weigerung der Herausgabe. Und auch diese Motive sind dem Angeschuldigten so nachtheilig wie möglich. — Verletztes Selbstgefühl hat, nach dem Urtheil der Freunde und Gegner — oder besser Ankläger — des Angeklagten, diesen zu dem gegenwärtigen Conflict, zur leidenschaftlichen Feindschaft gegen den deutschen Kanzler getrieben. Aber was hat mit dieser persönlichen Mißstimmung — mag sie so berechtigt oder unberechtigt sein wie sie will — die widerrechtliche Zurückhaltung amtlicher Schriften zu thun? Diejenigen, welche die Feindschaft des Grafen gegen Bismarck — und zwar sicherlich der Wahrheit gemäß — als Motiv seines Delicts anführen, erheben damit, vielleicht ohne es zu ahnen, die schwerste der Anklagen gegen ihren Schützling. Denn die Zurückhaltung der Documente Seiten des Grafen wäre dann diesem — wie natürlich — keinesfalls Selbstzweck, sondern in ursächlichen oder absichtlichen Zusammenhang zusetzen zu seiner Feindschaft gegen den Kanzler. Damit formulirt man aber von selbst die neue Anklage gegen Arnim, daß dieser die Documente nur zurückhalte, um der Politik des Kanzlers d. h. der Politik des Deutschen Reiches zu schaden und sich dadurch zu rächen. Dieser Zweck wäre aber wiederum absolut unerreichbar ohne directe oder indirecte Veröffentlichung der betr. Urkunden; denn da das Auswärtige Amt die Urschriften oder Copien dieser Documente besitzt, so könnte Arnim durch die bloße Hinterziehung derselben eine fatale Stockung der Geschäfte u. dergl., in welcher er als Retter der Noth erschiene, nimmermehr erzeugen. Das könnte also auch die Absicht seiner Beiseiteschaffung derselben nicht sein. — Der einzig denkbare Zweck dieses unerhörten Amtsmißbrauchs wäre also lediglich ein beabsichtigter Verrath von Staatsgeheimnissen oder die Erpressung einer neuen Carrière als Gegenleistung für das Schweigen des Grafen, für die Auslieferung der Documente.

Der preußische Richterstand hat bei dieser Gelegenheit seine altberühmte Unparteilichkeit und Pflichtstrenge bewährt. Ein jäher Schreck geht durch die Reihen der Reichsrebellen. Mit saurer Miene sucht man die Fatalität der Situation durch das hübsche — aber dem Herrn Grafen sehr ungünstige — Märchen auszugleichen, Bismarck habe die Arnim'schen Enthüllungen gefürchtet. Graf Arnim's Geheimnisse sind Bismarck's Geheimnisse. Und der deutsche Kanzler hat noch immer die Sympathien der denkenden Welt auf seiner Seite gehabt, wenn er daran ging, seine Geheimnisse auf den offnen Markt zu tragen. *μ.*

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — **Druck** von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 43.

Ausgegeben am 23. October 1874.

Inhalt:

	Seite
Goethe's Tagebücher. 1780. 1781. 1783. C. A. H. Burkhardt.	121
Charles Wolfe. Skizze seines Lebens und Dichtens. 1. Gustav Haller.	129
Die Goldausfuhr und die Münzreform. Max Wirth.	140
Bilder aus Mecklenburg. Aus den Tagen der Bürgerwehr. 2. Von Hugo Gaedcke.	147
Schweizer Reiseglossen. F. B.	151
Die Revüe Universelle und die Grenzboten.	160

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1874.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

[...]abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Goethe's Tagebücher.

1780. 1781. 1782.

Im Anschluß an die bereits mitgetheilten Tagebücher Goethe's lassen wir die von 1780—82 folgen. Auch sie liegen uns nur abschriftlich vor und obwohl auch für diese nicht festzustellen war, wie sie sich zu den Goethe'schen Originalen verhalten, so haben wir die Mittheilung derselben um so weniger beanstandet, als sie die Mittheilungen Riemer's über Goethe wesentlich ergänzen. Was von Riemer ganz oder theilweise benutzt ist, haben wir durch Klammern angedeutet. Aus der Vergleichung mit der Riemer'schen Arbeit wird sich ergeben, daß die unverkürzte Wiedergabe dieser Aufzeichnungen für die Kenntniß des Goethe'schen Lebens sich mehr als die Verarbeitung des Materials empfiehlt, das in Berücksichtigung mancher Verhältnisse hie und da eine Kürzung erfahren mußte. Selbst auf die Gefahr hin, daß auch unsere überkommene Abschriften sich als lückenhaft erweisen werden, wollen wir diese nicht zurückhalten. Vielleicht entschließen sich die Goethe'schen Erben vor allem die wichtigen Tagebücher aus den Originalen herauszugeben, die jedenfalls auch in spätern Jahren des Interessanten viel bieten, wie wir aus einigen andern Aufzeichnungen, die in der Folge mitgetheilt werden sollen, schließen müssen.

Goethe's Tagebuch von 1780.

Januar 17. Früh Anfang zur Ordnung und Besorgung gemacht. Kriegs-Kommission. Waren mir die Sachen sehr prosaisch. Zu Wieland. Gut Gespräch und Aussicht besseres Zusammenlebens. Vorschlag zu einer Societät. Nach Tisch zu Boden. Weitläufige Erklärung über ⊔ ▽.*) Er ist ein sehr ehrlicher Mann. NB. [Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden, preist uns nun und die Reise ist ein Meisterstück**), eine Epopoe.] Das Glück giebt den Titel, die Dinge sind immer dieselben.

Januar 19. Auf die Bibliothek wegen Bernhard's Leben. Auftrag.

*) Loge Amalia ist gemeint.

**) Riemer II. 109 hat preist uns an.

Zu Cr. Essen. Sie drückt mich durch eine unbehagliche Unzufriedenheit, ich ward sehr traurig bey Tisch.

Februar. Den Anfang des Monats mit wenigen Versuchen im Zeichnen, Dictiren meiner Reisebeschreibung zugebracht, um nach und nach wieder in Thätigkeit zu kommen.

Februar 6. Früh Reise dictirt. Wenig an Wilhelm. Kam Albrecht. Ging zu Cr. essen. Abends zu ☉, dann nach Hause.

Februar 7. Reise dictirt. Castrop wegen des Wegebaues, dann kam Albrecht, sprachen über Electrizität, zu ☉ essen. Gezeichnet. Zu der Geh. R. Schardt, die krank war. Halb 7 Uhr nach Hause. Reichshistoria Karl V. Acht aufs Theater. Kriegskommission. Zu ☾, kriegte gegen Mittag weniges Kopfweh, zu Seckendorf, zu ☉ essen. Hatte Lust auf die Redoute, unterließ es aber. Abends kam Wieland und wir waren sehr lustig.

Februar 9. Früh Acten, Conseil. Ging mit meinem Kopf wieder ziemlich. Nach Tiefurt. Essen. Knebel las Amor und Psyche. Abends mit ☉ und der kleinen Schardt hereingefahren. Corona zu Tisch bey mir, waren sehr lustig.

Februar 11. Abends auf der Redoute. Täglich geht es besser und ich kann anhaltender arbeiten.

Februar 12. Kriegskommission und Besorgung wegen der Reise.

Februar 13. Nach Gotha, waren recht gut da, mit vieler wechselseitiger accens*) und bonhomie. Kam mancherlei Interessantes vor. Versprach aufs Frühjahr wieder zu kommen.

Februar 16. Mit Wedeln zurück im Wagen. Der Herzog ritt auf Neuheiligen, war wild Stöperwetter.

Februar 17. Kriegskommission, mit Corona gegessen, war gut.

Februar 18. Früh viel weggearbeitet. Zu ☾ zur Tafel. Ging ganz leicht und gut die Cons., aufs Theater, nach Tiefurt geritten, fand H. A. ☉ die kl. Sch.**), die Hofdamen und Steinen. Knebel las. Gen sieben alles fort.

Februar 26. Mittags zum Herzog. Den Rest des Tags bis Abends 8 gezeichnet. [Es fängt an besser zu gehen und ich komme mehr in die Bestimmtheit und in das lebhaftere Gefühl des Bildes. Das Detail wird sich nach und nach herausmachen. Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebens Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen, ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreif ich nichts, aber wenn ich recht lang Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen suche, auch schon

*) acsance geschrieben. **) Die kleine Schardt.

Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in einem Wind übers Ganze zusammen. Ich sprach davon mit dem Herzog und er sagte, eine gute Idee. Die Sachen haben kein Detail, sondern jeder Mensch macht sich drinn sein eignes. Manche können's nicht und die gehen vom Detail aus, die andern vom Ganzen. Wenn man diesem Gedanken beistimmte, und ihm nachginge, eigentlich was er sagen will, nicht was er sagt, beherzigte, würde es sehr fruchtbar seyn.]*)

März. Von Tag zu Tag die Geschäfte ordentlich besorgt und hernach gezeichnet.

Bis den 11. war ich sehr still, alles der Reihe nach besorgt. Gute Stunden mit ☉. Eine sehr schöne Erklärung mit dem Herzog. Abends im Kloster

März 12. Mit Batty im Amt Großrudestedt, seine Anstalten gut befunden. Seine Handelsweise mit den Leuten unverbesserlich. Wenn wir nachhalten, so wird's gut, aber freilich Jahre lang immer nachhalten.

März 14. Werden Aepfelkerne bey mir gesät. Ging meinen Geschäften nach. War Conseil, aß mit dem Herzog. Fingen an, in den Instructionen zu lesen. Abends mit demselben im Kloster.

März 16. Mit dem Herzog spazieren. An Egmont geschrieben. Nach Tiefurt. Mit Knebeln hereingeritten. Diese Tage her hatte ich schöne mannigfaltige Gedanken.

März 21. Morgens nach Belvedere zu Fuß. [An Herzog Bernhards Leben im Gehen viel gedacht. Was ich guts finde in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt.**)]

März 26. Früh zu Fuß nach Tiefurt, [mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen***) das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam ich habe so manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben und doch wenns nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden seyn. Es ist, als ob ein Genius oft unser ἡγημονικὸν verdunkelte damit wir zu unsrem und andrer Vortheile Fehler machen. War eingehüllt den ganzen Tag und konnte denen vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerstehn. Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken, Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält immer regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird

---

*) Riemer II. 112—113.

**) Riemer II. 114, der noch den kleinen Zusatz hat: darum das Dictiren weiter treiben.

***) L. c. II. 114 und 115.

der Gang nicht gestört und ich muß noch herausbringen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.]

März 29. Ging der Herzog mit den Prinzen und andern nach Querfurth. [Früh hat ich den aufräumenden und ordnenden Tag.] *) Viel Briefe weggeschrieben und alles ausgeputzt. Abends Probe der Kalliste. O Kalliste, O, Kalliste!

März 30. hat ich den erfindenden Tag. Anfangs trüblich, ich lenkte mich zu Geschäften, bald wards lebendiger. Brief an Kalb. Zu Mittag [nach Tiefurt zu Fuß, gute Erfindung, Tasso] **), Herders, Stein, Werthern, Knebel gut, mit beiden Männern lief ich um 4 herein. [Abends wenige Momente sinkender Kraft. Darauf acht zu geben, woher.]

[März 31. Die Dämmerung des Schlafs gleich mit frischer Luft und Wasser weggescheucht. Sehnte sich schon die Seele nach Ruhe und ich wär gern herum geschlichen. Raffte mich und diktirte an der Schweizerreise] ***). Antwort von Kalb angesagt. †) [Conseil. Momentane Bewegung widerstanden und überwunden. Es scheint das Glück mich zu begünstigen, daß ich in wenig Tagen viel garstige mitgeschleppte Verhältnisse abschütteln soll. Nemo coronatur, nisi qui certaverit ante. Sauer ließ ich mirs denn doch werden.]

April 1. [Seit drey Tagen keinen Wein. Sich nur vorm Englischen Bier in acht zu nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär ich sehr glücklich. ††] Nach Tische Thorheit. Kam Korona zu mir und Mine. Las ich ihnen die Schweizer Reise. Kam der Herzog Abends und [da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lava oberflächlich verkühlt ist, gings recht munter und artig, nur in die Rizzen darf man noch nicht visitiren, da brennts noch] †††)

April 2. Früh gleich wieder munter und geschäftig, um 10 Uhr mit Kalb 2 Stunden lange Erörterung, er ist sehr herunter. Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht ich wie Polykrates mein höchstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles was ich nur angreife. Aber auch anzugreifen sey nicht lässig. Zur Herzogin. Schweizer Reise gelesen. Wieland sieht ganz unglaublich alles was man machen will, macht und was hangt und langt in einer Schrift. Bis 10.

April 3. Von 6 Uhr bis halb 12 Diderots Jaques le Fataliste in der Folge durchgelesen, mich wie der Bel zu Babel an einem so ungeheueren Male ergötzt und Gott gedankt, daß ich so eine Portion mit dem größten

*) Riemer II. 116. **) Riemer II. 116. ***) Riemer II. 116—117.

†) Nun wird erst die Stelle, welche Riemer unvollständig gegeben, verständlich.

††) Riemer II. 117.

†††) Riemer II. 117 in d. Anmerk., aber unter Weglassung der bezüglichen Persönlichkeiten.

Appetit auf einmal, als wärs ein Glas Wasser und doch mit unbeschreiblicher Wollust verschlingen kann. Zum Herzog essen. Kamen auf unser alte moralische Pferde und turnirten was rechts durch. Man klärt sich und andere unendlich durch solche Gespräche auf. Zu ☉. war wieder krank. Ist mein einzig Leiden. Nach Hause. War sehr stürmisch Wetter.

April 15. War sehr ruhig und bestimmt, die letzten Tage wenig eingezogen. [Ich trinke fast keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mirs wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat, ich fühle, daß ich Flügel habe und sie sind nicht zu brauchen. Es wird auch werden, indeß erhole ich mich in der Geschichte und tändle in einem Drama oder Roman.*) Der Herzog wird täglich besser, nur ist ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Verlegenheit kommt, die Dinge im Alltagsgang von unten auf zu sehen. Er kommt manchmal dazu, sucht wohl, was fehlt, aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man sich klare Begriffe, wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine.]**) Litte Prometheisch! Waren in Leipzig. Vergnügte Tage, der Fürst von Dessau war da mit Erdmannsdorf. Ich gewann viel Terrain in der Welt. In der stürmischen Nacht vom 25. auf 26. zurück.

April 30. las ich meinen Werther, seit er gedruckt ist, das erste Mal ganz und wunderte mich.

May 14. Verzogen sich einige hypochondrische Gespenster. [Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreise hab ich wenige, fast keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen. Ruckte wieder an der Kriegskommissions-Repositur, hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht können zu Stande bringen! Es wird doch! Und ich wills so sauber schaffen, als wenns die Tauben gelesen hätten. Freilich ist es des Zeugs so viel von allen Seiten und der Gehülfen wenige.]***) Briefe von Batty! [das ist mein fast einziger lieber Sohn] an dem ich Wohlgefallen habe, so lang ich lebe,†) solls ihm weder fehlen an nassem noch trocknen. [Ich††) fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott, daß ichs verdienen möge, nicht wies leicht ist, sondern wie ichs wünsche. Was ich trage an mir und andern sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe

*) Riemer II. 117., wo der Roman weggelassen.

**) Dieser Passus unchronologisch bei Riemer II. 120 ganz allgemein in den April gesetzt.

***) Riemer II. 118 unter dem 13. Mai. †) Riemer II. 119.

††) Riemer II. 119 unten aber in anderer Verbindung.

Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.]

Den 16.—22. folgenden Monats.*) In der Kalliste hatte ich die schlechte Rolle mit großem Fleiß und viel Glück gespielt und habe allgemein den Eindruck gemacht, den ich habe machen wollen. Voigtens mineralogische Untersuchungen vergnügen mich, es wird ein artiges Ganze geben. [**) Oeser brachte die Decorations-Malerey auf einen bessern Fuß. Und ich fing an die Vögel zu schreiben. Meine Tage waren von Morgens bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre. Das geht nun nicht. Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt. Doch sind wir hier sehr gut dran. Alles muß zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld und steinern Aushalten. Wenns nur immer schön Wetter wäre. Wenn die Menschen nur nicht so pover (sic) innerlich wären und die Reichen so unbehülflich.

Den 25. Juni. Einiges früh besorgt nach Ettersburg, fand Klauern, der Oesers Büste bussirte. Las ihm die Mitschuldigen vor. Waren munter. Nach Tische diktirt ich der Göchhausen an den Vögeln sehr lebhaft und sprach viel dazwischen über alte Kunst. Ward Feuerlärm, ritt nach Grosbrembach. Kam mitten in die Flammen. Die Dürrung! Der Wind trieb grimmig. War um die Kirche beschäftigt. Versengte mir die Augenlieder und fing das Wasser mir in den Stiefeln an zu sieden. Hielten sich die Leute gut und thaten das Schickliche. Nun war das Feuer umstellt. Der Herzog kam und der Prinz. Das halbe Dorf brannte ganz hinunter mit dem Winde wie ich ankam. Ging mit einem Husaren außerm Weg untern Wind, kaum durchzukommen. Nach Mitternacht mußt ich ruhen. Legte mich ins Wirthshaus über dem Wasser. Ein Husar wachte. Früh dem Pfarrer Quartier geschafft und herein nach Weimar. Geschlafen. Gelesen. Geschrieben. —

August 18. die Vögel in Ettersburg gespielt. Zog die Herrschaft auf Belvedere. War der Herzog nicht wohl.

Den 26. Früh***) im Garten auf und ab und nachgedacht, was in diesem meinen zu Ende gehenden 31ten Jahre geschehen und nicht geschehen sey. Was ich zu Stande gebracht. Worin ich zugenommen. Conzepte signirt. Unterschrieben. Zu Hause gegessen.

Den 28. Früh im Stern spazierend überlegt, wo und an welchen Ecken es mir fehlt. Was ich dies Jahr nicht gethan, nicht zu Stande gebracht. Ueber gewisse Dinge mich so klar als möglich gemacht. Mittags zu ☉, artig gegessen. Abends Gesellschaft im Garten, sehr vergnügt.

---

*) d. h. 16. Mai — 22. Juni. **) Riemer II. 122.

***) Das hat Riemer II. 124 sehr unwahrscheinlich nur unter dem 28. August.

September 1. Conseil. Aß der Herzog mit mir im Garten. Ausgebreitetes Gespräch über moralische Verhältnisse, war sehr klar und kräftig.

October 14. Bis 11 bey Corona, noch im Mondschein spazieren gerannt und im Bette die Mönchsbriefe gelesen. Ordnung und Fleiß.

Tasso angefangen zu schreiben. Coronen getröstet. Mit Prinz Constantin zu thun.

November. Bis den 16ten immer Schritt vor Schritt nach Vermögen vorwärts. Fürchtete die Krankheit vom Anfang des Jahres. An Tasso morgendlich geschrieben. In Geschäften mich gehalten. Wenn*) nichts gehen wollte gezeichnet.

Den 21. November. Conseil. Mittag allein. Abends bei Werther, Carolinchen, die Schardt. Der Herzog Knebel und Schardt zu Tiefurt. Waren gut und vergnügt. ☉ war krank.

December. [Viel Arbeit und Bearbeitung**) Volgstedt abgeschüttelt. Diesen Monat hab ich mirs sauer werden lassen.]

1781.

Januar den 17. Früh im Welschen Garten, Hasen getrieben und in der kalten Küche***). Dann auf der Ilm Schrittschuh gefahren, mit ☉, dann mit Knebeln im Kloster gegessen, nach Tisch ☉ Herzog, Lichtenberg. Abends mit Knebeln wohl eine Stunde starkes Gespräch auf dem Eis. Dann ins Conzert, zu 6. Spielte Kayser. Abends zu ☉.

Den 1. August. Es thut mir leid, daß ich bisher versäumt habe aufzuschreiben. Dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig. Von heut an will ich wieder fortfahren.

Den 5. August. Früh Concepte signirt. Acten das Konkurs Patent betreffend gelesen. Zu Coronen. Die Arien zu der Fischerin berichtigt. Kam Aulhorn und sie sangen die alten Duetts. Abends mit ☉ spazieren. Mit ihr und Stein zu Nacht gegessen. Auf die Schnecke,†) das Blitzen am Horizont gesehen, war die Nacht sehr schön.

Den 6. August. Früh Konkurs Patent. Zu Hause gegessen. Nachmittags und Abends theils für mich, theils mit andern spazieren und mancherley Gedanken nachgehangen. Müllers Brief.

Den 7. August. Früh Conseil. Zu ☉ gegessen. Nach Tische mich still enthalten. Abends mit dem Herzog und Knebel nach dem Jagen. Vor Bergern*) kampirt. Die Nacht war schön.

---

*) Riemer II. 125. **) Riemer II. 125, der den Namen Volgstedt unterdrückt.

***) Der Theil des Parks wo die Felspartien sind.

†) Bauwerk und Aussichtspunkt im obern Park.

††) Nahe Berka.

Den 15. August. Kriegskommission. Recapitulirte in der Stille, was ich bey diesem Departement geschafft. Nun wäre mirs nicht bange ein weit größeres, ja mehrere in Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Muth verleihe. Zu Corona. Sie sang Rousseaus Lieder und andere, ich war vergnügt.]

Den 16. August. Früh über die Concurs-Constitution. Betrachtungen dictirt. Zu Hause gegessen; nach Tisch zu ⊙, Klauern, der Schardt. Allein spazieren. Abends zu ⊙, wo die Waldner war.

Den 23. August. Abends Tiefurt. Nathan und Tasso gegeneinander gelesen.

Den 24. August. Kein Conseil. Mit dem Herzog gegessen unter der Laube. Nachmittags bei den Arbeitern. Abends Theater.

Den 25. August. Der Herzogin Louise den Tasso vorgelesen. Mittags bey Knebeln. War diese Zeit her überhaupt gute Konstellation.

Den Rest des October und den November. Täglich mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in allem. Mit dem alten Einsiedel nach Jena. Dort Anatomie. Auf der Zeichenakademie. Anfang Osteologischer Vorlesungen. Glück durch ⊙, hielte sorgfältig auf meinen Plan. Haus gemiethet. Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen.

December. In Eisenach, Wilhelmsthal, Gotha. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause. Sorge wegen des Herzogs allzukostspieligen Ausschweifungen. Mit ⊙ stille und vergnügt gelebt.

1782.

Januar 1. Früh verschiedenes in Ordnung. Agenda durchgesehen und überlegt. Leben Pompals gelesen. Quintilian. Zu ⊙ gegessen. Nachmittags viel gesprochen. Besonders über die gegenwärtigen Verhältnisse. Wir waren nicht klar und einig darüber.

Januar 3. Früh Acten. Kam Kalb und sprach über verschiedenes, besonders über die Kammerumstände. Aß zu Hause. Laß die Journeaux de Paris. Abends Ballet-Probe. Zu ⊙, mit ihr zur Waldner.

Januar 11. Conseil. Mit dem Herzog gegessen. Wieder einmal eine radicale Erklärung gehabt. Zu ⊙. Nachts Redoute. In der Nacht geschlafen.

Januar 12. Verschiedene Arbeiten. Zu Kraus. Gezeichnet. Mit ⊙ spazieren gefahren, da gegessen. Nach Tisch über Wedel's Schicksal und meine Vorschläge. Kam der Herzog. Ballet-Probe. Zur Herzogin Mutter. War Wieland da und war gut. Nach Tische geblieben. Noch zu ⊙. Nach Hause.

Januar 19. Den Morgen verpämpelt. Schön Gespräch mit ⊙. Mit

dem Herzog gegessen. Sehr ernstlich und stark über Oekonomie geredet und wieder eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopf wollen. Wedel stimmte mit ein bis auf einen gewissen Punkt. Ich blieb bis 6 Uhr. Zur Herzogin Mutter zum Thee.

Januar 20. Kalbs Betrachtungen gelesen und klagte mir seine Noth. Bei Hofe zur Tafel. Nachmittag zu ☉, zu Boden, der mir die Präparation las, womit der Herzog aufgenommen werden sollte*). Im Concert. Alsdann zu ☉. Kam der Herzog auch hin. Er war gar nicht wohl.

[Jeder**) Stand hat seinen eignen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen].

Februar. Den 5. Aufnahme des Herzogs. Bis gegen 11 Uhr in der ▭.

Juni 2. In die Stadt gezogen, zum ersten Male hinne geschlafen.

Juni 10. War Kalb bei mir zum ersten Male nach seiner Entlassung.

C. A. H. Burkhardt.

Charles Wolfe.

Skizze seines Lebens und Dichtens.

Von Gustav Haller.

Im Jahre 1759 sollte der englische General James Wolfe (1726—1759), ein Vorfahre des Dichters Charles Wolfe, von Louisburg aus ganz Canada aus den Händen der Franzosen erobern. Er ging im Juni mit einer starken Flotte und 8000 Mann den St. Lorenzstrom hinauf und griff die Canadische Hauptstadt Quebeck wiederholt und mit großem Verluste von der Ostseite an. Die Naturhindernisse und die Vertheidigungsanstalten des Marquis Montcalm, der hier die ganze französische Streitmacht zusammengezogen, ließen den Erfolg mehr als zweifelhaft erscheinen. Wolfe veränderte deshalb seinen Plan, schiffte sich wieder ein und landete unter den größten Schwierigkeiten am 13. September 1759 unvermuthet westlich von Quebeck, auf der Abrahamsebene. Hier kam es zur Schlacht. Die Engländer siegten; aber Wolfe wurde, von drei Kugeln durchbohrt, hinweggetragen. Schon glaubte man ihn todt, als der Ruf „Sie fliehen!" an sein Ohr drang. —

*) Nämlich in die Loge.

**) Riemer II. 140, der diese Aeußerung in den Anfang der Jahre setzt.

„Wer flieht?" fragte Wolfe, wie vom Tode erwachend. — „Die Franzosen!" — „Dann sterbe ich ruhig!" — und er verschied. — Die Schlacht war von großem Erfolge; einige Tage darauf fiel Quebeck und bald ganz Canada in die Hände der Engländer. Wolfe's Ueberreste wurden nach England gebracht und in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Der Tod Wolfe's auf dem Schlachtfelde ist der Gegenstand eines Gemäldes des nordamerikanischen Malers Benjamin West (1738—1820), das diesen zu einem der berühmtesten Künstler seiner Zeit machte. Der geniale englische Kupferstecher William Woollett (1735—1785) hat es in reinster und sauberster Grabstichel-Arbeit wiedergegeben, ein Blatt, das jetzt außerordentlich gesucht ist und in hohem Preise steht. (Photographische Vervielfältigungen desselben sind jedermann zugänglich.)

Beinahe 50 Jahre nach der Schlacht bei Quebeck wurden die Franzosen auf einem andern Terrain abermals durch die Engländer besiegt; und auch dieser Sieg, bei dem die glückliche Einschiffung der Engländer, wenn auch in anderer Weise, eine Rolle spielte, kostete ihrem umsichtigen und tapfern General das Leben, und sein Tod, insbesondere sein Begräbniß auf dem Schlachtfelde wurde abermals der Stoff zu einem unsterblichen Kunstwerke, dieses Mal auf dem Gebiete der Dichtung, und zwar von einem bis dahin unbekannten Manne aus der nachgeborenen Verwandtschaft des Helden von Quebeck. Es war am 16. Januar 1809 bei Coruña an der Nord-Westküste von Spanien, als der britische Generallieutenant Sir John Moore (1761—1809) den französischen Marschall Soult besiegte und so die Einschiffung der englischen Flotte sicherte. Moore selbst ward tödtlich verwundet und starb in der folgenden Nacht mit der Gewißheit, daß sein Heer gerettet sei. Auf dem Walle der Citadelle von Coruña ward er bestattet, und in der Paulskirche zu London setzte man ihm ein Denkmal von Erz oder Stein. Aber ein Denkmal anderer Art stiftete ihm der junge irische Gelehrte Charles Wolfe (1791—1823), in dessen Adern das Blut des Helden von Quebeck rollte. Eine Schilderung von der Bestattung Moore's begeisterte ihn zu seinem herrlichen Gedichte „The Burial of Sir John Moore", und dieses eine Gedicht sicherte ihm einen unverlierbaren Ehrenplatz in den Annalen der englischen Literatur und machte in Uebersetzungen seinen Namen allen civilisirten Völkern des Erdkreises bekannt. —

Und 61 Jahre später war es wiederum eine siegreiche Schlacht gegen die Franzosen, die der Deutschen am 18. August 1870 bei Gravelotte, aus der eine ergreifende Episode einen Dichter zu unsterblichen Strophen begeisterte, deren pathetischer Tonfall dem an englischen und französischen Mustern gebildeten Poeten unverkennbar durch Wolfe's „The Burial of Sir John Moore"

inspirirt ist: — ich meine Ferdinand Freiligrath's „Die Trompete von Gravelotte".

Welch interessante Verknüpfung kunsthistorischer Daten am Faden der Völker- und Staaten-Geschichte! — Drei Niederlagen der Franzosen! Drei blutige Siege germanischer Völker, auf deren Feldern drei edle Blüthen der Kunst erblühen, und alle drei verherrlichen den Namen Wolfe! —

Versetzen wir uns im Geiste für einige Minuten auf den Schauplatz der Kämpfe gegen die Napoleonische Invasion in Spanien.

Als General Dupont bei Baylen in Andalusien am 22. Juli 1808 mit 20,000 Franzosen capituliren mußte, erkannte Joseph Bonaparte, daß er sich in Madrid nicht mehr halten könne, und zog sich am 1. August mit seinem ganzen Hofe nach Burgos zurück. Die französischen Heere waren bis zum Ebro gewichen. Denn inzwischen waren die Engländer unter Wellesley (dem nachmaligen Herzog von Wellington), Moore und andern Generalen in Portugal gelandet und hatten dort die Franzosen zum Weichen gebracht. Die pyrenäische Halbinsel schien für die Franzosen verloren zu sein.

Da befahl Napoleon in Frankreich eine bedeutende Truppenaushebung, zog einen großen Theil der Truppen von Deutschland an sich, ließ die Contingente der Rheinbundstaaten dazu stoßen, suchte sich durch diplomatische Kunst in der Erfurter Zusammenkunft mit Kaiser Alexander den Rücken frei zu halten und führte sein großes Heer von 250,000 Mann, das sich durch Nachsendungen noch beträchtlich vermehrte, selbst nach Spanien. Leider sandten die Engländer nur 20,000 Mann zu Hilfe; leider hatten die spanischen Junten es nicht verstanden, ein großes spanisches Heer zusammenzubringen; und so kam es, daß die spanischen und englischen Truppen bei Burgos und in andern Einzelgefechten (November 1808) geschlagen wurden und Joseph am 22. December 1808 in Madrid wieder einziehen konnte. Sofort wurde die Aufhebung der Inquisition, die Auflösung vieler Klöster und eine umfassende Amnestie verfügt, aber — die Spanier wurden durch all das nur desto tiefer verletzt.

Inzwischen war General-Lieutenant Sir John Moore*) mit dem bis

*) Moore war schon vor der Zeit seines Einrückens in Spanien einer der bewährtesten und beliebtesten britischen Helden. Im Jahre 1761 zu Glasgow geboren, trat er 1776 in die Armee ein, machte den amerikanischen Krieg, 1793 den Zug nach Gibraltar, 1794 die Expedition gegen Corsica mit. Dort zeichnete er sich bei der Belagerung von Calvi aus und erhielt dafür den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er 1796 Sir Ralph Abercromby nach Westindien, der ihm nach der Eroberung von St. Lucia im Mai 1796 das Gouvernement dieser Insel übertrug. Moore reinigte dieselbe von den Negerbanden, mußte aber im Augnst 1797 seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren. Nun übernahm er ein Commando bei den britischen Streitkräften in Irland und leistete der Regierung im Aufstande von 1798 außerordentliche Dienste, für die er zum Generalmajor emporstieg. Im Juni 1799 begleitete er den

zu nur 30,000 Mann verstärkten englischen Hilfsheere von Lissabon ausgerückt. Im Begriff über Marschall Soult herzufallen, der ihn mit nur 18,000 M. beobachtete, erfuhr Moore, daß Napoleon bereits selbst käme, um ihn den Rückzugsweg zum Meere abzuschneiden. Augenblicklich begann er den Rückzug nach Coruña, am Weihnachtsabend.*) Aber erst am 2. Januar 1809 ritt Napoleon auf der Straße nach Astorga, als ihn ein Courier mit Depeschen aus Paris einholte. Gespannt auf den Inhalt derselben, ließ er auf offenem Felde ein Feuer anzünden und begann eine Lectüre, deren sehr ernster Charakter der Umgebung sofort aus den veränderten Mienen des Kaisers offenbar wurde. Seine Minister meldeten ihm, daß an den feindseligen Absichten Oestreichs nicht mehr zu zweifeln sei, daß auch die Freundschaft Rußlands nicht mehr so unbedingt zuverlässig erscheine wie in Erfurt, daß der Kaiser erwarten müßte im Frühling aufs neue einen deutschen Krieg zu haben, in dem er schwerlich auf russische Hilfe rechnen dürfe. Sehr nachdenklich stieg er wieder zu Pferde. In Astorga übertrug er Soult die weitere Verfolgung der Engländer. Er konnte sich nicht noch weiter vom Mittelpunkte seines Reiches entfernen, mußte sich der großen Straße nähern, um schneller mit Paris correspondiren zu können, kehrte sich nach Valladolid, um dort zugleich die spanischen Angelegenheiten definitiv zu ordnen und seine Befehle für neue Rüstungen in Frankreich und Italien zu geben. Das rettete Moore vom Verderben, indem es die Kraft der französischen Verfolgung lähmte. Es gelang ihm jetzt mit erstaunlicher Energie, sein von allen bösen Geistern heimgesuchtes Heer so weit zusammenzuhalten, daß er den Franzosen zuerst bei Pietros, dann bei Lugo, hier drei Tage lang, die Stirn bieten konnte. So erreichte er mit einem für die Verhältnisse sehr geringen Verluste am 11. Januar die Höhen von Coruña. Da er frühzeitig Couriere auf Couriere abgeschickt hatte mit der dringenden Bitte an den englischen Admiral, die Transportflotte schleunigst vor Coruña zu sammeln, hoffte er jetzt das Ende der unsäglichen Strapazen erreicht zu haben; aber der erste Blick, den er auf

---

Herzog von York auf der Expedition nach Holland und wurde schwer verwundet. Kaum genesen, ging er nach Aegypten und ward bei Abukir abermals verwundet, was ihn jedoch nicht hinderte, an der Belagerung von Kairo theilzunehmen. Nach der Einnahme von Alexandria kehrte er nach England zurück und erhielt ein Commando im Innern. Im Mai 1808 wurde er zum Anführer des 10,000 Mann starken Corps ernannt, das Schweden gegen die Russen und Dänen unterstützen sollte. Bei der Landung zu Gothenburg überwarf sich der launenhafte König Gustav IV. Adolf mit ihm und ließ ihn, wenn auch nur für einige Augenblicke, festnehmen, worauf er die Expedition zurückführte. Dann erhielt er den Oberbefehl in der Expedition nach Portugal und Spanien.

*) Ich folge nun bis zur Einschiffung der Engländer im Hafen von Coruña in allen wesentlichen Punkten der authentischen Darstellung von Hermann Baumgarten in seinem vortrefflichen Werke: „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage" (3 Theile. Leipzig 1865—1871), Th. I. S. 333.

das Meer werfen konnte, überzeugte ihn, daß neue Prüfungen seiner warteten. Widrige Winde hatten es den Schiffen unmöglich gemacht, von Vigo, wo sie gelegen, nach Coruña zu segeln. Als seine Truppen, die er nur mit der äußersten Anstrengung durch die Aussicht auf die rettende Flotte vorwärts getrieben hatte, sich am Meere so hilflos sahen wie im Lande, ja hilfloser, weil jetzt das Meer sie hemmte und die Macht der Franzosen die Möglichkeit gab, sie zu erdrücken, erlagen sie vollständiger Muthlosigkeit. Sogar einige Generale drangen in Moore, mit dem Feinde zu verhandeln, der am 12. und 13. Januar Zeit hatte, seine Kräfte zum Angriff zu sammeln. Moore blieb unerschütterlich. Zu seinem Glücke war Soult jetzt so unentschlossen und bedenklich wie vor Lugo. Er ließ den 14. und 15. ungenützt verstreichen, und am 14. erschienen die ersten Segel der englischen Flotte. Am 15. konnte Moore die Einschiffung seiner Geschütze und Pferde beginnen. Jetzt aber war die Ungeduld der Franzosen nicht mehr zu halten, die sich einen gehaßten Feind in dem Augenblicke entschlüpfen sahen, wo sie ihn endlich gepackt zu haben meinten. Am 16. befahl Soult den Angriff. Moore begegnete ihm mit herrlicher Bravour: er selber führte seine Leute an dem zumeist bedrohten Punkte und schlug den Sturm des überlegenen Feindes blutig zurück, der auch jetzt nicht mit der nachhaltigen Energie geführt wurde, wie sie sonst französischen Marschällen eigen gewesen war. Moore krönte an diesem Tage das Werk, dessen erdrückende Last er seit drei Monaten mit wahrer Seelengröße getragen hatte; sein Heldenmuth sicherte die Einschiffung der Armee bis auf den letzten Kranken. Doch erleben sollte er diesen Triumph nicht. Unmittelbar nachdem es ihm gelungen, das entscheidende Manoeuvre beim Dorfe Elviña auszuführen, traf ihn eine Kanonenkugel und zerschmetterte ihm die Schulter; nach wenigen Stunden verschied er. „Ich hoffe, das Volk von England wird zufrieden mit mir sein“ — war sein letztes Wort.

„So endete“ — sagt Baumgarten*) — „ein Mann von fast antiker Harmonie der Geistes- und Gemüthsbildung, so liebenswürdig, edel, wahr und selbstlos, daß man den Menschen noch höher in ihm schätzen muß als den Feldherrn. Keiner der Engländer, die in diesem spanischen Kampfe in leitender Stellung mitwirkten, hatte von der Anarchie und den bösen Zügen und Zuständen des unglücklichen Volkes grausamer zu leiden, als Sir John Moore, und eben er war von allen seinen Landsleuten, so viel ich weiß, der einzige, der sich bis zuletzt ein ungetrübtes Urtheil über die Natur dieses Volkes bewahrte, den Glauben an seine Tüchtigkeit festhielt, unbeirrt durch die häßlichen Gewohnheiten, welche unter einer mehrhundertjährigen Mißregierung waren großgezogen worden. Diese freundliche, wahrhaft humane Art lohnten ihm

*) A. a. O. I. S. 334.

denn auch die Spanier in den letzten schweren Tagen durch eine brave Hingebung, welche die früher erfahrenen Widerwärtigkeiten in seinem Geiste zurückdrängte: die Bevölkerung von Coruña that ihr Aeußerstes, um die glückliche Einschiffung zu ermöglichen, obwohl sie wußte, daß sie dafür schwer werde büßen müssen".

Das „Edinburgh Annual Register" (1808 p. 458) enthält folgenden kurzen, hier getreu übersetzten Bericht über die Bestattung Moore's:

„Sir John Moore hatte oft gesagt, er wünsche, wenn er in der Schlacht fallen sollte, da begraben zu werden, wo er fiele. Der Leichnam wurde um Mitternacht nach der Citadelle von Coruña*) gebracht. Dort auf dem Walle wurde für ihn von einer Abtheilung des 9. Regiments ein Grab gegraben; wechselweise hatten die Adjutanten dabei den Dienst. Kein Sarg konnte beschafft werden; die Officiere seines Stabes hüllten den Körper, bekleidet wie er war, in einen Militärmantel und in Decken. Die Beerdigung wurde eilig vollzogen; dann gegen 8 Uhr Morgens vernahm man einiges Feuern, und die Officiere fürchteten, daß sie im Fall eines ernsthaften Angriffs abcommandirt würden und ihnen dann nicht gestattet wäre, ihm die letzte Pflicht zu erweisen. Die Officiere seines Stabes trugen ihn zu Grabe; der Leichensermon wurde von dem Capellan gelesen; und dann wurde der Körper mit Erde bedeckt."

Dieser kurze perspectivenreiche Bericht über die so einfache und doch so wunderbar-feierliche Beisetzung der Leiche eines tapfern und allgemein verehrten Generals war wohl geeignet, einen zündenden Funken in die Brust eines echten Dichters zu werfen. Charles Wolfe bemächtigte sich dieses Stoffes und schuf „The Burial of Sir John Moore".

Das Gedicht erschien zuerst nur mit den Initialen von Wolfe's Namen in dem irischen „Newry Telegraph", wo es ohne Wissen des Dichters einer seiner Bekannten hatte abdrucken lassen. Dann nahm es rasch seinen Weg nach London, Dublin und Edinburgh in zahlreichen, aber mannichfach ver-

*) Die Ciudat, (d. i. in Spanien eine Stadt ersten Ranges) La Coruña mit jetzt circa 28,000 Einwohnern ist die stark befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Spaniens an der Nord-West-Küste des Königreichs Galicien. Sie liegt sehr schön am östlichen Ufer der Ria oder Bai gleichen Namens und besteht aus der obern oder alten und aus der untern oder neuen Stadt. Die neue Stadt, auch Pescaderia genannt, befindet sich auf dem Isthmus der schmalen Landzunge, welche die geräumige und gegen alle Stürme gesicherte, von malerischen Granitfelsen umschlossene Hafenbai von der Ensanada de Orsan trennt. Die Altstadt liegt auf einer Anhöhe im östlichen Theile der Landzunge, ist mit Mauern umgeben und von der Citadelle geschützt. Hier also werden wir das Grab Moore's im Geiste zu suchen haben. — Der Hafen, in dem 1809 die englische Flotte und 1588 die „unüberwindliche Flotte" Philipp's II. lag, ist halbmondförmig und wird durch vier Forts und durch das vor dem Eingange auf einer kleinen Felseninsel gelegene Castell St. Antonio allseitig gedeckt. Als Leuchtthurm dient der angeblich von den Römern erbaute Herculesthurm, der am nördlichen Ufer der Landszunge auf einem Felsen steht.

unstaltenden Abdrücken, wie es bei solcher Art und Weise der Publication begreiflich ist. In engeren Kreisen wunderte man sich, daß der Dichter sich noch immer nicht nenne oder andere ebenbürtige Dichtungen veröffentliche. Als Lord Byron in einer Gesellschaft, in der auch Shelley anwesend war, mit Begeisterung es vorlas und pries, da wurde es populär. Byron stellte die Dichtung über verwandte Gedichte von Coleridge, Thomas Moore und Campbell, nannte sie eine Ode, die wenig den besten nachstände, die das damalige fruchtbare Zeitalter hervorgebracht; vorzugsweise lobte er die dritte Strophe; er nannte sie vollkommen, besonders Vers 3 und 4 derselben (cf. Thomas Medwin's Conversations of Lord Byron, 2 ed. vol. II p. 154).

„The Burial of Sir John Moore" ist in Deutschland sehr verbreitet, aber mir ist kein einziger Abdruck bekannt, der authentisch wäre: ein Umstand, der bei der Publicationsweise des Gedichtes erklärlich und um so verzeihlicher ist, da auch die in England erschienenen Anthologien selten correcte Abdrücke dieses Gedichtes bieten, obgleich die Herausgeber sich doch auf Wolfe's „Remains" stützen konnten, während die deutschen Anthologen den englischen nachdruckten. Nach langem vergeblichen Bemühen ist es mir endlich gelungen, ein Exemplar der auch in England selten gewordenen: Remains of the late Rev. Charles Wolfe, A. B. Curate of Donoughmore, Diocess of Armagh. With a brief Memoir of his Life. By the Rev. John A. Russell, M. A. Chaplain to his Excellency the Lord Lieutenant of Ireland, and Curate of St. Werburgh's, Dublin. Second Edition. London: Printed for Hamilton, Adams, and Co, 33 Paternoster Row. MDCCCXXVI. (gr. 8. XII. und 474 Seiten. — 1st ed.: Dublin and London 1825. 2 vols. 12 mo.) zu erlangen welche die wenigen aber meist sehr schönen Gedichte getreu nach den Manuscripten des Dichters enthalten. Daraus (Pag. 29—31) hier das Gedicht selbst buchstäblich treu:

THE BURIAL OF SIR JOHN MOORE.

Not a drum was heard, not a funeral note,
As his corse to the rampart we hurried;
Not a soldier discharged his farewell shot
O'er the grave where our hero we buried.

We buried him darkly at dead of night,
The sods with our bayonets turning;
By the struggling moonbeam's misty light,
And the lantern dimly burning.

No useless coffin enclosed his breast,
Not in sheet or in shroud we wound him;

But he lay like a warrior taking his rest,
  With his martial cloak around him.

Few and short were the prayers we said,
  And we spoke not a word of sorrow;
But we steadfastly gazed on the face that was dead,
  And we bitterly thought of the morrow.

We thought, as we hollow'd his narrow bed,
  And smooth'd down his lonely pillow,
That the foe and the stranger would tread o'er his head,
  And we far away on the billow!

Lightly they'll talk of the spirit that's gone,
  And o'er his cold ashes upbraid him, —
But little he'll reck, if they let him sleep on
  In the grave where a Briton has laid him.

But half of our heavy task was done,
  When the clock struck the hour for retiring;
And we heard the distant and random gun
  That the foe was suddenly firing.

Slowly and sadly we laid him down,
  From the field of his fame fresh and gory;
We carved not a line, and we raised not a stone —
  But we left him alone with his glory!

Ich lasse eine Uebersetzung von G. Emil Barthel folgen, die mir derselbe zur ersten Veröffentlichung in diesem Artikel mittheilte:

Die Bestattung des Sir John Moore.

Kein Trauerchoral, keine Trommel erklang,
  Als zum Wall wir den Leichnam erhuben;
Keine Salve rollte zum Abschied bang
  Uebers Grab, das dem Helden wir gruben.

Wir gruben ihn trauernd um Mitternacht ein,
  Bayonnette brachen den Acker
Bei des zitternden Mondstrahls nebligem Schein,
  Bei der trüben Laterne Geflacker.

Nicht Laken deckten, nicht Linnen ihn zu,
  Es umschloß kein eiteler Sarg ihn;
Er lag wie ein Krieger sich legt zur Ruh,
  Der Soldatenmantel nur barg ihn.

Wir beteten kurz, wir redeten nicht,
Verbissen den Schmerz und die Sorgen;
Wir schauten ihm fest in das bleiche Gesicht
Und dachten erbittert an morgen.

Wir gedachten mit Grimm, daß der Held uns geraubt,
Der zum Siege voran uns gezogen,*)
Daß der Fremdling, der Feind ihm tritt auf das Haupt,
Und wir dann so fern auf den Wogen!

Ihr schmähender Mund wird den Geist, der entflohn,
Auch über dem Grabe noch schelten, —
Doch was kümmert ihn Spott, was kümmert ihn Hohn
In der Gruft, die ihm Briten bestellten!

Nur halb kam das schwere Werk zum Beschluß,
Als die Glocke zum Rückzug ertönte,
Und wir hörten des Feindes ziellosen Schuß,
Der plötzlich die Runde durchdröhnte.

Wir senkten ihn langsam und traurig hinab,
— Des Schlachtfelds blutige Blume —;
Nicht Inschrift, nicht Stein bezeichnet sein Grab —
So ruht er allein mit dem Ruhme!

---

*) Diese Uebersetzung ist so treu, wie eine deutsche Uebersetzung eines englischen Gedichtes im Metrum des Originals nur sein kann; — nur an dieser Stelle glaubte ich mir eine Substituirung, die nicht gegen den Geist des Originals und die historische Wahrheit verstößt, erlauben zu müssen, weil ich wegen Vers 3 dieser Strophe:

„Daß der Fremdling, der Feind ihm tritt auf das Haupt",

den ich um keinen Preis abschwächen möchte [etwa durch:

über's Haupt ihm geht (Peter von Bohlen. 1840),
betritt dein Asyl (Georg Pertz. 1862),
zu Häupten ihm schreit' (H. J. D. A. Seeliger. 1863),
schreitet ... über's Haupt ihm hin (Louise von Ploennies. 1863),
bald über ihn geht (Heinrich Stadelmann. 1864),
tritt über ihn fort (Gisbert Freiherr Vincke. 1865),
gehn über ihn hin (Julius Meyer. 1874)]

einen passenden Reim auf „Haupt" nöthig hatte; — und ferner, weil man im Deutschen nicht von pillow (Kissen) in unmittelbarer Verbindung mit to smooth down (glatt streichen, glätten) reden kann, wenn Erde gemeint ist. — Wer aber pillow durchaus nicht missen will und auf die Abschwächung von Vers 3 keinen so großen Wert legt, dem biete ich folgende Uebersetzung der fünften Strophe, die mir freilich recht mangelhaft, aber immer noch erträglicher erscheint, als die meiner obigen sieben Vorgänger:

Wir dachten uns, als wir schaufelten dort
Und aus Erde das Kissen ihm bogen,
Daß der Fremdling, der Feind tritt über ihn fort,
Und wir dann so fern auf den Wogen!

Anmerkung des Uebersetzers.

Byron und nach ihm Chambers haben das Gedicht eine Ode genannt, und wir können uns diese Bezeichnung des pathetischen Ausdrucks wegen, den der Dichter seinem Stoffe angedeihen läßt, gefallen lassen; da aber dieser Ausdruck nicht einem Gegenstande, sondern einer Begebenheit zutheil wird, so würde man die Benennung durch den Zusatz „episch" präcisiren müssen, und wir würden uns durch die Bezeichnung „epische Ode" einer contradictio in adjecto nicht mehr schuldig machen, als wenn wir von epischer Lyrik oder lyrischer Epik überhaupt reden. Schon das mit dem Reim verbundene anapästisch-logaödische Metrum entspricht weder nach altclassischen noch nach unsern modernen Begriffen dem Wesen der Ode, sondern erinnert mit seinen vier Hebungen und unterschiedlichen Senkungen in jedem Verse vielmehr an den episch-lyrischen Ton, wie er sich in Deutschland auf dem Fundamente des mittelalterlichen Epos durch Goethe's „Erlkönig" und Uhland's hierher gehörige Dichtungen herausgebildet hat. In der epischen Lyrik möchte ich aber mit Theodor Echtermeyer*), dem hierin auch Heinrich Kurz**) gefolgt ist, von der Ballade, die dem mythischen Epenkreise (Edda), und von der Romanze, die dem romantischen Kunstepos (Parcival) entspricht, die Rhapsodie trennen, die mit dem heroischen Epos (Nibelungenlied) correspondirt. Das Element der Rhapsodie ist die Tapferkeit der historischen Welt. So wie die Ballade mysteriös und tragisch, die Romanze hell und ethisch, so ist die Rhapsodie, auch wo sie den Untergang darstellt, klar und markig. Der Stoff der Rhapsodie ist das gesammte Heldenleben aller Völker; sie schließt sich aber vorzugsweise an die Geschichte des Volkes an, in dem sie entsteht, und bewahrt dadurch ein nationales Interesse. Der Form nach erfordert sie den klaren und ruhigen Fluß der epischen Darstellung, dem das Pathos durchaus nicht fremd ist, wie das Mustergedicht dieser Gattung in Deutschland, „Des Sängers Fluch" von Uhland, veranschaulicht. — Dieser Charakteristik entspricht vollkommen Wolfe's „The Burial", und so entscheide ich mich ohne Bedenken dafür, das Gedicht den Rhapsodien beizugesellen.

Da ich das Metrische schon berührt habe, so wenden wir uns nun von der Betrachtung des Stoffs und der Form zu der dichterischen Composition.

---

*) „Unsere Balladen- und Romanzen-Poesie", eine sehr beachtenswerthe, bereits früher von Theodor Echtermeyer veröffentlichte Abhandlung, die von der zweiten Aufl. an (Halle 1839) jeder von desselben Verf. „Auswahl deutscher Gedichte" einverleibt war bis zur 11. Auflage (Halle 1861); spätere Herausgeber des bekannten Schulbuches haben diese Abhandlung des inzwischen verstorbenen (1844) Echtermeyer leider nicht wieder mit abdrucken lassen.

**) Commentar zu seinem „Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (Zürich 1842) S. 377. — „Geschichte der deutschen Literatur." Bd. III. (Leipzig 1859 u. ö.) S. 353 a., 358 b.

Die erste und die letzte Strophe bilden gleichsam den Rahmen zu dem historischen Nachtbilde, das die sechs inneren Strophen vor unserm geistigen Auge entfalten; sie verhalten sich etwa zu einander, wie Exposition und Katastrophe. Die erste Strophe führt uns die Situation in kurzen Zügen vor: sie begruben den Helden ohne alle militärischen Ehren. Die folgenden sechs Strophen bringen die Einzelheiten des Begräbnisses selbst und die sich von Wehmuth und Schmerz bis zur Erbitterung steigernden und dann wieder in Wehmuth auflösenden Gefühle der Begrabenden in ergreifender Weise zur Anschauung und Nachempfindung: — das mitternächtliche, nur durch den nebelumhüllten Mond und den trüben Schein der Laterne erhellte Dunkel — Bayonette dienen als Spaten — sie hatten weder Sarg noch Leichentuch — doch:

Er lag wie ein Krieger sich legt zur Ruh,
Der Soldatenmantel nur barg ihn.

Und dann der Ausdruck des verhaltenen Schmerzes beim Anblick des Gesichtes, that was dead; noch gestern lebte es und belebte sie alle! — Und die Erbitterung über den Feind, der am nächsten Tage, vielleicht unwissendlich über seinem Haupte stehend, die Stätte des Todten durch Schmähungen über den Sieger entweihen wird —:

Doch was kümmert ihn Spott, was kümmert ihn Hohn
In der Gruft, die ihm Briten bestellten!

Aber noch haben sie das schwere Werk nicht vollbracht, da schlägt die Stunde der Einschiffung, und zugleich hören sie plötzlich [suddenly — früh gegen 8 Uhr in der Dunkelheit des Januar-Morgens] ein entferntes und nichtiges Schießen [random gun — Fühlungsschuß??] des Feindes. — — Nun knüpft die letzte Strophe mit „we laid him down“ wieder an das „we buried him“ im letzten Verse der ersten und im ersten Verse der zweiten Strophe an: — sie erfüllen die letzte traurige Pflicht; einen Denkstein können sie ihm nicht setzen — so ruht er fernab verlassen, nur der Ruhm ist sein Genosse! —

Und all das tönt uns entgegen als ein Bericht aus dem Munde der Soldaten, die das Bayonnett als Spaten des Todtengräbers verwenden! Der Gefühlsausdruck wird dadurch zum Ausdruck des Gefühls der gesammten Armee, welche durch die kleine Schaar repräsentirt wird. Die Kraft, Gedrängtheit und innere Wahrheit der Darstellung ist im hohen Grade, aber im edelsten Sinne des Wortes — effectvoll. Es ist alles in Wirklichkeit so geschehen, aber die historische Wirklichkeit ist zur poetischen Wahrheit verklärt und erhoben worden.

Und welche Anschaulichkeit erzielt der Dichter durch ein glückliches Ergreifen der Naturelemente der Sprache, durch bildliche Worte, wirksame Laut-

und Tonverbindungen im Einzelnen, und durch den frappanten, an den gestiefelten und gespornten feierlichen Schritt der Soldaten erinnernden Rhythmus im Ganzen! Die sinnliche Lebendigkeit wird unterstützt durch Wiederholung ein und desselben Wortes (not in Str. I V. 1 u. 3. — buried in I, 4 und II, 1. — thought in IV, 4 und V, 1. —), durch Allitteration (II, 1. — II, 3. — III, 2 und 3. — VII, 1. — VIII, 1 und 2.) durch Färbung des Vocalismus (I, 1. — V, 4. — VI, 1. — VII, 2 und 3. — VIII, 4.) und endlich durch die gleitenden Reime in Strophe III und VI. All diese einzelnen Schönheiten des Originals vermag der Uebersetzer, der mit Wohllaut Treue vereinen will, nur theilweise nachzubilden.

Dem gewaltigen Totaleindrucke des Gedichts vermag sich bei einem einigermaßen guten Vortrage auch der flüchtige Hörer nicht zu entziehen, aber die einzelnen Schönheiten bleiben ihm natürlich verborgen. Und doch habe ich in keinem englischen — auch in den „Remains“ nicht — und keinem deutschen Buche etwas gefunden, das nur annähernd den Namen einer Charakteristik oder Analyse des Gedichtes verdiente. In Deutschland ist es oft genug, aber meist sehr mangelhaft übersetzt worden; eingehend besprochen und gewürdigt scheint es von niemand zu sein. Eine fast tragikomische Wirkung macht es, wenn Bodenstedt von seinem Mirza-Schaffy, dem pseudo-transkaukasischen Dichter des Epikurismus berichtet*): „Einige Lieder von Thomas Moore und Lord Byron machten ihm große Freude und waren ihm verständlich, ohne daß es eines Commentars dazu bedurfte. Einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte das wunderbar schöne Gedicht von Rev. C. Wolfe: Not a drum was heard, not a funeral note etc. Nicht so gut ging es mit Uhland und Geibel“.

Die Goldausfuhr und die Münzreform.

Von Max Wirth.

Indem wir in der nachfolgenden Untersuchung die wahre Ursache der starken Goldausfuhr, unter welcher Deutschland seit einiger Zeit zu leiden hat, so wie die einzigen Mittel, um diesem Uebelstande abzuhelfen, darzulegen uns bemühen, werden wir zugleich die damit zusammenhängende Geld-

*) Im 22. Capitel von „Tausend und ein Tag im Orient“; Bodenstedt's „Gesammelte Schriften“. Bd. II. (Berlin 1865) S. 77.

entwerthung beleuchten, so weit dieselbe eine momentane ist, bzw. die Preise in Deutschland seit einiger Zeit gesteigert hat. Denn was die bleibende Geldentwerthung betrifft, welche Statistiker und Volkswirthe, Kaufleute und Finanzminister im Munde zu führen pflegen, die seit der Entdeckung der Goldlager in Californien und Australien Platz gegriffen haben soll, und über welche Poake und Newmarch einerseits und Levasseur andrerseits statistische Untersuchungen angestellt haben, die zu einander widersprechenden Resultaten gelangten, — so ist dieselbe zwar möglich, aber noch nicht erwiesen. Um den wissenschaftlichen Beweis dafür zu erstellen und, wenn dieser gelingt, das Maaß der Entwerthung und ihres Einflusses auf die allgemeine Steigerung der Preise festzusetzen, müßten nachher die Preise der Haupt-Artikel und Löhne aller Länder Europas über ein Jahrhundert zurück zusammengestellt und verglichen werden. Dies ist aber bis jetzt noch nicht geschehen, obgleich bei der Organisation der Wiener Weltausstellung ein Anlauf dazu gemacht worden, und eine Commission niedergesetzt ist, um die gewonnenen Materialien zu verarbeiten.

Die außerordentliche Goldausfuhr aus Deutschland, welche im Monat September ihren Höhepunkt erreicht hat, wird von Fachorganen in den ersten acht Monaten dieses Jahres auf gegen 300 Millionen Mark geschätzt, welche größtentheils nach Frankreich abgezogen sind, da dessen Einfuhr an Edelmetall in derselben Zeit die Ausfuhr um 593,835 Fr. überstiegen, wovon der größte Theil in Gold bestanden hat. Dagegen hat Deutschland kaum für 2 Millionen Mark Gold in diesem Jahre aus England importirt. Die gesammte Goldausfuhr aus Deutschland wird in Berlin auf eine halbe Milliarde Mark oder ungefähr die Hälfte der bis zum 19. September geprägten neuen Goldmünzen angenommen.

Diese Bewegung ist so außerordentlich, daß sie geradezu die Einführung des neuen Münzgesetzes gefährdet, d. h. wenigstens die Reichsregierung zwingt, fast von vorn anzufangen; da anzunehmen ist, daß die exportirten Goldmünzen stets wieder eingeschmolzen werden. Zugleich zwingt sie, alle Mittel zu ergreifen, welche geeignet sind sie aufzuhalten. Das zunächst liegende war die Discontoerhöhung; allein diese kann dem Uebel auch nicht radical steuern, wenn man nicht den Einsatz so hoch schrauben wollte, daß das Heilmittel schlimmer als das Uebel würde. Wie jene starke Goldausfuhr möglich ist, obgleich das Münz-Gesetz den Fall vorhergesehen zu haben schien, indem die Zwanzig-Mark-Stück um ungefähr 33 Centimes geringerhaltig ausgeprägt sind, als 25 Francs Gold, erscheint fast räthselhaft. In Berlin schreibt man sie von vielen Seiten, unter denen auch tüchtige Volkswirthe wie Julius Faucher, der ungünstigen Handelsbilanz zu, indem die Einfuhr sich stark vermehrt und die Ausfuhr sich vermindert habe. Diese Vermuthung erweist sich

aber nicht als stichhaltig. Es muß dabei nämlich beachtet werden, daß die Einfuhr im Allgemeinen und in der Regel höher ist und höher gewerthet sein muß, als die Ausfuhr, weil zu der Ursprungsfactura noch mehr Fracht, Zins und Versicherungsprämie zu rechnen ist, als bei der ausgeführten Waare. Im speciellen Fall aber haben England und Frankreich in dem ersten Semester des laufenden Jahres ebenfalls eine Vermehrung der Einfuhr und eine Verminderung der Ausfuhr aufzuweisen, ohne daß diese Bewegung von der gleichen Erscheinung begleitet gewesen wäre. In Frankreich zeigt nämlich der Ausfuhrhandel in den ersten drei Monaten von 1874 folgende Ziffern:

		Einfuhr	Ausfuhr
1873	Fr.	776,576,000	971,982,000
1874	„	925,129,000	856,000,000
	+	148,553,000	— 115,982,000

Der Ausfuhrhandel Großbritanniens ergab in derselben Zeit:

		Einfuhr	Ausfuhr
1873	Pf. St.	84,877,000	92,374,000
1874	„	62,376,000	57,802,000
	—	22,501,000	+ 34,572 000

Gerade in dem Lande, nach welchem aus Deutschland am meisten Gold exportirt wurde, hat also die stärkste Einfuhr stattgefunden, und zwar den Edelmetall-Import dabei außer Rechnung gelassen, denn jene Ziffern setzen sich folgendermaßen zusammen:

		1873	1874
Nahrungsmittel	Fr.	160,987,000	202,561,000
Rohstoffe	„	479,581,000	586,272,000
Fabricate	„	97,383,000	96,698,000
Verschiedene Waaren	„	38,625,000	39,598,000
		776,576,000	925,129,000

Die weiteren vier Monate des Jahres, dessen genaue Ziffern uns gerade nicht zur Hand sind, haben ein ähnliches Resultat ergeben.

Zu allem Ueberflusse ist aber jene Vermuthung über die Verschlechterung der deutschen Handelsbilanz gar nicht zutreffend, denn nach dem so eben veröffentlichten Ausweise haben die Einnahmen an Zöllen im deutschen Reiche vom 1. Januar bis 31. August d. J. 6,102,057 Thaler weniger betragen, als in der gleichen Periode des Jahres 1873.

Aus diesen Thatsachen allein geht zur Evidenz hervor daß die Handelsbilanz nicht die Ursache der enormen Goldausfuhr ist. Die wahre Ursache muß anderswo gesucht werden.

Um dieselbe sofort in voller Klarheit zu erkennen, muß man sich in den Prozeß des Umsatzes der Waaren und Dienstleistungen hineindenken. In

jedem Lande wird in einer gegebenen Zeit eine bestimmte Anzahl von Käufen und Ablohnungen bewerkstelligt, welche zur Erhaltung der allgemeinen Wirthschaft und zur Ernährung der Bevölkerung nothwendig sind. In diesen Transactionen ist eine gewisse Summe von Umlaufsmitteln nothwendig, als deren Grundlage die Edelmetallmünzen und Barren dienen. Ein Theil dieser Umlaufsmittel kann auf die Dauer durch Creditmittel (Staatspapiergeld, Banknoten, Wechsel, Checks) oder durch organische Einrichtungen wie Compensationsbörsen (z. B. die Clearing-Häuser in London, Newyork, Boston) ersetzt werden. In geordneten Zeiten aber haben sie einen sehr ebenmäßigen Umfang, der vom Durchschnitt nur wenig abweicht, ganz im Verhältniß wie die Käufe und Lohnauszahlungen Umlaufsmittel erfordern. Außer vorübergehenden Schwankungen, welche entweder durch ein Stocken der Geschäfte bzw. durch eine Verminderung des Bedarfs an Circulationsmitteln, oder durch großen Aufschwung des Unternehmungsgeistes hervorgerufen werden, ist aber der Bedarf an Circulationsmitteln in der Regel ein sehr gleichmäßiger. Nun ist an den Lehrsatz zu erinnern daß die Preise und Löhne sinken, wenn die Umsatzmittel sich vermindern; daß die Preise und Löhne aber steigen, wenn die Umsatzmittel sich vermehren.

Werden nun die Circulationsmittel eines Landes im Verhältniß zu dem Umfang der Umsätze so bedeutend vermehrt, daß eine Preissteigerung erfolgt, welche so erheblich ist, daß sie den Wechselcurs bis auf den Grad afficirt, daß Metallsendungen sich verlohnen, — dann wird einerseits ein Theil der im Auslande fälligen Zahlungen in Gold statt in Wechseln gemacht, andrerseits ist der Reiz vorhanden, die billigere Waare des Auslandes in größerer Quantität als vorher zu kaufen. Die Folge dieses doppelt wirkenden Anstoßes ist es, daß gerade so viel Geld ins Ausland abströmt, als über das Bedürfniß der Umsätze hinaus in Circulation gesetzt worden war.

Besteht in einem Lande die einfache Währung, d. h. dürfen zu größeren Zahlungen gesetzlich nur Gold- oder Silbermünzen verwendet werden, so wird sich die Sache ohne Schwierigkeit ausgleichen, weil das überflüssige Metallgeld wie das Wasser aus einem überfüllten Reservoir ablaufen wird. Besteht aber ein Theil der Umlaufsmittel aus Staatspapiergeld oder Banknoten und werden die letzteren über das Maaß des Bedürfnisses vermehrt, dann strömt Edelmetall aus dem Lande, weil Papier im Auslande nicht giltig ist. Dauert die Vermehrung der papiernen Circulationsmittel fort, so wandern zuerst sämmtliche gute Münzen der herrschenden Währung, dann die Theilmünze und endlich sogar die Scheidemünze fort. Besteht in einem Lande die Doppelwährung, d. h. dürfen alle Zahlungen bis zu beliebiger Höhe in beiden Metallen gemacht werden, so wandert in einem solchen Falle dasjenige Metall aus, welches gerade auf dem Weltmarkt höher im Curs steht, weil natürlich im

betreffenden Lande von Seiten inländischer wie ausländischer Schuldner, da die Wahl gesetzlich freisteht, nun mittels des im Curse billiger stehenden Metalles gezahlt wird. Ueber alle diese Vorgänge sind in den letzten 20 Jahren so reiche Erfahrungen in den Vereinigten Staaten, in Oesterreich, Italien, Frankreich und in der Schweiz gemacht worden, daß man glauben sollte, sie müßten Jedem so geläufig sein, wie das Schicksal der einstigen französischen Assignaten.

Zur Vorbereitung des Gesetzes betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen vom 4. December 1871 war vom Bundeskanzleramte eine Statistik der im Norddeutschen Bunde ausgeprägten und eingezogenen Münzen aufgenommen worden, welche folgendes Resultat ergeben hatte:

	Ausprägungen Thlr.	Einziehungen Thlr.	Ueberschuß der Ausprägungen über die Einziehungen: Thlr.
Goldmünzen	175,726,386	2,506,535	173,219,851
Silber-Courant-Münzen	498,049,074	55,901,698	442,147,376
Silber-Scheide-Münzen	77,817,066	3,415,497	74,401,569
Kupfermünzen	2,730,547	99,775	2,630,772
	754,323,073	61,923,505	692,399,568.

Zu dieser Summe kommen noch die von den süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen geprägten, abzüglich der eingezogenen Münzen. Da uns darüber keine authentischen Zahlen vorliegen, so wollen wir sie mit demjenigen Betrage compensiren, welcher im Privatverkehr verschlossen d. h. verloren, eingeschmolzen, vergraben oder ins Ausland gelangt ist. Man kann danach also annehmen, daß die Metallcirculation 1869 in Deutschland gegen 500 Millionen Thaler betragen hat.

Nach einer im Jahre 1871 dem Reichstage übergebenen statistischen Zusammenstellung erhob sich jene Summe des Ueberschusses der Ausprägungen über die Einziehungen für ganz Deutschland einschließlich der süddeutschen Staaten auf 597,700,000 Thaler, wovon etwa 26,700,000 Thaler Scheidemünze. Die Annahme, daß der regelmäßige Bedarf an baarem Gelde bis jetzt 500 Millionen Thaler betrug, ist also keine übertriebene Schätzung und mag eher unter als über der Wahrheit bleiben, da die Baarvorräthe der Zettelbanken allein sich auf 300 Millionen Thaler erheben. Zu jenen Baarbeständen, welche zum Theil durch Noten repräsentirt werden, kommen noch circa 100 Millionen Thaler ungedeckte Noten und endlich etwas über 50 Millionen Staatspapiergeld, welches durch Reichskassenscheine ersetzt wird. Man konnte demnach bis 1871 den Gesammtbedarf an Umlaufsmitteln für das deutsche Reich auf etwas über 650 Millionen Thaler annehmen. Soetbeer, welcher auf die nämliche Summe kommt, nimmt an, daß bis im März 1873 jener Münzumlauf noch vollständig erhalten oder um höchstens 10 Millionen Thaler vermindert gewesen sei, und daß damals schon ca. 200 Millionen Thaler

der neuen Goldmünzen ausgegeben worden, wovon nun etwa 10 Millionen für den Mehrbedarf des Kriegsschatzes abzuziehen seien. Der Vorrath an baarem Geld war also innerhalb eines Jahres um mehr als 33 Procent vermehrt worden. Wenn diese Behauptung richtig ist, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, so hätten schon damals, Kraft des oben geschilderten Verkehrsgesetzes jene sämmtlichen 200 Millionen, um welche die Umlaufsmittel vermehrt worden waren, ins Ausland wandern müssen und jene gerade in Gestalt der neuen Goldmünzen, weil der Preis des Silbers schon von 1872 an zu weichen begann, da die Arbitrageure, wie bei allen ähnlichen Vorgängen, die der Ausführung des Münzgesetzes mit Nothwendigkeit folgende Abwälzung von wenigstens 300 Millionen Silber schon im Voraus zu escomptiren begannen. Anfang 1873 war der Silberpreis um 4%, Ende 1873 schon um $6\frac{1}{2}$ % gesunken und hat sich während des laufenden Jahres durchschnittlich auf wenigstens 6 % unter dem Stand von 1871 erhalten. Um einem solchen Abströmen des Goldes, das früher oder später eintreten mußte, weil ausländische wie inländische Schuldner natürlich möglichst in dem billigeren Metalle zu zahlen und das Gold mit Agiogewinn sonst zu verwerthen suchen, mußte die Reichsregierung für die Goldmünzen, welche sie dem Verkehr übergab, dieselbe Summe an groben Silberstücken einziehen. An Warnungen hat es auch im Reichstag nicht gefehlt. Allein die Reichsregierung, welcher doch das wirthschaftliche Gesetz des Umlaufs zweifellos bekannt ist, hat sich durch zwei außergewöhnliche Umstände täuschen lassen, welche die Wirkung des Gesetzes eine Zeitlang aufschoben und verdunkelten. Der eine war die Zahlung der Kriegsentschädigung. Da Frankreich das dazu erforderliche baare Geld unmöglich in der gegebenen Zeit auftreiben konnte, so mußte es in Wechseln zahlen. Dadurch stiegen die Devisen auf Deutschland auf ungewöhnliche Höhe, so daß z. B. in der Schweiz Anfang 1873 Preußische Banknoten über Pari standen. Der andere Umstand war die Ueberspeculation, welche bereits 1871 begonnen hatte und mit dem Ausbruch der Krisis von 1873 ihr Ende nahm. Diese Speculation steigerte in Folge ihrer vermehrten Umsätze den Bedarf an Circulationsmitteln beträchtlich. Gleichzeitig wurde sie aber auch gerade durch die Herausgabe der neuen Goldmünzen, welche den regelmäßigen Bedarf an Umlaufsmitteln überschritt, noch ansehnlich gereizt. Und in dieser Hinsicht ist der Vorwurf durchaus nicht unbegründet, daß die Reichsregierung mit Schuld, wenn nicht an der Krisis, so doch an der Erschwerung derselben, hatte. Wie, nebenbei bemerkt, unter solchen Umständen der Bankgesetzentwurf dazu kommt, die ganze Schuld der mit der Ueberspeculation verbundenen Steigerung der Preise einzig den Notenbanken in die Schuhe zu schieben, begreifen wir nicht.

Wir hatten bis zum Gesetz vom 9. Juli 1873 rechtlich die Silberwährung,

von diesem Datum an die Goldwährung; der Uebergang von der einen zur anderen muß aber nothwendigerweise durch ein Provisorium ausgefüllt werden, während dessen factisch die Doppelwährung herrscht. Welche Nachtheile aber letztere mit sich bringt, wenn das eine der beiden Metalle im Preise sich ändert, das haben wir angedeutet und werden wir noch näher prüfen. Wegen dieser zu befürchtenden Uebelstände sollte diese Uebergangszeit so kurz als möglich gegriffen werden. Die Reichsregierung hat aber, verführt durch jene beiden außerordentlichen Umstände das Gegentheil gethan. Sie hat die Ausführung des Münzgesetzes so in die Länge geschoben, als ob sie dadurch besondere Vortheile zu erlangen oder Nachtheile abzuwenden hoffte. Sie hat dadurch der Edelmetallspeculation und der Arbitrage Zeit gelassen in aller Muße ihre Operationen ins Werk zu setzen und die Reichscasse viel mehr zu benachtheiligen, als der höhere Preis des Goldes ausgemacht hätte, wenn die Prägungen rascher bewerkstelligt worden wären oder als der Zinsverlust betragen hätte, wenn die Goldmünzen so lange unter Verschluß gehalten worden wären, bis eine solche Summe vorräthig war, um die groben Silbermünzen rasch außer Cours setzen zu können. In Folge diese Mißgriffe haben wir jetzt, nachdem die Kriegsentschädigung abgewickelt, keine Ursache zum günstigen Wechselcurs für Deutschland mehr vorhanden ist, und nachdem die Blase der Agiotage und Ueberspeculation in der Krisis geplatzt ist, das wenig beneidenswerthe Vergnügen, das ganze Schauspiel vor unseren Augen sich wiederholen zu sehen, welches die Vereinigten Staaten, Frankreich, Belgien die Schweiz und Italien von 1852 bis 1865 abwechselnd vorgeführt haben. Damals war es das Gold, welches in Folge der neuen Lager in Californien und Australien billiger wurde und das Silber in jenen Ländern, wo die Doppelwährung herrschte, aus dem Lande trieb, so daß die Vereinigten Staaten genöthigt waren, 1853 die reine Goldwährung einzuführen, daß die Schweiz, um einer völligen Verkehrsstockung vorzubeugen, sich veranlaßt sah, ihre Silbermünzen geringerhaltig auszuprägen, und daß endlich 1865 der lateinische Münzvertrag zu Stande kam, durch welchen für die contrahirenden Staaten wenigstens der erste Schritt zur Goldwährung gethan wurde, indem kraft dessen die ein und zwei Franken-Stücke um 10% geringerhaltig geprägt werden; wobei freilich durch die vorläufige Beibehaltung der Fünffranken-Thaler der Keim zu neuen Verwicklungen gelegt wurde.

Wie man nach solchen Erfahrungen in den alten Fehler zurückfallen konnte, das bleibt dem in die Geheimnisse der Staatskunst Uneingeweihten ein Räthsel. Jetzt stehen die Sachen so, daß die Regierung seit zwei Jahren Sysiphusarbeit gethan hat und daß sie immer wieder von Neuem anfangen und Millionen verschleudern muß, wenn sie nicht den begangenen Fehler und radicale Abhilfe schafft. Solche besteht aber darin, daß sie alle Mittel

ergreift, um die Uebergangsperiode der factischen Goldwährung, in welcher wir uns jetzt befinden, abzukürzen. Die Discontoerhöhung um 1% hilft nicht, weil die Ausfuhr von Gold durch ein Agio von 6% begünstigt wird. Den Zinssatz aber noch höher zu spannen, würde der Production zu große Nachtheile zufügen; sie muß also alles Gold von jetzt an zurückhalten, den Vorrath rasch so zu vermehren suchen, daß er den umlaufenden groben Silbermünzen entspricht, und sodann letztere in den kürzesten Fristen außer Curs setzen und umtauschen.

Alle verschiebenden Maaßregeln arbeiten nur der Speculation in die Hände.

Bilder aus Mecklenburg.

Aus den Tagen der Bürgerwehr. II.

Von Hugo Gaedcke.

(Nachdruck verboten.)

Der sechste August 1848 war ein stolzer Tag für die Rostocker Bürgerwehr. Schon am Morgen des Tages hielt sie auf dem Neuen Markte in großer Parade; es galt der Huldigung des Reichsverwesers. Schöne Jungfrauen überreichten dem Commandeur eine goldgestickte mächtige Fahne und dem Fähnrich eine schwarzrothgoldne Schärpe, dann zog man des Nachmittags hinaus, die Garde und der große Festzug, auf das weite grüne Feld, zu dem Glanzpunkte des Festes. Und hier beginnen wir eine neue denkwürdige Seite der Chronik unserer Bürgergarde.

Der Großherzog kam in Person daher gefahren. Er schritt Höchstselbst die Reihen der Bürgergardisten entlang und hört! er sprach laut seine Freude aus über das schöne Fest und über die „musterhafte Haltung" der Bürgergarde. Da nickten sie schmunzelnd, das gefiel ihnen wunderschön. Von nun an ließen sie sich dafür auch alle Jahre im Herbst einmal, in großer Parade, vom Rathe der Stadt und von den Deputirten der Bürgerschaft feierlich besichtigen. So noch an einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1852.

In altgewohnter Weise nahmen die Herren Bürgermeister und die Deputirten, (ein Nadler und ein Fabrikant von Selterswasser,) die „Honneurs" entgegen; sie schritten mit wichtiger Amtsmiene, so sicher, wie alte Generäle, die Front des präsentirenden Bataillons entlang und grüßten huldvoll. Hinter ihnen folgten die Bürgermeisterdiener; die stiegen nicht minder stattlich,

in ihren blanken Reiterstiefeln einher; und es flammte der scharlachrothe Frack im Sonnenschein und die Silberborten an dem hohen Zweimaster blitzten. Die Bürgermeisterdiener musterten auch ihrerseits natürlich mit sachverständigem Auge die Truppen. Die Zeitung sagte hierüber am andern Tage: „Dem beunruhigenden Gerüchte, es seien die Abnehmer der Parade diesmal weniger befriedigt gewesen, als das letzte Mal, können wir auf das Bestimmteste widersprechen; vielmehr erklärte man sich auch diesmal durchaus zufrieden mit der Haltung des Corps."

Es ist aber merkwürdig; man soll nichts berufen! Gerade, als die Bürgerwehr an die nächste Herbstübung dachte, wobei sie sich vornahm, in diesem Jahre sich wieder so musterhaft zu halten, und just, als die Deputirten der Bürgerschaft, (der Nadler und der Fabrikant von Selterswasser,) sich im Stillen schon darauf freueten, wie prächtig sie in diesem Jahre wieder bei der Parade sich ausnehmen wollten, ja, da kam es, am 17. Juni 1853, wie ein Schlag zwischen die Kruken mit Selterswasser, — da kam der Befehl aus dem hohen Ministerium: „Alle Bürgerwehren des Landes sind hiermit aufgelöst."

O seltsames Spiel des Zufalls! Gerade hatte die Preußische Polizei einem Mecklenburgischen in das ministerielle Ohr ein schreckliches Wort geflüstert, das Wort: „Hochverrath!" Man wolle sich nur erinnern, wie der Minister auf diesen Schreckensruf lebendig wurde; fürs erste ließ er geschwind eine Handvoll Professoren und Advokaten einsperren; der berühmte „Rostocker Hochverrathsproceß" ging in Scene.

Just in diesem Unglücksmond kam ein neuer Blitzstrahl; — das Rescript an den Magistrat in Rostock: „binnen 14 Tagen an das Ministerium des Innern zu berichten, daß und in welcher Weise die Auflösung der Bürgergarde beschafft sei." Aus jedem großen Buchstaben des Rescripts guckte das ängstlich lauernde Gesicht des Herrn Ministers. „Und was die von der Stadt Rostock im Jahre 1848 angekauften Gewehre betrifft", hieß es weiter im Rescript, „so wird der Magistrat dieselben, da ein derartiges Waffendepot, wie es bisher bestanden, nach Auflösung der Bürgerwehr nicht ferner geduldet werden kann, voraussichtlich zu verkaufen beabsichtigen. Für diesen Fall wird derselbe angewiesen, die Waffen außerhalb Landes zu verkaufen."

Uebrigens, das muß man sagen, der Senat ward in dem Rescript höchst zuvorkommend und artig darauf hingewiesen, falls es ihm nicht möglich sei, den Verkauf innerhalb dieser Zeit zu realisiren, so habe er die Gewehre „zur einstweiligen sichern Aufbewahrung" an das Großherzogliche Zeughaus zu Schwerin abzuliefern, wo sie etwaigen Kaufliebhabern „zur Ansicht jeder Zeit zur Disposition" stehen sollten.

Der Rath der guten Stadt Rostock besah das Schreiben des Ministers

von oben bis unten und schrieb hierauf einen freundlichen Schreibebrief an den Herrn Minister, in welchem man ihm auseinandersetzte, wie überall kein Grund vorliege, dem Schreiben des Herrn Ministers nachzukommen. Nach den Verträgen der Regierung mit der guten Stadt Rostock habe die letztere das Recht auf die Bewaffnung ihrer Bürger. Es sei jedenfalls an der Stelle der Bürgerwehr eine neue Organisirung der wehrhaften Bürgerschaft nöthig; dem scheine aber das Rescript entgegen treten zu wollen und werde daher zunächst noch eine gefällige Erläuterung erbeten.

Der Herr Minister hatte mittlerweile schon zehnmal das Gesicht zum Fenster hinausgesteckt. Die Frist war abgelaufen. „Kommen denn noch immer nicht die Gewehre von der Rostocker Bürgergarde?"

Er wischte die goldene Brille, er guckte: richtig, sie kamen noch immer nicht.

Nun ward er aber ernstlich böse. Obendrein kam in diesem Augenblick auch noch das obige, ihm höchst verdächtige Schreiben des Rostocker Magistrats.

Ein neues Rescript ward entsendet! „So gewiß binnen nunmehr acht Tagen nach Schwerin anzuzeigen, daß und in welcher Weise die Bürgerwehr aufgelöst worden, als sonst das Ministerium unverzüglich diese Auflösung und die damit verbundenen Maßnahmen selbst ins Werk setzen wird."

Ja, das verschlug! Die Herren vom Rath in Rostock wurden schier bedenklich; sie steckten die Köpfe zusammen. Es ward weitere Verhandlung mit der Bürgerschaft beschlossen.

Man überlegte.

Die Männer der Vorsicht meinten: „Er kommt uns mit Militairmacht." Die Männer der That erwiderten: „Mag Er kommen; die Ehre der Stadt erfordert die Anwendung des Zwanges."

Man rieth, sich mit der beliebten Clausel zu behelfen, die schon oft hatte helfen müssen. Und richtig! Man beschloß die vortreffliche Clausel: „mit Vorbehalt der Rechte der Stadt" dem Ministerium von der Auflösung der Bürgerwehr Anzeige zu machen.

Aber die Gewehre? Die sollten auf keinen Fall nach Schwerin ausgeliefert werden. Ganz sachte wollte man die Waffen nach Hamburg senden; dort sollten sie einstweilen zur Disposition der Stadt bleiben.

Schade! Der Minister hatte sich doch so herzlich darauf gefreut, den guten Rostockern die Gewehre im Zeughaus „einstweilen sicher aufzubewahren".

Während er noch so recht sehnsüchtig nach den tausend Stück Gewehren auslugte, fuhren die Waffen Schwerin an der Nase vorbei, lustig nach Ham-

burg. Der mit dieser Sendung betraute Senator hatte nämlich die Weisung empfangen, den Verkauf und die einstweiligen Verhandlungen einzuleiten.

Eben, als die Sehnsucht des Ministers nach den schönen Gewehren auf das Höchste stieg, rückte das Protestschreiben des Rostocker Magistrats in die Residenzstadt ein.

Ward aber der Minister böse! „Was Protest? Wartet, ich will Euch bei Protesten."

Ein neues Rescript ward geschmettert: „Binnen acht Tagen ist anzuzeigen, daß und wie die Auflösung der Bürgerwehr beendigt ist und binnen 4 Wochen der wirklich vollbrachte Verkauf der Gewehre außerhalb Landes zu dociren, oder bei Ablauf dieser Frist sind dieselben an die Direktion des Großherzoglichen Zeughauses in Schwerin abzuliefern."

Leider sollte Schwerin der Appetit nach den hübschen Gewehren noch immer nicht gestillt werden. Die tausend Obergewehre der Rostocker Bürgergarde lagerten schon in Hamburg.

Die Verhandlungen mit einem Kaufliebhaber wurden eingeleitet. Man hoffte in Rostock auf den besten Erfolg.

Aber o Schrecken! Nun erschien der Deputirte des Rathes und der Stadt mit einem wahren Leichenbittergesicht: „Wie geht uns das! Wie geht uns das!"

Was war ihm geschehen? Er hatte richtig, wie ihm aufgetragen war, den Verkauf eingeleitet. Der Kaufliebhaber aber hieß nicht umsonst John N. Möller & Co.; als ein geriebener Kaufmann ließ er sich die Kisten mit den tausend Gewehren öffnen, aber kaufen wollte er die Waffen nicht; die Gewehre „sind nicht probegemäß".

Das war eine nette Geschichte! Hier drohte das Ministerium mit so und so viel tausend Executionstruppen hinter sich: „Gieb die Gewehre heraus!" und dort lagen sie nun, heimathlos, in erbrochenen Kisten, im Ausland, die unglückseligen tausend Schießprügel, die Niemand kaufen wollte. Und dabei stand das Ende der Frist, welche das Rescript gestellt hatte, nolens volens vor der Thüre. Der Minister putzte schon wieder die goldne Brille und guckte: „Kommen die Gewehre noch nicht?"

Ein fatales Stück! Soviel ist gewiß: John Möller verstand sich auf den Handel. Als gewiegter Hamburger überschaute er mit ruhigem Auge die Situation und die Operationsbasis. Er freute sich. Er sah dort in Rostock einen Rath in der Klemme und hier in Hamburg einen Markt, der überschwemmt war mit Waffen von jeglicher Art, die Niemand kaufen wollte.

Ungezählt nämlich war in jenen Tagen die Menge von Waffen, welche in Hamburg sich ansammelte. Denn die Entwaffnung der Schleswig-Holsteinschen und der Ungarischen Armeen und die Auflösung zahlloser

Bürgerwehren in den deutschen Staaten hatten große Massen von Gewehren jeden Kalibers an diesen Haupt-Exportplatz des nördlichen Deutschlands zusammen geführt, ohne daß es bis dahin möglich erschien, diesen Waffen die erhofften Abzugscanäle zu verschaffen, zumal die englischen, spanischen und portugiesischen Colonien der Einfuhr dieser Waffen verschlossen waren.

Alles dies hatte John Möller sehr wohl bedacht. Er blieb dabei: Die Gewehre sind nicht nach Probe. Hierin ward er noch durch einige Beulen in ein paar Flintenläufen, durch verschiedene verbogene Bajonette und einzelne zerbrochene Ladestöcke auf das Glücklichste unterstützt. Master John war aber großmüthig. Er hatte zwar zuerst 4 Thaler für das Gewehr geboten und an dieses Angebot sich für sechs Tage gebunden; jetzt bot er aus reiner Güte 3½ Thaler pro Stück.

Master John wußte am letzten Tage der Frist mit seinem Expreßschreiben noch trefflich zu operiren. Er schrieb am 30. Juli kurzweg: „Am ersten August habe ich Gelegenheit, die Gewehre nach Californien zu senden. Nach dem ersten August haben diese Gewehre für mich gar keinen Werth mehr.“

Das wirkte. Sofort erhielt er den Zuschlag für sein Angebot.

In einem kläglichen Berichte erbat hierauf der Deputirte des Rathes von seinen Collegen und von der Stadt gütigst die nachträgliche Genehmigung des Handels, den er in der eilften Stunde in seiner Herzensangst mit diesem einzigen Käufer, zu dem Preise von 3½ Thaler für das Gewehr, abgeschlossen hatte. Und die Genehmigung ward ihm fröhlich ertheilt.

So ist es gekommen, daß tausend Gewehre, Waffen von vorzüglichem Kaliber und im Ganzen von bester Beschaffenheit, für den Jammerpreis von 3½ Thaler pro Stück kopfüber verhandelt sind, Gewehre, die man bei ihrem Ankauf das Stück mit 8 Thaler bezahlt hatte.

Aber Gott sei Dank! Nun konnte man doch getrost an das Großherzogliche Ministerium des Innern ergebenst berichten: „Die Bürgerwehr ist aufgelöst! Die 1000 Gewehre sind verklopft!“

Reiseglossen.

Wer, aus der nordischen Tiefebene kommend, durch das deutsche Paradies von Darmstadt bis Basel hinauffährt, der müßte ein Herz wie Stein haben, wenn er sich nicht wie neugeboren fühlte. Wandert er gar am sonnenhellen Morgen hinein in eins der waldigen Gebirgsthäler diesseits oder jenseits des

Rheins mit den rauschenden Flüßchen, den malerischen Burgruinen und den alterthümlichen Städtchen, da wird ihm die Brust zu eng für all die Seligkeit und wär's ihm auch seit Jahren nicht mehr passirt, er muß ein lustig Liedchen trällern. Und doch, wie rasch sind alle diese Eindrücke vergessen, sobald du den Jura im Rücken hast! Wie oft du auch die Wunderwelt des Hochgebirges geschaut habest, wenn du zum ersten Mal wieder in Luzern auf der großen Brücke oder in Bern auf der Terrasse des Bundespalastes stehst, da überwältigt dich ein unbeschreibliches Gefühl des Entzückens zugleich und der Ehrfurcht ob dieser Mischung von lieblicher Schönheit und schauriger Erhabenheit. Die engen Formen dieser gewohnten Vorstellungsweise sind mit einem Schlage zertrümmert, nur langsam und mit Mühe findest du Maßstab und Bezeichnung für diese ganz andere Welt. Und eine solche ist die Schweiz nicht nur in geographischer, sie ist es ebenso in ethnographischer, in politischer und in wirthschaftlicher Beziehung. Man kann die Schweizer nicht gerade zu den liebenswürdigen Völkern zählen; ihr eckiges, ungefüges Wesen bewahrt sie vor diesem Prädicate. Dagegen ist auch von Stumpfsinn und Faulheit, den hervorstechenden Merkmalen mancher Gebirgsvölker, bei ihnen wenig zu finden. Im Allgemeinen ist dies Volk intelligent, ernst, fleißig, berechnend, doch ohne Habgier; selbst der bigotte Urschweizer läßt bei aller sonstigen Aehnlichkeit seinen Tyroler Nachbar an Geistesanlagen und praktischem Geschick weit hinter sich. Einen bedeutenden Antheil an dieser Gestaltung des Volkscharakters hat ohne Zweifel die republikanische Staatseinrichtung, die überhaupt mehr als alles Andere der Schweiz den Stempel eines Unicums in ganz Europa aufprägt. Mag man über den absoluten Werth der Republik den ketzerischsten Ansichten huldigen, daß sie für diese concreten Verhältnisse die „beste Staatsform" ist, wird Niemand bestreiten, der die Leistungen der kleinen schweizerischen Gemeinwesen kennen gelernt hat. Man betrachte die prunklosen und doch so imposanten öffentlichen Gebäude, namentlich die Armen- und Krankenhäuser, die arme Gebirgskantone aus eigenen Mitteln hergestellt, und man erkennt, daß es zur Erzielung solcher Resultate eines Gemeinsinns bedarf, wie wir ihn, wenn wir ehrlich sein wollen, von monarchisch erzogener Bevölkerung nur ausnahmsweise rühmen können. Im Zusammenhange mit diesem Gemeinsinn steht eine äußerst rege Thätigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete. Wer jemals von der Höhe des Brünig den schnurgeraden Faden der Aare, wie er sich durch den saftig grünen Wiesenplan des Meiringer Thals hinaufzieht, überschaut hat, wird zugeben, daß der Kanton Bern im Punkte der Flußcorrection mehr als einen deutschen Staat beschämt. Mit besonderem Stolze aber darf die Eidgenossenschaft auf ihre Verkehrseinrichtungen blicken. Nicht wenige der vortrefflichen Einrichtungen auf dem Gebiete des Postwesens, mit denen uns unser Stephan beglückt

hat, hat die Schweiz vor uns besessen. Vor Allem aber im Eisenbahnwesen herrscht eine Zweckmäßigkeit und ein Entgegenkommen gegen die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums, welches wir in Deutschland größtentheils noch schmerzlich vermissen. „Ja“, wendet man ein, „die Schweiz muß eben von den Fremden leben.“ Als ob unsere Eisenbahnen nicht auch von dem reisenden Publikum ihre Existenz fristen müßten! Oder dürfen wir an die Coulanz deutscher Bahnen nur deshalb nicht so hohe Anforderungen stellen, weil wir Deutsche und nicht „Fremde“ sind? Noch mehr aber, als unsere Eisenbahnverwaltungen dürfen sich unsere Gasthofbesitzer ihre schweizer Collegen zum Muster nehmen. Man kann heutzutage dreist behaupten, daß die Schweiz die besten Hotels der Welt besitzt. Ich habe dabei nicht einmal jene fürstlich eingerichteten Paläste von Interlaken, Genf, Luzern u. s. w. im Auge; nein auch die bescheidenen, theils nur mit Bretterwänden versehenen Häuser tief in den Thälern oder auf sechstanseud Fuß hoher Alp sind vortrefflich. Ich habe nie ein zweckmäßiger eingerichtetes Gasthaus, eine exactere und freundlichere Bedienung, schmackhaftere Speisen und verhältnißmäßig wohlfeilere Preise gefunden, als weit hinten im Madaranerthal, dicht vor dem ewigen Eise des Hüfigletschers, mit dem vier Stunden entfernten Flecken Amsteg nur durch einen schlechten Saumpfad verbunden. Auch hier freilich wendet man ein, daß die Vortrefflichkeit der Gasthöfe ja doch nur eine selbstverständliche Folge des großen Fremdenandrangs sei. Nun, es giebt Gegenden im Schwarzwalde, in welchen der Fremdenandrang schon seit Jahren ebenso groß, im letzten Sommer sogar größer war; trotzdem dürfen die Schwarzwälder Wirthe getrost glauben, daß sie mit ihren Hotels hinter den schweizerischen noch weit zurückstehen, während von ihren Rechnungen, namentlich wenn man die ungleich schwierigeren Verhältnisse, mit denen die Schweizer zu kämpfen haben, in Anschlag bringt, sich ein Gleiches leider nicht sagen läßt. Hoffen wir, daß dieser Unterschied zu Nutz und Frommen der reisenden Menschheit recht bald gehoben wird. Einstweilen aber darf den schweizer Wirthen nicht bestritten werden, daß sie, wenn auch schwerlich aus idealer Nächstenliebe, emsiger als alle anderen darauf bedacht sind, den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. —

So haben die Natur und die Menschen ihr Möglichstes gethan, der Schweiz eine ganz aparte Anziehungskraft zu verleihen. Und das gesittete Europa erweist sich nicht spröde gegen dieselbe. Wohl auf keinem Fleck der Erde begegnen sich die Angehörigen der verschiedensten Nationen in solcher Masse, wie in der Schweiz. Und die politische Neutralität des Landes bewirkt, daß man sich leichter mit einander verträgt. Im Jahre 1870 haben allerdings viele Deutsche über diese Neutralität, wenigstens über die neutrale Gesinnung der Schweizer ihre eigenen Gedanken gehabt. Die unerwartete

Bekanntschaft aber, welche die Eidgenossen im Februar 1871 mit den Gambetta-Bourbakischen Legionen machen mußten, hat ihre Schwärmerei für die „Hüter der europäischen Civilisation“ empfindlich abgekühlt und man braucht, wenigstens in der deutschen Schweiz, nicht mehr zu befürchten, daß der Franzose als der Privilegirte der Schöpfung betrachtet werde. Es gibt nur noch eine Nation, für welche das freie Volk der Berge eine ausgeprägte Vorliebe hegt — der englische Geldbeutel. Schade nur, daß die Franzosen, seitdem die Schweiz Sonne und Wind zwischen ihnen und uns gleich getheilt hat, die Begegnung mit uns wie die Sünde hassen. Trügt mich mein Urtheil nicht, so hat der Besuch der Schweiz von Frankreich aus seit dem Kriege auffallend nachgelassen. Die zahlreichen französischredenden Touristen, denen man auch jetzt noch begegnet, sind, wenn man näher zusieht, meist Schweizer; trifft man einmal auf echte Franzosen, so kann man sicher sein, daß sie, sobald sie über das Nationale des deutschen Wanderers im Klaren sind, Absperrungsmaßregeln treffen, als ob die schwarze Pest im Anrücken wäre. Recht traurig in der That, daß Galliens anmuthige Töchter „aus patriotischen Rücksichten“ auch in der freien Schweiz das Ammenmärchen vom deutschen Barbarenthum nicht vergessen dürfen! Zu einigem Trost mag uns gereichen, daß uns doch noch reichlich Gelegenheit bleibt, aus der Neutralität des helvetischen Bodens Nutzen zu ziehen. Haben wir Deutsche doch — Gott sei's geklagt! — selbst bald nöthig, ins Ausland zu gehen, um uns als Söhne einer Mutter wiederzuerkennen!

Es war am 2. September. Strahlend lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel und in majestätischer Pracht erglänzte die Bergriesin des Oberlandes, als wir uns zur Fahrt von Bern nach Interlaken anschickten. Und welcher Zauber erst lag über dem Thuner See. Uns war, als hätte selbst die alte Erde ihr Feierkleid angelegt, den deutschen Siegestag mitzufeiern und urfröhlichen Sinnes tranken wir das Wohl des Vaterlandes, derweil uns der Dampfer durch die tiefblaue Fluth dahintrug. Nur ein dunkler Punkt mischte sich in dies Meer von Lust und Freude. Auf dem Schiffe befanden sich zwei katholische Geistliche, ältere Herren, der Mundart nach Deutsche. Wie hätten wir, mein süddeutscher Freund und ich, beide „Kulturkämpfer“ vom reinsten Wasser, er mit der Schneide des Gesetzes, ich mit der Feder — wie hätten wir, eben erst dem wüsten Schlachtgetümmel entronnen, die schrillen Töne des großen Rufers im Streit, des grimmen Ketteler, noch im Ohr, die ehrwürdigen Priester anders als „mit gemischten Gefühlen“ betrachten können? Wir kommen nach Interlaken. Im Omnibus des „Schweizerhofes“ sperrte uns der Zufall mit den beiden Geistlichen zusammen, bei Tisch machte er uns zu ihren Nachbarn. Das Wetter war es an diesem Tage zehnfach werth, die Unterhaltung zu eröffnen; sie fing denn auch richtig alsbald damit

an. Der ältere der beiden Herren, ein Sechziger, dessen freundliches, frisches Gesicht doch die unverkennbaren Spuren tüchtiger Geistesarbeit trug, war heiter und gesprächig; aber die Unterhaltung drehte sich um gleichgültige Dinge. Erst zwischen Gemüse und Braten, als wir Kulturkämpfer nach echter deutscher Sitte in des Franzmanns schäumendem Tranke unserer bis dahin verhaltenen Feststimmung Ausdruck zu geben begannen, gewann die Situation eine interessantere Gestalt. Was werden sie thun? dachten wir Beide. Werden sie unsere patriotische Demonstration ignoriren? werden sie sich, im Geiste des Heiligen von Mainz, mit Abscheu hinwegwenden von den Versuchern? Oder werden sie am Ende gar — —? Der Alte pflog kurzen Rath mit seinem Gefährten, gab dem Kellner einen Wink und wenige Sekunden später prangte vor ihnen der silberne Kübel mit der eisbedeckten Flasche. Und nun klangen unsere Gläser lustig aneinander auf das Wohl des theuren Vaterlandes und ungezwungen tauschten wir fortab muntere Rede. Längst hatte der weite Saal sich geleert, als wir uns unter kräftigem Händedruck Lebewohl sagten, der Alte nicht anders, als unter der herzlichsten Einladung, ihn gelegentlich an seinem Wohnsitz zu besuchen. Jetzt kannten wir seinen Namen. Er ist noch vor kurzer Zeit oft als Candidat für eine der höchsten Prälatenstellen im Deutschen Reich genannt worden. — Ich muß gestehen, als ich, den frischen Eindruck dieses Tischerlebnisses in der Seele, unter der Veranda den Kaffee schlürfte, die Augen verloren in der feierlichen Majestät der Jungfrau, da beschlich mich die melancholische Frage: „Warum doch streiten sich die Menschen?“ Wohl schüttelte ich nach und nach diese naive Stimmung wieder ab; aber mir blieb das Gefühl, eine Sedanfeier erlebt zu haben, wie ich sie mir nicht schöner hätte wünschen können. Und das danke ich der neutralen Schweiz! — —

Das Berner Oberland ist von jeher der Brennpunkt des Touristenverkehrs gewesen. Sein Vorzug, den Wanderer bei verhältnißmäßig geringer Anstrengung in die nächste Berührung mit der ganzen Großartigkeit der Gletscherwelt gelangen zu lassen, macht das erklärlich. Darum hat aber auch keine andere Gegend der Schweiz so sehr ihre Existenz auf den Fremdenbesuch gegründet. Was bliebe von Interlaken, Grindelwald, Lauterbrunnen übrig, wenn plötzlich diese Erwerbsquelle versiegte? Die Ausnutzung derselben ist eine mit raffinirtester Berechnung betriebene Industrie geworden, an welcher die ganze Bevölkerung bis in die untersten Schichten theilnimmt. Sogar der Bettel, zu welchem die Versuchung für das blutarme Gebirgsproletariat ja nur zu nahe liegt, wird, seitdem die Berner Regierung strenge Verbote erlassen, durchweg in industriellen Formen ausgeübt. Während man in Uri noch jeden Augenblick von Kindern und halbwüchsigen Mädchen mit koketten Blicken und Kußhänden direct um ein Almosen angegangen wird, ist im

Berner Oberlande das sehnsüchtige Verlangen nach kleiner Münze regelmäßig von dem Angebot einer Gegenleistung — Alpenrosen- und Edelweißsträußchen, Gesang, Echoerzeugung, Oeffnen der Gatterthüren auf den Weidealpen u. s. w. — begleitet. Auch der Geduldigste wird Momente haben, wo ihm diese vielgestaltigen Anfechtungen lästig werden; doch fehlt es auch nicht an Bildern, deren naiver Komik selbst die galligste Natur nicht widerstehen wird. Wer könnte z. B. ernst bleiben, wenn auf dem Abhange zwischen Wengernalp und Grindelwald aus einer Hütte urplötzlich zwei ehrwürdige Matronen hervorschießen, sich feierlich in Positur stellen und mit heiserm Contraalt ein Duett anstimmen! Etwas höher als diese ordinäre Wegelagerung steht die Echoindustrie mit Alphornklang und Böllerschuß. Sie bringt nicht selten höchst überraschende Effecte hervor. Aber sie fällt bereits in das Gebiet der Kunst, die Natur zu unterstützen oder gar zu corrigiren, und diese hat immer ihre sehr bedenklichen Seiten. Am großartigsten und zugleich am geschmackvollsten und am discretesten hat man sie am Gießbach angewandt. Die abendliche Beleuchtung dieses prächtigen Wasserfalls, wie oft man sie auch gesehen habe, ist und bleibt ein Schauspiel von überwältigender Wirkung. Jene Leute, die überall kritisiren müssen, sind natürlich mit dem Anathem „Theatereffekt!" zur Hand. Jawohl, es ist ein Theatereffekt, aber einer, den zu sehen der Mühe werth ist. Wenn ich daheim es übers Herz bringe, der magischen Decorationen wegen eine Feerie zu besuchen, weshalb soll ich nicht in der Schweiz mit noch viel größerem Vergnügen den Anblick einer Scenerie genießen, deren erhabene Pracht auch nur entfernt wiederzugeben für unsere Theaterdecorationstechnik denn doch eine Unmöglichkeit ist? Wer das Schauspiel am Gießbach seinem vollen ästhetischen Werthe nach würdigen will, der muß das Pendant desselben, die Beleuchtung des unteren Reichenbachfalls bei Meiringen gesehen haben — eine in jeder Beziehung klägliche Leistung. Leider ist aber zu befürchten, daß es bei dieser einzigen Nachahmung des lucrativen Geschäfts nicht bleiben wird. Ich wette darauf, wenn einmal die projectirten Gebirgsbahnen des Oberlandes vollendet sind, so wird den Gästen der Wengernalp mit der Zeit noch die Illumination der Jungfrau zum Dessert servirt werden. In der That, wer kann sagen, was vor der industriellen Speculation der Berner noch sicher ist? Traurige Perspective! Wenn unsere Enkel einmal der alten Mutter Natur ungehindert in das ehrliche, ewig jugendschöne Gesicht schauen wollen, werden sie sie schwerlich im Berner Oberlande aufsuchen dürfen. —

Ein hartes Schicksal ist es, daß den naturverderbenden Fortschritten der Kultur gerade die Krone der schweizerischen Naturschönheiten, die hochromantische und zugleich so wunderbar idyllische Landschaft des Vierwaldstättersees zuerst zum Opfer fallen mußte. Die Rigibahn ist bereits das zweite Jahr

im Gange, und wie lange wird's noch dauern, dann saust der Weltverkehr von Hamburg und Ostende nach Brindisi durch die stillen Thäler der Urkantone! Wie stiegen ehedem die Fahrgäste des Dampfboots bei Wäggis so friedlich ans Land und wie gemüthlich zogen dann die Karawanen den Berg hinauf! Jetzt liegt Wäggis fast verödet, beim Anlegen in Vitznau aber entspinnt sich auf dem Boot eine wahre Völkerschlacht, die sich am Eisenbahnwagen und im Hotel auf Rigi-Kulm wiederholt. Die Bahn macht glänzende Geschäfte, die Wirthe nicht minder; aber der Freund des echten Naturgenusses wird sich mit dem Eisenbahnunternehmen niemals recht befreunden können. Von den verschiedenen Punkten der Schweiz, die eine umfassende Alpenansicht gewähren, ist keiner so leicht, so bequem zugänglich, wie der Rigi; die abgesagtesten Feinde des Bergsteigens konnten hier den verlockenden Verheißungen ihrer Bädeker nicht wiederstehen und so hatte der Berg das Verdienst, Tausenden und aber Tausenden doch wenigstens einmal die Wohlthat jener für den Stoffwechsel so segensreichen Schwitztouren zu verschaffen; heute steigen die meisten dieser Leute keine tausend Fuß mehr. Und andererseits: früher konnte man mit ruhigem Gewissen bis zum Nachmittag in Luzern die Entwickelung des Wetters abwarten, gelangte man Abends nach Staffel oder Kulm, so konnte man immer sicher sein, noch ein passables Unterkommen zu finden; heute ist, wenigstens an schönen Tagen, nicht mehr daran zu denken. Was Einen halbwegs mit der Rigibahn versöhnen kann, ist der Gedanke, daß sie wohl manchen körperlich Gebrechlichen die Möglichkeit gewährt, ein Schauspiel zu genießen, dessen Anblick ihm sonst vielleicht sein Lebtag nicht vergönnt sein würde; aber der fröhliche Wanderer, dem der unvergleichliche See sammt seinen Ufern ans Herz gewachsen, den es, wohin er auch sonst die Schritte lenke, immer von Neuem an seine lachenden Gestade zurückzieht, er würde es doch kaum jemals verschmerzen, wenn ihm eine der schönsten Zugaben dieser zaubervollen Landschaft, das hehre Alpenpanorama, durch die Ueberfluthung mit Eisenbahntouristen ganz geraubt oder wenigstens gründlich verdorben würde. Und das wäre, da auch der Pilatus dem Zahnrade auf die Dauer schwerlich entgehen wird, in der That der Fall, wenn nicht glücklicher Weise für Rigi wie Pilatus bereits glänzender Ersatz gefunden wäre.

Von all den wechselnden Perspectiven, die sich dem Wanderer bei der Fahrt über den Vierwaldstättersee öffnen, ist keine, die sich mit dem wunderlieblichen Thal der Muotta vergleichen könnte. Im Vordergrunde der Hafenort Brunnen, dahinter ein breiter, saftiger Wiesenteppich, hier und da von Maisfeldern durchzogen, mit Nuß- und Obstbäumen besät, weiterhin terrassenförmig aufsteigend, die schimmernden Häuser von Schwyz und Rickenbach und als Abschluß die bis zur Höhe von 6000 Fuß senkrecht emporsteigenden

Felskolosse der beiden Mythen. Zumal der höhere der beiden, der sogenannte Große Mythen, ist eine der barocksten und imposantesten Erscheinungen der Schweiz. Daß der nach allen Seiten freiliegende schmale stumpfe Hügel, mit welchem er abschließt, eine großartige Aussicht gewähren müsse, sieht man auf den ersten Blick; aber bis vor wenigen Jahren galt er unter den Touristen für kaum oder doch sehr schwer ersteigbar. Inzwischen hat der schweizerische Alpenklub einen regelrechten Weg hinaufbahnen lassen und seit diesem Sommer hat der Berg begonnen, die wandernde Menschheit zu interessiren. Auch ich vermochte, nachdem ich mir den wunderlichen Gesellen von Brunnen aus einige Tage angesehen, der Versuchung nicht zu widerstehen. Am Morgen des 8. September machte ich mich auf den Weg. Es war der Tag Mariä Geburt. Freundlich lachte die Sonne vom Himmel und feierlicher Glockenklang hallte durch das gesegnete Thal. Die prächtigen Dörfer Ingenbohl, Ibach und Rickenbach hatte ich bald im Rücken; jetzt ging's steil hinauf, den Weidenalpen zu. Am Saume eines Wäldchens traf ich auf ein einsames Bauernhaus. Ein allerliebstes Blondköpfchen, ein Mädchen von 4—5 Jahren, lag im Fenster; rasch hatte es den älteren Bruder herbeigerufen. Ich erwartete nicht anders, als daß sie schleunigst herbeieilen und mich anbetteln würden. Wie war ich beschämt, als sie ruhig an ihrem erhabenen Standorte blieben, sich aber um die Wette bemühten, mich über den Weg zu unterrichten! Ueberhaupt ist das eine wohlthuende Bemerkung, die man im Kanton Schwyz macht: es wird nicht gebettelt. Auch drängen sich die Leute, abgesehen von den Schiffern und Kutschern in Brunnen, mit ihren Diensten nicht auf; die Bevölkerung ist durchweg höflich und gibt auf Fragen freundlich Bescheid. Das Alles hängt ohne Zweifel mit der größeren Wohlhabenheit zusammen, mit welcher die Natur diesen Kanton vor andern Gebirgskantonen ausgezeichnet hat.

Von Rickenbach bis zur Holzegg, dem Gipfel des von Schwyz nach Einsiedeln führenden Passes, ist der Weg herzlich schlecht, meistens ganz abscheuliches Geröll. Dennoch wurde mir leichter und leichter ums Herz. Im herrlichsten Grün breiteten sich die Matten, von allen Seiten tönte das Geläut der Herden, die Hirten bliesen lustig das Alphorn. Und das Alles durfte ich endlich einmal genießen, ohne daß die ausgestreckte Hand eines Wegelagerers mir die ganze Freude verdarb! Links zur Seite lag die gewaltige Pyramide des Mythen; jetzt zeigte sich auch der Zickzackweg, der mir das Räthsel entzifferte, wie an der schroffen Bergwand überhaupt hinaufzukommen, zugleich mir aber auch zum Bewußtsein brachte, was es noch zu leisten galt. Ich kam an einer Sennhütte vorbei, wo der Senne gerade die frisch gemolkene Milch ausleerte. Mein Durst war groß und nicht geringer mein Hunger; nicht umsonst aber hatte ich im Bädeker gelesen, daß auf der

Holzegg ein treffliches Wirthshaus zu finden. Also bezwang ich meine Begierde. Sehr erschöpft erreichte ich die Paßhöhe. Das Wirthshaus war da, aber die Thüren verschlossen. Von der Seite der Mythen her rief eine unsichtbare Stimme: „Sind Alle nach Schwyz zur Kirche." Nie in meinem Leben habe ich mich bitterer enttäuscht gefühlt. Die Zunge klebte mir am Gaumen. In diesem Zustande noch die $1\frac{1}{2}$ Stunde steilen Steigens an schroffen Abhängen hin, in glühender Sonnenhitze! Und wie, wenn der Inhaber der Hütte auf der Spitze des Mythen etwa auch zur Kirche war! Indeß, nach kurzer Rast ging ich muthig ans Werk. Ein prächtiger Weg! — sehr steil allerdings und für leicht zum Schwindel geneigte Personen nicht ohne Führer rathsam, aber in ganz ungeahnter Weise überraschend. Mit jedem Augenblicke erweitert sich der Horizont. Zuerst tritt der Glärnisch hervor, dann die Tödigruppe; später öffnet eine Wendung den Blick nach Nordosten, der Säntis und die Schwarzwaldkette werden sichtbar, bis endlich, von der Spitze aus betrachtet, die Vogesen, der Jura, die Kette des Berner Oberlandes, die Unterwaldener und Urner Alpen und die Gotthardtgruppe die Rundsicht vollenden. Aber es dauerte eine gute Weile, ehe ich soweit gedieh. Mehr als einmal mußte ich mich platt auf den Pfad legen, weil mir die Knie zu wanken begannen. Endlich war das Ziel erreicht. Freudig begrüßte mich der wackere Eidgenosse, der dort oben in dürftiger Bretterbude haust und sofort hißte er eine große weiße Flagge, damit auch die übrige Welt wisse, daß es wieder einmal ein Sterblicher der Mühe werth gehalten, die steile Höhe zu erklimmen. Der Wirth — eigentlich ein simpler Hausknecht des Hotel Bellevue in Rickenbach, früher in Diensten bei einer französischen Familie, in welcher Stellung er während des Kriegs als Dolmetsch, resp. als Besänftiger der deutschen Barbaren dienen mußte — zeigte das erfreuliche Verständniß für meine Lage; Dank seinem staunenswerthen culinarischen Geschick und dem nicht genug zu rühmenden Inhalte seines Kellers war ich in meiner Menschenwürde soweit restaurirt, daß ich mich ganz in das grandiose Schauspiel ringsum versenken konnte. Die Aussicht des Mythen übertrifft nicht nur die des Rigi, sondern auch die des Pilatus. Hat der letztere das Berner Oberland näher, so dieser die Glarner und Graubündner Alpen; gar weit aber läßt der Mythen seine beiden Rivalen in Betreff des Vordergrundes hinter sich zurück. Hier kommt ihm seine vollkommene Isolirtheit zu Statten; der fast senkrecht aufsteigende Berg hat auf seinem Gipfel nicht Raum für 100 Menschen. So schwebt der Beschauer förmlich in der Luft. Höchst großartig und lieblich zugleich ist besonders der Blick nach der Seite des Vierwaldstättersees. Aus einer Höhe von 4000 Fuß schaut man auf Schwyz hinunter und auf das lachende Gefilde, vom Silberstreifen der Muotta durchzogen, dann erglänzt der See von Fluelen bis über Buochs

hinaus, und hinter ihm erhebt sich der Selisberg, der Urirothstock, der Tiflis und die zahllose Reihe der schneebedeckten Hörner. Ein schöneres Bild ist nicht denkbar. Und man darf diese Pracht, Gott sei Dank! ohne die Sorge genießen, daß auch der Mythen der Eisenbahnepidemie zum Opfer fallen könnte. Er wird für alle Zeiten das unanfechtbare Besitzthum der leider stark zusammengeschmolzenen Gemeinde derjenigen bleiben, die noch wissen, wozu ihnen der liebe Gott gesunde Lungen und Gliedmaßen gegeben hat. Wer den Anspruch erhebt, zu dieser Gemeinde gerechnet zu werden, der versäume nicht, bei der ersten besten Gelegenheit den Mythen zu besteigen; aber, wenn katholischer Feiertag ist, verlasse er sich nicht auf Leckerbissen der Holzegg!

Die Revue Universelle und die Grenzboten.

Wir haben in der ersten Hälfte dieses Jahres unsere Leser aufmerksam gemacht auf die in Paris und Nantes erscheinende französische Monatsschrift Revue Universelle. Diese Erwähnung war eine entschieden wohlwollende, wenn wir auch damals den Wunsch begründeten, es möchte der Leitung dieser französischen Zeitschrift gefallen, in ihren Conjecturen über die deutsche Geschichte der Gegenwart weniger kühnen Gedanken Raum zu geben, als jenem, daß der deutsche Zollverein von Preußen seit Begründung des neuen Reichs verschluckt worden sei. — Die Revanche für diesen Artikel, welche uns die Redaction der französischen Collegin im Voraus anzusagen die Güte hatte, ist nun erfolgt — in Gestalt der französischen Uebersetzung des Essays unseres Mitarbeiters Scherer „Frankreich im Jahre 1871", von welchem aus der letzte Theil „die Nationalversammlung" nicht mit übersetzt wurde, vermuthlich weil der momentane Souverain Frankreichs das Privilegium genießt, nicht kritisirt werden zu dürfen. — Als Revanche charakterisirt sich diese Uebersetzung — oder soll sie dieß thun — nur durch die Noten und Verwahrungen der Redaction. — Diese Zusätze verdienen gelesen zu werden, „assurément pas par leur mérite", wie die französische Collegin sich ausdrückt, auch nicht aus dem psychologischen Interesse, welches die Wiedergabe unseres Artikels in der Revue Universelle veranlaßte. Sondern wer dort liest, wie unser Scherer ohne Weiteres zum Prussien gemacht und seine Ansicht mit der Preußens identifizirt wird, wie der Franzose nüchtern eingesteht, daß er seine Schandthaten von Bazeille und Chateaudun seinen Siegen von Magenta und Malakoff nachstelle — beide aber offenbar als Heldenthaten mit anerkennt — und dennoch den Muth findet, unserm Mitarbeiter Gerechtigkeit und Anstand abzusprechen, der wird für jene Glossen nichts übrig haben, als ein psychiatrisches Interesse. B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 44.

Ausgegeben am 30. October 1874.

Inhalt:

Seite
Die Orakel Griechenlands. C. Bruch. 161
Charles Wolfe. Skizze seines Lebens und Dichtens. Von Gustav Haller. (Schluß). 175
Wenjukow's Werk über Innerasien. 183
Herbsttage in Schwaben. 1. (Gmünd. Lorch. Der Hohenstaufen. Die Teck. Owen.) Friedrich Lampert. 187
Vom deutschen Reich und Reichstag. C—r. 194

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.
Literarische Beilage von Mauke's Verlag (Hermann Dufft) in Jena.
Literarische Beilage von Carl Flemming in Glogau.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes

Digitized by Google

Die Orakel Griechenlands.

Von

C. Bruch.

So lange Menschen diese Erde bevölkern und in ihren Herzen das unaustilgbare Sehnen ruht nach Glück, nach vollkommener Befriedigung aller Bedürfnisse des leiblichen und geistigen Lebens, welche die Gegenwart mit ihrer Sorge, ihren Kämpfen, ihren unfertigen Anfängen, so oft nicht gewährt, so lange besteht auch die fragende Hinrichtung des menschlichen Blickes auf die Zukunft, aus deren Schooß das Zufallen des heiteren, glücklichen Looses erhofft wird. Was ist der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen im Paradiesesgarten, von dem die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes erzählt, dieser Baum, dessen Früchte das erste Menschenpaar so lieblich und verlockend anlachten, weil der Genuß derselben klug machen und in gottähnlichen Zustand erheben sollte, was ist er anders, als ein Beweis dafür, daß schon die Urahnen unseres Geschlechtes sich in der Gegenwart — und es war doch eine Gegenwart paradiesischen Glückes — nicht befriedigt fühlten, sondern noch geheime Wünsche und Fragen an die Zukunft hatten? Und dieses Wünschen und Fragen ist geblieben, und wenn auch unter allen Völkern jenes Bewußtsein lebt, dem Sophokles am Schlusse seines Ajas so klaren Ausdruck giebt, indem er den Chor singen läßt:

„Viel schauet der Mensch und erforscht sein Geist;
Doch nimmer, er sah's denn, decket er auf,
Was ruht in dem Schooße der Zukunft!"

so sucht doch immer wieder die begehrliche Menschenhand den Schleier aufzudecken, der das Zukunftsbild verhüllt und fort und fort mühet sein Geist sich ab, in das verschlossene Geheimniß einzudringen.

Ist's denn ein völlig undurchdringliches, verschlossenes Geheimniß? Sinken nicht hier und da die einhüllenden Nebel, daß eine helle, klare Aussicht in die Ferne sich uns eröffnet? Daß man durch Combination und Berechnung einen ziemlich wahrscheinlichen, ja fast gewissen Schluß aus der Gegenwart auf die Zukunft machen kann, daß z. B. ein erfahrener Staats-

mann, der die Tausenden verborgenen Fäden der Diplomatie in seiner Hand hält, mehr weiß von der zukünftigen Gestaltung des politischen Lebens, als andere, diesen höheren Regionen ferner stehende Sterbliche. Oder daß aus natürlichen Anzeichen die Witterung des folgenden Tages sich bestimmen läßt, ist doch noch kein Zukunftsblick, und auch da bleibt die Möglichkeit, daß ein unbeachteter Factor die ganze Berechnung als falsch erweist und ein unvorhergesehenes Ereigniß der ganzen Sache eine von der erwartenden ganz abweichende Wendung giebt. Und wenn du auch glaubst, mit völliger Gewißheit auf das zukünftige Verhalten selbst eines dir nahe Stehenden schließen zu können, so wirst du doch oft erfahren müssen, daß das menschliche Herz ein Factor ist, mit dem sich schwer rechnen läßt, der eben unberechenbar ist. Aber von Möglichkeits- und Wahrscheinlichkeitsrechnungen ist auch nicht die Rede, sondern die Frage stellt sich so: giebt es ein Wissen um die Zukunft, welches nicht der Vermittlung durch gegenwärtige Verhältnisse bedarf? Kann ein Mensch die zukünftige Gestaltung von Dingen schauen, deren gegenwärtiger Stand ihm völlig unbekannt ist? Wir können auf diese Frage nur mit einem entschiedenen „Nein“ antworten und höchstens das Vorkommen von Ahnungen und dunklen Vorgefühlen zugeben, und je größer die Aufklärung und je weiter die Fortschritte des Geistes, desto williger wird jenes „Nein“ zu geben sein. Freilich so lange der Mensch noch in dem Zustande des rohen Naturkindes lebt, welches von den festen, ewigen, wandellosen Gesetzen nichts weiß, nach denen alles natürliche Leben sich entwickelt, dessen Phantasie das Auffallende, Außerordentliche gleich als das Wunderbare auffaßt und dieses Wunderbare liebt und geflissentlich aufsucht, und dessen kindlicher Sinn alle Erscheinungen des Lebens, die sein in engen Grenzen sich bewegender Geist nicht erklären kann, als unmittelbare, den Gang der Natur durchbrechende Einwirkungen höherer Mächte und dämonischer Kräfte ansieht, so lange wird auch die natürliche Consequenz nicht ausbleiben, nämlich solchen auffallenden, unerklärten Ereignissen einen entscheidenden Einfluß auf zukünftige Begebenheiten zuzuschreiben und in ihnen Vorbedeutungen dessen zu sehen, was noch kommen soll. Ja je näher die Dinge dem Menschen stehen, an denen sich solches Auffällige zeigt, um so gewisser wird in letzterem das Bedeutsame und die Zukunft Bestimmende erkannt, so daß ein besonderes, ungewöhnliches Verhalten von Thieren, ein Traum, ein merkwürdiges Zusammentreffen von wesentlichen oder unwesentlichen Begebenheiten die bedeutungsvollsten Momente für die Auslegung der Zukunft abgeben müssen. Aber nicht jedem Sterblichen, so urtheilt der kindliche Glaube, ist es beschieden, solche Zeichen zu deuten und auf die gegebenen Verhältnisse anzuwenden; sondern die Gottheit wählt sich ihre Organe aus, auf die sie einwirkt, aus denen sie selbst spricht, durch die sie sich offenbart, und wo dann ein Mensch an Geist,

Talent, Klugheit vor Andern hervorragt, wo in schwierigen, verwickelten Lebensverhältnissen ein guter Rath gegeben wird, der den Knoten löst und die Wege ebnet, wo in schwärmerischer Begeisterung ein Ausspruch gethan wird, durch den Zukünftiges offenbart wird, da ehrt noch heute der kindliche Sinn gläubig die Offenbarung der Gottheit und in der menschlichen Persönlichkeit, die der Mund derselben ist, sieht man den Vertrauten, den begnadeten Liebling höherer Mächte.

Auch die griechische Geschichte berichtet uns vielfach von solchen Männern, die sich rühmten, von den Göttern erleuchtet zu sein, und die darum in dem höchsten Ansehen standen, die größten Ehren genossen und einen ganz bedeutenden Einfluß nicht bloß auf Einzelne, sondern auch auf das öffentliche Leben des Volkes und politische Verhältnisse hatten. Man nannte sie Seher. Ihre Kunst ist nach Plato eine zweifache, nämlich entweder eine natürliche, ungelernte, insofern sie nicht eines Unterrichts bedarf, auch keine bestimmten Regeln befolgt, sondern aus unmittelbarer göttlicher Einwirkung herrührt, oder eine künstliche, die ein gewisses Studium erfordert und erst durch reife Erfahrung und langjährige Beobachtungen angeeignet wird. — Eine natürliche Weissagungsgabe, Theomantie genannt, war nicht ein in jedem Augenblick gleichsam zur Verfügung stehendes Gut, sondern brach nur bisweilen blitzähnlich, aus unmittelbarer dämonischer Einwirkung herrührend, hervor und zwar unter heftigen convulsivischen Zuckungen, in denen sich der von dem Dämon Ergriffene wie ein Wahnsinniger geberdete und in einem Zustande völliger Bewußtlosigkeit bald Worte ausstieß, die man als Worte der Gottheit selbst ansah, bald durch heftige Geberden den Willen derselben andeutete. Auf solche Weise weissagten z. B. die Sibyllen, sagenhafte Weiber, deren Orakelsprüche bei den Griechen, ganz besonders aber auch bei den Römern*), in dem höchsten Ansehen standen und deren Zahl gewöhnlich auf zehn angegeben wird. Auch Orpheus, der mythische Barde Griechenlands, stand angeblich in vertrautem Umgang mit den Göttern und wurde ihrer Offenbarungen gewürdigt, wie er auch durch ihren Beistand viele Wunderwerke, Krankenheilungen u. s. w. vollbracht haben soll. Ueberhaupt aber wurde in den ältesten Zeiten jede Begeisterung, jede höhere Begabung, jedes tiefere Wissen als Ausfluß der Gottheit angesehen und mit dem Namen „Theomantie“ bezeichnet.

Weit bedeutungsvoller aber, weil allmählich zu einer förmlichen Wissenschaft ausgebildet, ist jene Art der Weissagung, die wir oben eine künstliche im

*) Bekanntlich soll der römische König Tarquinius Superbus drei Bücher sibyllinischer Weissagungen von einer unbekannten Alten angekauft haben, nachdem dieselbe erst neun, dann nach Verbrennung von dreien die andern sechs, und dann nach weiterer Verbrennung von dreien, die letzten drei zu demselben hohen Preise angeboten hatte.

Gegensatz zu der natürlichen nannten. Sie knüpft an irgend welche äußere Zeichen an, um aus ihnen auf die Zukunft zu schließen, und es gehörte in der That ein nicht geringer Grad von Scharfsinn und von Kenntnissen dazu, um allen jenen Zeichen und Zufälligkeiten, die uns völlig bedeutungslos erscheinen, einen tieferen Sinn und höhere Deutung zu geben. So wurde von jeher ein ganz besonderes Gewicht gelegt auf die Lebensart der Vögel, auf ihre Natur, ohne Rücksicht auf besondere Umstände, unter denen sie erschienen, so daß dieser Vogel als ein glückverheißender, jener als Unglücksbote angesehen wurde; oder auf die besonderen Verhältnisse, die ihr Erscheinen begleiteten, sodaß einer und derselbe Vogel bald Heil, bald Unheil anzeigen konnte. Adler, Falken, Tauben, Schwäne, Hähne, Reiher galten im Allgemeinen als glückverheißende Vögel; dagegen Geier, Habichte, Krähen, Raben (namentlich wenn dieselben z. B. gierig im Kreis herum flatterten), Schwalben, Eulen u. s. w. wurden meistens als Unglücksboten angesehen. Doch konnten, wie gesagt, die begleitenden Umstände auch ein an und für sich ungünstiges Omen zu einem günstigen machen und umgekehrt. So war das Verhalten der Vögel beim Fressen, die Art ihres Fluges, namentlich aber ihr Gesang, der Gegenstand eifriger Beobachtung, und es hat denn auch nicht an Männern gefehlt, welche sich rühmten, die Sprache der Vögel zu verstehen, z. B. Apollonius von Tyana, Demokritos u. A. Daß den Vögeln eine solche Bedeutung zugeschrieben wurde, mag wohl darin seinen Grund haben, daß man glaubte, sie bekämen durch ihr Wanderleben, durch ihr Umherflattern von einem Ort zum andern, mehr von den Dingen der Welt zu sehen und hätten daher von mancherlei bessere Kunde, als andere Geschöpfe, die mehr an einen festen Ort gebunden seien und deren Gesichtskreis darum ein beschränkterer sei. Auch andere Thiere galten in ihrem Verhalten als bedeutungsvoll. Ameisen sollen dem phrygischen Könige Midas, wie er als Kind in der Wiege lag, Getreidekörner in den Mund getragen haben, woraus die Wahrsager den Schluß auf zukünftigen großen Reichthum desselben machten. Ein Bienenschwarm soll dem Plato als Kind Honig auf die Lippen gelegt haben, was auf die Macht der Rede, die einst von seinen Lippen fließen werde, gedeutet wurde. Auch Pindar, der große lyrische Dichter der Griechen, soll, da er als Kind ausgesetzt worden war, von Bienen mit Honig ernährt worden sein, in welchem Umstande man den Sangeszauber vorgedeutet sah, mit dem er einst die Herzen entzücken werde. Unter anderen Thieren, welche als bedeutsam galten, nennen wir noch Heuschrecken, Eber, Hasen, Schlangen und Kröten. Für höchst bedeutsam und auf zukünftige Dinge in entscheidender Weise einwirkend galten ferner auch auffallende Naturerscheinungen. Das Erscheinen eines Kometen war schon den Griechen, wie noch heute dem ungebildeten, abergläubigen Volke, ein Bote furchtbaren, allgemeinen Unglücks; mit gleicher Angst des Aber-

glaubens wurden Sonnen- und Mondfinsternisse betrachtet, weil man ihre natürliche Erklärung nicht kannte; deßgleichen schloß man aus dem Wesen des Windes, aus Blitz, Donner, Erdbeben und anderen Naturerscheinungen bald auf Glück, bald auf Unglück. Eine große Rolle in der Prophetie der alten Griechen spielten auch die Träume. Nicht jeder Traum aber wurde für bedeutsam in Bezug auf zukünftige Ereignisse gehalten, sondern nur unter gewissen Bedingungen ihm eine solche Bedeutung beigemessen. Erschien z. B. dem Schlafenden im Traume ein Gott, sei es in eigener oder in angenommener Gestalt, um jenem irgend etwas zu offenbaren, so galt ein solcher Traum in höchstem Grade für bedeutsam und die Worte des Gottes, die der Träumende gehört, als untrügliche, unfehlbare Wahrheit. So bewegte der von Zeus gesandte, in Nestors Gestalt dem schlafenden Agamemnon erscheinende Traumgott letzteren, sofort das Heer zu einer entscheidenden Schlacht gegen die Trojaner zu rüsten, da die Worte des Traumgottes ihm Sieg in Aussicht stellten. Auch wenn im Traum ein zukünftiges Ereigniß als im gegenwärtigen Augenblick eintretend geschaut wurde, so wurde an das einstige Eintreten desselben mit zweifelloser Gewißheit geglaubt. Hierher gehört der Traum Alexanders, der ihm als seinen zukünftigen Mörder den Kassander bezeichnete. Endlich legte man auch solchen Träumen eine tiefere Bedeutung bei, in denen sich das zukünftige Ereigniß in symbolischer oder allegorischer Form darstellte. Ein solcher Traum ängstigte nach Sophokles Elektra die Klytämnestra; der gemordete Gatte, Agamemnon, erschien ihr im Traume und bohrte den Herrscherstab, den er in der Hand hielt, in den Heerd des Hauses ein, aus dem dann ein junges, frisches Reis hervorsproßte, von dem die ganze Stadt Mykenä beschattet ward. Dieser Traum wird von dem Chor sofort auf blutige Rache gedeutet, die in Orestes, Agamemnons Sohne, nahe. Auch jener Traum der Hekuba, der Gemahlin des trojanischen Königs Priamus, aus ihrem Schooße werde ein Feuerbrand geboren, wurde als allegorisch angesehen und von dem Wahrsager Aesakos dahin erklärt, daß der erwartete Sohn (es war Paris) dem Reiche den Untergang bereiten werde.

Aus dieser Art der Weissagung, die wohl an einzelnen Personen, keineswegs aber einen bestimmten Ort gebunden war, entstanden nun die Orakel, deren Eigenthümlichkeit eben darin beruht, daß ihre Weissagungen nur von einem bestimmten Orte aus ergehen und mit diesem Orte in engster Verbindung stehen. Schon von einzelnen Sehern wird uns erzählt, daß ihnen nach ihrem Tode ein eigenes Orakel geweiht wurde, z. B. von Kalchas, dessen Orakel in Daunien auf dem Hügel Drium sich befand, wo der, welcher seinen Rath begehrte, einen schwarzen Widder opfern und dann auf der Haut desselben einschlafen mußte. Die Entstehungszeit der Orakel verliert sich also in dem fernsten Alterthum, über dem nur ein mythisches Dunkel ruht, und

auch in Bezug auf die Beschaffenheit derselben sind die geschichtlichen Quellen höchst unsicher, da die alten Schriftsteller theils zu abergläubig sind, um ein ruhiges, unbefangenes Urtheil über die Orakel zu fällen, theils zu ungläubig, d. h. so voll des Spottes und der schärfsten Bitterkeit, daß kein vorurtheilsfreier Standpunkt von ihnen zu erwarten ist. Wie dem aber auch sein mag, so viel ist sicher, daß die Orakel Institute von höchster Bedeutung für das private, bürgerliche und nationale Leben der Griechen waren, und daß sie, wenn sich auch, namentlich in späteren Zeiten, viel absichtliche Täuschung und grober Betrug mit ihnen verband, doch von großem Segen gewesen sind.

Schon früher bestand bei den Griechen die Sitte, gewisse Gegenden und kleinere Plätze einzelnen Göttern ganz besonders zu weihen. Städte und Länder stellten sich unter den besondern Schutz einer Gottheit und glaubten darum sich ihrer besonderen Huld erfreuen zu dürfen. Auch Haine, Quellen u. s. w. wurden öfters einer Gottheit geweiht und diese letztere dann gerade dort besonders gegenwärtig gedacht. So wird uns schon von Herkules (Soph. Trach.) erzählt, er habe auf dem Vorgebirge Kenäon dem Zeus einen grünen Hain geweiht; eine Insel unweit Lemnos, wo Philoktetes den verderblichen Biß erhielt, war der Chryse geweiht und erhielt von ihr den Namen; ein Hain bei Kolonos war den Eumeniden geweiht und wurde als ihr Wohnort gefürchtet. Gewöhnlich wurden an solchen Stellen der betreffenden Gottheit Altäre gebaut und an einigen später auch Tempel, die dann als Sitz und Heiligthum der Gottheit verehrt wurden und wo dieselbe durch den Mund der Priester, die sich ihrem Dienste widmeten, sich offenbarte. Auch jene Propheten, die wir oben schilderten, sind oft Gründer später sehr berühmter Orakel geworden. In der schwärmerischen Richtung ihres Wesens, getrieben bald von dem Streben, ungestört dem Gott, der sie begeisterte, dienen zu können, bald freilich auch von dem egoistischen Zweck, den Ruf einer besonderen Heiligkeit zu erlangen und dadurch bei dem Volke eines größeren Einflusses sich zu versichern, zogen sich Viele jener Propheten von dem Verkehr mit der Welt zurück in ein einsames, einsiedlerisches Leben. Ein dunkler Hain, wo der Wind wie mit geheimnißvollen Götterstimmen durch die Wipfel der Bäume rauschte, eine Quelle, deren Gemurmel und Geplätscher wie Geisterstimmen aus der Tiefe klang, eine abgelegene Felsengrotte, von deren dunklen Wänden Geisternähe den Eintretenden anstarrte, gähnende Erdspalten und Klüfte, aus denen berauschende und betäubende Dämpfe aufstiegen, die Nähe der Gottheit ankündigend, furchtbare Einöden, unwirthliche Gebirgspartien, schauerliche Thäler, überhaupt Gegenden, die den Charakter des Ungewöhnlichen hatten und auf den Menschen einen erhebenden, großartigen, oder auch schreckhaften, Furcht und Grauen einflößenden Eindruck machten — das waren die Orte,

die von jenen griechischen Einsiedlern aufgesucht wurden, wo sie nun in völliger Abgeschiedenheit lebten, allein beschäftigt, dem Gott zu dienen, für dessen Organ sie sich hielten. Bald knüpfte sich an ihre Person ein Ruf besonderer Heiligkeit und der Gabe, die Zukunft zu enthüllen und den Fragenden ihre kommenden Schicksale zu prophezeien. Von nah und fern strömte nun das gläubige Volk herbei, um in schwierigen Lebenslagen sich Rath, über Vergangenes Klarheit, über Zukünftiges Gewißheit zu holen. Zahlreiche und kostbare Geschenke wurden aus Dankbarkeit an den Stufen des Altars niedergelegt und allmählich entstanden da, wo sonst Wildniß und Einöde war, die herrlichsten Tempelbauten, in deren Hallen ein buntes vielgestaltiges Leben wogte. Der gottbegeisterte Seher, dem ein solcher Tempel sein Entstehen verdankte, fand dann in einer oft vielzähligen Priesterzunft, die sich dem Dienste desselben Gottes weihte, seine Nachfolger, auf die sich dieselbe Gotteserleuchtung vererbte.

Auf solche Weise werden die später so großartigen Orakelanstalten Griechenlands entstanden sein, und was anfangs mehr der Zufall hervorgerufen hatte, das wurde später in kluger Berechnung geflissentlich zu erhalten und zu erweitern gesucht und hat in der That einen das ganze private und öffentliche Leben des Volkes völlig beherrschenden Einfluß gewonnen. Kein Grieche ging an ein irgendwie wichtiges Unternehmen, ohne zuvor das Orakel um seinen Rath zu fragen; in Streitigkeiten wurde seine Schiedsstimme angerufen; in Krankheitsfällen suchte man bei ihm Heilung; bei öffentlichen Wahlen fragte man dort an, auf wen des Gottes Stimme fiele; kein Krieg wurde erklärt, kein Friede geschlossen, der nicht durch einen Orakelspruch seine Sanction erhalten hätte; kurz nach allen Richtungen des Lebens hin erstreckte sich der Einfluß der Orakel.

Unleugbar lag in diesem wichtigen Einfluß ein großer Segen. Wer es hört, wie ein Orakelspruch langjährige Streitigkeiten, die nur zum Nachtheil und Verderben beider Parteien mit Zähigkeit und Erbitterung genährt wurden, beseitigte; wie vortreffliche Rathschläge häufig den Fragenden ertheilt wurden; wie nur durch das Ansehen des Orakels einem Lykurg und Solon möglich wurde, ihre vortrefflichen, das allgemeine Volkswohl wichtig fördernden Gesetzgebungen und bürgerlichen Einrichtungen durchzusetzen, gegen welche sich sonst das an seinen veralteten Institutionen und verjährten Vorurtheilen mit Zähigkeit hängende Volk ohne Zweifel aufgelehnt hätte; wie die Orakel der Sitz und die Freistatt der Weisheit waren, von wo aus heilsame Lehren, als Götteraussprüche doppelt hoch gehalten, in das Volk eindrangen: der wird von der einseitigen Geringschätzung und vornehmen Verachtung dieser ja freilich mit viel Aberglauben und absichtlicher Täuschung behafteten Institute zurückkommen und gebührender Weise das Gute anerkennen, das sie für ihre

Zeit gewirkt haben, und sie für einen wichtigen Factor in der Entwickelungsgeschichte der griechischen Cultur ansehen.

Was sie waren, sind sie freilich nicht geblieben, und nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt und sich ausgelebt hatten, beginnt auch ihr Verfall. Schon frühe mag es vorgekommen sein, daß dieses oder jenes Orakel, dieser oder jener Priester desselben anfing, sich für seine Aussprüche bestechen zu lassen, oder durch offenbare Betrügereien die leichtgläubige Menge zu täuschen. Hierher gehört schon das Bestreben der meisten Orakel, ihren Aussprüchen eine ganz unbestimmte, vieldeutige Form zu geben, oder hinter Wortspielen, Doppelsinnigkeiten, Zweideutigkeiten den Mangel an rechter Erkenntniß und klarem Blick zu verbergen. Aus späterer Zeit werden aber auch ausdrücklich einige Fälle berichtet, aus denen die Verderbtheit und Depravation der Orakel zur Genüge hervorgeht. So erzählt Herodot, daß Kleomenes, König von Sparta, um seinen verhaßten Mitregenten Demaratus zu stürzen, das Delphische Orakel bestochen habe, die Spartaner auf ihre Anfrage, ob Demaratus ein Sohn des Aristo sei, oder ob die vorhandenen Zweifel an der Ehelichkeit seiner Geburt berechtigt seien, in letzterem Sinne zu entscheiden, was zur Folge hatte, daß allerdings Demaratus abgesetzt wurde. Der Leiche des Pausanias, dessen Verrätherei und elendes Ende bekannt ist, wurde anfangs ein ehrenvolles Begräbniß versagt; in Folge eines durch Geld erkauften Orakelspruchs dagegen wurden seine Gebeine vor dem Tempel, in dem er sein Ende gefunden, feierlich bestattet. Eine großartige Betrügerei wird uns auch von Lysander erzählt, der nämlich beabsichtigte, die ganze Staatsverfassung seines Volkes umzustürzen, und dazu die Mithülfe des Delphischen Orakels durch Anwendung seiner Autorität begehrte, die ihm auch völlig gewährt wurde.

Wenn aus diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, einestheils deutlich hervorgeht, wie tief die Orakel im Laufe der Zeit gesunken waren, so muß es andererseits um so mehr Wunder nehmen, wie trotzdem diese Anstalten noch Jahrhunderte lang in großem Ansehen stehen konnten, und wie es kam, daß nicht längst dem Volke die Augen geöffnet wurden. Doch wenn man bedenkt, wie tief abergläubige Vorstellungen im Volke wurzeln und wie leicht es ist, auch einen einmal ein wenig erschütterten Glauben bei demselben wieder zu befestigen; wie wenig verbreitet damals noch die Bildung im Volke war und einen wie kleinen Kreis das Licht der Philosophie beschien; welch ein Interesse die Vornehmen und Hochstehenden hatten, das Volk in seinem Aberglauben und auf seiner niedrigen Bildungsstufe zu erhalten und den Glauben an die Unfehlbarkeit der Orakelsprüche, die sie selbst belachten und verspotteten, zu nähren; wie endlich auch bei Vielen, die sich in einzelnen Fällen von der feilen Bestechlichkeit und Augendienerei der Orakel überzeugt hatten, dennoch eine gewisse Pietät und ein gewisser Respect

vor der Ehrwürdigkeit der Gottesaussprüche noch herrschte, der natürlich noch sich erhöhte und für lange Zeit aufs Neue fest gegründet war, wenn einmal ein Spruch zufällig in Erfüllung ging: so kann es uns nicht mehr befremden, daß diese Orakelanstalten noch in Ansehen und Blüthe standen zu einer Zeit, da die Weltgeschichte längst über sie zur Tagesordnung übergegangen war. Auf die Dauer freilich konnten sie dem Geiste der Zeit, der mehr und mehr sich geltend machenden Selbständigkeit des Denkens, der weiter sich verbreitenden Aufklärung und Bildung nicht mehr Widerstand leisten und mußten fallen, wie Alles fällt, ob's auch noch so sicher und prunkend dasteht, was auf den Sand kindlichen Wesens, thörichten Aberglaubens und menschlichen Eigennutzes gebaut ist.

Betrachten wir nun noch in kurzen Zügen die bedeutendsten Orakelanstalten Griechenlands in ihren besondern Eigenthümlichkeiten.

Eines der ältesten Orakel Griechenlands war zu Dodona, einem Orte in Epirus. Die Sage über die Entstehung desselben ist folgende. Zwei Tauben, welche der Thebe, einer Tochter des Zeus, gehörten und die Gabe menschlicher Sprache hatten, flogen von Theben in Aegypten aus. Die eine kam nach Libyen und stiftete dort das Ammonische Orakel, die andere nach Epirus und ließ sich dort auf einem Eichbaum nieder, von dem aus sie die Einwohner, welche Sellen genannt wurden, (Soph. Trach. V. 1139) aufforderte, dem Zeus zu Ehren an eben der Stelle ein Orakel zu stiften. Da nach Strabo die ägyptischen Priester behaupteten, daß zwei Priesterinnen ihren Cultus nach Libyen und Epirus verpflanzt hätten, und da ferner in der Sprache der alten Völker von Epirus dasselbe Wort Tauben und alte Weiber bedeutet, so wird es wahrscheinlich, daß hier eine Verwechselung vorliegt und der Sinn jener Fabel der ist, daß das Dodonische Orakel zuerst durch ägyptische Priesterinnen gestiftet sei, die in dem heiligen Haine bei Dodona ihre Weissagungen ertheilten. Aus letzterem Umstande bildete sich dann die fernere Sage, die Eichbäume jenes Haines könnten reden, wie denn auch behauptet wird, das Schiff der Argonauten, welches aus Eichstämmen jenes Haines gezimmert war, habe die Gabe zu reden und zu weissagen gehabt. Die Priesterinnen des Zeus, welche in dem Haine, den später ein Tempel zierte, weissagten, suchten den Willen ihres Gottes auf sehr verschiedene Weise zu erforschen. Bald horchten sie auf das Gesäusel des Windes, der die Wipfel der Eichbäume bewegte, bald auf das Gemurmel der Quelle, die aus dem Boden hervorsprudelte, bald auf das Geräusch, das durch das Zusammenschlagen mehrerer um den Tempel hängender kupferner Becken entstand, bald auf die Töne, die eine Figur dadurch hervorbrachte, daß eine aus drei Metallketten bestehende und mit Metallknöpfen besetzte Peitsche, die sie in der Hand hielt, wenn sie vom Winde bewegt wurde, an ein daneben stehendes ehernes

Gefäß schlug; bald endlich auch entschied das Loos, indem Zettelchen oder Würfel aus einer Urne gezogen wurden. Das Dodonische Orakel gehörte zu den gefeiertsten des Alterthums, was die zahllosen Weihegeschenke, die den Tempel schmückten, bewiesen, bis die Götter nach Strabo's Bericht, der zur Zeit des Kaisers Augustus lebte, es verließen.

Den ersten Rang unter allen nimmt aber unstreitig ein das Orakel zu Delphi in Phocis am Fuße des Parnassos, der sich hier in zwei Berggipfel zertheilte (Soph. Oed. Tyr. V. 458). In der Stadt, die mit verschwenderischer Pracht gebaut war, befanden sich die herrlichsten Bauwerke und Denkmäler der Kunst. Unter allen aber ragte hervor der berühmte, herrliche Tempel des Apollo, der hier an der Stätte des alten Orakels Apollos entstanden und von den Geschenken derer, die sich hier Rath und Licht geholt hatten, angefüllt war. Diesem Orakel allein verdankte Delphi auch seinen Ruhm und Glanz. In welchem Ansehen dieser Ort bei allen Völkern stand, geht auch aus dem Umstande hervor, daß er als der Mittelpunkt der Erde angesehen wurde, weßhalb Dichter, z. B. Sophokles im Oed. Tyr. V. 866, ihn den Nabel der Erde nennen. Diese Ansicht gründet sich auf die Fabel, Zeus habe einst, um die Mitte der Erde zu bestimmen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her, fliegen lassen und dieselben seien zusammengetroffen an der Stelle, wo später Delphi stand. In dem Tempel befanden sich auch Marmorplatten, welche genau die Stelle bezeichneten, die man für den Mittelpunkt der Erde ansah.

Die Stadt Delphi hatte Anfangs den Namen Pytho zur Erinnerung an den Drachen Pytho, den hier Apollo getödtet hatte. Daher wurde der Ort im Tempel, wo eigentlich geweissagt wurde, Pythium, die Priesterin, durch deren Mund sich Apollo offenbarte, Pythia und Apollo selbst Pythius genannt. Jenes Pythium war eine tiefe Erdhöhle, aus der fortwährend ein mephitischer Dampf aufstieg. Ueber dieser Dunsthöhle, um welche herum der Boden erhöht war, damit der Dunst den Nahestehenden nicht schade, stand ein sogenannter Dreifuß, der völlig mit Lorbeerzweigen und Kränzen bedeckt war, so daß der gefährliche Dunst sich nicht nach außen verbreiten konnte. Wie dieser Dreifuß, dessen drei Füße übrigens Apollos Wissen um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft symbolisch andeuten sollten, eigentlich beschaffen war, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Bald beschreibt man ihn als ein Gefäß, auf dem die Pythia saß und durch welches dieser der Dampf in den Unterleib stieg, um dann aus ihrem Munde, mit weissagenden Worten verbunden, wieder herauszukommen; bald als einen weiten Kessel, in den die Pythia hinabtauchte, um durch den aufsteigenden Dampf in den Zustand der Betäubung oder Verzückung versetzt zu werden, der zum Weissagen erforderlich war; bald als einen mit einer Oeffnung versehenen Topf, in dem sich kleine

Steinchen befanden, die durch die aufwärts strömende Dunstsäule geschüttelt wurden und aus deren eigenthümlichen Bewegungen die Pythia ihre Weissagungen entnahm; wahrscheinlich ist es aber nur ein einfacher, mit drei Füßen versehener Sitz gewesen, von dem aus die Pythia ihre Weissagungen gab.

Anfangs wurde der Dienst der Pythia jedesmal nur von einer einzigen Jungfrau versehen, die zuerst in jugendlichem, später in reiferem Alter stehen mußte und gewöhnlich nach ihrer Herkunft aus der Umgegend von Delphi stammte und den niedrigsten Ständen angehörte. Später, als die Frequenz des Orakels zunahm und eine Person den Dienst nicht mehr bewältigen konnte, wurden immer drei Pythien eingesetzt, die der Reihe nach die Functionen ihres Amtes übten. Bevor die fungirende Pythia den Dreifuß bestieg, um des Gottes Offenbarungen zu empfangen, nahm sie ein Bad in der nahen Quelle Kastalia, schmückte sich das Haar mit Lorbeerkränzen und pflückte auch von einem nahe bei der Höhle stehenden Lorbeerbaume einige Blätter ab, die sie verzehrte. Dann zeigte sich auch sehr bald an ihr die Wirkung des Dampfes, der aus der Höhle zu ihr aufstieg. Sie gerieth durch denselben allmählich in einen förmlichen Paroxysmus, ihre Glieder zitterten, ihr Angesicht glühte fieberhaft, ihre Augen traten fast aus ihren Höhlen und funkelten unheimlich, kalter Schweiß bedeckte ihren Körper und Schaum trat aus ihrem Munde, fast erstickt von dem betäubenden Dunste und festgehalten auf ihrem Sitze von den Händen der Priester, brach sie endlich in ein förmliches Wuthgeheul aus, in dem man nur einzelne abgebrochene Worte unterschied, die von den Priestern sorgfältig aufgezeichnet, später in Zusammenhang gebracht und den Fragenden als Antwort des Gottes gegeben wurden. Diese Sprüche des Orakels wurden gewöhnlich in hexametrischen Versen ertheilt und waren oft doppelsinnig und zweideutig, standen aber hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit in höchstem Ansehen, bis überhaupt mit der zunehmenden Aufklärung der Glaube an die Orakel mehr und mehr abnahm.

Auf der Insel Delos, einer der Cykladen im ägäischen Meere, von der die Sage erzählt, daß sie einst ein auf dem Meere schwimmender, kahler und unfruchtbarer Felsen gewesen sei, aber seit Latona hier die Götterkinder Apollo und Artemis geboren habe, auf Säulen ruhe, die von den Grundfesten der Erde aufstiegen, befand sich gleichfalls ein gefeiertes Orakel des Apollo. Ein mit vielen Bildsäulen nnd Altären geschmückter Tempel war hier dem Apollo erbaut, in welchem sich auch die berühmte colossale Statue des Gottes befand. In welcher Weise hier die Orakel ertheilt wurden, ist nicht bekannt, doch gehören die Sprüche des Apollo von Delos zu den zuverlässigsten und klarsten. Uebrigens wurden dieselben nur im Sommer ertheilt, da Apollo nach der Mythe im Winter sich in Lycien aufhielt, um dort auch Orakel zu ertheilen.

Unweit Milet stand der Tempel des Apollo Didymäus mit dem Orakel der Branchiden, welches unter den ältesten Orakeln Griechenlands genannt wird und auch noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung Spuren seiner Existenz und Wirksamkeit zeigt. Den Beinamen Didymäus, d. h. Zwilling, hatte Apollo als Zwillingsbruder der Artemis. Die Branchiden, eine vornehme Milesische Familie, welche als Inhaber des Orakels genannt werden, leiten ihren Ursprung her von einer mythischen Persönlichkeit, Namens Branchus, der sich der besonderen Gunst des Apollo zu erfreuen hatte und von diesem in seinen Tempel aufgenommen wurde mit der Bestimmung, daß ihm nach seinem Tode göttliche Ehre erwiesen werden solle. Aus der Geschichte des Orakels ist zu merken, daß zur Zeit der Perserkriege der Tempel des Apollo, in dem die Orakel ertheilt wurden, geplündert und verbrannt wurde, indem die Priester, die aus der Familie der Branchiden stammten, ihn verrätherischer Weise den Feinden überlieferten. Die Milesier bauten später den Tempel wieder auf und zwar nach einem so weit und großartig angelegten Projecte, daß er nicht vollendet werden konnte. Das Orakel wurde vielfach von den Aeoliern und Joniern befragt und erfreute sich in der öffentlichen Meinung sogar des ersten Ranges nach dem Delphischen, wovon auch die großen Schätze und Kostbarkeiten, die ihm gehörten und von der Dankbarkeit der zahlreichen Besucher herrührten, Beweis sind.

An der Spitze des Priesterpersonals von Didyma stand der Stephanophorus, der bei den Verrichtungen seines Amtes, wie der Name besagt, eine Krone trug; die specielle Leitung des Orakels war das Amt des Propheten, der durch das Loos ernannt wurde; über die Verwaltung des Tempelschatzes waren die Beisitzer gesetzt, deren Zahl nicht immer gleich gewesen zu sein scheint. Was die Orakelceremonien betrifft, so wird nur berichtet, daß dieselben sich an eine kleine, heilige Quelle knüpften, die bei Didyma entsprang und daß die Weissagungen in enthusiastischer Weise ertheilt wurden, nämlich so, daß ein Weib, welches in der erwähnten Quelle die Säume ihres Gewandes und ihre Füße benetzte und die aus derselben aufsteigenden Dünste in sich sog, als Medium der Offenbarung gebraucht wurde.

Ein Orakel in Lebadia hatte seinen Namen von einem gewissen Trophonios, der mit seinem Bruder Agamedes ein berühmter Baumeister war und mit demselben die Apollotempel zu Chrysa und Delphi erbaut haben soll. Auch bauten die Brüder einem gewissen Hyrieus in Böotien ein Gebäude, worin derselbe seine Schätze aufbewahren wollte. Die verschmitzten Brüder setzten einen Stein in die Mauer so ein, daß er bequem herausgenommen werden konnte, und benutzten die Oeffnung, welche spurlos wieder verschlossen werden konnte, um bei Nacht einzusteigen und von den Schätzen des Hyrieus zu stehlen. Letzterer ließ, da er die geheimnißvollen Diebereien

merkte, Schlingen legen, in denen sich Agamedes fing, während Trophonios, nachdem er, um nicht verrathen zu werden, seinem Bruder den Kopf abgeschnitten und in seinem Mantel verborgen hatte, nach Lebadia floh, wo in einem Haine ihn die Erde verschlungen haben soll. — Wahrscheinlich aber hat er sich selbst eine unterirdische Höhle zu seinem Versteck gewählt, spielte hier den Wahrsager und wurde nach seinem Tode unter den Namen Zeus Trophonios göttlich verehrt. Uebrigens kam dieses neue Orakel erst durch einen Delphischen Orakelspruch in Aufnahme. Die Böotier hatten sich in Folge einer großen Dürre an das Delphische Orakel um Rath gewandt, erhielten aber von demselben die Weisung, den Trophonios in Lebadia aufzusuchen. Lange wurde vergeblich gesucht, bis ein Bienenschwarm den Weg und jene Höhle des Trophonios zeigte, wo sich Spuren von Götternähe fanden und ihnen befriedigende Antwort wurde, zugleich mit der Anweisung, wie künftig Trophonios zu verehren und um Rath zu fragen sei. Später wurde hier ein Tempel gegründet. Das eigentliche Orakel befand sich in einem Hause, in welchem eine merkwürdige Höhle war. Vor derselben war ein Vorhof, den ein Marmorgeländer umgab; aus demselben trat man in eine gewölbte Felsengrotte, und von dieser führte eine enge Schlucht in eine unter derselben befindliche unterirdische Höhle, welche das dunkle, dumpfe Adyton genannt wurde. Sobald der Rathfragende in diese enge Schlucht seine Füße hineinzwängte, wurde er plötzlich mit reißender Gewalt wie von einem Wirbel erfaßt und in die dunkle Tiefe hinabgezogen. Auf dieselbe Weise beförderte die verborgene Maschinerie denselben wieder herauf und warf ihn im bewußtlosen Zustande auf den Boden der oberen Felsengrotte nieder. Wollte Jemand den Gott um Rath fragen, so hatte er zuvor verschiedene Ceremonien durchzumachen: ein kaltes Bad in dem nahen Flusse Hercyan, Enthaltung von Wein und anderen Speisen außer dem Fleische der dargebrachten Opferthiere, in der letzten Nacht Opfer eines Widders, dessen Eingeweide über die Annahme oder Zurückweisung des Fragenden entschieden, dann ein letztes Bad im Hercyan und ein Trank aus den Quellen Lethe (d. h. Vergessenheit, nämlich alles Vergangenen) und Mnemosyne (d. h. Gedächtniß, nämlich für das, was sich in der Höhle ereignen würde). Erst nachdem alle diese Stadien durchgemacht waren, durfte der Fragende und zwar ganz allein die Grottenkapelle des Gottes betreten, wo er sein Gebet verrichtete, um dann durch den engen Schlund in das unterirdische Adyton hinabzufahren. Hier hörte derselbe, umgeben von dicker Finsterniß und in halb bewußtlosem Zustande liegend, geheimnißvolle Stimmen, oder sah gespenstische Erscheinungen, aus deren Geberden oder Bewegungen die Antwort auf seine Frage zu entnehmen war. Sobald er nach kürzerem oder längerem Aufenthalte wieder an das Tageslicht gekommen war, wurde er von den

Priestern des Trophonios auf einen Stuhl geführt und gefragt, was er gehört und gesehen habe. Seine Antworten, in einem Zustande von Betäubung und Geistesverwirrung gegeben und dictirt in dem Entsetzen über das Gräßliche der gehabten Erscheinungen, galten als Offenbarungen des Gottes.

Die Orakelgrotte des Trophonios ist noch heute unweit Lebadeia zu sehen und scheint später die Kripte einer christlichen Kirche gewesen zu sein, deren Ruinen noch jetzt vorhanden sind.

Bei Pateä in Achaja war ein dem Apollo geweihter Hain und nicht weit davon ein Tempel der Ceres, vor welchem eine Quelle entsprang, durch welche die Göttin, besonders mit Bezug auf Krankheiten, Enthüllungen gab. Man befragte dieses Orakel, indem man einen Spiegel an einem Faden in die Höhlung, aus der die Quelle entsprang, hinab ließ, jedoch so, daß er nur eben die Oberfläche des Wassers berührte, und dann, nachdem man der Göttin geopfert und zu ihr gebetet hatte, die Zeichen und verschlungenen Linien und Figuren beobachtete und zu deuten suchte, welche sich in dem heraufgezogenen Spiegel zeigten.

Zu Oropus in Böotien, wo ein Tempel stand, der dem Wahrsager Amphiaraos geweiht war, war ein Orakel, das von diesem den Namen hatte. Wer die Enthüllungen des Gottes begehrte, hatte sich während drei Tagen des Weines und am letzten Tage auch aller Speisen zu enthalten; dann wurde ein Widder geopfert, in das Fell desselben gehüllt legte der Fragende sich zum Schlafe nieder und erfuhr im Traume des Gottes Auskunft. Seinen Tribut für dieselbe mußte er in Gestalt von einigen Münzen in eine nahe heilige Quelle werfen.

In der Nähe von Epidaurus, einer bedeutenden Stadt in Argolis, befand sich auf dem Gebirge Arachnäon der berühmte Tempel des Aesculap, der Jahr aus Jahr ein von nah und fern Tausende von Kranken und Gebrechlichen herbeilockte, die hier Genesung oder doch Linderung ihrer Leiden zu finden hofften. In der Regel wurden denselben zweckmäßige Arzneimittel bei häufiger Bewegung in der frischen, gesunden Luft der Umgegend und entsprechende Diät verschrieben; in manchen Fällen aber, wo ihre Kunst und Wissenschaft nicht ausreichte, gebrauchten die Priester des Aesculap auch andere Mittel, um ihre Patienten zu beruhigen. Sie ließen dieselben sich in einem großen Saal versammeln und ermahnten sie, nachdem die für den Tempel bestimmten Opfer auf einem Tische niedergelegt waren, sich dem Schlaf hinzugeben und auch bei etwa entstehendem Geräusch sich ganz still zu verhalten, da Aesculap sich ihnen in Träumen offenbaren werde. Häufig vernahmen denn auch die Kranken, wenn der sie begleitende Priester mit den Opfergeschenken sich entfernt hatte, Stimmen, welche sie für die Aesculaps hielten, der durch dieselben ihnen die Mittel der Heilung angab.

Auch der schon oben erwähnte Orpheus soll in Lesbos aus einer Höhle Orakelsprüche ertheilt haben, welche sogar anfingen, den berühmten Orakeln Apollos Concurrenz zu machen.

Endlich notiren wir noch kurz, daß auch in Klaros, einem Flecken in Jonien, ein berühmter Tempel des Apollo mit einem Orakel sich befand, auch ein Orakel in Bura, einem Orte in Achaja, erwähnt wird, desgleichen ein anderes in Thalamiä, einer Stadt in Lakonien. Ueber dieselben fehlen aber die genaueren Mittheilungen und so scheinen sie nicht die Bedeutung gehabt zu haben, deren sich die anderen, ausführlicher beschriebenen, erfreuen durften, die doch auch dahinsinken mußten, überwunden von dem fortschreitenden Geiste der Zeit, und nur in ihren Trümmern noch an die Zeit ihrer Größe erinnern.

Charles Wolfe.

Skizze seines Lebens und Dichtens.

Von Gustav Haller.

(Schluß).

Bevor wir uns nun zu Wolfe's übrigen Dichtungen wenden, treten wir der Person des Dichters selbst etwas näher.

Charles Wolfe war der jüngste Sohn einer angesehenen irischen Familie, die zu ihren Vorfahren den bei Quebeck gebliebenen General James Wolfe zählte. Er wurde am 14. December 1791 zu Dublin geboren. Sein Vater starb früh, und seine Familie zog nach England, wo sie einige Jahre verweilte. Er besuchte, oft kränkelnd, von 1801—1808 drei Schulanstalten in England und zeichnete sich schon dort durch poetisches Talent und feines Gefühl für Musik aus. Im Jahre 1809 bezog er die anglicanische Universität in Dublin, und 1814 wurde ihm der Grad eines Baccalaureus ertheilt. Aus den nun mit Eifer betriebenen Arbeiten zur Bewerbung um eine Collegiatstelle, die ihm eine gesicherte Existenz bieten sollte, rief ihn die Einladung zu einer befreundeten Familie aufs Land. Hier waren es nicht nur die Schönheiten der Natur, die ihm die Rückkehr an den Arbeitstisch erschwerten: eine Tochter des Hauses hatte sein Herz gefesselt, und er begegnete keiner Abneigung von ihrer Seite. Wiederholte Besuche führten zum freundschaftlichen Verkehr mit allen Familiengliedern, — da brachen die Eltern den Umgang ab. Allerdings fehlten dem Dichter die Mittel, sich einen Hausstand zu grün-

den, und seine Aussichten lagen in weitester Ferne. Ueber die Wahl eines bestimmten Berufes bis dahin schwankend, widmete er sich nun dem geistlichen Stande. November 1817 *) fand seine Ordination statt. Ihr folgte bald die Uebertragung der Landpfarre zu Ballyclog (Tyrone) im nördlichen Irland. Schon wenige Monate später erhielt er die Pfarrstelle des nahegelegenen Kirchspiels Donoughmore in der Diöcese Armagh; in dem Hauptdorfe derselben Castle-Caulfield nahm er seinen Wohnsitz. Mit freudigem Ernste setzte er für die Amtspflichten in seinem verwilderten und weitausgedehnten Pfarrsprengel all seine Kräfte ein. Seine Person kam dabei niemals in Betracht. In dem kleinen Pfarrhause herrschte die vollständigste Vernachlässigung aller Bequemlichkeiten des Lebens. Die Poesie war abgethan und nicht minder jeder Gedanke an eine Heirat. Im Jahre 1820 wurde der Norden Irlands vom Typhus heimgesucht. Wolfe's unermüdlicher Eifer, den armen Kranken mit leiblicher und geistlicher Hilfe beizustehen, untergrub ihm die eigene Gesundheit. Ein anfänglich vernachlässigtes Brustleiden nöthigte ihn bald zu völliger Ruhe. Ortswechsel innerhalb Irlands und auch ein Aufenthalt in Bordeaux brachten nur vorübergehend einige Hoffnung auf Genesung. Ende November 1822 nahm er einen milderen Winteraufenthalt an der Bai von Cork und starb daselbst am 21. Februar 1823, im 32. Jahre seines Lebens.

Sein Brustbild, „engraved by H. Meyer from a Drawing by J. J. Russell. (1826)“ ist den „Remains“ vorgeheftet. Danach war er von großer schlanker Gestalt. Sein Kopf zeigt ein schönes, tiefes und kluges Auge, eine lange, spitze, nur wenig gebogene Nase und einen nicht gerade schönen, ziemlich großen Mund.

Als Geistlicher verband er mit dem Eifer eines Apostels eine vorzügliche Begabung für Predigt und Seelsorge. Die „Remains“ enthalten (Pag. 213—447) fünfzehn „Sermons“ von ihm, die ein schönes Zeugniß von seiner herzwarmen und beredten Predigtweise ablegen.

Sein Freund Russell schildert ihn in den „Remains“ als eine erregbare Feuernatur. Bei Ausbrüchen der Bewunderung, z. B. über ein Meisterstück

*) In diesem Jahre soll nach Chambers („Cyclopaedia of English Literature“) „The Burial of Sir John Moore“ zuerst — in jener irischen Zeitschrift — gedruckt sein. In den „Remains“ fehlt die Jahreszahl. Gedichtet ist es doch wohl unmittelbar oder bald nach Erscheinen des Berichtes im „Edinburgh Annual Register,“ als die Erinnerung an Moore noch lebendig war. — Daß Chambers ferner die betrügerische Aneignung des Gedichtes von Seiten eines schottischen Gelehrten in das Jahr 1841 versetzt und hinzufügt, Wolfe's Freunde hätten dessen Unrecht verfochten und rehabilitirt, erscheint noch räthselhafter, da Russel dies in den 1826 in zweiter Auflage erschienenen „Remains“ als bereits abgethan bespricht. Es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß auch nach dem Erscheinen der „Remains“ sich dieselbe Sache zum zweiten Male ereignet hat.

wie Thomas Campbell's „Hohenlinden", ein dem „The Burial" verwandtes Gedicht, konnte er, oft zum höchlichen Ergötzen seiner ruhigern Freunde, in die lebhaftesten Gesticulationen gerathen. Beim Lesen oder wenn etwas vor seine Seele trat, was seine Phantasie mächtig erregte, sprang er wohl von seinem Sitze auf, den Stuhl zur Seite schleudernd; dann schritt er im Zimmer auf- und nieder, seiner Erregung in wiederholten Ausbrüchen des Gefühls und unter den lebhaftesten Geberden freien Lauf lassend. Nichts brachte solche Ausbrüche heftiger hervor, als Musik. Er war ein feiner Musikkenner und insbesondere ein großer Verehrer Händel's. Vorzüglich glücklich war er im Erfassen des Geistes und Charakters eines einfachen Liedes oder einer Volksmelodie. Dieser Umstand führt uns auf die Entstehungsweise einiger seiner schönsten Dichtungen.

Die Melodie eines spanischen Nationalliedes „Viva el Rey Fernando" hatte ihn so ergriffen, daß er sie fort und fort sang, bis ganz ungesucht bei ihm ein englischer Text entstand, der sich der Weise bewundernswerth anschließt. Das ist sein „Spanish Song" (Remains p. 37), den Gisbert Freiherr Vincke*) und Louise v. Ploennies**) ins Deutsche übertragen haben.

Eine andere Melodie, die ihn besonders ergriff, war die irische Volksweise „Gramachree". Er meinte, es wären niemals Worte geschrieben, die seiner Idee von dem eigenthümlichen Pathos entsprächen, das die ganze Musik durchzöge, allen bisherigen mangele die Individualität des Gefühls. Dieser von ihm tief empfundene Mangel eines charakteristischen Textes ließ ihn seinen ergreifenden Song: If I had thought thou could'st have died" (Remains p. 42) schreiben, den Karl Elze***) in einem getreuen Abdrucke bietet. (Deutsch a. a. O. bei Vincke S. 267, bei Ploennies S. 142.) Hier die Uebersetzung von Vincke:

Ich wein' um dich, weil ich vergaß,
  Der Menschen Loos sei dein:
Wie dacht' ich, wenn ich bei dir saß,
  Du könntest sterblich sein!
Mir kam es niemals in den Sinn,
  Daß einst es anders wär',
Wo du auf immer gingst dahin
  Und lächeltest nicht mehr.

*) In: „Rose und Distel. Poesieen aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Zweite vermehrte Auflage. (Weimar 1865)", S. 265. Dieses schöne Buch enthält Wolfe's Gedichte fast sämmtlich übersetzt und zwar meist in wahren Meisterstücken der deutschen Uebersetzerkunst; nur einige Jugendversuche sind unübersetzt geblieben.

**) In: „Englische Lyriker des 19. Jahrh., in's Deutsche übertragen von Luise von Ploennies. (München 1863)" S. 143. Hierin sechs Gedichte Wolfe's in lesbarer Uebertragung.

***) In: „Englischer Liederschatz aus britischen und amerikanischen Dichtern. Mit einem biographischen Verzeichniß der Verfasser von Karl Elze. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. (Halle 1859)", p. 314. Hierin vier Gedichte von Wolfe.

Noch blick ich in dies Angesicht,
  Sein Lächeln zu erspähn,
Noch faß' ich den Gedanken nicht,
  Daß ich es nie soll sehn.
Dem süßen Worte lausch ich lang,
  Vergessen hast du's nie: — —
Es schweigt dein Mund, nun fühl' ich's bang,
  Ja, du bist todt, Marie! —

Und bliebest du mir also doch,
  Ganz friedlich und ganz bleich,
Dein stilles Antlitz küßt' ich noch,
  An Lächeln einst so reich.
Den kalten Leib umfaß ich hier,
  So scheinst du mir noch mein — —
Jetzt schließt das Grab sich über dir,
  Und jetzt bin ich allein! —

Ich denke nicht, wo du auch sei'st,
  Vergessen hast du mich;
Ruh findet wohl mein Herz zumeist, —
  Gedenkt es auch an dich.
Doch dich umfloß ein lichter Schein,
  Wie überirdisch Glück: —
Den konnte dir kein Traum verleihn,
  Den bringt kein Traum zurück.

Die Freunde fragten Wolfe, ob dem Gedichte ein wirkliches Ereigniß zu Grunde liege. Er antwortete, er hätte die Melodie wieder und wieder gesungen, bis er in eine Thränenfluth ausgebrochen sei; in dieser Gemüthsstimmung hätte er das Gedicht geschaffen.

Nach der unbekannt gebliebenen Melodie einer ihm bekannten Dame dichtete er den (Remains p. 44):

Song.

Go, forget me — why should sorrow
  O'er that brow a shadow fling?
Go, forget me — and to-morrow
  Brightly smile and sweetly sing.
Smile — though I shall not be near thee;
Sing — though I shall never hear thee.
  May thy soul with pleasure shine,
  Lasting as the gloom of mine.
Go, forget me, etc.

Like the Sun, thy presence glowing,
Clothes the *meanest* things in light;
And when thou, like him art going,
Loveliest objects fade in night.
All things look'd so bright about thee,
That they nothing seem without thee;
By that pure and lucid mind
Earthly things were too refined.
Like the Sun, etc.

Go, thou vision wildly gleaming,
Softly on my soul that fell;
Go, for me no longer beaming —
Hope and Beauty! fare ye well!
Go, and all that once delighted
Take, and leave me all benighted,
Glory's burning-generous swell,
Fancy and the Poet's shell.
Go, thou vision, etc.

Dieses tief empfundene melodische Lied ist von Vincke (S. 281) und von Louise von Ploennies (S. 147) übersetzt. Vincke's Uebertragung ist ein so glänzendes Zeugniß für die Kunst dieses Uebersetzers in der Wiedergabe von Wort, Sinn, Klang und Färbung des Originals, daß ich mich nicht enthalten kann, dieselbe zur Vergleichung mit dem englischen Texte hier einzufügen:

Geh, vergiß mich, daß nicht Sorgen
Trüben deiner Freude Quell;
Geh, vergiß mich nur, und morgen
Lächle süß und singe hell;
Lächle, wenn ich auch nicht da bin,
Singe, wenn ich auch nicht nah bin:
Deine Seele strahl' in Lust —
Dunkel ist's in meiner Brust.

Gleich der Sonn' erscheinst du, kleidest
Alles rings in lichte Pracht;
Und sobald du gleich ihr scheidest,
Schwindet jeder Glanz in Nacht.
Allem liehst du holden Schimmer,
Der ist mit dir fort auf immer!
Und dein Geist, so rein und klar,
Läuterte was irdisch war.

Fort, du Traumbild! Rasch versinkst du,
Das sich stahl in Seel und Sinn.
Fort! Nicht länger glänzend winkst du:
Hoffnung, Schönheit, fahret hin!

Fort! Und laß mich nachtumfangen,
Nimm, woran mein Herz gehangen:
Goldnen Ruhmes leuchtend Ziel,
Sängerlust und Saitenspiel!

Mit Recht stehen die Dichter, die heut zu Tage Texte für vorhandene oder erst zu componirende Melodien — meist im Auftrage der Componisten — schreiben, nicht im besonderen Ansehen bei den Kritikern und Literaturfreunden, denn ihre Producte tragen fast insgesammt den Stempel der Mache, die im besten Falle als eine geschickte zu bezeichnen ist. Aber welch ein Unterschied zwischen jenen Fabricaten und diesen drei aus Wolfe's innerstem Herzensbedürfniß zu vorhandenen Melodien geschaffenen Liedperlen! — Die Engländer sind, wenn wir das evangelische Kirchenlied in Deutschland ausnehmen, in dieser Beziehung überhaupt glücklicher gewesen, als wir; ich errinnere nur an Byron's „Hebrew melodies“ und an Thomas Moore's „Irish melodies“.

Einen Gegensatz zu diesen elegischen Klängen Wolfe's bildet ein anderes Lied voll ernster Männlichkeit, das er nach der Rückkehr vom Lande in die Mauern des Collegs zu Dublin dichtete; und mit diesem Liede treten wir an diejenigen Dichtungen Wolfe's heran, denen ein inneres und zugleich äußeres Selbsterlebniß zu Grunde liegt. Dies Lied ist der wohl irrige Meinungen der Freunde über ihn abwehrende Song: „Oh say not that my heart is cold“. (Remains p. 99. — Elze p. 215, — Vincke p. 280. — Ploennies p. 140.) Hier die Uebersetzung von Vincke:

O nennt mein Herz nicht todt und kalt,
Das doch so laut geschwärmt hat;
Sagt nicht, daß Berg und Strom und Wald
Es schon nicht mehr erwärmt hat;
Daß mir erlosch im Banne hier
Der tiefsten Regung Funken
Für liebe Freunde, die mit mir
Gejauchzt begeistrungstrunken!

Solch glänzend Bild hab ich entzückt
Noch oft heraufbeschworen,
Und derer, die es mitbeglückt,
Gedenk ich traumverloren;
Die lichte Flur, des Waldes Dom,
Sie möcht ich wiedersehen,
Vom Bergesrand den blauen Strom —
Und selig jubelnd stehen.

Mich hält die Fessel starrer Pflicht
Im Kerker hier gefangen,

Ihr herbverdroßen Angesicht
Bestraft mein heiß Verlangen:
„Was soll dem Sclaven die Natur?
„Sein Fröhnungstagwerk stört sie:
„Des Berges Luft, die weite Flur —
„Dem Freien nur gehört sie!“ —

Aus der Zeit seines Aufenthaltes auf dem Lande im Kreise der Familie, an die ihn zarte Bande fesselten, sind uns in den „Remains“ nur drei Gedichte erhalten. Die Strophen „To a Friend“ (Remains p. 113. — Vincke p. 282) sind an den Hausherrn gerichtet; sie enthalten folgende Schilderung der Familienglieder (deutsch von Vincke):

— — — — — — —

O habt ihr denn seinen Heerd geschaut,
Und die er vereint zur Stunde so traut,
Dann hat euch entzückt
Der heitere Sinn, der den Heerd ihm schmückt.

Die Laune der leichten neckenden Lust
Vom Herzen kommt sie hier unbewußt,
Und sie gilt traun mehr,
Als das Narrengeseufz*) in der Welt umher.

Und wie dort alle so munter sind,
Ist jedes doch Erin's echtes Kind,
Eine Geisblattrank'
An Erin's Laube, wild und schlank.

Die Wolke, wenn sie sich finster ballt,
Die bringt nicht Trost für der Stürme Gewalt:
Mit dem Regenbogen
Kommt milder Frieden ins Herz gezogen.

— — — — — — —

Diese sechszehn Strophen „To a Friend“, aus denen die mitgetheilten vier ein biographisches Interesse bieten, enthalten schöne Stellen; betrachtet man sie aber als Ganzes, so muß man sich gestehen, daß der Dichter hier nicht jene durchsichtige Klarheit des Ausdrucks und die geistreiche Verknüpfung der Uebergänge erreicht hat, die in Verbindung mit poetischem Gehalt solchen Gelegenheitsgedichten den Stempel des Genius aufdrücken. Dasselbe gilt von dem phantastischen „A Birth-day Poem“ (Remains p. 108. — Vincke S. 284.) für die noch im Stillen Geliebte, während der „Song“ (Remains p. 111. —

*) Wohl eine Anspielung auf den damals grassirenden Weltschmerz, in den Wolfe und sein ländlicher Freundeskreis nicht verfallen war.

Vincke S. 288), der wegen der Charakteristik der Geliebten auch biographisch interessant ist, den schönsten Liebesgedichten voll von energischem Ausdrucke des Gefühls beizugesellen ist, welche die englische Lyrik aufzuweisen hat. **Vincke** hat ihn trefflich übersetzt:

O mein Lieb hat ein Auge vom sanftesten Blau,
 Doch das war es nicht, was mich entzückt hat:
Ein glänzendes Tröpflein der Seele darin,
 Das ist's, was den Sinn mir berückt hat.

Wohl mocht ich die Wange, die liebliche, schaun,
 Und vielleicht noch die Flamme beschwor ich;
Doch ein schüchternes Roth trat zitternd hervor —
 Und mein Herz für immer verlor ich.

Wohl mocht ich vergessen die Lippe so roth —
 Doch wie dem Gedanken entrinnen?
Und ein sonniges Lächeln verklärte den Mund:
 Das bleibt mir im Herzen tiefinnen! —

Denk nicht, daß die irdische schlanke Gestalt
 Mich verfolgt und mir überall Stand hält;
's ist der duftige Geist, der sie strahlend belebt,
 Und die Anmuth, was mich gebannt hält.

Ich mag nicht hören der Nachtigall Sang,
 Ob auch einst mich beseligt ihr Singen:
O die Seel' und der Sinn in dem flüsternden Wort
 Läßt jede Musik mir verklingen.

Und liebt ich dies Antlitz im ersten Moment,
 Wer tadelte wohl mein Bekenntniß?
Doch bet ich sie an um ihr warm, warm Herz,
 Um des Herzens bezaubernd Verständniß.

Außer den besprochenen Gedichten und einigen in einem „Appendix" (p. 449—473) gebotenen Aphorismen nebst englischen und lateinischen Versen der Schulzeit enthalten aus der poetischen Hinterlassenschaft Wolfe's die „Remains" noch von **Vincke** trefflich übersetzte fünf Gedichte und zwei kleine poetisch-prosaische Stücke. Es sind das eben Schöpfungen von mittlerem Werthe, und es genügt, hier zur Vervollständigung der Charakteristik Wolfe's als Poet nur hervorzuheben, daß sich unter den Gedichten noch zwei befinden, die **historische** Stoffe mit jugendlichem Pathos behandeln und nicht ohne einzelne großartige Züge sind; es ist das ein gekröntes Preisgedicht aus der Universitätszeit (1809) über das gegebene Thema: „Jugurtha incarceratus

vitam ingemit relictam“ und ein erster Entwurf eines größeren Gedichts: „Battle of Busaco; Deliverance of Portugal“.

Und so wäre ich denn am Beschluß dieser skizzenhaften Abhandlung über das Leben und Dichten von Charles Wolfe! Ein einfaches, engbegrenztes Erdendasein, einmal durchblitzt vom Hoffnungsstrahle der Liebe und dann — das starre Machtgebot der Pflicht, die Fessel des wehmüthigsten Siechthums und ein früher Tod! — Und innerhalb dieses Rahmens das Bild eines reichbegabten Poeten, der in einer kurzen Spanne Zeit in der pathetischen Rhapsodie und im elegischen Tone des Liedes Bedeutendes leistete und ungesuchte Unsterblichkeit erlangte durch ein Gedicht: „The Burial of Sir John Moore“!

Wenjukow's Werk über Innerasien.*)

Interessen der mannigfaltigsten Art haften an den weiten, noch wenig bekannten Gebietsstrecken, welche man unter der Benennung „Centralasien“ zusammenfaßt. Der Historiker weiß, daß hier meist der Tummelplatz zahlreicher mächtiger Völkerhorden gewesen, die verderbenbringend das Herz Europas überflutheten; der Geograph kennt diese Region als eine derjenigen, welche noch am mangelhaftesten dargestellt ist, wo Flüsse, Gebirge und Städte nur in unsicheren Umrissen verzeichnet werden können; der Ethnolog erinnert sich der turanischen Völkergruppe und der damit verknüpften schwankenden Begriffe, und der Politiker endlich erwartet hier vielleicht den Zusammenstoß zwischen der größten See- und der größten Landmacht der Erde. Aber dies ist es nicht allein, was unwillkürlich unsere Blicke auf Centralasien lenkt. In einem Zeitalter, wo Meer und Land vom Dampfe durchpflügt werden, verschwinden die Entfernungen, und nahe gerückt scheint, was einstens unerreichbar weit war. Schon hat die Eröffnung des Suez-Canals die Handelswege nach Ostasien gekürzt, früher oder später wird die Euphratbahn eine Wirklichkeit geworden und Indien mit der europäischen Culturwelt durch Schienenstränge verbunden sein. Von Jahr zu Jahr schreitet der Ausbau des gewaltigen russischen Eisenbahnnetzes vor, und ist einmal die in Angriff genommene Linie von Ssarama nach Orenburg vollendet, so stehen wir auch schon am Beginne der kirghisischen Steppe, durch welche in rascher Frist russische Heer-

*) Oberst Wenjukow: Die russisch-asiatischen Grenzlande. Aus dem Russischen übertragen von Krahmer, Hauptmann im königl. preuß. Großen Generalstabe. Mit zwei Karten. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1874.

straßen uns nach den islamitischen Wunderstädten Bochâra und Samarkand führen werden. Dies ist in keiner Weise etwa das Bild einer aufgeregten Phantasie, vielmehr geht diese Heranziehung des entfernten Ostens schon theilweise unter unseren Augen vor sich, und was wir soeben angedeutet, wird vielleicht in zwei Decennien buchstäblich in Erfüllung gegangen sein. Es begreift sich daher, daß die Wissenschaft in den letzten Jahren auf jene noch so wenig durchforschten Gebiete ihre Aufmerksamkeit concentrirt hat, und sich bemüht, den Schleier zu lüften, der seit Marco Polo's Zeiten auf denselben ruht.

Die Erforschungen in Centralasien gehen von den Russen und den Engländern, den beiden Rivalen der asiatischen Welt, gleichzeitig aus. Erstere drängen unabläßig und seit langen Jahren nach Süden und Osten, und haben in der That in der jüngsten Vergangenheit ihre Herrschaft über jene Gegenden bedeutend erweitert; die wissenschaftliche Forschung folgt dort, so zu sagen, der militärischen Action auf dem Fuße, und der Geograph kann daher nicht umhin den Gang der Ereignisse selbst mit in Betracht zu ziehen. Gleichwie aber an die russischen Fahnen die Wissenschaft sich heftet, und wir heute die eroberten Landschaften im centralen Asien — bisher von der Nacht der Jahrhunderte bedeckt — genauer kennen als manche Theile der europäischen Türkei, so folgt auch unausweichlich die Cultur dem Siegeszug des schwarzen Doppelaars. Rußland erfüllt, daran kann der Ethnograph nicht zweifeln, eine wahre Culturmission, indem es auf seine Weise den orientalischen Völkern den europäischen Ideenkreis vermittelt; mit einem Worte: für Asien ist Rußland die Cultur, die Civilisation. Der unbetheiligte aber muß erkennen, daß die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, dieses Aufschließen neuer Kreise für das Culturleben der civilisirten Völkerfamilien der beste Gewinn sei, den die Menschheit seit den Zügen des Sesostris und des makedonischen Alexanders aus derartigen Kriegsunternehmungen gezogen hat.

Wenn ein englischer Staatsmann nicht mit Unrecht behauptete, Britannien sei weit mehr eine asiatische, denn eine europäische Großmacht, so kann man dasselbe mit Fug und Recht von Rußland sagen, den Staatencoloß den man den nordischen zu nennen pflegt, dessen Gebiet sich aber bald nahezu über alle Zonen der Erde erstreckt und an Ausdehnung der halben Mondoberfläche gleichkommt. Seit wenigen Jahrhunderten hat sich das ungeheuere Reich aufgebaut, und seitdem ist kein Decennium verstrichen, in welchem es nicht unaufhaltsam, wenn oft auch unbeachtet, an seiner Erweiterung mit Erfolg gearbeitet hätte. Unter Iwan IV., der von 1533—1584, also länger denn ein halbes Jahrhundert herrschte, unterwarf es sich die tatarischen Chanade des Südens, mit Ausnahme der Krimm; Kasan, das schon früher (1487) den Czaren zeitweise unterthan ward, erobert es 1552 nach langem blutigem

Kampfe, Astrachan im Norden fällt 1554, und 1556 werden die Baschkiren unterworfen, gleichzeitig aber fester Fuß in der Kabarda am Kuban gefaßt. Die Kosaken Yermak und Timofejew endlich erschließen durch die Entdeckung Sibiriens in Iwan's letzten Regierungsjahren ihrem Vaterlande einen neuen Continent und legen den Grund zu Rußlands asiatischer Macht; 1587 wird Tobolsk gegründet. Im achtzehnten Jahrhundert, 1727, gewinnt Rußland durch einen Vertrag mit Persien die schon vier Jahre früher unter Peter dem Großen eroberten Provinzen Daghestân, Schirwân, Ghilân und Mazenderân, das heißt die ganze Westküste der Kaspi-See, muß sie aber 1734 wieder zurückgeben; es sind die beiden letzteren die einzigen Landschaften, welche dieses Reich einmal besessen, verloren und nicht wieder gewonnen; 1813 mußten die Perser Dagestân und Schirwân wieder herausgeben, nachdem bereits seit 1806 das wichtige Derbend in den Händen der Russen war. Ein erneuerter Krieg mit Persien endlich dehnte das Gebiet des Riesenstaates über den Araxes und bis an den Ararat aus und erwarb ihm im Frieden von Turkmantschay 1828 die Provinz Arran. Und auch heute noch hat Rußland sein Streben nicht aufgegeben, und jeder Tag sieht es fortschreiten mit Riesenschritten im Herzen der alten Welt. Rußland steht nunmehr in Centralasien.

Denkende Politiker können, seitdem der Weltverkehr nie geahnte Proportionen angenommen, seitdem der Dampf die gesalzene See durchpflügt, seitdem Schienenstränge die Ferne nahegerückt, und die Distanzen zusehend verschwinden, nicht mehr übersehen, von welch unberechenbarer Tragweite die Machtentwickelung eines Staates sein muß, der nunmehr der uralten, nach Jahrtausenden zählenden Cultur Chinas ebensowohl die Hand reicht, wie des abendländischen Europas moderner Civilisation. Wer die dem Wenjukow'schen Werke beigegebene „Karte der Reichsgrenze zwischen Rußland und China" im Maßstabe von 1 : 8,500,000 überschaut, erkennt sofort den weiten Raum, auf dem das größte europäische und größte asiatische Reich sich berühren. Es reicht über etwa 60 Grade oder den sechsten Theil des Umfangs unserer Erde!

Wie Rußland seit den Tagen des Kosaken Jermak, dieses sibirischen Cortez, allmählich zu seinem ungeheuren Besitze gelangte, schildert Wenjukow in seinem einleitenden Kapitel, wo die allmählichen Grenzerweiterungen verfolgt werden bis auf unsere Tage. Der berühmte russische Reisende und geographisch-militärische Schriftsteller schrieb aber gerade als die große Expedition gegen Chiwa, das letzte der widerspenstigen Chanate, im Gange war, und so konnte auch die letzte Gebietserweiterung Rußlands, das Vorschieben seiner Grenzen bis an den Amu, nicht mehr berücksichtigt werden. Sonst aber liegt in dem Wenjukow'schen Werke die vollständigste und zuverlässigste Arbeit vor, die wir über Centralasien überhaupt besitzen, sofern es sich um ein allgemein zusammenfassendes

Werk handelt. Kein Staatsmann, der in der großen Politik sich bewegt, kein Militär, dem die wichtigen Verhältnisse Innerasiens nahe gehen, kein Geograph und Ethnograph, der das mühevolle Nachsuchen in hunderten von Spezialarbeiten (meistens in russischer Sprache erschienen) sich ersparen will, kann heute das Wenjukow'sche Buch entbehren. Es ist ein kolossaler Schatz darin aufgespeichert und der Verlagshandlung wie dem Uebersetzer, Hauptmann Krahmer, gebürt aufrichtiger Dank, daß sie dasselbe in deutscher Sprache einem großen Publikum zugängig gemacht haben. Mit diesem Urtheile dürfte jeder Sachkenner übereinstimmen, zumal die Uebersetzung den Eindruck einer höchst gewissenhaften Arbeit macht. Ueberschaut man in den Literaturnachweisen, die jedem Kapitel angehängt sind, die zahlreichen russischen Schriften, die über Central- und Nordasien erschienen und die einen kolossalen Schatz aufgespeichert enthalten, dann überkommt uns bei unserer Unkenntniß der russischen Sprache ein gewisses Gefühl der Beschämung. Wir sehen den Zeitraum immer näher heranrücken, in dem von uns verlangt wird, daß wir das Russische so gut wie das Englische und Französische verstehen müssen, die Sprache eines Volkes, das 80 Millionen Seelen zählt, eine Sprache, die von der Ostgrenze unseres Reiches bis wieder zu jener der Vereinigten Staaten an der Beringsstraße herrscht.

Wir geben, nachdem wir auf den allgemeinen Inhalt dieses unentbehrlichen Nachschlagewerks hingewiesen, einen Ueberblick seines Inhalts. Wenjukow geht von Osten nach Westen an der 10,000 Werst langen Grenze entlang und beginnt mit der Insel Ssachalin im nördlichen Stillen Ozean, die erst neuerdings ganz in russischen Besitz übergegangen ist und durch ihren Kohlenreichthum sich auszeichnet. Wie bei jedem folgenden Kapitel erhalten wir eine historische Einleitung, es folgt die mathematische Geographie und Hydrographie, die Topographie, eine Schilderung der Naturprodukte, die Ethnographie. Hierbei sei erwähnt, daß eine sehr große ethnographische Karte als eine besondere Bereicherung dem Werke beigegeben ist, auf der die zahlreichen Völkerschaften des asiatischen Rußlands — die Karte führt 21 Unterscheidungen auf — verzeichnet sind. Das 1871 von den Russen erworbene Gebiet von Kuldja ist jedoch hierbei noch unberücksichtigt geblieben. Ein militärischer Ueberblick schließt das Kapitel ab.

Die folgenden Abschnitte behandeln: die Küstenprovinz der Mandschurei (das sog. Primorskische Gebiet); das wichtige Amurland mit seinem Riesenstrom; die Mandschurei; Transbaikalien; das Grenzgebiet des Ssajan- und Altaigebirges; der Dsungarische (Tschjungarische) Abschnitt, die geographisch am ungenügendsten bekannte Gegend; der Tianschan oder das Himmelsgebirge, welcher das russische Reich von dem neuen Reiche des unternehmenden Emir von Kaschgar trennt; das Grenzgebiet an den drei Chanaten Kokan,

Bochara und Chiwa bis zum Aralsee; endlich das Turkmenengebiet in den Steppen am Ostgestade des kaspischen Meeres.

Wenn wir hinzufügen, daß zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen in dem Werke mitgetheilt sind, daß, sowohl vom militärischen wie kaufmännischen Standpunkte aus die Verkehrsmittel und die Straßen besonders berücksichtigt wurden, daß die Naturprodukte in jedem einzelnen Abschnitte eingehend erörtert sind, so haben wir wohl genug gesagt, um dies unentbehrliche Werk dem Soldaten, Politiker und Geographen zu empfehlen. Doppelt willkommen und weit brauchbarer wäre es aber geworden, wenn demselben — da es doch wesentlich zum Nachschlagen dient — ein Register beigegeben gewesen wäre. Wir vermissen dasselbe schmerzlich, umsomehr, da nicht einmal ein Inhaltsverzeichniß vorhanden ist.

Herbsttage in Schwaben.

1.

Von Friedrich Lampert.

Flüchtige Skizzen flüchtiger Wandertage! Man wandert so schnell in unserer Zeit, selbst wenn das Zufußgehen der Eisenbahnfahrt sich gesellt. Und zu Fuß muß man wandern im Schwabenland, wenn man wahren Genuß von seiner einfachen, aber so überaus lieblichen Schönheit haben will, und geht man dann ab und zu, wo's gerade nöthig ist, zur Eisenbahn zurück, so kann man in Tagen, wie ich's dem freundlichen Leser zeigen will, viel, die ganze würtemberger Geographie fast, durchmachen.

Es war im September, in jenem Monat, wo zwar der Tag kürzer, aber die Luft reiner und der Himmel blauer, als im schwülen, ermattenden Hochsommer ist, wo es sich darum allenthalben am gesichertsten gegen Wetterstörungen und namentlich mit der meisten Garantie für unverkümmerte Bergaussichten reisen läßt. — Die schon dem Untergang sich zuneigende Sonne glänzte in den Fenstern des großen Jagdsaales des Weikersheimer Schlosses. Es ist dies Schloß ein Prachtstück der Renaissance; der Epheu schlingt sich am Portal hinauf, draußen im Garten aber stehen Hecken und Bäume à la Louis XIV. geschnitten. Unweit des fürstlichen Parkes liegt der Bahnhof. Von Mergentheim her, der alten Deutschordensstadt, aus dem Tauberthal herauf, kam der Zug. Er trat in ein kleineres, von hohen Steilrändern umfaßtes, das Vorbachthal, ein. Es ging aufwärts. Die Locomotive mühte sich ab. Die Dunkelheit eines langen Tunnels bereitete auf die der einbrechen-

den Nacht vor. Auf dem Bahnhof von Crailsheim brannten schon die Lichter. Die alterthümlich in die nächtlichen Schatten hineinragende Oberamtsstadt mit ihren Thürmen und ihrer steilgedachten Johanniskirche ist eine pittoreske Bahnstaffage, aber für uns diesmal nicht mehr als das; wenn einmal die nun bald vollendete Nürnberger Bahn hier mündet, wird man ihr mehr gerecht werden.

Crailsheim ist Knotenpunkt; man muß Acht gaben, den rechten Zug zu finden. Wir waren in dem richtigen, auf der „obern Jaxtbahn", also schon aus dem würtembergischen Franken heraus, in das wir, aus dem bayrischen kommend, bei Weikersheim eingetreten waren. Es ist der Beobachtung werth, wie viel Verschiedenheit in Land und Leuten, Sitte und Sprache, selbst der äußern Erscheinung des Bodens, auf einem verhältnißmäßig so kleinen Stück Erde, wie das von den schwarz-rothen Grenzpfählen umzäunte ist, sich offenbart. Ich brauchte nur etwas im Waggon mich umzuschauen und umher zu horchen: gleich der Dialekt sondert den würtemberger Franken vom Schwaben ab; die Rede des ersteren hört sich weicher, fließender, gegen die schwerfällige, dem Sprecher noch dazu fast mühselig zu entlockende des Schwaben. Auch seine gewandteren, gefälligeren Umgangsformen machen sich so gut kennbar, wie der Unterschied der Kleidung. Der niedere breitkrämpige Hut, der schwarzgraue lange Tuchrock mit der dunklen Manchesterweste und den langen Beinkleidern der Männer, wie die buschärmligen Spenser und Reif- und Bandhauben der Frauen sind ganz andere Erscheinungen, als wir sie bald da sehen werden, wo das deutsche Häubchen auf dem Haupte der Frauen, die Pelzmütze auf dem der Männer sitzt.

Ueber den Wiesen und grünen Büschen des Jaxtthales wallten Nebel auf, aber Erlkönigs Töchter spielen nicht an den prosaischen Eisenbahnen. Ellwangen, die Hauptstadt des alten Viengrundes, Station Goldshöfe, wo die Remsthalbahn mich aufnahm, „Aale", wie jeder halbweg geschulte Schaffner beim schwäbischen Schilda anstatt des schriftgemäßen „Aalen" ruft, — all das war endlich vorüber: in Gmünd erreichten wir des ersten Reisetages Ziel. Im Gasthof zum Rad „schwäbelte" es schon ganz ordentlich an der Abendtafel um uns her. Offiziere, die zu den Herbstmanövern da waren, ruhten sich bei der Flasche aus. Guter rother „Heilbronner" funkelte in dieser. Man soll in Gmünd besser noch als anderswo im Schwabenland das Zechen und Jubilieren verstehen. Gaudium mundi hat es drum ehedem geheißen. Justinianus Kerner hat davon gesungen:

„Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang. —"

Aber noch hat's mit den Trümmern gute Weile. Denn die gute Stadt sieht trotz ihres alterthümlichen Wesens noch recht solid und kräftig aus. Nur eine ihrer schönen alten Kirchen, die Johanniskirche, war etwas hinfällig geworden. Man restaurirte daran. Nicht immer bringen Restaurationen etwas Gescheidtes zu Wege. Man mengt zu gern das Moderne in den alten Stil. Aber hier soll's besser werden. Man hofft den, namentlich in der üppig reichen Ornamentik der Außenseite merkwürdigen romanischen Bau in möglichster Unversehrtheit zu reproduziren. Gmünd hat gewissermaßen ein Privilegium zu Kirchenbauten. War doch Heinrich Arler, der Schöpfer des Mailänder Domes, ein Gmündner Kind. Ob ihn wohl manchmal, wenn er vom marmornen Dach seines Wunderwerkes hinüber zu den fernen Alpen schaute, ein Heimweh faßte nach dem schönen stillen Thal, in dem seine Vaterstadt so sanft gebettet ruht? Hieß sie vielleicht auch gaudium mundi, weil ihre Lage so gar herzergötzend ist? Sie gehört schon dem Kernland Schwabens an, dem schwäbischen Hügelland mit seinen weichen und sanften Conturen, den üppigen Frucht-, Obst- und Rebenpflanzungen an Berg und Thal. Diesem Boden entwuchsen, wie die alten Herzoge von Schwaben, die Staufen, so auch die gegenwärtigen Fürsten von Würtemberg. Hier ist aber auch die Wiege Keppler's und Schiller's, hier das Land, da auf wechselvoller Oberfläche jede Individualität sich ausprägt, sei es die des Weines, des Obstes, der Rinder oder der Menschen. — Es war classische Erde, über der die Septembersonne aufgegangen war. Der Schnellzug hielt in Lorch. Hart an der Eisenbahn zieht sich der Weg einen nicht hohen Berg hinan. Die noch immer ansehnlichen Bauten eines alten Klosters stehen auf ihm: des Benediktinerklosters Lorch, — der Hohenstaufengruft.

Ein Mausoleum des großen deutschen Kaisergeschlechtes, wie es die Habsburger bei den Kapuzinern in Wien, die Oranier in Delft, die Könige Frankreichs in Saint-Denis, die Hohenzollern im Münster von Heilsbronn haben, ist es nicht. Keiner von den Hohenstaufen, die die Kaiserkrone getragen haben, schläft in ihm. Wie sie ruhelos durch die Welt gezogen sind, sie sich dienstbar zu machen, und dann da und dort das müde Haupt niedergelegt haben, so sind sie auch im Tode verstreut. Einsam, wie das ganze hohe Geschlecht dasteht, wie heute noch der Berg, der seine Stammburg trug, losgetrennt von den übrigen Bergen der schwäbischen Alb, daliegt, sind sie auch begraben. Nur Einer, Philipp, ruht bei den Genossen gleichen Ranges im Kaiserdom zu Speier. Aber ist auch keiner der alten bekannten großen Hohenstaufennamen auf den Gräbern in Lorch zu lesen, so verdient doch die kleine Kirche den Namen, den wir ihr gegeben. Die Stifter des Klosters, Friedrich von Schwaben und seine Gemahlin Agnes waren die Ersten, denen das Trauergeleite vom nahen Hohenstaufen herüber hierher gegeben ward

Und siebzehnmal hat dann noch das Todtenglöcklein des Lorcher Klosters den Edlen ihres Hauses geläutet. Konrad's I. Gattin und Söhne, Barbarossa's Mutter und Kinder, Beatrix, Otto's IV. Gemahlin, auf deren Sarg die Inschrift stand: „filia formosa, jam cinis, ante rosa“, sind hier gebettet. Aber unter all den Namen, die da der Hüter der Todtengruft nennt, klingt Einer am poetischsten aus der alten Zeit herüber:

„Nascituram Orientis,
laurus quondam atque palmae
cum cypressis salutarunt:
morituram occidentis
ilices et quercus almae
commoerentes adumbrarunt.
nobilis Grajorum nata
eu, quo dura trahunt fata
sepulturae requiem!
nec solamine carebis,
jam cum angelis videbis
quem planxisti, conjugem,“

hat Victor Scheffel Irenen von Byzanz zur Grabschrift geschrieben. Als sie von der Leiche des ermordeten Gatten weg, von Bamberg nach dem Hohenstaufen geflohen, fand sie hier bei den Todten auch das Ende ihres Liebeswehs und Herzeleids. Beim Umgraben des Klostergartens stieß man vor Jahren auf den goldnen Ring, den sie einst Philipp am Traualtar gegeben. Auf einen der alten romanischen, das Kirchlein stützenden Pfeiler sieht man Beider Bild. Der Rosenstrauch, der neben Irenen blüht, deutet auf Walter's von der Vogelweide Gruß an sie: „Ros' âne dorn, ein tube Sunder gallen.“ Ihr Grab ist nicht bezeichnet. Keins ist das. Ein sorglicher oder besser fürwitziger Abt hat einmal alle Gräber öffnen lassen und aller Asche in Einen großen Sarkophag, der mitten in der Kirche steht, gesammelt. Da hat sich auch der Staub der schönen griechischen Kaisertochter dem der deutschen Fürsten und Fürstenkinder gemischt. Aber alt, unverändert, wie es vordem war, ist Alles: der Boden des Kirchleins, die Wölbung des Dachs, die Pfeiler und die Bilder an ihnen. Durch die Fensterbogen schlingt sich alter Epheu; die hereindringenden Sonnenstrahlen fielen gerade auf Irenens Bild. Draußen aber vor dem Kloster steht die alte Linde, in deren Schatten schon alle die lebend gewandelt, die da drinnen schlafen. Vor Jahren, als ich einmal vom Hohenrechberg hinüber nach Lorch kam, war noch an dem alten mächtigen Baum kein Aestchen geknickt. Diesmal fand ich ihn gebrochen. Zu derselben Zeit, als der Birnbaum auf dem Walserfeld zu Grunde ging, splitterte auch von der Hohenstaufenlinde ein Sturm ein beträchtlich Stück ab. Auch die Bäume der alten Kaiserzeit mahnten, daß die Zeit erfüllt, daß die Thatkraft

eines neuen Reichs an die Stelle der Trauer um das alte getreten war. Die Geister Lorchs zeigten mir die Richtung meines Weiterwegs: vom Grab zur Wiege der Hohenstaufen, nach Wäschenbeuren. Gerade in der Mitte zwischen Lorch und dem Hohenstaufen liegt das Dörfchen. Noch stehen die Grundmauern des alten Wäschenschlößchens. Von ihm stieg ein Friedrich von Büren zur Höhe und baute sich auf dem Stwipfen, dem „Stufenberge", ein hohes Haus. Kein Stein steht mehr von ihm. Schon der Bauernkrieg schleuderte die Brandfackel in die Kaiserburg. Martin Crusius sah 63 Jahre später ihre Trümmer, die von ihrer Größe zeugten, und stimmte die Klage an: „lieber Gott, soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheußlichen Anblick gediehen sein? Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, Alles hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, er mäht das Gras im Schloßhofe, der Hollunderbaum wächst da und dort in den Winkeln. In allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe." Jetzt ist auch das Gerippe verschwunden. Der Bauernschultheiß hat kein Thor mehr zu verwahren, selbst kein Hollunderbaum wächst mehr im Schloßhofe. Denn Thor und Schloßhof selbst sind nicht mehr vorhanden. So kahl und verlassen liegt kein Berg im deutschen Reich. Der Emporblick an seinem Gipfel hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes; der Ansteig ist steil und mühsam, namentlich von der Seite aus, auf der ich kam, und dazu in der heißen Mittagsstunde. Auch die ist eine Geisterstunde, so gut wie die Mitternacht. Und ein Geisterreigen seltener Art schwebt um die einsame Höhe her; ein unsagbar großes Stück deutscher Geschichte baut sich der Erinnerung auf ihr auf. Weit reicht der äußere, noch weiter der innere Blick: weit über den blauen Bergrand der Alb, weit über das lachende, blühende, hier zu Füßen gebreitete schwäbische Hügelland geht dieser hinaus; bis zu den Fluthen des Saleph, die über einem greisen Kaiserhaupt zusammenschlagen, bis zur Altenburg, wo ein anderes dem Mörderdolch verfällt, nach Palermos glänzendem Hof, auf Neapels Markt und das Blutgerüst, von dem des letzten Hohenstaufen blondes Haupt in den Sand rollt.

Machte es gerade die Mittagsstunde oder war die Reisezeit wirklich schon so weit vorgeschritten, daß der Wanderer weniger waren: ich war allein auf dem einsamen Berg. Die Gegend lag nicht im vollen Sonnenschein; die ferneren Berge, die Teck, der Hohenneuffen, die Achalm und was man sonst von der Alb hier sieht, erschienen nicht klar und deutlich, wie man's sonst gewohnt; das Stück des alten hercynischen Waldes, das man nordwärts gewahrt, schaute sogar ganz düster herüber, aber das alles dünkte mir fast

natürlich für die ernste Hoheit, für die Melancholie des verlassenen Kaiserbergs. Ich schritt abwärts; auf demselben Pfad vielleicht, den der Rothbart ging, wenn er von der Burg zum Dorfkirchlein niederstieg. Das ist das einzige noch übrige gleichzeitige Zeugniß der großen Vergangenheit. Eine Thür ist zugemauert. Es ist dieselbe, durch welche der alte Kaiser aus und einging. „Hic transibat Caesar“ lautet die Inschrift über ihm. Sonst ist das Kirchlein jeden Schmuckes baar; allein jene Eine Inschrift genügt; sie macht uns die alte Zeit fast greifbar lebendig, die Zeit, deren Größe auch durch die der Gegenwart nicht gemindert oder getilgt werden kann.

Vom Hohenstaufen geht man am besten nach Göppingen zur Eisenbahn. In des seligen Philipp Schartenmeyer vortrefflichem Heldengedicht vom großen Kriege gegen Frankreich ist das schwarz auf weiß als wohlgemeinte Anmerkung zu seinem Ehrengedächtniß für den Vorgänger des neuen Kaisers, den alten Rothbart, zu lesen. Aber der anerkennenswerthe Fingerzeig des wackern „Präceptors“ war damals noch nicht gedruckt, ich hatte es mir selber zu verdanken, daß ich den rechten Weg nach Göppingen und Plochingen und endlich bis Abends nach Kirchheim fand. Näher als vom Hohenstaufen und darum übersichtlicher lag die Alb vor mir, eine lange gerade, nur von wenigen, kaum über die Bergfläche sich emporhebenden Gipfeln unterbrochne Linie. Das erscheint einförmig, ermüdend. Aber dem verweilenden Auge theilt sich bald jene Linie in eine Menge aneinander gereihter sargförmiger Berge, mit welchen hie und da eine Kegelform, selten eine Halbkugel wechselt. Auch das dünkt uns noch keine besondere Schönheit. Aber da wirft die sich neigende Sonne einen Strahl auf die Ferne und auf einmal erheitert und belebt sich das ganze Bild. Die dunkle Farbe des Gebirges wird durchsichtiger, der Sonnenschein gießt eine leichte Röthe darüber, und in ihr tritt bisher ungeahnter Wechsel der Form hervor. Reiche, die Höhen weit hinauf bekleidende Buchenwälder schimmern entgegen, Vertiefungen mannigfaltiger Thäler eröffnen sich zwischen den mehr und mehr von dem ganzen Bergzug abgelösten Massen; wie funkelnde Punkte erscheinen, wo die Vorhügel einen Blick durchlassen, Dörfer und Städte; am Fuße der Berge hin und in sie hinein ziehen sich üppige Obstwälder; die Höhen sind mit weißen Kalkfelsen, die vom Grün der Wälder sich jetzt deutlich abheben, übersät, und auf den vereinzelnten Gipfeln zeigt das scheidende Tagesgestirn vorher unbemerkte Schlösser und Ruinen.

Die Alb hat ihre Charakteristik so gut und so prägnant, wie irgend ein Gebirgszug im deutschen Land.

In früher Morgenstunde standen wir auf der Teck. Der Weg zu ihr hinauf war nicht leicht zu finden. Mähder schnitten das thaufrische Gras an den Berghalden, aber sie waren schlechte Wegweiser. Dazu täuscht der aus

dem Walde vorstoßende, massiv zusammengeballte Fels, den man leicht für die Grundmauer der Burgruinen hält. Aber an ihn hinaufzuklimmen würde Lebensgefahr bringen. Nur ein enger Waldpfad führt auf die rechte Steige. Wir fanden ihn glücklich. Der Eintritt in den alten Burgraum ist überraschend, denn es ist ein weiter, geräumiger Platz, den die verfallenen Mauern umstehen. Die diese einst erbauten und bewohnten, die Herzoge von Teck, hatten vom 12. bis zum 14. Jahrhundert ein ansehnlich Gebiet; dann verfielen sie, und die Geschichte hat von ihnen nichts weiter zu vermelden, als was das Buch der Könige auch schreibt: „und sie begruben sie in das Grab ihrer Väter in der Stadt David." Die „Stadt David" wäre aber in dem Fall das Städchen Owen, in dessen Kirche jene Herzöge ihrer Urständ entgegenschlummern, und an das man von der einen Seite der Burg niedersieht; — in das reizende Thal, das da ganz unter einem liegt, eine verlockende Perspektive für weitere Wanderung. — Auf der anderen Seite der Ruine bietet der Blick ins fernere Neidlinger Thal ein ganz anderes Bild: bizarre Kalksteinformationen, hintereinandergeschobene Hügel, dadurch nur wie verstohlen zu Gesicht kommende Thalöffnungen und in diesen wieder allerlei Burgen mit Ritterromantik und Sagenspuck. Und zwischen diesen beiden, zur Rechten und Linken der Teck gestellten Landschaftscoulissen war nun ein gutes Stück offenes Würtemberger Land vor uns ausgebreitet, aus dem das Fernrohr des Försters, der zur Reisezeit auf der Teck ab und zugeht, bald dies, bald jenes, bis zum Mausoleum auf dem Rothenberg bei Stuttgart, heranzog. Es war ein Glück, daß wir diesen edlen Grünrock gerade auf seiner Filiale fanden, fast weniger um seines Fern-, als eines andern Glases willen, das er mit der dazu gehörigen Weinflasche in einem kühlen Kellerchen verborgen hält und auf Verlangen dem müden Wandrer kredenzt. Mit bloßer Gegend kommt man schlecht aus. Aber im guten Schwabenland braucht man nicht lang zu hungern oder zu dürsten. Gibt's sogar in alten Burgtrümmern etwas anderes Trinkbares, als „schlecht Wasser", wie's im Katechismus heißt, so fehlt's noch weniger auf anderen Wegen und Stegen an allerlei trostreichen Zeichen, die fast ohne Ausnahme zu guter Herberg weisen. Solche ward uns auch in der Post zu Owen. Ein forellenreiches, lichtklares Flüßchen rauscht durch das Lenninger Thal. Seiner edlen Bewohner etliche standen wohlbereitet auf unserm Mittagstisch. Dann gingen wir sein Ufer selbst entlang.

Vom deutschen Reich und Reichstag.

Berlin, den 25. Oktober 1874.

Zum 29. Oktober ist der Reichstag einberufen. Die drei großen Gesetze über die Bildung der Rechtsorgane und des Verfahrens derselben, nämlich: das Gesetz über die Gerichtsverfassung, die Civilprozeßordnung und die Strafprozeßordnung, werden nach allgemeiner Uebereinstimmung während dieser Session den Reichstag nur in der Art beschäftigen, daß letzterer eine Commission zur Vorberathung dieser Gesetze ernennt und mit der Befugniß ausstattet, ihre Thätigkeit über die Session hinaus zu erstrecken. Denn innerhalb einer Session und zumal einer kurz bemessenen, wie die bevorstehende, kann auch nicht einmal die Vorberathung so umfassender und dabei vielbestrittene Fragen ordnender Gesetze von einer Commission erledigt werden. Damit die Commission nach dem Schluß der Session fortarbeiten und ihr Ergebniß dem Reichstag in einer späteren Session vorlegen darf, wird es indeß einer reichsgesetzlichen Vollmacht bedürfen. Denn bis jetzt wird auf Seiten des Reichstags und der öffentlichen Meinung überwiegend an dem Grundsatz der sogenannten Discontinuität der Sessionen, als einer nur ausnahmsweise zu verlassenden Regel, festgehalten, obgleich dieser Grundsatz in der Reichsverfassung nirgend ausgesprochen und nicht einmal eine Anspielung darauf gemacht ist. Man behandelt denselben jedoch als einen Bestandtheil, um mich so auszudrücken, des gemeinen parlamentarischen Rechtes. Auf die richtige Handhabung dieses Grundsatzes in der deutschen Reichsverfassung wird sich Gelegenheit finden zurückzukommen, wenn das Vollmachtsgesetz berathen wird. Da letzteres eine zeitraubende Verhandlung kaum herbeiführen wird, so bleiben dem Reichstag als Hauptgeschäfte der diesmaligen Session der Reichshaushalt, in welchem zum erstenmal die specialisirten Militärausgaben sich finden, und das Bankgesetz. Beide Gegenstände sind ohne Zweifel bedeutungsvoll und wiederstreitenden Auffassungen ausgesetzt. Aber es wird möglich sein, diese Arbeiten in der, durch den diesmal unüberschreitbaren Markstein des Weihnachtsfestes kurz bemessenen Session zu beendigen. Daß die Thronrede unerwartet noch eine größere Gesetzvorlage ankündigen sollte, ist nicht wahrscheinlich.

Das deutsche Volk und seine großen regierenden Körperschaften können diesmal, wie es scheint, in einem ruhigeren Augenblick, als seit lange, an die Arbeiten der inneren Fortbildung gehen und diesen ihre Aufmerksamkeit widmen. Die Aufmerksamkeit wird jedoch auf allen Seiten zum großen Theile durch eine andere Angelegenheit absorbirt, die allerdings dem Reiche nicht fremd ist. Wir meinen die gegen einen ehemaligen Botschafter des deutschen Reiches schwebende gerichtliche Untersuchung. Daß in Preußen ein

Minister oder ein dem Ministerrang gleichstehender Staatsbeamter im Gefängniß gehalten worden, ist, soviel wir wissen, seit dem Sturz des Grafen Dankelmann, des Ministers des letzten Kurfürsten, der der erste König wurde, nicht vorgekommen. Welch eine Sensationsnachricht für die politische Welt, für ihre Eingeweihten und Laien, für die Spieler auf der Staats-Bühne wie für die Galerie, als auf den telegraphischen Drähten die Verhaftung des Grafen Harry Arnim am 4. Oktober Europa durchlief! — Wenn in einer Zunft ein Meister auftritt, der wieder einmal den Schlendrian zerreißt und die Träger desselben in dunkeln Schatten stellt, so wird er grimmig geneidet, das ist eine alte Erfahrung. Das unzünftige Publikum aber spaltet sich in die zwei feindlichen Chöre, von denen der eine das Ungewöhnliche liebt und preist, weil es das Ungewöhnliche ist, der andere es anfeindet und anschwärzt, um das Recht und die Macht des Gewöhnlichen geltend zu machen. Als die Sensationsnachricht kam, da rief der Chor der Bewunderer, dessen Stimmen aber diesmal sehr zerstreut und schwach erklangen: Immer derselbe gewaltige Mann, der bald in der Nähe, bald in der Ferne einen der Feinde zu Boden schlägt, die ihm unaufhörlich erstehen. Dagegen erhob sich wie ein verworrenes Gebrause der Chor des Neides. Er kann keine Selbständigkeit mehr ertragen, weder in der Fremde noch im eigenen Lande, keine eigene Meinung und keinen unabhängigen Mann; dies muß der Anfang oder wenigstens der Vorbote des Anfangs vom Ende sein! Dazu nun die officiösen Anleitungen, die nicht ausbleiben konnten, um die erregte, in den absonderlichsten Vermuthungen sich ergehende öffentliche Meinung zu orientiren. Diese Anleitungen suchten die Miene anzunehmen, als wäre der Reichskanzler gar nicht im Spiele; was in einem gewissen Sinne übrigens ganz richtig sein wird. Daran aber, daß solche Dinge im deutschen Reich vorgehen können unter der lediglich contemplativen Assistenz des Kanzlers, davon würde man die öffentliche Meinung wahrscheinlich nicht überzeugen, auch wenn eine solche Erscheinung einmal zur Wahrheit werden sollte. Man würde darin höchstens auf andere Weise den Anfang vom Ende erblicken. Und weil man dies nicht kann, wo man möchte, und für unmöglich hält, wo man es nicht wünscht, so begegneten die offiziösen Belehrungen den stärksten Zweifeln und überall wenigstens der Annahme, daß in ihnen der Kern der Sache verschwiegen bliebe.

Heute sind es drei Wochen, daß der Graf von seinem Gute in das Gefängniß der berliner Stadtvoigtei abgeführt wurde, das er seitdem mit dem Gewahrsam in der Charité vertauscht hat. Suchen wir dasjenige zusammenzufassen, was in dieser Zeit in hinlänglich glaubwürdiger Gestalt an die Oeffentlichkeit gekommen ist, um dem Verständniß des befremdlichen Vorfalles sichere Wege zu bahnen.

Zunächst hat Graf Arnim selbst verschiedene Mittheilungen aus dem Gefängniß an die Oeffentlichkeit gelangen lassen, zwar nicht unter eigenem Namen, aber unverkennbar unter seiner bestimmenden Eingebung. Alsdann hat das untersuchende Gericht eine Erklärung erlassen und das halb amtliche Organ, die Provinzialcorrespondenz, hat verschiedene Aeußerungen zur Sache gebracht. An diese Erklärungen nebst den nichtamtlichen offiziösen Mittheilungen werden wir uns halten müssen.

Beginnen wir mit einer nichtamtlich offiziösen Mittheilung, welche in den letzten Tagen von einigen berliner Blättern gebracht wurde. Danach sind auf dem Archiv der kaiserlichen Botschaft zu Paris eine Reihe von Aktenstücken vermißt und um dieselben ist an den bereits zur Disposition gestellten, damals in Carlsbad weilenden vormaligen Botschafter zu Paris geschrieben worden. Graf Arnim hat einen Theil der vermißten Aktenstücke eingesendet, einen anderen Theil für sein Privateigenthum erklärt und, wie aus früheren offiziösen Mittheilungen zu ergänzen ist, weil es von großer Bedeutung scheint, über einen dritten Theil ausgesagt, daß er den Verbleib derselben nicht kenne. Das auswärtige Amt des deutschen Reiches, vertreten durch seinen Staatssekretär, v. Bülow, beharrte auf der Aushändigung der zugegebenermaßen im Besitz des Grafen befindlichen Aktenstücke, worauf der Graf in dem auswärtigen Amt nicht mehr seine vorgesetzte Behörde zu erkennen erklärte und die Entscheidung über den streitigen Besitz vielmehr dem Kaiser anheim gestellt sehen wollte. Das auswärtige Amt machte dem Grafen bemerklich, daß zwischen dem auswärtigen Amt und einem seiner untergebenen oder untergeben gewesenen Beamten nicht die Entscheidung des Kaisers durch die untergebene Stellung angerufen werden könne. Darauf soll Graf Arnim geschrieben haben, er werde den Streitfall selbst den Gerichten unterbreiten. Man sollte meinen, logischer Weise hätte er nur sagen dürfen, er werde erwarten, daß man gegen ihn die Gerichte anrufe, um ihn des unrechtmäßigen Besitzes der Aktenstücke zu überführen, die er aus der Botschaft zu Paris an sich genommen. Das auswärtige Amt wandte sich nun, so folgen wir jener offiziösen Mittheilung weiter, an seinen obersten Chef, den Reichskanzler. Dieser ließ durch den Staatssekretär an den Kaiser berichten. Der Kaiser, die Nothwendigkeit, wie es scheint, anerkennend, daß der amtliche oder private Charakter der Aktenstücke festgestellt werde, auf welche das auswärtige Amt sowohl als der ehemalige Botschafter zu Paris den Eigenthumsanspruch erhoben, und sich beziehend auf den Wunsch des Grafen Arnim auf einen gerichtlichen Ausspruch, entschied, daß die Angelegenheit den Gerichten zu übergeben sei, mit anderen Worten, daß das auswärtige Amt seinen Anspruch auf die vorenthaltenen Aktenstücke bei den Gerichten anhängig zu machen habe.

Dies ist seitdem geschehen. Aber unmöglich kann das auswärtige Amt blos geklagt haben auf Herausgabe der vom Grafen Arnim zugegebenermaßen einbehaltenen Aktenstücke. Auf diese Klage allein hätte das Gericht nie die Verhaftung anordnen können. Die Verhaftung ist vielmehr angeordnet im Interesse der Untersuchung und in demselben Interesse durch das Kammergericht in zweiter Instanz aufrecht erhalten worden gegenüber dem Gesuch des Grafen, aus der Haft entlassen zu werden. Es kann also nicht nur eine Untersuchung schweben über den Charakter der streitigen Aktenstücke, es muß gleichzeitig auch eine Untersuchung schweben über uneingestandene Handlungen des Grafen. Die Vermuthung ist unabweisbar, daß diese Handlungen sich beziehen auf den dem Grafen angeblich unbewußten Verbleib eines Theiles der in dem Botschaftsarchiv zu Paris vermißten Aktenstücke. Ist diese Vermuthung über den weiteren Gegenstand der Untersuchung begründet, so rechtfertigt sich allerdings die Inhaftnahme und die Fortdauer der Haft vollkommen. Denn außer Haft wäre der Graf gewiß viel leichter im Stande, die Spuren des Verschwindens der vermißten Aktenstücke zu tilgen, wenn anders seine eigene Handlungsweise mit diesem Verschwinden im Zusammenhang steht. —

Offiziös ist ausgesprochen worden, die politischen und persönlichen Differenzen zwischen dem Reichskanzler und dem ihm ehemals untergebenen Botschafter zu Paris hätten mit dem gegenwärtigen Gerichtsverfahren wider den Grafen Arnim gar nichts zu thun. Formell ist das sicherlich richtig. Es handelt sich um vermißte Aktenstücke, welche der Graf herauszugeben theils verweigert, theils in ihrem Verbleib nicht zu kennen behauptet. Der streitige Charakter der innebehaltenen Aktenstücke müßte festgestellt, dem unbekannten Verbleib der fehlenden Aktenstücke müßte nachgeforscht werden, auch wenn es nie Differenzen zwischen dem ehemaligen Botschafter und seinem leitenden Vorgesetzten gegeben hätte. Aber wenn solche Differenzen nicht gewesen wären, hätte der Graf dann wohl amtliche Aktenstücke einbehalten, könnte er wohl im Verdacht stehen, dem unbekannten Verbleib vermißter Aktenstücke nicht fremd zu sein? Nicht der formelle, wohl aber der sachliche Ursprung des Processes wird doch wohl in den Differenzen zwischen dem ehemaligen Botschafter und seinem Chef zu suchen sein.

Diese Differenzen, worin bestanden sie? Der Botschafter wollte eine andere Politik als der Kanzler schon während seiner Thätigkeit als Gesandter bei dem päpstlichen Stuhl zur Zeit des vaticanischen Concils. Dies bezeugen die Privatbriefe, welche zu dieser Zeit Graf Arnim mit verschiedenen Personen über den Gang des Concils gewechselt und die schwerlich ohne seine Mitwirkung, wie er freilich den Anschein zu wahren gesucht hat, in dem wiener

Blatt „die Presse" veröffentlicht worden sind. Noch stärker hat der Graf die kirchliche Politik des Kanzlers in seinem an Döllinger gerichteten und für die Oeffentlichkeit bestimmten, weil durch den Adressaten der Oeffentlichkeit nicht vorenthaltbaren Schreiben gemißbilligt. Weit mehr als in Rom hat der Graf in Paris eine andere Politik als die des Kanzlers zur Geltung zu bringen gesucht. Ein heftiger und unliebsamer Meinungstausch hat in Folge dessen stattgefunden, der Graf wurde nach Constantinopel versetzt und später, nachdem der Brief an Döllinger erschienen und durch öffentliche Erklärungen des Grafen zu motiviren gesucht worden, zur Disposition gestellt. Seitdem muß der Graf als der offene, wie vorher als der heimliche Gegner des Kanzlers betrachtet werden. Um sich gegen die Beschuldigungen des Kanzlers vertheidigen zu können, behauptet er, eine Reihe Aktenstücke der pariser Botschaft beanspruchen zu müssen. Weil die ohne Spur ihres Verbleibs aus dem Botschaftsarchiv verschwundenen Aktenstücke bestimmt scheinen, gegen den Kanzler zu wirken, darum lastet auf dem Grafen Arnim der Verdacht, ihrem Verschwinden nicht fremd zu sein.

Aus dem Publikum ist vielfältig die Frage laut geworden, warum der Graf sich nicht mit den Abschriften der Dokumente begnüge, sondern auf dem Besitz der Originale beharre. Als Waffe aber sind Originale wirksamer, als Abschriften jemals sein können, möchte der Inhalt noch so sprechend erscheinen und die Form selbst eine amtliche Beglaubigung erlangt haben. Abschriften können verleugnet, angezweifelt werden, einflußreiche Betheiligte können dem Zweifel aufrichtig oder scheinbar Wirkung einräumen. Originale können zwar auch gefälscht werden, aber es giebt Mittel, die Fälschungen festzustellen. Echte Originale erzwingen schließlich den Beweis. Für wen dieses Beweismittel der Echtheit so eifrig zu wahren gesucht wird, auf wen es zuletzt hat wirken sollen, das läßt sich bis jetzt nicht sagen. Der Reichskanzler jedenfalls ist nicht derjenige, der diese Originale, der die Bekanntmachung ihres Inhalts fürchtet. Graf Arnim glaubte vielleicht, eine Waffe gegen den Kanzler zu besitzen. Der Kanzler entreißt seinem Gegner diese Waffe durch ein öffentliches Gericht. Läge die Wirkung der Waffe in der Veröffentlichung, so wäre sie durch den Kanzler selbst in ihr Element gebracht. Aber er scheut diese Wirkung nicht und bekämpft den Gegner, indem er die Unrechtmäßigkeit des Besitzes der vermeintlichen Waffe ans Licht zieht.

Hören wir nun auch den Grafen Arnim. Er hat zwei von ihm inspirirte Aeußerungen der Oeffentlichkeit zukommen lassen. Die erste davon betrifft seine Differenzen mit dem Kanzler, die zweite betrifft den formellen Charakter der wider ihn erhobenen Anklage. In der zweiten Aeußerung deducirt der Graf aus dem persönlichen, d. h. seine Person auf das stärkste

berührenden Charakter der von ihm einbehaltenen Schriftstücke sein Eigenthumsrecht an den letzteren, obwohl er ihren dienstlichen und amtlichen Charakter nicht bestritten zu haben angiebt. Das ist eine Logik, gegen die es nicht der Mühe lohnt zu kämpfen. Weiter sagt der Graf, er sei nun einmal verschiedener Ansicht mit dem auswärtigen Amt über das Eigenthumsrecht an gewissen Aktenstücken. Das auswärtige Amt könne aber nicht Richter in eigener Sache sein. Die Anrufung der Gerichte sei also in der Ordnung, unverständlich aber bleibe die strafrechtliche Untersuchung. Der Graf verschweigt aber oder hat vergessen, daß er auch um den Verbleib von Aktenstücken befragt worden, den er nicht zu kennen behauptet. Meinte er, mit dieser Behauptung sei die Sache abgethan? Was aber die zugestandenermaßen einbehaltenen Aktenstücke betrifft, so hätte ein correcter Staatsdiener dieselben ausliefern und dann sein Recht bei den Gerichten verfolgen müssen. Aktenstücke aber, deren amtlichen Charakter der Graf selbst nicht mehr bestreitet, an einem unbekannten, ungenannten Ort zu verbergen, heißt, sich zum Richter in eigener Sache machen, heißt die strafgerichtliche Untersuchung herbeiziehen. Wie kann der Graf behaupten, er habe jene Aktenstücke nicht bei Seite geschafft, er, der ihren Verbleib verborgen hält, obwohl er ihre Ansichnahme eingesteht.

Die andere Kundgebung, welche Graf Arnim in die Oeffentlichkeit gebracht, ist weit befremdlicher als die eben erwähnte. In einem Bericht, welchen er der Vossischen Zeitung hat zugehen lassen, erzählt Graf Arnim die Geschichte seiner Mißhelligkeiten mit dem Fürsten Bismarck. Er setzt den Ursprung derselben in den Herbst 1872, und behauptet, bis dahin mit dem Reichskanzler im besten Einvernehmen gewesen zu sein. Das ist aber sehr sonderbar, da der Graf durch die schon erwähnten Mittheilungen an die wiener „Presse“ die Welt belehrt hat, wie zur Zeit des vatikanischen Concils seine Ansicht über das Verhalten der deutschen Politik gegenüber dem bevorstehenden Unfehlbarkeitsdogma von derjenigen des Fürsten abwich. Noch sonderbarer ist es, daß Graf Arnim sich die Initiative der nachherigen antirömischen Politik beimißt, die er doch in seinem Schreiben an Döllinger so sehr beklagt hat. Alsdann behauptet der Graf, daß er niemals eine legitimistische oder orleanistische Restauration während seiner Thätigkeit in Paris begünstigt habe. Gleich darauf aber erzählt er, daß er in seinen Berichten unaufhörlich die Gefahren der Befestigung der Republik mit schwarzen Farben gemalt und Sorge getragen hat, seine Bedenken über den Kanzler hinweg an die höchste Stelle zu bringen. Kann man sich da noch wundern, daß der Kanzler den Grafen als kurzsichtigen und schwachmüthigen Politiker, aber auch als intriguanten Gegner behandelte? Das Stärkste indeß, was der Graf in dieser Selbstapologie an ungeschicktem und verdächtigem Eifer

leistet, ist das Folgende. Weil einige Dilettanten der Politik und der Finanzwissenschaft die Meinung in Umlauf gebracht haben, die schnelle Abzahlung der Milliarden durch Frankreich habe eigentlich Deutschland Schaden gebracht, so beeilt sich die Phantasie des Grafen, dem Publikum zu berichten, der Träger dieser Phantasie sei von jeher für eine langsame Abzahlung der Milliarden gewesen. Dieselbe Geschmeidigkeit läßt den Grafen sich einbilden — in Wirklichkeit wäre er trotz seines sanguinischen Urtheils eines solchen Vorschlags nicht fähig gewesen — er habe vorgeschlagen, Deutschland solle sich das Recht reserviren, ohne Kriegserklärung Frankreich bis zum Meere zu besetzen, wenn die französische Regierung sich mit den Zahlungen säumig zeigen sollte. Es ist schade, daß der Graf diesen Vorschlag erst in seiner nachträglichen Einbildung gemacht hat. Hätte er ihn amtlich dem Kanzler unterbreitet, so hätte dieser einen Grund gehabt, schon damals die Stellung des Grafen zur Disposition wegen augenfälliger Unfähigkeit zu verlangen. — Den 24. Mai 1873, den Sturz der Präsidentschaft Thiers, übergeht der Graf in seinem Bericht mit völligem Stillschweigen, und doch liegt in diesem Ereigniß die Hauptanklage gegen den Grafen, daß er die Politik des vorgesetzten Staatsmanns durchkreuzt hat.

Wenn nachgerade im Ausland wie im Inland die Meinung immer mehr Boden gewinnt, der Graf habe geglaubt, die Politik besser zu verstehen als sein Chef, und habe die Anknüpfungen gesucht, um durch Verbreitung dieser Meinung den Fürsten Bismarck zu verdrängen, so liefern den nichteingeweihten Kreisen die vom Grafen selbst inspirirten Aeußerungen unzweifelhaft Anlaß zur Bestärkung dieser Ansicht.

Lassen wir aber die außerhalb der Oeffentlichkeit liegenden Vorgänge aus dem Spiel. Was konnte wohl Fürst Bismarck thun, wenn ein Botschafter, der wegen Unzufriedenheit des Chefs zur Disposition gestellt worden, wichtige Aktenstücke an sich nimmt und auf die Aufforderung zur Herausgabe kurzweg erwiedert: Ihr habt mir nichts mehr zu sagen!

In diesem Fall, so scheint uns, bleibt dem leitenden Staatsmann nur Eins von beiden übrig. Entweder er muß dem Kaiser sagen: Dieser Botschafter a. D. ist so mächtig, daß er ungestraft einen Akt der äußersten Insubordination begehen kann; ich kann nicht mehr der erste Beamte sein, weil das arbeitende Personal mir nach Belieben den Gehorsam aufkündigt! — Wenn der Fürst nicht in der Lage war, so zu sprechen, so konnte er nur die Genehmigung des Kaisers zum Anrufen der Gerichte gegen einen rebellischen, vielleicht bis zur Gefährdung der Staatsinteressen rebellischen Staatsdiener verlangen.

C—r.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 45.

Ausgegeben am 6. November 1874.

Inhalt:

Seite
Proben gleichzeitiger Volkslieder über die Schlachten bei Hemmingstedt (1404 u. 1500). In neuhochdeutscher Uebertragung mitgetheilt von H. Schmolke. 201
Herbsttage in Schwaben. 2. (Hohenneuffen. Urach. Eningen. Die Achalm. Lichtenstein. Reutlingen. Der Hohenzollern. Die Schwarzwaldbäder. Hirsau.) Von Friedrich Lampert 215
Briefe aus der Kaiserstadt 229
Vom deutschen Reichstag C—r. 237

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von Friedr. Brandstetter in Leipzig.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Begründet
von
Joseph Lehmann.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart; Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

Die October-Nummern des „Magazin" enthalten folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Heinrich von Sybel's Geschichte der Revolutionszeit. — Die Natur und Entstehung der Träume. — Zwei Bekehrte, von Heinrich Düntzer. — Grundzüge der Psychologie. — Wieland und Georg Joachim Göschen. — Ein neuer Band von Honegger's allgemeiner Kulturgeschichte der neuesten Zeit. — Elfrida von Monte-Salerno. — Deutsche Volkswirthschaftslehre in Italien. — Herman Grimm's Fünfzehn Essays, ein Buch von weltweiter Bedeutung. — Jüdische Familienpapiere. — **England.** Our Library Table. Von H. E. Goldschmidt. — Max Müller als Missionsprediger. — Sir Gilbert Elliot. — Noch einmal der englische Sensationsroman. — Henry Beyla (de Stendahl). — **Frankreich.** Guizot. — George Sand über Leichenverbrennung. — Die Ecole alsacienne in Paris. — **Oesterreich-Ungarn.** Rückblicke und Erinnerungen von Hans Kudlich. — Maurus Jokai als Humorist. — **Schweiz.** Die Frage einer eidgenössischen Universität. — Schweizer Briefe. (Kirchliches). — Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit. — **Belgien.** Alexander Gendebien, einer der Mitbegründer der belgischen Monarchie. Nach Theodor Juste. — Urtheile des Auslandes über die Altkatholiken. — **Skandinavien.** Nachlese zu den dänischen Lyrikern. Fest-Kantate von Richardt, übersetzt von Dr. Hugo Gädcke. — **Italien.** Francis Weys Beschreibung vom Raum. — Literarische Briefe aus Mailand. Von Ludwig Geiger. I. Mailänder Zeitungen. II. Neue Schriften: Flugschriften, Lieferungswerke und Bücher. — Warum die italiänische Literatur in Italien nicht populär ist. Kritische Briefe von Ruggiero. Bonghi. I. II. — Manzoei's Jugend. — **Griechenland.** Eine Ode von Valaoritis. — **Orient.** Fragments relatifs à la doctrine des Ismaëlis — Das indische Erbrecht. — **Nord-Amerika.** Nord-Amerikanische Analekten. I. II.

Die soeben erschienene No. 44 der

Jenaer Literaturzeitung

im Auftrage der Universität **Jena** herausgegeben von **Anton Klette,**
Jena, **Mauke's Verlag** (Hermann Du…
enthält Besprechungen von:

M. Funk, J. A. L. Funk: von **R. St…** **F. Oehme**, Göttinger Erinnerungen: v… **G. Frank.** **F. v. Sybel**, das Recht des Sta…tes bei Bischofswahlen: von **O. Mej…** **F. v. Sybel**, das altkatholische Bisthum: … **O. Mejer.** **C. J. Eberth**, Untersuchung… aus dem pathologischen Institut zu Zürich: v… **K. Bardeleben.** **R. Wolff**, der Brand d… Getreides: von **O. Brefeld**. **Jahresberic…** des Vereins für Erdkunde zu Dresden: v… **Alfred Kirchhoff.** **Zwölf Briefe eines ästh…tischen Ketzers:** von **J. Walter.** **L. Noi…** die Entwicklung der Kunst in der Stufenfol… der einzelnen Künste: von **J. Walte…** **J. J. Baumann**, sechs Vorträge aus dem G…biet der praktischen Philosophie: von **J. Walt…** **F. Helbig**, die Sage vom ewigen Juden, i… poetische Wandlung und Fortbildung: v… **A. Schottmüller.** **H. v. Sybel**, die deutsch… Universitäten, ihre Leistungen und Bedürfnis… von **B. Delbrück.** **R. Volkmann**, Geschic… und Kritik der Wolf'schen Prolegomena … Homer: von **Moritz Schmidt.** **H. Fisch…** die Forschungen über das Nibelungenlied … Karl Lachmann: von **H. Paul.**

Das November-Heft der **„Deutsch… Blätter"**, begründet von Dr. **G. Füll…** herausgegeben von Dr. **E. F. Wyneke…** Verlag von **Friedr. Andr. Perthes in Goth…** bringt folgende Aufsätze:

Die Ethik Lao-tse's mit besonderer Bezugnah… auf die buddhistische Moral. Von **Roterm…** E. v. Hartmanns Religion der Zukunft. … **Braune.** Die Statistik der sittlichen Thatsac… und der Gedanke einer Socialethik. Von **Schmi…** Neapolitaner Pfingsten. Von **Kleinpaul.**

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg:

Siegelringe.

Eine ausgewählte Sammlung politische… und kirchlicher Feuilletons.
Von
Ferdinand Kürnberger.
33 Bogen 2 Thaler.

Kürnberger's Feuilletons führen den Stempe… kleiner Meisterwerke, die nicht an Zeit u… Oertlichkeit gebunden sind; sittlicher Erns… warmes Interesse für deutsche Grösse un… deutsches Leben, feine Beobachtung, sicher… und klares Urtheil sind ihre Wahrzeiche… Geistvolle und formgewandte Darstellung… untermischt mit köstlichem Humor, bekunde… überall den geschichts- und menschenkundig… tiefen Denker.

Digitized by Google

Proben gleichzeitiger Volkslieder über die Schlachten bei Hemmingstedt (1404 u. 1500).

In neuhochdeutscher Uebertragung mitgetheilt von H. Schmolke.

Ditmarschen ist ein schmaler Landstreifen an der Westküste Holsteins, der sich, etwa 7 Meilen lang und 4 Meilen breit, von der Elbmündung bis zur Eider hinzieht und größtentheils aus, vom Meere angeschwemmtem und mit Sand vermischtem, feinem Thonschlamm, sogenanntem Schlick besteht. In unvordenklichen Zeiten, als die Nordsee noch ein nur nach Norden geöffneter Meeresbusen war, schützten hohe natürliche Dünen das tiefer gelegene Hinterland, von denen wir Ueberreste in den zahlreichen Inseln und Eilanden erkennen, die von der Rheinmündung bis zur cimbrischen Halbinsel hin die Küste umsäumen. Als aber dem unermüdlichen Anprall der atlantischen Hochfluth der Isthmus zwischen Dover und Calais plötzlich wich, und die Wassermassen unaufhaltsam gegen die östlichen und südlichen Gestade sich heranwälzten, da zerbrachen die aus leichtem Sand gefügten Hügelketten und öffneten der Fluth einen Weg ins Land, das nun regelmäßigen, aber befruchtenden Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Frühzeitig vereinigten sich hier die Kräfte der Menschen zu gemeinsamer Arbeit, um den fetten Küstensaum durch künstliche Deiche zu schützen und geregeltem Anbau zugänglich zu machen. Sie zogen hohe Dämme, die als Verkehrswege dienten, und durchschnitten das Land mit zahlreichen Entwässerungsgräben, die es für einen Fremden fast unzugänglich machten, während sie von den Eingeborenen mit ihren Springstangen leicht überschritten wurden. So war das Ländchen ein Geschenk des Meeres, aber ein abgedrungenes, das die peinlichste Sorgfalt und oft die höchste Kraftanstrengung erforderte, um es vor der nimmersatten Gier des tückischen Elementes zu schützen, aber die verwandte Mühe auch mit überreichem Ertrage belohnte.

Die Ditmarsen, mit den alten Sachsen, am nächsten aber mit den Friesen verwandt, waren ein trotziges und kühnes Geschlecht, ähnlich jenen Schweizer Bauern, die zwischen ihren Bergriesen saßen, wie jene zwischen Deichen und Gräben. Mit den Schweizern haben sie auch die größte Aehn-

lichkeit in ihren politischen Schicksalen. Die Hauptmomente ihres Freiheitskampfes fallen in die Zeit nach der Schlacht bei Sempach und nach den Burgunderkriegen. Dazu ist es derselbe Conflict politischer Principien, der auf beiden Kriegsschauplätzen im Norden und im Süden des Reichs ausgefochten wird: der Conflict zwischen den letzten Resten nationaler Freiheit und dem aufstrebenden fürstlichen Absolutismus. Aber der Kampf der Ditmarsen war härter, ihre Stellung isolirter, die Macht ihrer Gegner furchtbarer durch politische Combinationen, so daß sie, von Kaiser und Reich preisgegeben wie die Schweizer, nur allzu früh ihrem Schicksal erlagen.

Seit alten Zeiten gehörte das Land zum Erzstift von Bremen, dessen Oberhoheit aber nur formell anerkannt wurde. Nachdem zu Ende des 12. Jahrhunderts der Adel vertrieben worden war, bildete es eine freie Bauernrepublik, die sich nach einem eigenen Rechtscodex, dem ditmarsischen Landbuche (zusammengestellt 1348, gedruckt 1497), von selbst gewählten Beamten regieren ließ. Es zerfiel in 4 Vogteien oder Dofften, jede Dofft in Kirchspiele, jedes Kirchspiel in Dorfschaften. Die Vögte, Kirchspielbeamten und Dorfältesten verwalteten alle gemeinsamen Angelegenheiten; über ihnen standen als Controllbehörde die Achtundvierziger, eine Art Senat, zu dem jede Dofft 12 Mitglieder stellte; zu den großen Landesversammlungen aber traten außer den Achtundvierzigern und den Vögten noch Abgeordnete aus allen Dorfschaften zusammen. Das Leben des Ditmarsen verstrich unter harter Arbeit und stetigem Kampf mit den Elementen der Natur. Tägliche Waffenübungen durften nicht fehlen. Mit 14 Jahren trat er zu seiner kriegerischen Ausbildung in die junge Landwehr. Mit 17 Jahren und 1½ Monaten ward er mündig und in den Versammlungen der Dorfgenossen stimmberechtigt. Der Reichthum dieser stolzen Bauern war sprichwörtlich und reizte die nächsten Nachbarn zu häufigen Raubzügen.

Im Jahre 1402 machte Herzog Erich von Sachsen einen Einfall im Ditmarschen. Die Ditmarsen beschuldigten den Grafen Albrecht von Holstein, einen Sohn Heinrichs des Eisernen, ihm Vorschub geleistet zu haben, und forderten Genugthuung. Da erklärte ihnen Albrecht mit seinem Bruder Gerhart, der Herzog von Schleswig war, den Krieg und begann ihn mit plündernden Einfällen. Um einen Stützpunkt für ihre Unternehmungen zu haben, erbauten die Holsteiner 1403 vor Meldorg, dem Hauptorte von Süderditmarschen, einen festen Thurm, die Marienburg. Wiederholt versuchten die Bauern, das verhaßte Bollwerk zu zerstören, aber immer vergeblich. Inzwischen starb Graf Albrecht auf einem Streifzuge und hinterließ sein Land seinem Bruder, der die Feindseligkeiten unablässig fortsetzte. Da rief Rolf Bockensohn, einer der Angesehensten im Lande, wie das Volkslied erzählt, die Ditmarsen zusammen:

„Tretet herzu, ihr stolzen Ditmarschen!
Unsern Kummer, den wollen wir rächen.
Was Hände gebauet haben,
Das können auch Hände zerbrechen!“

Da riefen die Ditmarschen überlaut:

. . . .
„Das leiden wir nun und nimmermehre!
Wir wollen drum wagen Hals und Gut
Und wollen das Schloß umkehren!“

„Wir wollen drum wagen Gut und Blut
Und wollen alle drum sterben,
Eh' daß der Holsten Uebermuth
So sollte unser Land verderben!“

Sie machten einen neuen Versuch, die Zwingburg zu nehmen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen; Rolf Bockensohn fiel mit vielen anderen.

Desto besser gelang es ihnen im folgenden Jahre. Herzog Gerhart unternahm im Sommer 1404 mit einem auserlesenen Heere von Rittern, Herren und Knechten einen Einfall von Süden her. Die Holsteiner hausten aufs gräulichste in den Dörfern, aus denen die Bevölkerung geflohen war, und trieben namentlich alles Vieh fort, worin der Hauptreichthum des Landes bestand. Es gab damals nur zwei Wege, um ins Land zu gelangen: der eine von Norden her auf Heide, den Hauptort des nördlichen Districtes, der andere von Süden über Meldorp auf Hemmingstedt, beide durch sogenannte Hammen, dichte, sumpfige, von Gräben durchschnittene Holzungen führend. Auf dem Rückzuge durch die Süderhamme ward das mit Beute beladene Heer am 5. August von den rachedürstenden Ditmarsen überfallen und zum Theil niedergemacht, zum Theil in den Sumpf gejagt. Herzog Gerhart fiel und mit ihm die Blüthe des schleswig-holsteinschen Adels, darunter Heinrich von Siggem, des Herzogs Marschall, mit zwei Söhnen. Er hatte sich, als er die Schlacht verloren sah, mit dem Banner durchgeschlagen, aber auf die Kunde von dem Tode seines Herrn wieder in das Kampfgewühl gestürzt. — Ueber diese Schlacht gab es gewiß alte, gleichzeitige Volkslieder, von denen sich aber nur eines und zwar in einer 100 Jahre später fallenden Ueberlieferung erhalten hat. Es bildet den Eingang zu einem umfassenderen Gedicht, welches die spätere Schlacht bei Hemmingstedt zum Gegenstande hat, und auf das wir unten mehrfach zurückkommen werden. Der Dichter des letzteren beabsichtigte, wie die Ueberschrift zeigt, die dasselbe in der besten, einer Berliner Handschrift führt:

„Was in hundert Jahren und nun ist geschehn
In Ditmarschen: das mag man hier hören und sehn,“ —

offenbar einen größeren epischen Zusammenhang in seiner Darstellung zu umfassen und knüpfte naturgemäß an jenen ersten großen Sieg über die Landesfeinde an, indem er ein älteres Lied dabei benutzte, dessen Weise und

Digitized by Google

Versmaß er annahm, wenn auch nicht durchführte.*) Ebenso erwachte bei den Schweizern in der Bedrängniß der Burgunderkriege das Andenken an die Heldenthaten von 1386, wie die im Tone der Sempacherlieder gedichteten späteren Schlachtgesänge zeigen.**) Das Lied von der Schlacht in der Süderhamme lautet nach der Ueberlieferung des spätern Dichters wie folgt:

„Als man schrieb tausend vierhundert
und vier,
Da nahm in Ditmarschen ein Herr
Quartier,
Des eisernen Heinrich's Sohn, ein Fürst
groß und reich,
Herzog Gerhart von Schleswig und Herr
von Holstein zugleich."

„Er hatt' entboten seinen guten Mannen
allen,
In Ditmarschen wollt' er mit einem Heer
einfallen:
„Wollet ihr auch nun alle bei mir bleiben?"
Da riefen sie: „Gnädger Herr, mit Gut
und mit Leiben!"

„Fünfzehn Ritter sind zusammen gewesen
Und vierhundert wackre Mannen auserlesen,
Ohne Bauern und Kriegesknechte.
Ihrem Herrn wollten sie Beistand thun
nach Rechte."

„Wie sie nun kamen ins Land gezogen,
Die Ditmarschen sind alle rasch geflohen
Aus dem Wege, wo sie sich sehen ließen;
Sie kamen alle zur Hamme mit ihren
langen Spießen."

„Die Holsteiner griffen männiglich zu,
Es war Pferd oder Ochse, Schwein oder Kuh,
Da ward von allem nichts vergessen;
Von Kleider alles, was da war; Geschmeide ward abgerissen."

„Da sie wieder in die Hamme kamen,
Die Ditmarschen ihrer bald wahrnahmen,
Mit Armbrüsten und mit ihren Spießen
In großer Grimmigkeit die Vordersten
sie niederstießen."

„Der Weg war zu schmal und zu enge,
Sie kamen bald in groß Gedränge,
Niemand konnte dem andern weichen,
Der größte Haufe blieb, die Armen und
die Reichen."

„Herr Heinrich von Siggem, ein Ritter gut,
Der hatte zumal einen freien Muth,
Er wollte allein nicht verzagen;
Das Banner bracht' er durch, da das
Heer geschlagen."

„Doch da der Ritter das vernahm,
Daß sein gnädger Herr nicht nach ihm kam,
Ward er ohnemaßen bange;
Er wollt' sich lieber todtschlagen lassen,
wenn er wär' gefangen."

„Er ist wieder gekommen zu dem Haufen
geritten
Und hat mit seinen zwei Söhnen bis
zum Tod gestritten.
So gehört sich's für einem edlen Mann
von Ehren,
Wie er dort hat sein Leben gelassen für
seinen Herren."

---

*) Die Strophe besteht aus 3 Kurzzeilen und einer doppelt so langen Schlußzeile, doch ist der ursprüngliche Bau durch Ueberfüllung der Reihen vielfach verdunkelt.

**) Vergleiche des Verfassers Aufsatz: Die Kämpfe der Schweizer gegen Burgund u. s. w. in Nr. 38 der „Grenzboten". 3. Quartal 1874 S. 460.

„Die Ditmarschen machten da einen Bund,
Sie legten Marienburg in den Grund,
Sie wollten nirgends mehr Schlösser leiden,
Wenn die Holsten kämen, daß sie nicht
könnten draus streiten.“

„So ist es geblieben zehn Jahr in gutem
Bestand,
Der eine mocht' besuchen des andern Land
In einem guten Frieden wohl gelitten;
Daß sie so stets in Ruhe säßen, das
war ihr Bitten.“ —

Mit der Friedensliebe der Ditmarsen scheint es aber nicht weit her gewesen zu sein, doch wurden sie auch durch die andauernd bedrohliche Haltung der Gegner zur Offensive gedrängt. Zehn Jahre später, 1414, fielen sie ins Holsteinsche ein, wurden aber zurückgeschlagen. Sie wiederholten indeß ihre Einfälle und fingen 1431 sogar mit Hamburg Fehde an. Als 1434 Feindschaft zwischen den einzelnen Landgemeinden entstand, und sich die Republik in zwei Parteien zu spalten drohte, vermittelten lübische und hamburgische Abgesandte den Frieden, der nun länger als 40 Jahre dauerte. — Mit dem letzten Viertel des Jahrhunderts aber zog sich über dem muthigen Völkchen ein Ungewitter zusammen, das an Furchtbarkeit alle frühern Bedrängnisse übertraf.

Seit dem Tode Adolf VIII. (Dezember 1459), mit welchem der Mannesstamm des schleswig-holsteinschen Hauses ausstarb, war dessen Schwiegersohn, König Christian I. von Dänemark, gewählter Landesherr von Schleswig und Holstein und damit unmittelbarer Nachbar der Ditmarsen. In ihm erwuchs dem Lande ein Feind, der durch militärische Macht und politische Verbindungen gefährlicher war als alle früheren. Christian war ein eifriger Parteigänger derjenigen politischen Richtung, die in Ludwig XI. und Karl dem Kühnen damals ihre Hauptvertreter fand, während ihr im Reich besonders Markgraf Albrecht Achilles und Herzog Albrecht von Sachsen folgten. Die Bestrebungen dieser Partei, deren Glieder in engen, freundschaftlichen und diplomatischen Verbindungen standen, gingen hauptsächlich auf Hebung und Erweiterung fürstlicher Macht und Unterdrückung der alten Freiheiten des Adels, der Städte und der Landgemeinden. Im Zusammenhange damit stand es, daß der Kaiser im Jahre 1473 eine Urkunde ausstellte, durch welche Ditmarschen für heimgefallenes Reichslehen erklärt und dem Könige von Dänemark zugesprochen wurde. Im folgenden Jahre unternahm Christian eine Reise nach Rom und erreichte bei einer Zusammenkunft mit Friedrich III. zu Rotenburg a. d. Tauber, daß die Grafschaften Holstein und Stormarn nebst dem „ihnen incorporirten“ Ditmarschen zum Herzogthum erhoben und ihm aufs neue feierlich zugesichert wurden. Aber die Ditmarsen weigerten sich, ihm den Huldigungseid zu leisten, indem sie geltend machten, daß sie an das Stift zu Bremen gehörten, und der wankelmüthige Kaiser erklärte schließlich,

er habe von diesem Verhältniß keine Kenntniß gehabt und hebe nunmehr die Belehnung wieder auf.

Bald darauf starb Christian I. (1481), und ihm folgte sein ältester Sohn Johann als König in Dänemark und gemeinsam mit seinem Bruder Friedrich I. in den Herzogthümern. Derselbe machte auf einem Tage zu Itzehoe 1489 seine Ansprüche auf Ditmarschen formell geltend, ward aber durch seine schwedischen Angelegenheiten verhindert, sie zu verfolgen. 1496 unterwarf er Schweden, wo ihm Sten Sture die Krone streitig machte, mit Hülfe der sogenannten „großen“ oder „schwarzen Garde“, einer Schaar friesischer, sächsischer und anderer Landsknechte, die unter ihrem Führer, Junker Thomas Slenz oder Slenitz, schon in Holland sich gefürchtet gemacht hatten. In die Herzogthümer zurückgekehrt, versicherte er sich zunächst der Beihülfe seines Bruders Friedrich, der mit den Ditmarsen über Helgoland in Streit gerathen war. Darauf legte er auf einem Tage zu Rendsburg 1499 den ditmarsischen Abgesandten seine Bedingungen vor: sie sollten 15,000 Mark in den Schatz zahlen und sich mit der Errichtung von drei festen Schlössern einverstanden erklären.

„Das eine sollte zu Brunsbüttel stehn,
Das andre an der Eiderfähre,
Das dritte sollte zu Meldorg stehn,
Da wollte er sein ein Herre.“

Da antworteten die Ditmarsen wie vor 100 Jahren, mit dem „überlauten“ Rufe:

„Das geschieht nun und nimmermehre! —
Drum wollen wir wagen Hals und Gut
Und wollen alle drum sterben,
Eh' daß der König von Dänemark
So sollte unser schönes Land verderben!“ —

Die Rendsburger Verhandlungen und die darauf folgenden Rüstungen auf beiden Seiten werden in dem oben erwähnten umfangreichen Liede so beschrieben:

„Der König hat seinen Boten ausgesandt,
Er bat, sie sollten ihm gehen in die Hand*)
Und sich nicht stellen so verdrossen;
Er wollt' ihnen ein gnädger Herr sein und sie bei ihren Privilegien lassen.“

„Den Boten empfingen sie mit Hohn und Grimm,
Was sie antworteten, das war schlimm:
Sie boten dem gnädgen Herrn für seine Kronen,
Wenn er sich's wollt' genügen lassen, einen Scheffel Bohnen.“

„Das hätt' den König Hansen sehr verdrossen,
Er hätt' mit vielen Herren einen Bund geschlossen,
Daß er wollte gehorsam machen etliche Lande,
Alles Volk war ihm willkommen, das man ihm sandte.“

*) In die Hand gehen = den Huldigungseid leisten.

„Der König ist mit Herzog Friedrich übereingekommen,
Die oldenburgischen Herren haben sie mitgenommen,
Herr Hans von Ahlefelde ward nicht vergessen,
Ritter und gute Mannen, die alle waren hoch gesessen."

„Da nun die Städte dies hatten vernommen,
Ist eine große Versammlung zusammengekommen,
Da haben sie unter manch Anderm gesprochen:
„Thürme, Mauern und Wälle wollen wir alle festmachen."

Unter den Städten, die es im Gefühl der gemeinsamen Gefahr mit den Ditmarsen hielten, waren besonders Hamburg und Lübeck. Mit König Johann aber waren außer der schleswig-holsteinschen Ritterschaft, unter der die Herren von Ahlefeld als alte Feinde der Ditmarsen sich auszeichneten, seine oldenburgischen Vettern, Zuzüge aus Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, sein Bruder Friedrich und die „große" oder „schwarze Garde". Diese bildete in einer Stärke von angeblich 15,000 Mann*) den Kern des über 24,000 Mann zählenden Heeres und bot durch ihre Kriegsbereitschaft und Gewohnheit des Waffenhandwerks die beste Bürgschaft des Gelingens. Wie sehr die verwegene Tapferkeit dieser wilden Schaaren auf der einen Seite geschätzt, auf der andern gefürchtet wurde, das zeigt uns ein gleichzeitiges Lied, das, im echten Volkston gehalten, durch Lebhaftigkeit und Kraft der Darstellung alle ähnlichen übertrifft. Es wird von dem Chronisten, der es überliefert (Hans Detlev Ditmars. histor. Relation, Hdschr. d. Kieler Universitätsbibl.), trotz seines epischen Inhalts als ein Tanzlied bezeichnet und lautet in möglichst getreuer Nachbildung etwa so:

„Der König wohl zu dem Herzog sprach:
Ach Bruder, herzlieber Bruder,
‚Ach Bruder, herzliebster Bruder mein,
Wie wollen wir das beginnen,
Daß wir das freie, reiche Ditmarschenland
Ohn' unsern Schaden mögen gewinnen?"

„Sobald das Reinhold von Mailand**) vernahm
Mit seinem langen, gelben Barte,
Da sprach er: ‚Wollen machen einen Boten bereit
Und schicken nach der großen Garde.
Will uns die Garde Beistand thun,
Ditmarschen soll bald unser werden.'

„Sobald die Garde diese Mähre vernahm,
Sie rüstete sich mächtig sehre,
Sie rüstete wohl fünfzehntausend Mann,
Der Trommelschläger der schlug wohl an,
Sie zogen über die grüne Heide."

„Dem König gefiel die Rede nicht wohl,
Er thät bald wieder sprechen:

„Und da die Garde zum König kam:
‚Ach König mein lieber Herre,
Wo liegt denn nun das Ditmarschenland,
Im Himmel oder auf schlichter Erde?'

‚'s ist nicht mit Ketten an den Himmel gebunden,
Es liegt wohl unten auf der Erde."

*) Diese Angabe, die sich in zwei alten Liedern findet, ist entschieden übertrieben; vielleicht bezeichnet sie die Gesammtsumme der Zuzüge.

**) Ich kann den Namen nicht weiter nachweisen.

„Der Gardeherr sprach mit Muthe stark:
‚Ach König, mein lieber Herre,
Ist es nicht gebunden an den Himmel hoch,
Ditmarschen soll unser bald werden!‘

„Er ließen die Trommeln schlagen alsbald,
Die Fähnlein, die ließ er fliegen,
Damit zogen sie einen langen Weg,
Bis sie das Land zu Gesichte kriegen:
‚Ach Ländchen tief! Nun bin ich nicht weit,
Du sollst nun mein bald werden.‘

Im Februar 1500 erschien der König in Holstein und entschloß sich trotz der nassen Jahreszeit zum sofortigen Aufbruch. Am 11., Dienstags nach Scholastica, ward Alversdorp genommen, das an der Ostmark des Landes auf der Geest liegt, und von da ging's südwestwärts auf trockenen Geestwegen gegen Windbergen. Was fliehen konnte, floh in die westlichen Marschen wohin die Königlichen nicht zu folgen vermochten; die streitbare Mannschaft aber sammelte sich im Norden des Landes um ihre Banner. Sie aufzusuchen, wandte sich der König von Windbergen nordwärts gegen Meldorp, das nach kurzem Gefecht am 13. genommen wurde. Die Garde plünderte die Kirchen und das Kloster und hauste grausam in der eroberten Stadt, in der eine Besatzung zurückgelassen wurde. Davon singt das mehrfach erwähnte größere Lied wie folgt:

„Drauf zeigte sich der König auf der Holsten Erde
Mit großer Mannheit zu Fuß und zu Pferde,
Ausstreckt er seine Flügel zu beiden Enden,
Gewappnet von Haupt zu Fuß und an den Lenden.“

„So sind sie gezogen in Ditmarschen unverzagt,
Des Dienstags nach Scholastica der reinen Magd,
Mit also großem Schmucke ohnemaßen;
Sie hatten das so ausgemacht, sie wollten niemand leben lassen.“

„Die erste Nacht blieben sie zu Alversdorp stehen,
Da wollte ihnen niemand entgegengehen,
Der eine lief nach Süden, der andre nach Norden,
Denn die Garde wollte sie alle morden.“

„Des Mittwochs sind sie gen Windbergen gezogen,
Alle, die da waren, sind rasch geflohen,
Ein jeglicher, wohin er sich mochte salvieren;
Denn wie sollten die armen Bauern Krieg führen?“

„Des Donnerstags zogen sie nach Meldorp unverdrossen,
Da haben sie sich mit den Ditmarschen geschossen;
Die Garde die war gar unverzagt,
Also daß die armen Leute von dem Ihren wurden gejagt.“

„Die Kranken, die da nicht laufen konnten,
Blinde, Bettlägrige, sie saßen oder stunden,
Da wurde nichts geschont, die Mutter mit dem Kinde
Wurde gemordet gleich einem fetten Rinde.“

„So haben sie Meldorp eingenommen
Und auch die Kirchen zu ihrem Frommen
(Nutzen),
Da haben sie die Hände zu brauchen
gewußt,
Was in Kasten und Kisten war, hat
heraus gemußt.“

„Zur Stunde ward der Thurm mit
einem Zeichen gezieret,
Einem Kreuze, mit Gold und Perlen
ausstaffiret,*)
Gleich jenem, zu dem Kaiser Constantin
einst flehte,
Daß Gott ihm desto besser Beistand thäte.“

Bis Ende der Woche blieb der König in Meldorp stehen, da sein Bruder und andere zur größten Vorsicht mahnten. Der Weiterweg führte über Hemmingstedt nördlich auf Heide und Lunden durch die tiefe Marsch und war ohne landkundigen Führer nicht zu beschreiten, da die Gräben in Folge des anhaltenden Regens übergetreten waren. Der Verräther, der sich vom König bereit finden ließ, scheint jener Carsten Holm gewesen zu sein, von dem das nachfolgende Lied erzählt:

Carsten Holm der kam dazu:
„Mein lieber Herr Hans, wohin geht's nu?“

„Mein lieber Carsten, ich lob euer Wort
Ich meine, es gehet nun bald fort.“

„Mein lieber Carsten, wartet eine Weile,
Ich will euch geben das Schloß zu Tiele.“**)

„Mein lieber Herr Hans, ich kann's nicht
nehmen,
Muß mich der Bauernart bequemen.“

„Denn würden sie meiner hier gewahr,
Mein Leben hinge an einem Haar.“

„Aber auf der Heide nicht weit von hier,
Da wohnet Peters Hans mit mir.“

„Seid morgen früh dort unsre Gäste,
Ich will euch geben das allerbeste.“

„Ich will euch schenken Meth und Wein,
Dann ziehen wir nach Lunden hinein.“

„Und stecket das ganze Dorf nur an,
Die Bauern liegen stark daran.“

„Und stecket an das halbe Land,
Das übrige geht euch wohl zur Hand.“

Das andere Lied meldet nur die Aussendung des Kundschafters und seine Gefangennahme durch die Ditmarsen, die von ihm des Königs Absichten erfuhren:

„Des Sonnabends ward ein Mann
ausgesandt,
Der war im Lande wohlbekannt,
Zu erspähen den Weg nach Hemmingstedt,
Und wo es weiter nach Heide geht.“

„Derselbige Mann der ward gefangen,
Sie wollten beides, ihn morden und hangen,
Griffen ihn bei den Haaren, beim Hals
und Kinne:
„Sag' uns, was hat der König im Sinne?“

„O lieben Freunde laßt mich nur leben,
Ich will's euch offen zu erkennen geben,
Es soll euch allzumal frommen und nützen,
So wahr ihr mir hier mein Leben wollt
fristen.“

*) Gemeint ist der Danebrog.
**) Die Tielenburg an der Eider.

„Da hat er bekannt und gestanden sofort,
Wie der König und Herzog sich gegeben
das Wort,
Heide und Lunden zu nehmen auf einen
Tag,
Das ich in Wahrheit euch wohl melden mag."

Da hielten die Ditmarsen einen Rath und beschlossen dem König entgegen zu gehen. Vorher aber beichteten alle ihre Sünden, nahmen das heilige Abendmahl und riefen die Hülfe des Himmels an. Ihre Fahne vertrauten sie einer Jungfrau aus Hohnwörden, die das Gelübde der Keuschheit gethan hatte, und wählten Wolf Isebrand, einen ihrer Aeltesten und Angesehensten im Lande, zum Führer. Dieser rieth ihnen, auf dem Dammwege südlich vor Hemmingstedt eine Schanze aufzuwerfen und dort den König zu erwarten:

„Isbrand, das war ein frommer Mann,
Der immer soll in Lobe stahn.

„Legt euch ein wenig hier unter den Damm,
Daß euch hier niemand schießen kann."

„Er gab dem Land eine weise Lehr'
Zu Hemmingstedt vorm Süderthor:

Und leget die Speere nieder an die Erde,
Damit sie nicht gesehen werden."

Sie gruben sich in der Nacht vom Sonntag zu Montag an der sogenannten Dusenddüwelswarf ein und besetzten die von Meldorp herführende Straße mit Geschützen. Am 17. früh bei dunklem, regnichtem Wetter brach der König von Meldorp auf. Das Heer näherte sich unter dem Getöse der Drommeten und Pauken, das bis zum Himmel drang; es war wie der Volksdichter sagt, gleichsam ihr Schwanengesang. Voran zog die Garde, in der Mitte die Fußknechte, dann die Ritter und der Wagentroß. Man wollte die kleine Schaar mit Uebermacht umzingeln und zum Schlagen zwingen; die dänischen Schützen gedachten alle Ditmarsen zu tödten. Aber es war nicht möglich die Schlachtordnung zu entfalten, denn:

„Der Weg war enge, schlammig und
dreckig,
Der Deich hoch, der Graben tief und
schlickig,
Regen, Schnee und Wind war ihnen
entgegen;
Da begann sich bald bei allen die Furcht
zu regen."

Die Ditmarsen aber
„. . . . . die Wege gar wohl
kannten,
Besser als die da waren aus fremden
Landen;
Drum hatten sie auch so viel bessern Muth
Und trösteten sich selber in ihrer Noth."

„Mariens Hülf, der werthen Gottes-
mutter,
Die sie erbat bei Jesu unserm Bruder,
Auf sie allein war ihr Verlaß,
Sie achteten alle nicht der Feinde Haß."

„Die gewannen sie mit Fasten und Beten
Und andern guten Werken, die sie thäten;
Daß sie würden befreiet von ihren
Schmerzen,
Haben sie gebeichtet von allen ihren Herzen."

„Auch haben sie empfangen alle gemein
Den Leib Jesu Christi in einer Hostie klein,

Daß ihnen ihr Gott so viel gnädiger sein
wollte
Und sie von ihren Feinden erretten sollte."

„Eine reine Jungfrau bei ihnen war,
Die brachte das Gelübde der Keuschheit dar,
Die führte ihr Banner auf allen Wegen,
Daß sie ihnen möchte behalten Gottes Segen.“

Als die Garden heranzogen, fingen die Geschütze der Ditmarsen an zu spielen und bestrichen den Weg. Jene theilten ihre Spitze und breiteten sich mühsam rechts und links von der Straße aus, während eine Abtheilung die feindliche Stellung westwärts gegen „tor Liet“ hin zu umgehen suchte. Aber in dem weichen, von Gräben durchschnittenen Boden konnten weder Mannschaft noch Geschütze fortkommen, und das Wasser schwoll durch Oeffnen der Schleusen immer verderblicher an. Jetzt brachen die Ditmarsen unter Wolf Isebrands Führung hervor und fielen auf gewohntem Terrain mit leichter Beweglichkeit die unbehülfliche Masse an. Die Garde focht ihrem Rufe entsprechend und schlug den ersten Ausfall zurück. Beim zweiten kam sie ins Weichen und verwirrte sich, da die Ritter von hinten nicht Hülfe bringen konnten, in einen dichten Knäuel, in welchem die langen Spieße und Pieken der Ditmarsen aufs grausamste wütheten. Junker Thomas ward im Getümmel vom Pferde gerissen und, wie es heißt, durch Fußtritte erstickt.*) Nachdem sie mit der Garde fertig waren, machten sich die grimmigen Feinde an die holsteinschen, friesischen und dänischen Fußknechte, mit denen sie leichtere Arbeit hatten. Jetzt wandte sich schon alles zur Flucht, auch die Ritter vermochten trotz mannhaften Widerstandes der Niederlage nicht Einhalt zu thun. Diese mußte unter den vorhandenen Umständen verderblich werden. Was nicht niedergemacht wurde, ertrank in den übergetretenen Gräben oder erstickte im Schlamm. Der König selbst und der Herzog entkamen mit Noth, die Oldenburger Grafen und jener Hans von Ahlefeld fielen tapfer kämpfend an der Spitze der Ritterschaft. Ueber eine Meile ging die Verfolgung. Der ganze Troß blieb den Siegern als Beute, dazu die dänische Fahne, der heilige Danebrog.

Den Verlauf der Schlacht schildert ein anderes Lied, das angeblich von einem Priester herrührt,**) folgendermaßen:

„Die Ditmarsen hatten ihre Büchsen gestellt
Sie schossen zu ihnen hinaus ins Feld
Mit einem freien Muthe.
Deß erschraken sich die Edlen gar sehr,
Es kamen ihrer so viel zu Tode.“

„Die Garde kam vorgedrungen zur Zeit,
Sie zogen sich westwärts gegen „tor Liet“,
Sie wollten das Gut verderben.
Sie schrien: „Wohlan, ihr stolzen Bauern,
Ihr müßt noch alle vor Abend sterben!“

*) So der Chronist Neocorus; vergl. das unten angef. Lied.

**) Der Chronist bemerkt dazu: auctor fuit presbyter quidam. Priester waren vielleicht öfter die Verfasser von dergleichen Liedern. So haben wir noch eines über die Schlacht bei Hemmingstedt, welches ähnlich wie das der Berliner Handschr. an die Schlacht von 1404 anknüpft und sich dann im Preise Gottes und des Nothhelfers Christi ergeht. Es zeichnet sich weniger durch Energie der Darstellung als durch glatte Versification aus. Jenes oben erwähnte: „der König wohl zu dem Herzog sprach“ ist gewiß nicht von einem Priester.

Die Ditmarsen aber riefen in dieser Noth:

. . . .
„Nun hilf, Maria, du reine Magd,
Wir loben dich mit ganzem Vertrauen:
Behalten wir heute die Ueberhand,
Ein Kloster woll'n wir dir bauen!"

„Damit so liefen sie aus ihrer Hut,
Recht wie der grimme Löwe thut,
Dem seine Jungen sind genommen.
Durch die Hülfe Gottes, des starken Gottes,
Sind sie über die Garde gekommen."

„Ein Crucifix hatten sie mitgebracht,
Davor die Garde sich sehr erschrak;
In kurzer Stunde Dauer

Blieben siebentausend von ihnen todt.
Das that Gott durch ditmarsche Bauern."

Als sie mit der Garde fertig waren:

„Da riefen die Ditmarschen in hohem
Muth:
‚Wohlan, ihr Helden, es will werden gut,
Geht jetzt an die Kriegesknechte!
Holsten, Friesen und Dänen wollen wir
Todtschlagen alle nach Rechte.'

„Sie schlugen da manchen Kriegsmann todt,
Holsten, Friesen, Dänen kamen in große
Noth,
Der Adel begann zu weichen.
Es blieben ihrer so viel auf dem Platz,
Sie lagen im Schlick als Leichen."

„König Hans zu Herzog Friedrich sprach:
‚Herr Gott, wie kämen wir in dies Un-
gemach?
Herr Hans, das thätest du dir bräuen.
Behalten die Ditmarsen die Ueberhand,
Es wird uns wahrlich reuen."

„Da rief auch einer von Ahlefeld:
‚Herr König, das ist nicht wohlbestellt,
Laßt uns nur bald umkehren!'
Sie zogen sich wieder ein wenig zurück,
Da kamen sie schon mit ihren Speeren.

„Die Ditmarschen kamen herzu gedrungen,
Mit Pieken und Schwertern sie da rungen
Alle auf einem kleinen Felde.

Da ward der Adel niedergeschlagen,
Das thäten die Ditmarschen Helden."

Der Tod des Junkers Slenz wird, etwas abweichend von der Angabe des Chronisten, so erzählt:

„Er hatte einen Harnisch über den Leib
gezogen,
Der schien von Golde so roth;
Darüber war ein Panzer geschlagen,
Darauf thät er sich verlassen."

„Indem so sprang ein Landsmann herzu
Mit seinem langen Speer;
Er stach so stark, daß ein krummer
Haken ward,
Der hing in dem Panzer so schwer."

„Dem Landsmann ein andrer zu Hülfe
kam,
Den Speer wollten sie wiederholen.
Der Gardherr war stark, drei hatten
voll Werk,

Eh' sie ihn konnten wiedergewinnn.
Sie zogen ihn nieder mit Sattel und
Roß
Wohl in den tiefen Graben."

Ein späterer, wohl unechter Zusatz nennt auch den Namen des „Landsmanns", der den starken Junker vom Pferde riß:

„Der uns den großen Gardherrn erschlug,
Das will ich euch wohl sagen,
Des hätt der große Reimer von Wimerstedt gethan
Mit seinen langen, gelben, krausen Haaren."

Dieser will auch der Dichter jenes Tanzliedes sein, aus dem die zuletzt angeführten Strophen entnommen sind.

Merkwürdig ist eine Angabe, die sich in zwei Liedern findet, in dem eben genannten und noch einem andern, als ob auch der König unter den Gefallenen gewesen wäre. Dort heißt es:

„Da ward auch der Holsten König erschlagen
Mit seinem ganzen großen Heere.
Da lag nun sein Pferd, da lag auch sein Schwert,
Dazu die königliche Krone.
Die Krone die soll uns Maria tragen
Zu Aken wohl in dem Dome."

Das andere Lied spricht von der Königin:

„Da das die Königin ward gewahr,
Da weinte sie also sehre:
‚Seid ihr Knechte nun nach Hause gekommen,
Wo habt ihr gelassen euren Herren?‘
‚Die Ditmarsen haben ihn todt geschlagen,
Wir konnten es nicht wehren;
Sie tragen seinen Helm, sie führen seinen Schild,
Dazu seine stolzen Paniere.‘

Da diese Strophen sich kaum anders deuten lassen*), so müssen wir annehmen, daß nach der Schlacht ein falsches Gerücht von dem Tode des Königs sich verbreitet und im Volksgesange Aufnahme gefunden hat, ohne daß man es später für nöthig hielt, den Irrthum wieder auszumerzen.

Noch während der Schlacht machte sich die Mannschaft des Süderstrandes gegen Meldorp auf, um die königliche Besatzung daselbst aufzuheben:

„Fünfhundert waren in Meldorp geblieben,
Denen hatte der König die Macht gegeben,
Daß sie ihm die Stadt bewahrten.
Da sie diese große Noth vernahmen,
Wie schnell sie zur Flucht sich kehrten."
„Der Süderstrandmann kam gedrungen mit Macht,
Pieken, Büchsen und Schwerter hatt' er mitgebracht,
In Meldorp sind sie eingedrungen.
Da haben sie alles todt geschlagen,
Was sie noch haben gefunden."

„Wären sie zwei Stunden eher gekommen,
Sie hätten's gethan zu großem Frommen,
Wie ich fürwahr mag sagen:
Den König und den Herzog mit allem Volk,
Die hätte man da erschlagen."

Hiernach scheint es, daß sie die Absicht hatten, dem geschlagenen Heere bei Meldorp den Rückzug zu verlegen, aber zu spät dazu kamen. Dafür fiel die sämmtliche Bagage mit vielen Schätzen und reichen Vorräthen in die Hände der Sieger, wovon das Volkslied spottweise singt:

*) Vergl. v. Liliencron zu dieser Strophe, a. a. O. S. 454.

„Sie gingen ein wenig zwischen die Wagen,
Da fanden sie Gesotten und Gebraten."

„Greift munter zu ihr lieben Gäste!
Das giebt uns König Hans zum Besten."

„Saget dem König gute Nacht;
Er hat uns gebratene Hühner gebracht."

„Gestern waren sie noch alle im Glück,
Jetzt stecken sie hier in dem Schlick."

„Gestern wollten sie noch hoch hinaus,
Jetzt hacken ihnen die Raben die Augen aus." —

Eine Fortsetzung des Krieges erschien nach solcher Niederlage kaum mehr möglich. Wenn es auch der König wohl wünschte, der holsteinsche Adel und seine übrigen Verbündeten weigerten sich, ein neues Heer aufzubringen. Durch Hamburgs und Lübecks Vermittelung kam am 15. Mai ein Friede zu Stande, in welchem König Johann seine Ansprüche aufgab und die Selbständigkeit der Ditmarsen anerkannte. Das Volk aber gab Gott die Ehre und sprach mit dem Dichter:

„Nun ist es geschehn durch Gottes Gunst;
Und ständ es noch so schlimm mit uns,
Ein jedermann soll auf ihn selber vertrau'n,
So darf uns vor dem Tode nimmer grau'n."

„Auch darf sich niemand seiner Stärke loben.
Wenn Gott streckt seine Hand von oben,
Und trüge er auch Königskrone,
Er wird zerrieben wie eine Bohne."

„Wer kann die Gerichte Gottes ermessen!
Hätt' er auch alle Bücher gelesen,
Wollt' er auch alle Berge ersteigen,
Er vermöcht' sie doch nimmer zu beschreiben!

„Lobt Gott und Marien, die für euch haben gestritten,
Daß ihr dies alles mögt in Frieden besitzen,
Und leget Gott alle Zeit bei die Ehr',
Denn von eurer Macht geschah es nimmermehr."

Auch waren sie sich der Gefahr bewußt, die ihnen immerwährend noch drohte und die fast 60 Jahre später, nach erneutem heldenmüthigen Ringen, ihrer Freiheit ein Ende machen sollte. Fast wie eine Vorahnung des kommenden Unheils klingt es in folgenden Strophen:

„Wollet euch auch nicht zu sehr überheben,
Denn durch Mariens Fürbitte oben
Ist euch diese Victoria geschehen.
Vielleicht möchtet ihr euch noch wohl versehen."

„Wollet euch auch nicht immer Gelingen versprechen.
Vielleicht denken jene es noch zu rächen,
Die nun sind oder die noch geboren werden;
Das Rad kann sich auch einmal umkehren."

„Ach Gott, wie wandelbar ist unsre Zeit!
Wenn wir Frieden meinen, so haben wir Streit.

Aber wenn du nur unser Schifflein willst leiten,
Und wir uns brüderlich lieben zu allen Zeiten!"

Herbsttage in Schwaben.

2.

(Hohenneuffen. Urach. Eningen. Die Achalm. Lichtenstein. Reutlingen. Der Hohenzollern. Die Schwarzwaldbäder. Hirsau.)

Von Friedrich Lampert.

Es war gut, daß hier und da ein schwarzrother Wegzeiger stand, daß wir von den Kindern, die unter den Bäumen spielten oder von dem Postillon, der gerade vor dem Wirthshaus seinen Schoppen trank, die unverkennbaren Zischlaute schwäbischen Idioms hörten, sonst hätte ich wirklich glauben können, ich wanderte nicht zwischen gut würtembergischen Kirsch- und Aepfelbäumen, sondern an den Ufern des Vierwaldstättersees zwischen Gersau, Brunnen und Beckenrieth, so wunderbare Aehnlichkeit mit diesem lieblichen Erdenwinkel hat das Lenninger Thal. Das Auge hat gerade so viel, als es, ohne sich anzustrengen, braucht, es faßt immer die Schönheit des ganzen Thales mit Einem Blick zusammen: die sanft abfallenden, reich mit Wäldern und aus deren Dunkel malerisch vorscheinenden weißen Kalkfelsen geschmückten Berge hüben und drüben und in der Mitte das Obstbaumheer, das mit zwingender Gewalt den ganzen Thalgrund besetzt hält. Kaum läßt es die schmale Straße durch, geschweige, daß es viel anderer Pflanzung Raum giebt. Aber die menschlichen Wohnungen hat es doch nicht ganz verdrängt, nur daß diese sich auch dem malerischen Charakter des Ganzen willig einordnen und jedes Gehöfte uns fast wie eine bäuerliche Villa, von Bäumen und Blumen umgrünt und umblüht, erscheint. Und damit auch die eigentliche Romantik zu ihrem Rechte kommt, so fehlt's auch hier an Burgen und Ruinen nicht. Da stehen die abgebrochenen Mauern der „Salzburg" auf dem grünen Hügel mitten im Thal, dort deckt sich der „Räuber" mit Tannendunkel und hier wächst eine prächtige Baumgruppe mitten aus den Trümmern des „Wielandsteines" heraus.

So gehts im lieblichsten Wechsel stundenlang fort, bis das Dorf Guttenberg, überragt von dem wie ein Schwalbennest am Bergrand hängenden Hof Krebstein, den südlichen Thalschluß bildet. Aber reizender noch als dieses, verbirgt sich auf schwellenden Matten, im dichtesten Obstbaumversteck, im eigentlichsten äußersten Thalwinkel, der Weiler Schlattstadt. Die Welt ist wieder einmal mit Brettern verschlagen. Im kühlen Grunde geht ein Mühlenrad. Kein weiterer, nur der Rückweg scheint mehr aus ihm möglich. Da tönt über uns Wagengerassel? Wo kommt das her? Die Zweige der nächsten Bäume biegen sich auseinander und erstaunt sehen wir eine breite, kühn gebaute Straße, eine „Steig", wie diese aus den Thälern zur Albhöhe

sich hebenden Chausseen heißen, den Berg hinan sich winden. Aber kaum sind wir ihr gefolgt, so dünkt uns wieder, als sei es unmöglich, daß sie an der Felswand weiter klimmen könne. Aber immer findet sie den Ausweg, in mächtigen Stücken ist der Berg abgesprengt, tief hinabgehendes Mauerwerk stützt sie auf der anderen Seite. Immer höher hebt sie sich empor, schon erscheint uns das im Thal Liegende verschwindend klein, endlich ist auch das letzte Haus desselben dem Auge entzogen. Dieses erquickt sich nur noch an dem tief gesättigten Grün der Buchen und Tannen, die ihre Wurzeln in den jähen Hang geschlagen haben und deren Spitzen das Straßengelände säumen. Anderthalb Stunden waren wir auf diesem Wege, der sich wirklich einer Alpenstraße zur Seite stellen könnte, emporgestiegen, da endete er oben so überraschend, wie er angefangen. Wie durch ein Waldthürlein waren wir auf die Hochebene herausgetreten; — da war plötzlich verschwunden, wie durch ein neidisches Zauberwort all die Herrlichkeit hinter uns zugeschlossen, die uns eben noch in Wies' und Wald, Baum und Flur umfangen. Und wir hatten die Formel vergessen, die uns die Pforte dazu noch einmal hätte öffnen können.

Die ganze Umgebung war verändert. Eine weite Fläche umgab uns. Die Felder schienen steinig und unfruchtbar, eine staubige, schlechte Straße zog langweilig vor uns her. Kein Baum gab Schatten gegen die immer noch warm herabscheinende Nachmittagssonne, kein Mensch begegnete uns. Nichts war, auf dem das Auge hätte befriedigt ausruhen können, höchstens das ungefähr eine halbe Stunde noch entfernt vor uns liegende Dorf und das kleine Wäldchen dahinten gab einen solchen Ruhepunkt ab. Aehnliches sieht man auf dem Hochplateau der fränkischen Schweiz. Dort geht man auch auf uninteressanter Fläche, ohne etwas von den Reizen zu ahnen, die vielleicht nur wenige Schritte seitwärts, ein paar hundert Fuß tiefer, in den Thälern sich sammeln, wo die ganze Signatur der Landschaft nachzuholen scheint, was hier oben versäumt ist. Nur ist dort insofern noch etwas mehr Abwechslung, als die Hochebenen der fränkischen Schweiz felsige Hügel bedecken, die sich sogar an einzelnen Stellen zu höheren Massen aufthürmen. Hier taucht nur da und dort einmal ein weißer Kalksteinblock etwas vorlaut oder verschämt am Rand des Gesichtsfeldes auf, der der Thalwand angehört, die sich dort zum lieblichen Wiesengrund niedersenkt. Wie gesagt, jetzt ging's eben fort, gerade auf jenes Dorf zu, das Grabenstetten heißt. Ein „Heidengraben" soll in seiner Nähe sein, eine römische Verschanzung, die unter den Karolingern zur Begrenzung eines Thiergartens gedient haben soll, allein die Mittagssonne hatte uns jegliche archäologische Stimmung ausgetrocknet; vielmehr verspürten wir etwas — vgl. V. Scheffel — von der Hildebrand- und Hadubrand'schen Sehnsucht nach einem „Wirthshaus mit kühlen Bieren".

Und wir fanden, was wir suchten. Eine Schaar junger Mädchen und Kinder saß, Hopfen zu blatten, vor dem Hause. Der würzige Duft drang zum offenen Fenster herein. Lang war die Rast nicht. Die Sonne war schon tief gesunken. Aber in wahrhaft blendendem Glanze strahlte sie noch um das alte Bergschloß Hohenneuffen, das nach einer halben Stunde vor uns lag. Allein dies selbst noch zu betreten, dazu war es zu spät. Nachts soll man schlummernde Burggeister nicht wecken. Und solche treiben gewiß auch auf dem Hohenneuffen ihr Wesen, und wenn's der Geist jenes pflichtgetreuen Hauptmanns wäre, der, als auf der Burg noch Garnison lag, die inhaltschwere Meldung machte, auf Höchstdero Festung Neuffen ist nichts Neues vorgefallen. „„Gottlob, wenn nur nichts Altes eingefallen ist““, antwortete der Herzog. Heut aber könnte Sein Liebden doch manches eingefallen finden, denn, wenn auch Hohenneuffen jetzt noch das besterhaltene und stattlichste Bergschloß ganz Würtembergs ist, so sind doch auch seine mächtigen Gewölbe und Kasematten vom Zahn der Zeit nicht unberührt geblieben. Durch Rebengärten stiegen wir am Abend zum stillen Städtchen, das am Fuß des Schloßberges liegt, hinab, und andern Morgens wieder zur Burg hinan. Dann tritt Wald an deren Stelle, und zwar hochstämmiger, reichbelaubter Wald. Er mag schon so schön und lauschig gewesen sein zu Gottfried von Neuffen's Zeit, des ritterlichen Minnesängers, der, wie seine ganze Sippe, der Hohenstaufen treuer Freund und Kriegsgenosse, so frühlingswarm und kinderfroh, bald von Anger, Blüthen, Wald und Wiese, bald von seiner Frauen rosenrothem Mund gesungen hat. Nun haben die Waldvögelein die Musikantenrolle auf Hohenneuffen übernommen, allein jetzt natürlich, wo schon manch roth und gelbes Blatt sich in den Waldschmuck gemischt hatte, waren auch sie verstummt.

Der Blick von Hohenneuffen gleicht dem, über den die andern Albberge gebieten. Es muß ja nothwendig immer dieselbe Landschaft sein, die das Auge überfliegt; nur daß ihm von der einen oder der andern Höhe der oder jener Punkt mehr in den Vordergrund gerückt erscheint oder die verschiedenartige Beleuchtung auch verschiedene Bilder vorführt.

Wieder kamen ein paar reizlose Wegstunden, wir gingen eben wieder auf der Hochebene. Nur Hohenneuffen bot einen prächtigen Rückblick. Als ob ihm dieses Stück Welt ringsum ganz allein gehörte, so stolz und gebietend lag das alte Schloß da. Dann war es auch verschwunden. An einem Waldsaum hatten uns ortskundige Leute einen schmalen Pfad mitten ins Dickicht hinein gezeigt. Er führte jäh abschüssig hinab. Allein es war der rechte; denn er brachte uns mitten hinein ins schönste und lieblichste aller Albthäler, ins Urachthal, neben dem selbst das Lenninger bei Manchem den Kürzern ziehen mag. Es vereinigt fast mehr noch als dieses alle Reize der

Albnatur in größter Fülle und Vollständigkeit in sich. Die Buchenwälder bedecken wieder seine Berghänge, die Kirschen-, Zwetschken-, Aepfel- und Nußbäume in ungeordneten Schaaren seinen Wiesengrund.

Blendendes Linnen glänzt auf dem Wiesengrund, die altberühmte Uracher Bleiche. Die Erms rauscht zwischen durch, forellenreich, wie alle diese Bäche. Folgt man ihr aufwärts, so wird das Thal wilder, felsiger, enger; es geht wieder der Hochebene, und zwar Münsingen, dem würtembergischen Sibirien zu. Urach dagegen liegt noch in voller, wiederum fast südlicher Pracht. Kaum finden wir seine Häuser aus dem Obstbaumdickicht heraus. Sie zeigen zum Theil alterthümliche Formen, hohe Giebel, spitze Dächer, schlanke Thürme. Auf dem Markte steht ein prächtiger gothischer Brunnen, in der Weise des Ulmer Fischkastens. Unweit seiner schlingt sich Epheu um ein altes, noch halb hölzernes Gebäude. Es ist Eberhard's, des Grafen im Bart, Schloß. Sein Wahlspruch attempto, d. h. tento, ich wag's und der Palmbaum des wallfahrenden Helden ist im Portal farbig eingezeichnet. Urach war sein Lieblingsaufenthalt. Im großen, zierlich gemalten Rittersaal des Schlosses feierte er seine Hochzeit mit einer mantuanischen Prinzessin. 14,000 Personen tafelten dabei und der Wein floß ihnen aus einem Brunnen unmittelbar in den Becher. In einem andern Gemach sieht man Eberhard's Brautbett und in der Stadtkirche seinen schön geschnitzten Betstuhl. Des Fürsten Jugendleben war bekanntlich nicht fleckenlos. Das Urach nahe liegende Kloster Güterstein mag zu seiner spätern Sinnesänderung viel beigetragen haben, wenigstens stand ihm dessen Prior, „der alte Vater", sehr nahe, und als die Reue ihn nach dem heiligen Grabe trieb, legte er bei jenem sein Testament nieder und empfing knieend seinen Segen. Auch auf Hohenurachs waldstille Trümmer gehen die Erinnerungen an Eberhard mit hinauf. Doch da sind sie düsterer Art. Auf diese Bergveste hatte er seinen wahnsinnigen Bruder Heinrich gelockt, um ihn bis zu seinem Tod gefangen zu halten. Ein eiserner Ring hielt den Unglücklichen an die Kerkermauer geschmiedet. Aber doch fiel ihm ein Sonnenstrahl in diese Nacht. Sein treues Weib war ihm in die wilde Bergeinsamkeit gefolgt und gebar ihm dort sogar noch einen Sohn, der der Stammvater der jetzigen Könige von Würtemberg geworden. Auf Hohenurach wehte lange Zeit Kerkerluft. Auch den Dichter Nicodemus Frischlin hatten die „Hofteufel", der Adel, eifersüchtige Mitlehrer und die Fürstendiener, „die der Könige lange Hand gebrauchen", hierher gebracht. Von der jäh abfallenden Felsenkante wollte er sich hinablassen und die Freiheit suchen. Das Seil riß, man hob einen jämmerlich zerschellten Leichnam auf, um ihm dann doch ein ehrlich Begräbniß zu geben.

Von den Mauern und Wohnräumen, die von all dem Zeugen gewesen, steht wenig mehr, aber die Reste zeugen von einstiger Festigkeit und Schönheit.

Reizend ist der Blick auf das Städtchen im Thal, beschränkter der in die fernere Landschaft; zwei Bergsäulen schließen diese gleichsam ab; nur mit einem ganz kleinen Abschnitt, mit dem Schloß Hohenheim und den fruchtbaren Bergebenen von Stuttgart im Hintergrund, lugt sie zwischen jenen herein. Waldeinsamkeit herrscht auf Hohenurach, auch in seiner nächsten Umgebung, beim Brühlbach-Wasserfall. Sein Rauschen tönt bis zum Schloß herauf. Er ist der einzige der Alb, keiner von den vielgenannten, weltberühmten, wie sie in Tyrol, der Schweiz oder sonst „in den Bergen“ zu Dutzenden stäuben und sprühen. Aber es ist immerhin ein anmuthig Bild: die „schöne Wiese“, ein stiller abgeschiedener Waldplatz, an dessen Rand der Wasserbogen hervorspringt und sich über den Tuffstein senkrecht niederwirft, dichtverschlungene, ihre Zweige tief herabhängende Bäume, die sich in der klaren Fluth spiegeln und drunten wieder das ruhige Bächlein, das des stürmischen Anlaufs und Falles ganz vergessend, still und platt durch das einsame Waldthal weiterfließt.

Die freundliche Wirthin in der Post zu Urach hatte Recht gehabt, als sie uns mahnte, wollten wir anders jenen hoch zu rühmenden Gasthof nicht zum Nachtquartier machen, mit dem Aufbruch nicht zu säumen. Noch war eben die Sonne, die hohen Stämme vergoldend und durch das Netz der grünen Zweige glänzende Lichtfäden webend, hinter dem Tannenwald gestanden: da war sie bei unserm Austritt aus ihm schon untergegangen. Auch die Dämmerung hält an solchen Herbstabenden, so schön und duftig sie auch sind, nicht lange vor. Es war volle Nacht, als wir wieder so eine Treppe gleichsam, wie sie die Hochflächen der Alb mit den zwischen ihren Steilrändern geborgenen Thälern verbinden, die „neue Eninger Steige“, hinabstiegen. Aber die Sterne leuchteten hell und aus dem Thal herauf glänzten die Lichter des größten und schönsten Dorfes Würtembergs. Das ist E n i n g e n.

Wenn der Eninger Congreß stattfindet, d. h. wenn an Jakobi und Weihnachten jeden Jahres die das ganze deutsche und außerdeutsche Land durchziehenden Spitzen-Galanteriewaaren- und sonstigen Eninger Krämer auf ein paar Tage zur Heimath und zum „Geschäft“ mit den Reisenden und Agenten aus aller Herren Ländern kommen, dann geht's in den saubern, stattlichen Straßen so lebhaft zu, wie auf einem Stapelplatz der großen Welt. Dann ist's wohl auch im Gasthof des Herrn Bazler etwas lauter und lebendiger, als wir es an diesem Abend fanden, wo wir die einzigen „Fremden“ waren. „Essen Sie gern Suppe“ hob Herr Bazler an, „essen Sie gern Forellen, Karpfen, Krebse?“ und so fuhr er fort, sich und uns durch Fisch, Fleisch, Braten, Mehlspeisen, Obst, Wein und Bier durchzufragen, daß es uns ganz seltsam zu Muth ward ob dieses Reichthums einer Dorfwirthshausspeisekarte. Das Räthsel löste sich. Herr Bazler hatte Tags zuvor eine große Hochzeit aus-

gerichtet und da hatten die biedern Schwaben doch noch einige beaux restes zu Nutz und Frommen hungriger Wanderer übrig gelassen.

Zur bessern Würdigung seines Kaffees hatte uns unser vorsorglicher Wirth, als er die Lichter in unserm auch mit allem, sonst „auf dem Land" ungewöhnlichen Comfort ausgestatteten Schlafgemach entzündete, einen vorbereitenden Spaziergang auf die Achalm angerathen. Nur in dunklen Umrissen hatten wir des Nachts den einzeln aufsteigenden, sich fast zierlich zuspitzenden Berg gesehen. Seine isolirte Lage macht seine Aussicht umfassender und eigenartiger, als die von der Teck und Hohenneuffen. Der Kreis von Bergen, der uns rings umgiebt, dort die um das Honauer Thal mit dem Schwalbennestchen Lichtenstein im Hintergrund, hier die sagenreichen Pfullinger Höhen, und ostwärts die ganze, bis zum Staufen wie im Reih und Glied aufgestellte Alb, zu Füßen mit dem Dorf Eningen die Städte Reutlingen und Pfullingen, in der Ferne das Tübinger Schloß und die unendliche Weite des „Gäus" bis zum Schwarzwald — das alles zusammen lohnte reichlich den etwas mühsamen Aufsteig. Die Phantasie mag sich das Schloß aufbauen, dessen Gründer ihm seinen Namen gegeben, als sein Pfeil den Letzten des von ihm besiegten Geschlechts im Angesicht seines brennenden Hauses zu Tode traf und dieser noch zum Allmächtigen einen letzten Seufzer emporschicken wollte, ihm aber das Wort auf den Lippen erstarb und nur sein Anfang: „Ach allm" — die Taufe der neu erbauten Burg wurde. Jetzt liegt auch diese schon wieder in Trümmern, denn der hohe Thurm, der weithin die Achalm sichtbar und kenntlich macht, ist ein Bauwerk neuerer Zeit.

In Eningen läuteten die Morgenglocken, als wir den Kaffee getrunken hatten und den offenen Wagen bestiegen, in dem Herr Bazler's Gespann uns das Honauer Thal hinauf an den Fuß des Lichtenstein bringen sollte. Nur an den Fuß, höchstens vor das Burgthor, weiter nicht, das hatte man uns in Eningen gesagt und sagte man uns nun auch im Wirthshaus von Oberhausen wieder. Die Frau Herzogin von Urach geborne Prinzessin von Monaco, die Schloßfrau vom Lichtenstein, referirte die gesprächige Frau Wirthin, sei auf der Burg anwesend und da werde keiner, auch nicht der bestempfohlene und am weitesten herkommende Reisende hineingelassen. Mein ungläubiges Lächeln schien die Frau zu verdrießen. „Schie werde scho sehe", rief sie mir spöttisch nach, als ich den Pfad waldein- und bergaufwärts einschlug.

Wollte doch sehen, ob das Zauberschlößchen wirklich so unnahbar sei. Der Bewohner von Lichtenstein fährt, wenn er Lust hat, aber dann mit Vieren, den Berg hinauf, andere Leute gehen zu Fuß und werden etwas warm und müde dabei, denn nicht nach 18, wie höchst betrügerisch das Reise-

handbuch sagte, sondern erst nach wohlgezählten 48 Minuten, stand ich da, wo

„aus einem tiefen grünen Thal
Aufsteigt ein Fels als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlößchen Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein."

So singt Gustav Schwab und Hauff schildert in seiner vielbekannten Erzählung, bei der das Schlößlein Pathenstelle vertreten: „wie ein kolossaler Münsterthurm steigt aus dem tiefen Albthal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weitab liegt alles feste Land, als hätte ihn der Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte." Aber von alledem sah ich nichts. Unten im Thal hatte ich den „Felsenstrahl", den „Münsterthurm" wohl aufsteigen sehen, aber nun, da ich oben auf dem Plateau war, war er mir rein entschwunden. Ich fand nichts, als ein Jägerhaus, schöne Parkanlagen, einen Felsenvorsprung, auf dem eine Büste Hauff's, des Historiographen des Lichtenstein, in das Thal hinunterschaut, und ein festverschlossenes Thor. Hinter dem mußte also erst das Schlößchen stecken, innerhalb dieses erst die „Spalte zu finden sein, über die keine Gemse hinwegsetzen kann", aber die auf allen Bildern Lichtensteins zu sehende Zugbrücke hinüberführt. Aber über dem Thor stand wirklich klar und mit großen Buchstaben zu lesen: „Verbotener Eingang". Ja, und dazu hatte der Verwalter, der drüben im Jägerhaus mit mir gefrühstückt hatte, gesagt: „Die Frau Herzogin wünschen ungestört zu sein." Aber eine Niederlage meines Touristenbewußtseins, ein unausgefülltes Blatt in meinem Reisefeuilleton, eine Lücke in diesen Skizzen, konnte auch die ruhebedürftigste Herzogin nicht verantworten. Das mußte ihr klar geworden sein, denn alsbald kam der Major Domus, dem ich meine Karte übergeben und der sie sehr bedenklich in Empfang genommen hatte, mit der sehr freundlichen Einladung der Burgfrau zum Eintritt und zur flüchtigen Besichtigung zurück. So war der Bann gebrochen, ich ging durch den wohlgepflegten, blumenreichen Vorhof, und stand nun erst vor dem eigentlichen Lichtenstein. Wie ein echtes und rechtes in die höchsten Wipfel einer Eiche gebautes Nest schwebt das Schlößchen über der schwindelnd tiefen Kluft. Nur ein Genie, wie Heideloff, konnte das Wagniß unternehmen, einer solchen Felsennadel eine ganze, bei aller scheinbaren Kleinheit außerordentlich geräumige Ritterburg reinsten Styls

aufzuoculiren. Lichtenstein hatte bekanntlich einst seine „berühmte" Zeit, wo in der Trinkhalle mit ihrem Halbdunkel der gemalten Fenster, den alten Rüstungen und den heitern launigen Trinksprüchen an den Wänden so oft die Tafelrunde des schwäbischen Dichterkreises um den Burgherrn, den Sänger der „Lieder des Sturms" versammelt saß. Die gegenwärtigen Bewohner scheinen in keinem Contakt mehr mit ihr zu stehen, sonst würden sie das Schlößchen mit seinen vielen Kunstschätzen nicht so unnahbar machen.

Nun war's an der Wirthin von Oberhausen, ein ungläubig Gesicht zu machen. Sie konnte es nicht fassen, daß ich „drin" gewesen. Sie mußte mich für was besonders „Vornehmes" halten, daß ich das möglich gemacht, beeilte sich darum, mir meinen Schoppen Wein für zweie anzurechnen und mir tausendmal vergnügte Reise zu wünschen. Die mußte sich von selbst finden, wenn man ein so lieblich Thal durchfuhr, wie auch das Irnauer eins ist, rechts und links von waldigen Almen umlagert, mit drei lachenden Dörfern besetzt, von wasserfrischen Wiesen durchgrünt, von der sprudelnden Echatz belebt, im Kleinen an das Lauterbrunner Thal erinnernd.

Wir kamen über Pfullingen, im Mittelalter ein Asyl für „uffrechten redlichen, ungefährlichen Todschlag", dann hielten wir in **Reutlingen** Mittag. Der Eindruck der alten Reichsstadt ist moderner, als man von ihr vermuthen sollte. Ein drei Tage lang wüthender Brand hat im Jahre 1726 das alterthümliche Gepräge etwas zusammengeschmolzen. Auch die prächtige Marienkirche brannte damals aus, allein ihre herrlichen gothischen Formen blieben und nun ist sie diesen entsprechend würdig restaurirt. Daß ein Kriegswerkzeug, ein Sturmbock das Modell einer Kirche abgiebt, kommt wohl selten vor. Die Reutlinger haben's zu Wege gebracht. Im Jahr 1247 lag Heinrich Raspe, der Gegenkönig Konrad's IV., vor der Stadt. Die bedrängten Bürger gelobten der Jungfrau Maria ein schönes Gotteshaus, wenn sie ein Einsehen mit ihnen haben wollte. Ob dieses nun der Fall war oder ob die Reutlinger sich doch auch etwas auf ihre eigene Faust verließen: der Raspe zog ab und ließ sogar einen mächtigen Sturmbock vor den Mauern zurück. Den brachten sie nun jubelnd herein und machten ihn sofort zum Maß ihrer Votivkirche, so daß deren Schiff wirklich gerade so lang wie jener, nämlich 127 Fuß lang, wurde. Von des Sturmbocks Zeiten her blieb den Reutlingern ein kriegerischer mannhafter Sinn, trotzdem sie seit lange denselben friedlichen Beschäftigungen, die heut noch in der Stadt blühen, als Rothgerberei, Färberei und dergleichen oblagen. Und so räumten sie unter den Rittern des Grafen Ulrich v. Würtemberg — an 1377 war's — ähnlich auf, wie die Schweizer bei Moorgarten gethan.

„Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!"

hat Uhland davon gesungen. Und noch einmal machten sie in Würtemberg Rumor. Bei einer einfachen Schlägerei in einem Weinhause war der Würtemberger Burgvogt, der in der Stadt sitzen durfte, „etwas übel weggekommen", d. h. erschlagen worden. Die Stadt wollte den Thäter nicht ausliefern, so rückte Herzog Ulrich mit einem Heer an, grub jener die Brunnen ab und setzte ihr mit seinen Karthaunen und Handbüchsen hart zu. Die Belagerten verbrannten ihre Vorstädte, damit sich der Feind in ihnen nicht festsetzen sollte, dieser schoß wieder die Stadtmauern zusammen, dann aber fror bei strengem Winter der Stadtgraben zu und der Rath mußte capituliren. Nun legte sich der schwäbische Bund in den Handel und eroberte Reutlingen dem Reiche zurück; der Herzog mußte sein Land meiden und 16 Jahre lang ließ der Geist des erschlagenen Burgvogts ganz Würtemberg keine Ruhe.

Jetzt sieht Alles, Stadt und Leute eminent friedlich aus und in dem Wernerischen Bruderhaus macht jene sogar auf eine ganz besondere Friedensstätte Anspruch. Wir haben nicht ohne Bewunderung für die Thatkraft Eines Mannes, von dem das alles ausgegangen, die mancherlei Anstalten durchwandert, die, ähnlich dem rauhen Haus zu Horn aber praktischer als dieses, den Versuch machen sollen, Socialismus und Christenthum zu verschmelzen und die Idee der Klöster und Congregationen im Geist des Protestantismus zu regeneriren. Und ein Zweitinteressantes, wenn freilich wieder auf ganz anderm Gebiet Liegendes, bot uns noch Reutlingen: das pomologische Institut des Herrn v. Lucas, dessen Leistungen und gemeinnützigen Einrichtungen in ihrer besondern Sphäre in Deutschland wohl einzig sind. Mit großer Liebenswürdigkeit führte uns der Eigenthümer durch seine weitausgedehnten Gartenpflanzungen mit ihren Hunderten von Obstarten, die Lehr- und Hörsäle, die reichhaltigen Sammlungen, und wir schieden mit hoher Achtung auch von diesem Manne, der mit seltener Energie und Befähigung, nur aus Liebe zur Sache und aus opferwilligem Sinn für das Gemeinwohl, hier ein ganz neues Arbeits- und Erntefeld geschaffen hat.

Aber es waren uns nur flüchtige Stunden für beide Anstalten, um derentwillen man nicht an Reutlingen vorüberfahren darf, vergönnt. Wir waren wieder an der Eisenbahn und die mußte uns an dem Abend noch nach Hechingen bringen. Das Neckarthal hüllte sich in Dämmerung; schon Tübingen war etwas umflort. Die würtembergische Universitätsstadt hat nicht die großartige Lage ihrer Schwestern Freiburg und Heidelberg, aber lieblich ist sie und anmuthig, und auch viel besungen. Manch Greisen- und Mannesauge ruht heut noch mit freudig-wehmüthigem Blick auf dem Städtchen zwischen Neckar und Ammer, der Stätte fröhlicher Jugend. Wir fuhren diesmal vorüber; erst auf dem Rückweg vom Hohenzollern wollten wir Halt machen. Es ging im Neckarthal aufwärts. Wohlhabende Dörfer liegen in

ihm, malerische Volkstracht hat sich noch in diesen erhalten. Wir waren aus Würtemberg heraus, in den hohenzollerischen Landen, auf dem Bahnhof von Hechingen. Der Gasthof „zur Linde" liegt gerade am entgegengesetzten Ende der ehemaligen Hauptstadt der hohenzollerischen Lande. Wir hatten sie ganz zu durchgehen, bergauf, bergab, wie ihre Straßen laufen. Gut, daß der Mond voll und klar am Himmel stand. Mit dem Fürsten scheint die Beleuchtung der Residenz ausgegangen zu sein. Aber so fanden wir unsern Weg und im Mondenlicht sah sich manch altes vornehmes Haus vielleicht doppelt stattlich an, rauschten die schönen Brunnen, an denen die Mädchen plaudernd standen, und lag auf einmal ein hoher, spitzer Berg dicht vor unsern Augen und auf ihm eine herrlich hehre Burg: der Hohenzollern, die Kaiserburg des neuen Reichs.

Ich sah noch lang hinaus in die Nacht. Der Mond war hinter eine Wolke getreten, Lichter schienen aus den Burgfenstern hernieder. Auf dem neuen Kaiserberge war also Leben, anders als auf dem einsamen, verlassenen Hohenstaufen. —

In früher Stunde stand ich oben auf der luftigen Warte. Durch thaufrische Wiesen, durch herrlichen Buchenwald war ich emporgestiegen. Das Reichsbanner flatterte über mir im Morgenwind. In der letzten Pracht des Jahres, im vollen Herbstschmuck, lag das Land ringsumher erschlossen. Das Stammland der Hohenstaufen liegt huldigend dem Schloß der Hohenzollern zu Füßen. Der Bergkranz der Alb umschlingt die Eine Hälfte des Bildes, die andere findet im Schwarzwald ihre fernen Grenzen. „Vom Fels zum Meere", das ist der Eingangsspruch über dem Thor der Feste. Wer den Grundstein zu ihr gelegt? Die Geschichte kennt den Namen nicht; die Burg stand schon als der erste urkundlich beglaubigte „Graf von Zollern" Thassilo, um das Jahr 800 aus der vorhergehenden Sagendämmerung in das helle Licht der Geschichte tritt. Ob er's hätte tragen können, wenn aus dem Dunkel des nachbarlichen Eichenheimes eine Velleda getreten wäre und ihm mit Prophetenwort die künftige Geschichte seines Hauses, dessen Siegesgang „vom Fels zum Meere" verkündigt hätte? Aber ein Stück vom spätern Zollernthum lag schon in den Leuten. Thassilo's Sohn Thanko hieß schon für den kleinen Kreis seiner Zeit, was der, der nun dem Zollernschild das Kaiserwappen angefügt, für die Welt geworden: „ein Schiedsrichter über Krieg und Frieden". Des Thanko's Urenkel, Friedrich I. von Zollern, soll um 980 das Stammschloß der Ahnen erneuert und erweitert haben. Sein Enkel Friedrich III., um 1111 Kaiser Heinrich's oberster und geheimster Rath, war ein allgemein beliebter Mann seiner Zeit. Sein Sohn Rudolf II. entschied als muthiger Anhänger der Ghibellinen, die blutige Schlacht auf der Wohred (Wöhrd) bei Tübingen (1164). Von der Zeit an theilte sich der

Zollernsche Stamm in zwei Aeste, wovon der eine in Franken das Haus der Burggrafen von Nürnberg gründete, der andere durch Rudolf's Sohn Friedrich IV. die väterlichen Erbgüter in Schwaben erhielt. Die Geschichte erzählt nun mehr von den ersteren, deren zehnter, Friedrich VI., — heuer sind's 501 Jahre, daß er geboren wurde —, in den Besitz der Mark Brandenburg mit der Kurwürde gelangte und der eigentliche Ahnherr derer wurde, die als Könige Preußens die verfallene Stammburg aus den Trümmern wieder so herrlich auferbaut haben. Unter Friedrich VII. von Zollern, dem Oettinger, wie er hieß, war diese jämmerlich zerstört worden. Mißgeschick hatte den edlen Grafen verfolgt; gegen die Wittwe Graf Eberhard's von Würtemberg, dessen Rath er gewesen, hatte er, als er ihr den Dienst aufgekündigt, das trotzige Wort gesprochen: „Kann mich auch ein giftiges Weibsbild verschlingen?" sie aber ihm drohend erwidert, wie Gustav Schwab singt:

„Verschlingen allerweg will ich
Dein Gut, dein Schloß, dein Leben, dich!
Kein feiges Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Spott ein Fürstenhaupt."

Er unterlag der Feindin und sein Schloß ward gebrochen. Was sein Sohn Niclas wieder herstellte, war nur ein kümmerlich Ding. Jetzt aber ist der Hohenzollern eine Königsburg, wie sie würdig ist des Geschlechts, das die deutsche Kaiserkrone trägt. Kein anderes Haus hat sie die verlassene, vereinsamte Stätte seiner Ahnen geehrt. Die Hohenstaufen konnten freilich ihrer Stammburg sich nicht mehr annehmen. Aus den Brettern eines Schaffots zimmert man kein Königshaus. Aber sühnend und vergeltend haben ihre Erben in der Kaiserkrone in dem Stammland beider, in der Herrlichkeit ihrer Burg auch die vergangene und verschwundene des Hohenstaufens mit erneuert.

Halb Festung, halb Schloß ist die heutige Hohenzollernburg. Mächtige Vorwerke und Befestigungsmauern stützen den hohen Bau des letztern, in welchem uns der ganze Glanz einer feudalen Burg des 13. Jahrhunderts entgegentritt. Durch einen schneckenartig aufsteigenden Tunnel gelangt man aus dem untern in den obern Burghof; der treue Geselle aller alten Burgen, der Epheu, schlingt sich auch um diese neue, in deren Gemächern königliche Pracht in Ausstattung und Einrichtung, auch in reichen Gebilden der Kunst, sich entfaltet. Die evangelische und die katholische Kirche, welch letztere aus der uralten Burgkapelle erbaut ist, schließen die beiden Seitenflügel des Schlosses ab. Ihre Glocken läuteten eben den Morgengruß hin über Wald und Flur. Auch von Hechingen tönten gleiche Klänge herauf. Ich überlegte mir, in Nähe und Ferne schauend, mein ferneres Wanderziel. Ein Städtchen dort,

ungefähr drei Stunden entfernt, hatte mir der Castellan als Balingen ein in seiner Nähe emporragendes Schloß als Geislingen bezeichnet. Das ist der Wohnsitz des Präsidenten der bayrischen Abgeordnetenkammer, jetzigen Nachfolgers des Fürsten Hohenlohe im Präsidium des Reichstages, des mannhaften Volksvertreters Freiherrn Franz von Stauffenberg. So nahe dachte ich mich dem Hause des Freundes nicht. Durfte ich an ihm vorübergehen? Schon um Mittag war ich dort, mitten in einem der liebenswürdigsten Familienkreise, wie sie nur die höchste Geistes- und Herzensbildung schaffen können, und die Stunden flogen in ernsten und heitern Gesprächen dahin. Die Sonne stand schon tief, als wir dankbar schieden und den Wanderstab weiter setzten. Geislingen hatte uns die Reiserichtung verändert. Die Zeit war mir nur noch knapp gemessen. Nach Tübingen konnte ich nicht zurück. Also Verzicht darauf und an einer andern Stelle hinab ins Neckarthal wieder, bei Sulz, wo der Fluß in tief eingeschnittenem Thale fließt und sein Rauschen fast trotzig und unbändig ob der von den gar so eng ihn umschnürenden Bergen ihm angethanen Unbill in unsern Schlaf herein klang.

Nur eine Station aufwärts führte uns andern Morgens die Bahn nach Horb, einem alten, mit Mauern, Thürmen und schlechten Häusern an das linke Ufer hoch hinaufgebauten Nest. Wenn der Schienenweg auch hier — und das ist wohl jetzt schon vollends geschehen — Felsen und Berge durchsprengt hat, dann wird man rascher von Horb in Nagold sein, als das uns beschieden war, die wir das mit ein paar Stunden beschwerlicher Postwagenfahrt, bergauf, bergab, erkaufen mußten. Wir kamen uns auf einmal wieder sehr weit ab von der Welt vor. So ein alter Rumpelkasten kann ganz antidiluvianische Stimmungen aus einem herausmartern. Die Post zu Nagold trug ganz das Gepräge der alten Zeit, wo es nur Postillons, Beichaisen, Reisewagen, Retouren, feilschende Hauderer, schläfrige Hausknechte, — und vor allem Muße und ruhigen Aufenthalt für ein Frühstück oder Mittagessen gab. Zwar ist Nagold schon Eisenbahnstation, allein der Bahnhof liegt von der Stadt etwas entfernt und auf der Hauptstraße, die von hier nach Freudenstadt auf die Höhe des Schwarzwaldes führt, wird noch lange der Eilwagen und der Lohnkutscher, überhaupt das Fuhrwerk seine Alleinherrschaft ausüben. Drum sah's vor der Post so erinnerungsfreudig an das, wie es vordem war, aus. Selbst so eine Badeequipage, wie sie da eben für die blasse, kranke, junge Engländerin zugerichtet wurde, indem Kammerjungfer und Bediente Betten, Matratzen, Decken, Speisekörbe u. s. w. in ihr aufstapelten, sieht man selten mehr. Ob sie nach Wildbad oder Baden fuhr, das erfragten wir nicht, aber das wußten wir, daß wir selbst in der Nähe der hochberühmten Schwarzwaldbäder waren, daß wir gerade so viel Zeit noch herausbekommen konnten, wenigstens eins zu besuchen. Vor dem aristokratischen

Wildbad kam uns aber noch ein kleineres, weniger anspruchvolles, das liebliche Teinach. Das war Schwarzwaldnatur, Schwarzwaldluft! Deutschland hat herrliche Wälder, aber als der schönste ist mir immer der Schwarzwald erschienen. Es war doch Herbst, aber so frisch wie im Frühling leuchtete dieses Wiesengrün, das den Fußpfad nach Teinach umsäumte. Würziger Duft entströmte den Tannen, die das enge Thälchen umrahmen. Dem Kranken, der hierher kommt, muß es schon beim ersten Blick auf den stillen Kurort wie eine bestimmte Hoffnung der Genesung überkommen. Alles ist freundlich, bequem, zweckentsprechend eingerichtet. Der Kurarzt namentlich, Herr Dr. Wurm, ist der besorgte Freund seiner Gäste. Die Zerstreuungen eines Weltbades bietet natürlich Teinach nicht. Seine Natur ist Alles, was es giebt, aber daran hat man genug.

Wir stiegen nach Zavelstein hinauf, dem kleinsten Städtchen Würtembergs, das aber einst doch einen eigenen Abgeordneten in den Landtag schicken durfte.

„Nie von Riß und Sprung genöthet
Ragt sein schlanker Römerthurm,
Wie gegossen und gelöthet
Quaderfest im Zeitensturm"

citirte ich meinem Söhnlein aus dem „Gaudeamus" Viktor Scheffel's und auch:

„Ruhsam stand der Ortsbewohner
Vor dem Haus im Sonntagskleid,"

denn Sonntag war's und die biedern Zavelsteiner standen wirklich gar ruhsam unter ihren Thüren. Es waren andere Typen, als wir bisher in Schwaben gesehen: dunkler Teint, schwarze Haare, mehr Rund- als Langkopf; der dunkelblaue Rock mit der auffallend kurzen Taille und den blanken Metallknöpfen, der Sonntagsstaat der Männer; der schwarze, faltenreiche, am Mieder mit hellblauen Bändern verzierte der der Frauen. Auch wie andere Sprache klangs in unsern Ohren; jene breiten, gedehnten, unaussprechlichen Diphthongen macht kein Sterblicher dem Schwarzwälder nach.

Immer mehr nahm auch die Landschaft den eigentlichen Schwarzwaldcharakter an. Nur Ein Dorf auf dem ganzen Weg, Oberreichenbach, aber vereinzelte, auf die grünen Matten hingestreute, in sich abgeschlossene Gehöfte. In solch hölzernem Blockhaus, aus über einander gelegten Balken gefügt, mit seinem niedern Schindeldach und der Holztäfelung an Decke und Wänden, wohnte wahrscheinlich schon der erste Ansiedler im Schwarzwald. In solch abgeschiedenen Gegenden verändert sich der Mensch und sein Haus wenig. Ernst wie dieser ist der Wald, der nun auf beiden Seiten in langen, dichten Tannenreihen die Straße begleitete. Stundenlang gings so fort. Endlich senkte sich der Weg zu wildschönem, flußdurchrauschtem Thal. Bahnhoflichter,

Locomotivpfeifen, also zu Ende die Waldstille, wieder Welttreiben in der Nähe: Calmbach und in einer halben Stunde Wildbad. Die Saison neigte sich zu Ende, sonst hätte uns wohl das äußerst comfortable Hotel Frey nicht eines seiner schönsten Beletage-Zimmer eingeräumt. Weit ging der Blick aus dessen Fenstern nicht, nur über den Kurplatz, dann aber hemmten ihn schon die Berge. Bekanntlich hängen diese förmlich über Wildbad herein. Das mag manchem, der zur Kur hierhergekommen, anfangs düster erscheinen, aber bald gewinnt er diese Enge, dieses In- und Beieinander von Fels, Wald und Fluß lieb. Von letzterm steigt er auf in den tiefdunklen Tannenhain und vom Granitblock, der aus uralter Zeit daliegt, schaut er wieder zur lautrauschenden Enz hernieder. Beschränkt sind allerdings auch die Spazierwege Wildbads, wenigstens die im Thale, in welchem ja das Städtchen eigentlich nur Eine Hauptstraße ausfindig machen konnte, und aufwärts kann nicht jeder der Gäste klimmen, denn das, wofür gerade jene wunderbaren Thermen so heilkräftig sind, ist eben bei den Meisten des Bergsteigens Widerspiel. Behaglicher, reinlicher, wir möchten sagen schon dem äußern Ansehen nach so dem Kurzweck dienend, als wie die zu Wildbad, haben wir noch keine Bäder eingerichtet gefunden. Auch für den Gesunden ist's eine wahre Wollust, in diese Bassins niederzusteigen, wo die Quelle unmittelbar aus dem feinen, weißen Sand treibt und sich das warme Wasser so wohlig wie ein weiches Gewand um den Körper legt.

Wir meinten, auch uns hätte es alle Müdigkeit der vergangenen und abschlagsweise auch der kommenden Tage weggenommen, als wir den gestern gemachten Weg wenigstens theilweise zurückgingen um bei Calw das Ende der gemischten Reise d. h. der aus Eisenbahnfahrt und Fußwanderung gemischten, zu erreichen und uns fortan nur noch der erstern zu überlassen. Für letztere aber machten wir in Hirsau den letzten Halt.

Es giebt genug Klosterruinen in der Welt, aber einzelne von ihnen haben ganz besondern architektonischen und landschaftlichen Reiz vor den andern voraus. Zu diesen gehören Paulinzelle auf der grünen Waldwiese im Thüringerland. Dann, am Fuße der rheinbespülten Siebenberge, Allerheiligen im Schwarzwalddunkel. Dazu gehört auch Hirsau im stillen Nagoldthale.

Es war einst der geistig anregendsten Klöster eins im ganzen deutschen Lande. Ein Bürgermeister des benachbarten Calw erkühnte sich, einen Strich durch einen Contributions-Brief des Pfalzverwüsters Melac zu machen; die Brandfackel flog dafür in die herrlichen Gebäude. Was von diesen heut noch da ist, sind Trümmer; aber nicht die Franzosen allein haben diese auf dem Gewissen; auch die Würtemberger Beamten haben sie vernichten helfen. Eine noch ganz unversehrte Kapelle wurde als Baumaterial abgebrochen, Gräber wurden geöffnet, die Denksteine zerschlagen und umhergeworfen. Jetzt

waltet allerdings erhaltende Ordnung unter den Ruinen von Hirsau. Wucherndes Grün hat sich überall zwischen diese gedrängt; einem Ulmenzweiglein ward's vor vielen Jahren zu eng unter dem alten Gemäuer, das schob sich durch das Gestein und Geröll und jetzt wiegt der mächtige Baum seine lustige Krone hoch über den vier ihn umstehenden ausgebrannten Wänden:

„als ob die nur bestimmt
den kühnen Wuchs zu schirmen
der zu den Wolken klimmt."

Diese Ulme, die Uhland besungen, ist das Wahrzeichen Hirsaus. Sie winkt uns den Abschiedsgruß zu. Wir haben Calw erreicht; der Bahnzug kommt; er steigt mit uns zur Höhe; in großen Windungen nur ist das zu erreichen; würtembergische Eisenbahntechnik hat hier Wunderbares geleistet; aber die würtembergische Eisenbahnschuld sich auch um eine hübsche Summe vermehrt. Immer wieder wird das malerische Calw im Thale sichtbar; aber endlich sinkt es doch tiefer und tiefer; da hat die Locomotive den Scheitel des Berges erklommen; sie jagt mit uns durch flaches, in der Erinnerung an die Waldeinsamkeit der Klostertrümmer von Hirsau und an das Tannendunkel des Schwarzwalds weniger anmuthendes Land, bis sie in den schönsten Bahnhof des deutschen Reichs, den von Stuttgart einfährt. Das Bild der Hauptstadt Würtembergs würde zu denen passen, die wir ihrem reichen, schönen Land entnommen haben, aber schon zu groß vielleicht ist deren Zahl geworden. Der Leser dankt mir vielleicht, daß die „Herbsttage in Schwaben" hier zu Ende gehen.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 1. November.

Mit dem heutigen Tage hat die Ausstellung der königlichen Akademie der Künste ihr Ende erreicht. Sei es mir gestattet, ihr eine kurze Grabrede zu halten. Die Ausstellungen der Akademie kehren alle zwei Jahre wieder; ihr Zweck ist, gewissermaßen eine Uebersicht über zeitgenössisches Schaffen auf dem Gebiete der bildenden Künste zu geben. Man kann indeß nicht sagen, daß dieser Zweck ganz erreicht werde. Zunächst pflegt das Ausland sich nur schwach zu betheiligen; ziemlich zahlreich sind in diesem Jahre die Italiener, Oesterreicher und Belgier vertreten, Franzosen und Holländer dagegen nur spärlich. Auch von der Production in Deutschland erhalten wir kein er-

schöpfendes Bild; mehrere hervorragende Meister, wie z. B. Knaus, haben in diesem Jahre gar nichts ausgestellt. Trotzdem umfaßte der Katalog nicht weniger als 1067 Nummern und man kann immerhin annehmen, eine Vorstellung von dem Durchschnitt der künstlerischen Leistungsfähigkeit der Gegenwart, so weit Deutschland in Frage kommt, erhalten zu haben. Der Gesammteindruck, offen gestanden, war kein besonders erhebender. Hervorragender Leistungen waren wenige, man sah viel Mittelgut und entsetzlich viel Unbedeutendes. Ueppig wuchernd und in den verschiedensten Formen trat die Portraitmalerei auf, bald als Portrait schlechthin, bald in Verbindung mit Landschafts-, Thier-, Costüm-, Genre-, ja Historienmalerei. Unter den eigentlichen Portraits wurden besonders die Bilder aus der kaiserlichen Familie von Herrn v. Angeli in Wien bewundert. Unstreitig den besten Platz unter denselben nimmt das Bild des Kronprinzen ein, eine ebenso künstlerisch schöne wie getreue Darstellung dieses Typus kräftiger Männlichkeit. Sehr bemerkenswerth wegen der vornehm-discreten Behandlung der Farben und der Wärme im Ausdruck auch das Portrait der Kronprinzessin; nur herrschte über die Aehnlichkeit allgemeiner Zweifel. Am wenigsten befriedigt das Bild des Kaisers. Wie ganz anders erscheint die Figur des greisen Helden doch auf dem Camphausen'schen Reiterbilde! Allerdings hat Camphausen den Kaiser gemalt, wie er vor vier Jahren an der Spitze des deutschen Heeres dem Feinde entgegenzog, eine Gestalt von unverwüstlicher Frische und Kraft, während auf Angeli's Darstellung wohl das lange Unwohlsein des Kaisers im vorigen Winter unvortheilhaft eingewirkt hat. — Am meisten von allen Portraitstücken aber hat sich das von Gustav Richter gemalte lebensgroße Bildniß der Fürstin Carolath die Gunst des Publikums erworben. Das Bild war in der That eine Perle der diesmaligen Ausstellung. Es zeigt eine Dame von nahezu klassischer Schönheit, in geschmackvoll-einfachem weißem Gewande und in ungekünstelt-graziöser Haltung vor dem Kamin sitzend, ihr zu Füßen eine prächtige Dogge. Die gedämpfte Beleuchtung, von der einen Seite der Feuerschein des Kamins, erhöht noch den eigenthümlichen Reiz des Ganzen. Derselbe Künstler hatte, außer einem Bilde Bancroft's, noch verschiedene Portraitgruppen in Genrebildform ausgestellt. Auf einem dieser Bilder ist seine Gemahlin mit einem Kinde auf dem Arm dargestellt; ein anderes zeigt den Maler selbst, wie er seinen schelmisch-lächelnden Buben, das gefüllte Champagnerglas in der Hand, zum Fenster hinaushält — Beides Compositionen von so frischem, lebenswahrem und zugleich so poesievollem Humor, daß man seine herzliche Freude an ihnen haben muß. — Zwei in der Erfindung höchst eigenthümliche und in der Ausführung sehr bedeutende Portraitgemälde waren von dem Brüsseler Alma Tadema ausgestellt. Dieselben gehören zur Collection des Palazzo Palmieri in Nizza. Das eine stellt einen antiken Bildhauerladen, das andere

das Cabinet eines Kunstliebhabers, ebenfalls aus der Zeit des klassischen Alterthums, dar. Auf jenem ist der Maler mit seiner Familie, auf diesem der Eigenthümer portraitirt. Die Personen erscheinen in streng antiker Gewandung, sind aber trotzdem prächtige, lebensvolle Gestalten. Ueberhaupt, was diesen Bildern einen ganz eigenartig en Werth verleiht, ist der Gedanke uns das Leben der Alten in menschlicher Weise nahe zu bringen, mit einem Worte, antike Genrebilder zu schaffen. Die Ausführung ist trefflich gelungen. — Historisches Genre mit Portraitmalerei vereinigt trafen wir auch in einem Bilde unseres A. v. Werner, nur daß es sich hier nicht um das Portrait einer heute lebenden, sondern um das einer der betreffenden Epoche selbst angehörenden Persönlichkeit handelt. Das Bild zeigt Luther auf einem Familienfeste. In einer Villa sitzt die kleine Tischgesellschaft beim reichen Mahle, durch das Fenster und die offene Thür sieht man draußen einen Männerchor postirt, welcher ein Ständchen bringt. Weiterhin liegt die Stadt mit ihren Thürmen, ihren Ziegeldächern und Festungsmauern. Der Reformator hält das Weinglas in der Hand und lauscht dem Gesange, getreu seinem Spruche: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“ Die energische Charakteristik der Figuren, das urkräftige Behagen, welches sich in dem Ganzen ausprägt, von einem Werner'schen Bilde noch besonders rühmen zu wollen, wäre Ueberfluß.

Daß das Gebiet der eigentlichen Genremalerei heutzutage noch immer das ergiebigste und rentabelste ist, hat auch die diesjährige Ausstellung wieder gezeigt. Die Zahl der hierher gehörigen Bilder und Bildchen war Legion und es fällt sehr schwer, aus ihnen die erwähnenswerthesten auszuscheiden. Zu den hervorragendsten gehörte eine äußerst drollige und bis in den kleinsten Zug dem Leben abgelauschten Scene unseres geschätzten Künstlers Paul Meyerheim: „In der Wildenbude.“ Auf der Bühne vollführen die Rothhäute unter schaurigem Geheul und entsetzlichen Verrenkungen ihre grotesken Künste, unten steht, phantastisch costümirt und mit prahlerischer Geberde, der Explicator. Mit andächtigem Grausen betrachten die Mädchen und Weiber, mit loderndem Enthusiasmus die Buben die wilden Sprünge. Ein gewaltiger Jagdhund macht Miene, sich an der Vorstellung activ zu betheiligen, wird aber von seinem Herrn, einem derben alten Waidmann, mit der grünen Pfeife im Munde, noch rechtzeitig besänftigt. — Mit zwei trefflichen Genrebildern war der Düsseldorfer Künstler Karl Boecker vertreten. Das eine, „Am Drehbrett“ betitelt, zeigt einen Jahrmarkt; im Vordergrunde versuchen Bauernkinder mit dem bekannten Hazardspiel ihr Glück. Das Zagen und Wagen des drehenden Knaben und die ängstliche Neugier der umstehenden Buben und Mädchen sind prächtig getroffen. Auf dem andern Bilde, „Theure Hotelrechnung“, ist eine Bauernfamilie in ein elegantes Hotel gerathen. Wie

sie sich gütlich gethan, zeigen die Reste auf dem Tische. Jetzt kommt der Moment, wo für jeden Sterblichen die Gemüthlichkeit aufhört. Das lange Gesicht des pater familias, die Verlegenheit der hübschen Tochter, die Verblüfftheit des Jungen, der sich eben noch einen Bissen zu Gemüthe führen will, — das Alles könnte natürlicher und ergötzlicher nicht wiedergegeben werden. In einem durch Klarheit der Zeichnung und Feinheit der Charakteristik ausgezeichneten Bilde hat Seyfferth in Weimar das Kartenlegen („Dorforakel") dargestellt. — Jagd- und Räubergeschichten, stets ein beliebtes Thema für Genrebilder, durften natürlich auch hier nicht fehlen. Erwähnen wir aus der Region der ersteren Grützner's „Jägerlatein", eine lustige Illustration, wie „Jagdgeschichten" erzählt und aufgenommen werden. Als Repräsentant der Räubergeschichten mag „Der erschossene Wilderer" von Simmler dienen. Hoch oben in den Schneebergen, an öder Stelle, liegt der Leichnam. Eben kommen die Dorfleute, ihn zu holen. Die Kinder des Todten, die ihnen vorausgeeilt, stehen im wilden Sturme unweit des Vaters, das Mädchen in Grausen und Verzweiflung, der Knabe in finsterem Brüten. — Das Ganze ein düsteres, aber ergreifendes Bild. — Die Nachtseite des hauptstädtischen Lebens entrollt Fritz Paulsen in seinem „Kümmelblättchen". Die Scene ist aus dem vollen Leben gegriffen, eine Beschreibung weiter nicht nöthig. — Mehrere Genremaler hatten diesmal ihre Vorliebe für Schuster und Schusterwerkstätten bekundet, am ergötzlichsten der Italiener Orfeo Orfei. Ueberhaupt zeichneten sich fast alle von Italienern ausgestellte Genrebilder durch deutliche Charakteristik, Lebendigkeit und Klarheit der Farben aus. So besonders die von Guglielmo Guglielmi. Was wir Deutschen jedoch an ihnen vermissen, ist das Gemüth. — An sog. Idyllen war auch diesmal kein Mangel; doch scheint es, als ob sich unsere Maler endlich mehr und mehr daran gewöhnten, sie als überwundenen Standpunkt zu betrachten. Als sehr ansprechend mag Robert Beyschlag's „glückliche Mutter" hervorgehoben werden, eine Bäuerin, die strahlenden Antlitzes ihr Kind hoch in die Luft hält. — Die bei den heutigen Genremalern nur allzu beliebten Rührscenen nahmen auch diesmal einen breiten Raum ein. Als das ergreifendste und am wenigsten gekünstelte darf Otto Günther's „Wittwer" genannt werden. Ein junger Bauer kehrt eben zurück vom Grabe seiner Frau. Ueberwältigt vom Schmerz ist er vor das Bett hingesunken und birgt sein Gesicht in den Falten der Vorhänge. Die Alte hinter ihm hält sein blühendes Kind auf dem Arme; sie weiß, es ist ihm der einzige Trost, aber doch wagt sie nicht, ihn in seinem Jammer zu stören; er muß sich ausweinen! — Ein vortreffliches Bild hatte Carl Schlösser in Darmstadt ausgestellt. Eine alte verlassene Wittwe erhält von einem Freunde „Rath in der Noth."

Reichlich war auch eine Abart vertreten, die man am zutreffendsten als

ethnographische resp. geographische Genremalerei bezeichnen könnte. Hervorragend an coloristischer Kraft und Mannichfaltigkeit, wie an dramatischer Lebendigkeit zeigten sich zwei dem italienischen Volksleben entnommene Compositionen des Wiener Malers Alois Schöne: „Volkstheater in Chioggia" und „Heimkehr der Fischer." Einer von Max Michael in Berlin ausgestellten „Mädchenschule im Sabinergebirge" fehlte es auch nicht an wirksamen Zügen. E. Young in München bot einen „Hochzeitszug im Gebirge", lauter naturwahre, lebensvolle Gestalten des Hochgebirges, in frischem, effectvollem Colorit dargestellt. Mehr in geographischer, als in ethnographischer Beziehung charakteristisch ist eine von Hermann Kretzschmer in Berlin dargestellte Scene aus dem Spreewald: „Heimfahrt aus der Schule." Die fröhlichen Kindergruppen in den Kähnen, der warnende Schulmeister am Ufer sind zwar auch recht ansprechende Momente, was dem Bilde aber sein individuelles Gepräge verleiht, ist eben der eigenthümliche Charakter der Landschaft. — An Darstellungen einzelner Volkstypen litt die Ausstellung auch keinen Mangel. Hervorzuheben ist ein „Mädchen aus dem Berner Oberlande" von Emma Encke. Ein „Florentiner Blumenmädchen" von Oscar Begas ist coloristisch vortrefflich, könnte aber ebenso gut in Berlin in einem besseren Tingeltangel als Hebe figuriren. Wohin sich der Geschmack begabter Maler verirren kann, zeigte Trübner's „Mohr, eine Cigarre haltend."

Auch das historische Genrebild war, was wenigstens die Anzahl betrifft, hinter den verwandten Branchen nicht zurückgeblieben. Man wird unter diese Kategorie auch die aus Dichterwerken entlehnten Scenen subsumiren dürfen. In dieser Richtung that sich Karl Becker in Berlin hervor. Ein Scene aus „Figaro's Hochzeit" und Olivia und Viola aus Shakespeare's „Was ihr wollt", in dem Moment, als Olivia dem vermeintlichen Pagen ihr schönes Antlitz entschleiert, glänzten durch Reichthum der Farben und Anmuth der Darstellung. Das letztere Bild ist offenbar eine Frucht des Gastspiels der Meininger, die Leistungen und selbst die Züge der betreffenden Künstlerinnen sind unverkennbar nachgeahmt. Ein wahres Juwel hat Grützner in München aus Scheffels Ekkehard entlehnt. Es ist die Scene, wo der Mönch Rudimann im tiefen Keller mit der Magd Kerhildis zu liebkosen beginnt — ein warnendes Exempel, wie die tolle Zeit der Weinlese auch die gesetztesten und frömmsten Naturen zu Leichtfüßen macht. — Das eigentliche historische Genre war weitaus am bedeutendsten durch ein Bild von Defregger in München, das „letzte Aufgebot im Jahre 1809 in Tirol" darstellend, repräsentirt. Wir befinden uns in einem Tyroler Dorfe. Ein Haufen bejahrter Männer, voran ein hochbetagter Greis, ziehen mit ihren Sensen und sonstigen Geräthen gegen den Feind. Nicht Verzweiflung und auch nicht rasende Wuth spiegelt sich in ihren Mienen, sondern nur der entschlossene Todesmuth. Und

die gleiche Entschlossenheit, der gleiche furchtbare Ernst liegt auf den Gesichtern der Weiber, die ihre Männer zur Vertheidigung des häuslichen Herdes hinausziehen sehen. Der gewitterstürmische Himmel und die fahle Beleuchtung vollenden die düstere Stimmung des Ganzen. Das Bild zählt unstreitig zu den wenigen wirklich hervorragenden Schöpfungen, mit welchen diese Ausstellung uns bekannt machte. Man kann sich die sittliche Größe jenes historischen Vorganges nicht ergreifender und lebenswahrer dargestellt denken. — Eine beachtenswerthe „Scene aus dem Bauernkriege" von Burmeister ist bereits bei einer früheren Gelegenheit in diesen Blättern besprochen worden.

Die großen Historienbilder der diesmaligen Ausstellung trugen wie gewöhnlich gar zu sehr den Stempel der Schablone. Eine Composition von Albert Baur in Weimar, „Otto I. an der Leiche seines Bruders Thankmar" vorstellend, ist sauber gearbeitet, zeigt auch eine Reihe charakteristischer Köpfe, aber das Ganze macht den Eindruck des hergebrachten Conventionellen. Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Bilde von Faber du Faur: „Abreise Friedrichs V. von der Pfalz aus Prag nach der Schlacht am Weißen Berge." Mehr eigenthümliches Gepräge trägt das große Bild von Ferdinand Keller in Karlsruhe, Nero darstellend, wie er von einer Villa aus den Brand Roms betrachtet. Der Gegensatz zwischen der den Kaiser umgebenden Orgie und dem Bilde unsäglichen Elends ist drastisch genug; aber der Erscheinung des Imperators selbst fehlt der, der furchtbaren Größe des Moments entsprechende Ausdruck. — Mehr in das Gebiet der historischen Genremalerei spielen zwei prächtige Bilder von Camphausen hinein, das eine eine drollige Scene aus der Schlacht bei Roßbach, das andere die „achten Husaren bei Waterloo" darstellend. Sie führen uns zur Schlachtenmalerei. Dieselbe war auf der diesmaligen Ausstellung, in Anbetracht des Umstandes, daß wir uns vom Ende des letzten großen Krieges erst drei Jahre entfernt befinden, nicht gerade reichlich vertreten. An der Spitze erschien Bleibtreu. Sein „Sedan" zeigt im Vordergrunde auf einer Anhöhe den Kronprinzen mit seinem Stabe, in der Ferne den wogenden Kampf und die brennende Stadt. Das Ganze ist mitten aus der Wirklichkeit gegriffen, die Gruppirung sehr effectvoll. Das Gleiche gilt von desselben Malers „Wörth." Eine fast peinlich genaue Copie der Wirklichkeit ist das im Besitze des Herzogs von Meiningen befindliche Bild „Die 22. Infanteriedivision in der Schlacht bei Sedan", von Adam in München. Die Ausführung ist vortrefflich, doch hat das allzu ängstliche Festhalten an den wirklichen Vorgängen die Einheit des Gesammteindrucks beeinträchtigt.

Reihen wir an die moderne Schlachtenmalerei die Darstellung eines altdeutschen Kriegsbildes an! Die „Walküren" von August v. Heyden in Berlin waren eine der originellsten und gehaltvollsten Compositionen der ganzen Aus-

stellung. Die Schlacht ist geschlagen, über das weite Gefilde hat sich die Nacht gebreitet; im Hintergrunde lodert die Flamme der zerstörten Bergfeste. Da sausen die Töchter Odins auf weißen, feuerschnaubenden Rossen durch die Lüfte daher, die gefallenen Krieger, deren Leiber am Boden liegen, nach Walhalla zu laden. Es liegt etwas Grauenerregendes und doch zugleich ungemein Fesselndes in dem Bilde. Im Stoffe mit ihm verwandt, in der Ausführung aber weit verschieden ist die „Rückkehr aus Walhall" von Bürck in Dresden. Hier fällt der Hauptaccent auf eine schlanke Jungfrauengestalt, die auf einem Kahn in der Bucht eines Sees bei stiller Mondnacht den Geliebten aus Walhalla zurückerwartet; das in den Wolken erscheinende Reiterbild ist nur mühsam zu erkennen. Von dem specifisch deutschen Sagenkreise angehörenden Darstellungen ist Knille's „Tannhäuser" wegen seiner coloristischen Wirksamkeit hervorzuheben. Das Bild zeigt den Moment, da der Ritter sich aus den Banden der Venus losreißt. Am besten ist dem Künstler, in Haltung und Ausdruck, die Venus gelungen. — Auch der antiken Mythologie waren verschiedene Stoffe entlehnt. Lindenschmit in München hat ein Bild „Venus und Adonis" gemalt, eine Nachahmung der Venetianer des 17. Jahrhunderts. Leider kann es nicht als einer der glücklichsten Würfe des geschätzten Künstlers betrachtet werden. Eine „Dryade" von Schauß in Weimar ist vortrefflich gemalt, nur bleibt er uns die Aufklärung des Geheimnisses schuldig, warum ein beliebiges schönes Weib unserer Tage, wenn es sich nackt in den grünen Wald legt, eine Dryade wird. Ueberhaupt ist es auffallend, wie ängstlich unsere Maler für ihre Nuditäten nach einem Vorwand suchen. Auch Hildebrand hat es so mit einem viel bewunderten Bilde gemacht. Er nannte es „Am Meeresstrande"; es hatte aber weiter keinen Zweck, als uns eine nackte Frauengestalt zu zeigen. Der menschliche Körper ist das vollendetste Kunstwerk der Schöpfung. Warum soll sich da der Künstler geniren, wenn er ihn eben als das vollendetste Kunstwerk darstellt?

Vom Gebiete der das menschliche Leben wiederspiegelnden Kunst bleibt noch die religiöse Malerei zu erwähnen. Sie war schwach vertreten. Einige Bilder aus dem Leben Christi von Plockhorst gehören nicht zu den bedeutendsten Leistungen dieses Künstlers. Fesselnd durch seine Eigenart ist eine „Kreuzigung" v. E. v. Gebhardt in Düsseldorf. Gebhardt hat mit der Tradition vollkommen gebrochen, er will die Gestalten der heiligen Geschichte als gewöhnliche Menschen darstellen. Vom Standpunkte der Wahrheit und Natürlichkeit ist dagegen nichts einzuwenden; aber es fragt sich doch, ob „religiöse" Malerei und strenger Naturalismus nicht einander widersprechende Begriffe sind. Die sehr realistische Scene, welche das genannte Bild uns vorführt, ist genial concipirt, aber wir erhalten den Eindruck einer gräßlichen Hinrichtung, durchaus nicht den des „Versöhnungstodes am Kreuze." — —

Mit außerordentlicher Freigebigkeit hatte die Landschaftsmalerei die Ausstellung bescheert. Nur Weniges von diesem Gebiete kann als ganz verfehlt bezeichnet werden; die ungeheure Mehrheit der Bilder waren mittelgute Leistungen, sorgfältig und correct ausgeführt, ohne jedoch hervorragend zu sein. Neben den deutschen nahmen wie immer die italienischen Motive den ersten Platz ein. An der Spitze der zur letzteren Kategorie gehörigen Werke steht ein Bild von Oswald Achenbach. Auch Gurlitt, Krüger, Hertel haben Tüchtiges geleistet. Unter den Darstellern deutscher, schweizerischer und tyroler Gegenden mögen Hummel, v. Kamecke, Ruths und Spangenberg besonders hervorgehoben werden. Die Romantik des Meeresstrandes war in hervorragender Weise durch Douzette, Scherres, Andreas Achenbach zur Anschauung gebracht. — Auch in der Architekturmalerei war Tüchtiges geleistet. — Nicht minder Anerkennenswerthes enthielt die Abtheilung der Aquarellen und Kupferstiche. Der Raum verbietet aber, weiter darauf einzugehen. — Als Thiermaler verdient Paul Meyerheim mit einigen prächtigen Exemplaren erwähnt zu werden. Auch an einer Anzahl recht brav componirter „Stillleben" fehlte es nicht.

Die Skulptur pflegt auf unseren Ausstellungen gegen die Malerei ganz zurückzutreten. Doch enthielt diese Abtheilung auch diesmal eine Reihe sehr beachtenswerther Stücke. Eine höchst geniale Composition ist das Modell eines für den Sohn des Dr. Strousberg bestimmten Grabmonuments von Reinhold Begas. Die reinste Freude konnte man an zwei anderen Bildwerken desselben Meisters haben: „Merkur und Psyche" (Gypsmodell) und „Pan und Psyche" (vortrefflich in Marmor ausgeführt). Von sonstigen einheimischen Künstlern war eine Reihe tüchtiger Portraitbüsten ausgestellt Die Italiener glänzten, wie gewöhnlich, mit einer Reihe zierlicher Marmorstatuetten; doch kommt man immer mehr zu der Erkenntniß, daß hinter der anmuthigen Form ihrer Bildwerke herzlich wenig Geist zu finden ist.

Und nun genug! Ich bilde mir nicht ein, im Vorstehenden dem Leser auch nur entfernt ein anschauliches, umfassendes Bild unserer diesmaligen Ausstellung gegeben zu haben; in dem ganzen Rahmen eines einzigen Briefes war das bei der Ueberfülle des Stoffs eine Unmöglichkeit. Meine Darstellung mußte sich auf eine bloße Andeutung der hier zur Erscheinung gelangten Hauptrichtungen beschränken. Dem unbetheiligten Leser wird damit ohnehin übrig genug zugemuthet sein.

X. X.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 1. November 1874.

Die Thronrede hat dem Reichstag eine größere Arbeitsfülle in Aussicht gestellt, als man erwartete. Zu den drei Gesetzen über die Gerichtsverfassung, das Civilverfahren und das Strafverfahren, soll, wie es scheint, noch in dieser Session auch die Concursordnung vorgelegt werden. Durch dieses letztere Gesetz wird sich allerdings die Reichstagsarbeit nicht vermehren, sondern nur die Arbeit der zur Vorberathung der Reichsjustizgesetze zu bildenden Commission, die man ja bevollmächtigen will, ihr Werk einer späteren Session vorzulegen.

Anders steht es mit den angekündigten Vorlagen über das Heerwesen. Diese werden dem parlamentarischen Fleiß reichlich zu thun geben. Da sind drei Gesetzentwürfe, nämlich: 1) über den Landsturm, 2) über die Controle der Beurlaubten, 3) über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden. Dazu kommt bei der Berathung der Heeresausgaben die längst erwartete Mehrforderung, welche durch Erhöhung der Matrikularbeiträge aufgebracht werden soll. Der Vorschlag dieser Erhöhung wird unausbleiblich dazu führen, den Modus der Aufbringung des Reichsbedarfs principiell zu erörtern. Wir werden von Reichseinkommensteuer und von Tabaksteuer zu hören bekommen. Sehr interessante Gegenstände für den Finanzpolitiker, und überdem von praktischer Unvermeidlichkeit, aber nicht zu erledigen in dem kurzen Raum dieser Session. Die Beschlußfassung über die Heeresausgaben wird durch die immerhin nicht zu umgehende Anregung dieser Frage nicht an Kürze gewinnen. — Die Vorlegung des Banknotengesetzentwurfs ist mit Bestimmtheit erwartet worden und der Reichstag hat keine dringendere Pflicht als diese Vorlage positiv zu erledigen. Dagegen ist wohl die Frage erlaubt, ob es nöthig war, das Gesetz über die Einrichtung des Reichs-Rechnungshofes und das damit im Zusammenhang stehende Comptabilitätsgesetz, deren Entwürfe schon im Frühjahr vorgelegt, aber nicht berathen wurden, bereits wiederum dieser im Verhältniß zu ihrer Dauer überlasteten Herbstsession aufzubürden. Die Prüfung der Rechnungslegung über die Jahre 1867—71 erfordert schon ein gut Stück Arbeit, ohne zu den Hauptgegenständen der Session zu gehören. Zum ersten Mal hat der Reichstag über den Haushalt des Reichslandes Elsaß und Lothringen zu beschließen. Wenn dieser Haushalt auch nicht von großem Umfang sein wird, so dürfte die erste Erörterung desselben doch zu einer weitläufigen Verhandlung sich gestalten, weil sie eine gewissermaßen grundlegende Arbeit ist. Der gewichtige Schluß, mit welchem die Thronrede auf die auswärtigen Verhältnisse Bezug nimmt, bedarf unseres

Commentares nicht. Da wo man es hören soll wird man vielleicht beherzigen daß systematisch fortgesetzte Verläumdungen für den Verläumder ihre Gefahren haben können, auch wenn der Verläumdete still hält. Eines Tages kann der Verläumder, um sich nicht selbst Lügen zu strafen, genöthigt sein, die ersten Schritte auf dem Wege zu thun, den er einschlagen müßte, wenn er seinen Ausstreuungen selbst Glauben schenkte. Auf diesem Wege wird er aber dem Schwerdte der Vertheidigung ohne Verzug begegnen. —

In der Arnim'schen Angelegenheit hat die abgelaufene Woche wiederum einige merkwürdige Incidenzpunkte zum Vorschein gebracht. Der Graf hat für gut befunden, seine Briefwechsel mit dem auswärtigen Amt über die seinerseits einbehaltenen Schriftstücke außer an verschiedene ausländische Blätter an zwei oppositionelle deutsche Zeitungen mitzutheilen. Ferner ist der Graf auf Grund ärztlichen Zeugnisses, welches die Folgen der Gefängnißhaft für seine Gesundheit als nicht wieder gut zu machende bezeichnet, gegen Caution aus dem Gefängniß entlassen worden, nachdem sein diesem Zeugniß vorangegangener Antrag auf Entlassung aus der Haft in allen drei Instanzen verworfen war. Wenn die Entlassung schließlich doch erfolgt ist, so hat man, wie glaubwürdig verlautet, den Grund nicht blos in dem auf die neueste ärztliche Untersuchung basirten Zeugniß zu sehen, sondern vor allem in dem Umstand, daß die Voruntersuchung geschlossen und keine Verdunkelung des Thatbestandes mehr durch den in Freiheit gesetzten Angeklagten zu befürchten steht.

Dieser Angeklagte thut indeß, was in seinen Kräften steht, um bis zum Tage der gerichtlichen Verhandlung die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit seiner Verurtheilung vorzubereiten. Welche Verblendung muß einen Mann befangen, der im Stande ist, einen solchen Briefwechsel der Oeffentlichkeit zu übergeben, dessen Inhalt das gerichtliche Urtheil, und nur nicht die Verurtheilung, überflüssig macht. Der allgemeine Gang der Angelegenheit, wie er bereits bekannt war, wird hier bestätigt, aber durch bedeutungsvolle Einzelheiten bereichert. Recapituliren wir noch einmal.

Im Botschaftsarchiv zu Paris wird eine erstaunlich große Lücke in den Aktenstücken bemerkt. Man schreibt an den zur Disposition gestellten Botschafter. Derselbe sendet vierzehn Erlasse und Concepte ein. Damit ist indeß die Lücke bei Weitem nicht ausgefüllt. Man schreibt also nochmals an den bisherigen Chef der Botschaft, erinnert ihn an seine Verantwortlichkeit und fordert ihn auf, sich über die fehlenden Nummern amtlich zu äußern. Und nun verlegt sich dieser bisherige Chef einer der wichtigsten Botschaften auf Einreden und Ausflüchte, die geeignet sein müßten, den ausgezeichneten Ruf der Pflichttreue des preußischen Beamtenstandes gänzlich zu erschüttern, wenn sich nicht bald die Bemerkung aufdrängte, daß man einen geistigen

Ausnahmezustand vor sich hat. Graf Arnim weigert sich, eine amtliche Aeußerung abzugeben, weil er nicht mehr Beamter sei. Als ob ein zur Disposition gestellter und ein aus dem Staatsdienst entlassener Beamter nicht gerade darin unterschieden wären, daß der erstere jeden Augenblick zu amtlichen Dienstleistungen berufen werden kann und folglich den allgemeinen Verpflichtungen des Staatsdieners zu genügen hat. Aber selbst der entlassene Staatsdiener ist durch seinen Diensteid verpflichtet, hinsichtlich seiner ehemaligen Amtsführung jede erforderliche Auskunft zu geben. Unter sophistischer Berufung auf das Reichsbeamtengesetz behauptet der Graf, zur Disposition des Kaisers, nicht aber zu der seiner ehemaligen Oberbehörden zu stehn. Als ob der Kaiser durch ein anderes Organ, als das der Oberbehörden, mit einzelnen Beamten in Verkehr trete, als ob der Kaiser bei der Verfügung über einzelne Beamte etwas anderes, als die Vorschläge und Bedürfnisse der Oberbehörden zur Richtschnur nähme! — Sodann sucht der Graf einen Unterschied aufzustellen zwischen dem Entnehmen von Aktenstücken und dem Vorenthalten derselben dadurch, daß man sie nicht am gehörigen Orte niederlegt: ein Unterschied, der allzu fein ist. Was aber jeden Leser dieses Schriftwechsels, der die altpreußischen Traditionen liebt und ehrt, Hören und Sehen vergehen machen muß, ist die Behauptung des Grafen, daß er nicht verantwortlich sei für die Lücken, die sich nach seinem Abgang im Archiv der ihm unterstellten Botschaft gefunden haben könnten, selbst dann nicht, wenn sie während seiner Amtsführung entstanden wären. Man kreuzigt sich und fragt sich: ist das der preußische Beamtenstand, wo so cavalierement, zu deutsch: so lüderlich von der Behandlung der Staatsdocumente gesprochen wird? Das Erstaunen mehrt sich bei den Auslassungen des Grafen über die einzelnen Nummern der fehlenden Aktenstücke. Da heißt es einmal um das andere: „sollte eigentlich bei meinen persönlichen Akten sein, ist aber nicht dabei." Der Herr Botschafter z. B. fertigt die Behörde, die er nicht mehr als vorgesetzte anerkennen will, mit dem Bescheid ab: „gehört Euch nicht und Ihr könnt es auch nicht kriegen." Ein kurzes und leichtes Verfahren ohne Zweifel, das demokratische Sympathien verdient, bei dem aber kein Staat möglich ist. Das Merkwürdigste jedoch kommt noch. Eine Reihe von Erlassen, zehn an der Zahl, behandeln die Amtsführung des Botschafters, gegen welche die Erlasse Censuren verhängen und Anklagen aussprechen. Diese Erlasse erklärt der Graf für sein Privateigenthum, weil sie seine Amtsführung betreffen. Auf diese Weise würden allerdings die interessantesten Aktenstücke sämmtlicher Gesandtschaftsarchive Eigenthum der zeitweiligen Chefs. Der Graf erläutert diesen seltsamen Anspruch durch die Behauptung, daß er zu seiner Vertheidigung der Anklagedocumente bedürfe.

Hier fällt plötzlich ein scharfes Licht auf das nach dem bisherigen äuße-

ren Anschein nicht leicht erklärliche Benehmen des Grafen. Der Natur der Sache nach ist eine vorgesetzte Behörde in Betreff der Dienstleistungen in der Regel Ankläger und Richter zugleich; sie weiß am besten, worüber sie klagt, und bedarf nicht des Vorhaltens ihrer eigenen Anklagen. Aber der Graf wollte vielmehr diese Anklage einer dritten Person vorhalten, bei der er sich, mit Uebergehung seiner vorgesetzten Behörde, vertheidigen wollte. Diese dritte Person ist Niemand anders, als des Kaisers Majestät. Graf Arnim wollte, die gegen ihn erhobenen Anklagen in der Hand, seinen Ankläger anklagen. Er schreibt an den Staatssekretär des auswärtigen Amts: der Reichskanzler beschuldige ihn, mit einer der Person des Kaisers verwandtschaftlich so nahe als möglich stehenden Person gegen den Reichskanzler conspirirt zu haben. Es sind offenbar diese, nach halbamtlichen Versicherungen überdies gegen das Original geänderten Worte, um derentwillen Graf Arnim diesen ganzen Schriftwechsel der Oeffentlichkeit übergeben hat. Ein beredtes Zeugniß für die Beschaffenheit seines Patriotismus. Wenn der Graf in seinen Zuschriften an das auswärtige Amt mit herausforderndem Trotz seine Gleichgültigkeit gegen ein strafrechtliches Verfahren ausdrückt, so sieht man deutlich: er hat darauf gepocht, daß man die Herausgabe solcher Dokumente niemals werde gerichtlich erzwingen wollen, um den Inhalt nicht an die Oeffentlichkeit kommen zu lassen. Jetzt wo dies dennoch geschehen ist, trägt der Graf Sorge, den Inhalt der von ihm einbehaltenen Dokumente in den großen europäischen Zeitungen zwischen den Zeilen lesbar zu machen, damit das Gericht, durch etwaigen Ausschluß der Oeffentlichkeit das Staatsinteresse und hohe Rücksichten des Anstandes zu wahren, außer Stand gesetzt werde. Diese letzte durch den Grafen bewirkte Veröffentlichung muß den Verdacht erzeugen, daß er die einbehaltenen Aktenstücke nicht blos einbehalten hat, um sie an des Kaisers Majestät zu bringen, wo er die Bekanntschaft mit dem Inhalt voraussetzen mußte, sondern auch noch zu anderweitem Gebrauch. —

Wenden wir uns für heute zu einem humoristischen Zug in dieser traurigen Geschichte, traurig durch den Beweis, zu welchem Grad von Pflichtvergessenheit Größenwahnsinn und Eitelkeit einen Mann vom alten preußischen Adel in hohen Vertrauensämtern führen konnten. Der humoristische Zug aber ist folgender. Graf Arnim, erinnert, daß für jeden Beamten zur Disposition eine vorgesetzte Behörde gegeben bleibe, fragt: wer denn die vorgesetzte Behörde des in Ruhestand versetzten Reichskanzlers sei: Die selbstverständliche Antwort: der aktive Reichskanzler, hat er nicht gefunden, weil er sich an die Logik der Krähwinkler auf den Bilderbogen für Kinder hingab. Ein solcher Mann ist von dem Ehrgeiz gepeitscht, den Fürsten Bismarck zu ersetzen. Ist das nicht humoristisch? C—r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 46.

Ausgegeben am 13. November 1874.

Inhalt:

Seite
Historische Studien über Don Carlos. I. Wilh. Maurenbrecher. 241
Selbstbiographie von Friedrich Fischbach. 255
Bilder aus Mecklenburg. Aus den Tagen der Bürgerwehr. 3. Von Hugo Gaedcke. 264
Vom deutschen Reichstag. C—r. 270
Die Challenger-Expedition. G. T. 273
Der obligatorische Unterricht in der französischen Sprache im Großherzogthum Luxemburg. N. Steffen. 277

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Auf jeden Schreibtisch gehört

MEYERS

HANDLEXIKON

Gibt in ***einem Band*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.***

1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Begründet
von
Joseph Lehmann.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen Quart; Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

No. 45 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Für Longfellow gegen E. Eckstein. 649. — Historische Porträts und Schlachtenbilder auf der Berliner Kunstausstellung. 651. — **Italien.** Zeitungen des nördlichen Italiens. Von Ludwig Geiger. I. 652. — **England.** Der 5. November in England. 655. — **Neulateinische Literatur.** Olympia Fulvia Morata. Von Dr. Herman Müller. I. 656. — **Asien.** Indische Archäologie. 659. — **Kleine literarische Revue.** Sainte-Beuve, Premiers Lundis. 660. — Der moderne Diogenes. 661. — Leid und Lust. 661. — Religion und Naturwissenschaft. 661. — Petrus de Ebulo, liber ad honorem Augusti. 662. — Kosmopolitismus und Patriotismus. 662. — **Sprechsaal.** Fünfundzwanzig Jahre Kaiser. 662. — Höhere Bürgerschule in Karlsruhe. 663. — Antike Malerei. 663.

Die soeben erschienene No. 45 der **Je**
Literaturzeitung im Auftrage der **Unive**
Jena herausgegeben von Anton Klette. Je
Mauke's Verlag (Hermann Dufft)
enthält Besprechungen von:

C. J. Böttcher, Germania sacra: **Eb. Schrader. L. Büchner**, der Gottesbe von **W. Bender. E. Löning**, die Verwal des Generalgouvernements im Elsass: **H. A. Zachariä. P. Gautsch v. Frank thurn**, die confessionellen Gesetze: **W. E. Knitschky. J. Amann**, zur me nischen Behandlung der Versionen und Fl nen des Uterus, von **A. Hempel. H. Rosen** Curven dritter Ordnung: von **F. Lindem A. Jentzsch**, die geologische und miner gische Literatur des Königreiches Sachsen: **E. Schmid. Descriptiones** terrae san herausgegeben von Titus Tobler: v. **K. Fur L. Mendelssohn**, de senati consultis Ro norum ab Josepho antiqu. XIII. XIV. rel von **W. Grimm. P. Scholz**, Erwerbung Mark Brandenburg durch Karl IV: **S. Riezler. Platonis** editio Didotiana: **H. Sauppe. Thucydidis** libri I. II., ed A. Schöne: von **J. M. Stahl. E. O. Gehl** de elocutione Isocratea: von **F. Bl W. Hörschelmann**, de Dionysii Thracis in pretibus veteribus: von **Moritz Schm C. Stephany**, de nominum oscorum declinati cum latinis comparata: von **F. Büche O. Korn**, de codicibus carminum Ovidiano ex Ponto datorum Monacensibus: von **A. Rie C. Tacitus** a C. Nipperdeio recognitus: **A. Dräger. O. Schüssler**, de Q. Curtii codice Oxoniensi A.: von **A. Eussn O. Erdmann**, Untersuchungen über die Syn der Sprache Otfrieds; von **E. Windis W. Begemann**, zur Bedeutung des schwach Präteritums der germanischen Sprachen: **E. Sievers. J. Jacob**, die Bedeutung Führer Dante's in der divina commedia: **F. X. Wegele. H. C. Hilmer**, s. le pron personn. français: von **H. Suchier. F. W. W per**, sur le conditionnel: von **H. Suchi G. Klöpper**, sur l'emploi du participe fran dans la langue ancienne et moderne: **H. Suchier.**

Soeben erschien und ist in allen Buchha lungen vorräthig:

Industrie-
und
Handelsgeschichte.

In Uebersichten für
Handelsschulen, Handelsbeflissene und Freunde des Handels.
Von
Professor Friedrich Körner.

Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Leipzig, November 1874.

Bernhard Schlicke.

Historische Studien über Don Carlos.

I.

Wie parador es klingen mag, Antheil und Interesse des größeren Publikum an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Geschichtsforscher ist eine Sache, die ihre zwei Seiten hat. Welcher Historiker sollte sich nicht erfreuen und beleben bei dem Gedanken, daß auf seine historischen Arbeiten der Blick weiterer Kreise sich richtet, — und doch liegt dabei die Gefahr nahe, daß Liebhabereien und Vorurtheile derjenigen, welche die Arbeit selbst nicht mitmachen, welche aber von ihren Früchten mitgenießen wollen, auf den Arbeitenden Einfluß gewinnen! Berührt eine historische Arbeit ein Gebiet oder eine Frage, die von politischen Parteiströmungen erfüllt sind, so pflegt sehr schnell und sehr leicht das Urtheil über die historische Arbeit sich nach dem Verhältniß ihrer Resultate zu der politischen oder sonstigen Tendenz des Urtheilenden zu bestimmen. Wer z. B. heute über die Geschichte des Papstthums Forschungen anstellt, kann sich täglich das Vergnügen verschaffen, diese erbauliche Erfahrung zu machen. Vielleicht noch bedenklicher gestaltet sich dies Verhältniß da, wo poetische und ästhetische Reminiscenzen und Sympathien ihr Wort mitreden. Alle kritische Arbeit historischer Forschung bleibt ohnmächtig gegenüber den Dichtungen gottbegnadeter Lieblinge der Menschen. Mit unüberwindlicher Macht bannt das Dichterwerk Geist und Seele der Menschen in eine bestimmte Vorstellung hinein; es läßt sie nicht los und zwingt immer wieder dieselbe Vorstellung den Gemüthern auf.

Wir haben ja recht häufig die Gelegenheit diese Beobachtungen zu erfahren an der Herrschaft, die Schiller's Don Carlos noch immer über den historischen Don Carlos ausübt. Wie groß auch die dichterischen Vorzüge des Schillerschen Dramas sein mögen, alle Welt weiß, daß der wirkliche Don Carlos ein ganz anderer gewesen als der ideale Jüngling unseres Dichters. Eben wegen dieser Verschiedenheit der beiden Figuren sollte man hoffen dürfen, daß sie einander in Ruhe lassen, daß sie friedlich neben einander fortleben könnten. Aber nein, der rührende und interessante Infant Schiller's läßt den traurigen Namensvetter der Geschichte gar nicht recht aufkommen.

Es bedarf nur einer kurzen Bemerkung, um an die historischen Arbeiten zu erinnern, welche den Unterschied zwischen dem poetischen und historischen

Don Carlos festgestellt und das Bild des historischen zu umzeichnen versucht haben. Bekanntlich beruht Schiller's Drama auf einem historischen Roman des 17. Jahrhunderts, dem Büchlein des Franzosen Saint-Real Don Carlos, Nouvelle historique 1692. An die hier vorgetragene Erzählung glaubt kein Mensch mehr: in der Zeit, in welcher die öffentliche Meinung von Europa durch die französische Literatur beherrscht und von französischen Absichten geleitet war, in der es den Franzosen daran lag, gegen die dereinst so mächtigen Spanier Gegensatz und Abscheu zu erregen, in jener Zeit zimmerte aus einzelnen überlieferten Anekdoten und Zügen Saint-Real die bekannte Geschichte zusammen von dem Liebesverhältniß des Prinzen Don Carlos zu seiner Stiefmutter, von dem feindlichen Gegensatz zwischen Vater und Sohn und von der durch König Philipp herbeigeführten Vernichtung des gefangen gesetzten Infanten. Nun hatte aberdings schon 1817 der Spanier Llorente diese Ueberlieferung erschüttert und ihren Widerspruch gegen authentische Documente gezeigt. Nachher war es das Verdienst Leopold von Ranke's 1829 die wichtigsten und bedeutendsten Controverspunkte dieses Gegenstandes erörtert zu haben, indem er die spanische und die antispanische Literatur einander gegenüberstellte und an sicheren Akten sie beide prüfte (Zur Geschichte des Don Carlos, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Bd. 46). Damit war freilich die Frage selbst immer noch nicht entschieden; es blieben noch viele Räthsel übrig. Auch nachdem der Liebesroman aus der Geschichte des Don Carlos getilgt und der prinzipielle Gegensatz des für die Volksrechte begeisterten Prinzen und des tyrannischen Königs nahezu ausgelöscht war, auch dann blieben immer noch der innere Charakter des Don Carlos, die Ursachen seiner Einsperrung und seines Unterganges zu erforschen. Da haben sich nun deutsche und außerdeutsche Forscher mit diesem Probleme beschäftigt — Raumer und Helfferich und Warnkönig, Prescott und de Castro und Lafuente, Mouy und Gachard — unter allen anderen aber ragt das große Werk Gachard's hervor (Don Carlos et Philippe II. 1863 in 2 Bänden). Das spanische Archiv von Simankas hat Gachard gründlich benutzt und durchforscht; außerdem aber noch die Sammlungen in Paris, Wien, Venedig, Florenz, Turin und London zu Rathe gezogen. Er hat eine große Fülle von Notizen zusammengetragen; man kann sagen, durch ihn ist das historische Fundament für unsere Kenntnisse und Urtheile dauerhaft gelegt: eine jede spätere Erörterung wird vornämlich mit diesem Materiale Gachard's zu operiren haben.

Auf Grund dieser Nachrichten konnte man ein Doppeltes für beseitigt halten: einmal die dichterische oder romanhafte Annahme eines Liebesverhältnisses zwischen Stiefmutter und Stiefsohn, sodann aber auch die oft zur Erklärung des ganzen Räthsels geäußerte Vermuthung, der spanische

Prinz sei dem Protestantismus zugeneigt gewesen. Es war außerdem der äußere Verlauf des Lebens durch Gachard sichergestellt, der Bestand der Thatsachen bei der Verhaftung des Prinzen war klar gemacht und dazu war noch alles zusammengetragen, was die spanischen Staatsmänner, der spanische König selbst und die auswärtigen Diplomaten an seinem Hofe von Urtheilen und Motivirungen und Ansichten über den Vorfall ausgesprochen hatten. Auf die Frage, was denn eigentlich die Ursache zur Katastrophe des Prinzen gewesen, war es jetzt erst möglich, mit einiger Aussicht auf Erfolg eine Antwort zu versuchen. Ich bin durch archivalische Studien über das Zeitalter Philipp's II. auch an dies Thema herangeführt worden und habe schon früher den Versuch gemacht — 1864 in einer Abhandlung über Don Carlos in der Historischen Zeitschrift, und 1869 in einem Vortrage, der in der Virchow-Holzendorf'schen Sammlung von populären Vorträgen gedruckt ist (Heft 90) — mit dem vorhandenen Materiale Gachard's, das ich aus meinen eigenen archivalischen Studien noch um einige nicht unwichtige Stücke vermehren konnte, dies interessante Problem zu lösen. Mit möglichster Vorsicht galt es sich nicht in Vermuthungen zu bewegen, die von Andern aufgestellten Hypothesen vielmehr an den Aktenstücken zu prüfen und durch eine Zergliederung ihres Inhaltes dem wirklichen Sachverhalt wenigstens möglichst nahe zu kommen. In der ersten Abhandlung hatte ich ausführlicher den Inhalt der Quellen dargelegt und in mehr zurückhaltender Weise die Frage nach dem wirklichen Grunde der Katastrophe des Don Carlos behandelt. Nach erneuerter Erwägung der einzelnen Zeugnisse hatte ich später geglaubt bestimmter das Resultat formuliren zu dürfen. Ich wies sehr entschieden die auch von Anderen schon widerlegte Annahme unerlaubter Beziehungen zu seiner Stiefmutter als Grund seines Unglücks ab. Ich konnte mich auch davon nicht überzeugt halten, daß der Prinz ein Anhänger freierer, humanerer, liberalerer Tendenzen, ein Gegner der kirchlich-politischen Bestrebungen seines Vaters gewesen oder daß er Hinneigung zu protestantischen Meinungen irgendwie an den Tag gelegt habe. Dagegen glaubte ich als Motiv für die Beseitigung des Prinzen die bei König Philipp zum Durchbruch gelangte Ueberzeugung aufstellen zu dürfen, daß Don Carlos nicht ein geeigneter Nachfolger für sein Werk sein werde, — „sei es daß er mehr an dem Verstand und Charakter seines Sohnes, sei es daß er mehr an dem Glauben und Willen desselben gezweifelt." Mir hatte sich ergeben, daß der Prinz halb für verrückt halb für kirchen- und staatsgefährlich angesehen wurde, — „ich denke, sein Wesen ist eine Mischung aus diesen unheilvollen Elementen gewesen," so schloß meine Erörterung.

Dies war das Resultat wiederholter Studien und Erwägungen. Das Material aber war und ist überhaupt ein doppeltes, auf das man sich bei

dieser Untersuchung zu stützen hat: zunächst sind es Berichte diplomatischer Agenten am Madrider Hofe, Depeschen der venetianischen, florentinischen, päpstlichen, französischen und österreichischen Gesandten; sodann neben denselben (theilweise auch in denselben überliefert) Erklärungen der spanischen Regierung, schriftliche und mündliche Aeußerungen Philipp's und seiner Staatsmänner über den Sohn, wie wir sie ebensowohl aus den der Katastrophe vorhergehenden Jahren 1558—1568 kennen, als auch aus der Zeit nach der Gefangensetzung des Don Carlos besitzen. Man kann sich nicht über allzugroße Deutlichkeit dieser spanischen Erklärungen beklagen; ja gerade dadurch ist zum größten Theile die Unsicherheit unserer Ergebnisse hervorgerufen, daß jene Mittheilungen der Regierung mehr mit geheimnißvollen Andeutungen, mit Winken und halben Worten sich begnügen als ganz und rund heraus die Sache selbst bezeichnen. So wie unser Material beschaffen, mußte ein vorsichtiger und gewissenhafter Forscher sich hüten ein allzu deutliches Resultat aufstellen zu wollen; das geheimnißvolle und räthselhafte der Erklärungen in den ersten Quellenaussagen mußte nothwendiger Weise auch in dem kritischen Endresultalte sich wiederspiegeln. Begreiflich mag es daher sein daß mit einem Gefühle nicht voller Befriedigung man die Untersuchungsakten schloß. Aber ohne neue Zeugnisse war nach meiner Meinung es wohl nicht gestattet, weiter zu gehen in der Aufstellung positiver Resultate und Ansichten, als ich 1869 in dem gedruckten Vortrage gegangen.

Freilich wer nun glaubte den poetischen Don Carlos aus der Geschichte gebannt zu haben, der sollte eine Enttäuschung erleben. Das mag ja wahr sein, Gespenster weichen nicht vor halben und unentschiedenen Sprüchen zurück, — nur ein festes, deutliches, nicht mißzuverstehehendes, nur ein, wenn ich so sagen darf, hieb- und stichfestes Wort scheucht sie von fremdem Boden fort. Ein solches zu sprechen waren wir aber bisher nicht in der Lage. Und somit haben wir neuerdings einen Wiederbelebungsversuch des Schiller'schen Don Carlos als des historischen gesehen. *) Wenn ich sage, daß derselbe ausgegangen ist von einem unserer gewiegtesten und verdientesten Historiker, von Adolf Schmidt in Jena, so wird Jeder wissen, in welchem Sinne allein ich dies Wort von der Wiederbelebung des Schiller'schen Don Carlos gebrauchen darf und gebraucht habe. Davon kann keine Rede sein, daß Schmidt mit poetischen Voraussetzungen oder mit poetischen Tendenzen an die Frage herangetreten ist, oder daß er auch nur die kleinste Anleihe bei poetischen Motivirungen hätte machen wollen, — nein sein Material ist einzig das historische Quellenmaterial, und zwar kein anderes als es im Buche Gachard's zu Jedermanns Benutzung ausgebreitet liegt, mit selbstverständlicher

*) A. Schmidt, Epochen und Katastrophen. Berlin, A. Hofmann 1874. (3. Abhandlung: „Don Carlos und Philipp II.") Vgl. meine Recension in der Jenaer Literaturzeitung.

Hinzunahme der durch mich beschafften Erweiterungen; seine Arbeit ist unternommen mit vollständiger Berücksichtigung und Kenntniß der bisherigen Bearbeitungen und Versuche; seine Absicht ist eine rein historische, ohne jeden Nebengedanken. Aber nichts destoweniger unterscheidet sich der Charakter seines historischen Don Carlos nicht gerade sehr viel mehr von demjenigen Bilde, das Schiller idealisirt hat. In der äußeren Geschichte des Helden weicht Schmidt von Gachard und mir kaum wesentlich ab; die Katastrophe des 18. Januar 1568 erzählt er in allem wesentlichen in Uebereinstimmung mit uns; in der Auffassung und Beurtheilung der letzten Periode, jener Zeit zwischen Gefangensetzung und Tod des Prinzen (19. Januar bis 24. Juli 1568) schließt er sich theilweise meinen früheren Ausführungen an. Also nicht darin beruhen die Differenzen. Wohl aber tritt Schmidt bei der Frage über den Charakter des Don Carlos und den Grund seiner Beseitigung durch König Philipp auf den Boden der früheren, durch die archivalische Forschung wie man vielleicht hoffen durfte, beseitigten Auffassung zurück.

Ich wiederhole, nicht in principiellem Widerspruche, zur Forschung an sich, sondern mit Benutzung alles zu Tage geförderten Materiales langt er bei diesen Endergebnissen an; gerade indem er die Waffen der Geschichtswissenschaft, die sie zum Umsturz des Romanes gebraucht hat, in etwas anderer Weise schwingt, baut er in engster Nachbarschaft beim Romane sein neues Gebäude auf. Indem er die Liebesintrigue zwischen Königin Elisabeth und Don Carlos als eine bloße Erfindung preisgiebt, hält er an der „gegenseitigen innigen Herzensneigung," an dem „inneren Seelenanschluß" der beiden jugendlichen Gemüther fest. Und den Grund zur Katastrophe sieht er in der aus principiellem Gegensatze entstandenen Entfremdung zwischen Vater und Sohn, in der Auflehnung des Prinzen wider das ganze politisch-kirchliche System seines Vaters. Nicht sowohl ein Charakterfehler oder eine Verkehrtheit in Don Carlos wäre sonach anzunehmen, vielmehr würden ihm als dem Vertreter freierer Meinungen die Sympathien erleuchteterer Jahrhunderte zufallen müssen; unzweifelhaft hätte der heutige Historiker für den Prinzen gegen den Vater, dessen Scheußlichkeit mehr wie einmal der Verachtung und dem Abscheu der Leser gekennzeichnet wird, Partei zu nehmen. Nicht unser Mitleid, sondern unsere Bewunderung würde der Prinz verdienen.

Nun ist mir keinen Augenblik darüber ein Zweifel möglich, welche von diesen beiden Charakterschilderungen, die von Schmidt oder die von mir gegebene, die Eigenschaft besitzt, den gebildeten Lesern in Deutschland am besten zu gefallen. Ein Historiker wissenschaftlichen Rufes, ein strenger Forscher besten Namens giebt unserem Publikum das Recht zurück, das einige unliebenswürdige Kritikaster ihm bestreiten wollten, sich für den ihm in der Dichtung liebgewordenen Infanten als einen geschichtlich beglaubigten Märtyrer

und Helden des Fortschrittes, der Freiheit u. s. w. zu begeistern. Wer wird sich dieses Rechtes enthalten oder wieder entäußern wollen? wer wird überhaupt so bösartig sein wollen, dies Vergnügen zu stören? Man darf erwarten, daß der von kritischer Forschung neu belebte Heldenjüngling gleichsam im Triumphzuge durch die Spalten der Journale hindurch in die Herzen poesieliebender Menschen wieder hineingeführt wird!

Grade aber weil die Gefahr so nahe liegt, daß die Grenzpfähle zwischen Geschichte und Poesie verpflanzt und die Arbeit sorgsamer wissenschaftlicher Forschung mit Hülfe der durch die neue Aufklärung angenehm angeregten öffentlichen Meinung über den Haufen geworfen werde, gerade deßhalb wird es Pflicht sein, das größere Publikum, das sich für die Sache interessirt, über den Sachverhalt selbst und seine Begründung so schnell als möglich aufzuklären. Mit einem Worte, die Charakteristik des Don Carlos durch Schmidt, so geistreich sie angelegt, so scharfsinnig und spannend sie vorgetragen und so kritisch begründet sie zu sein scheint, sie ist dennoch unhaltbar uud kann vor einer kritischen Prüfung ihrer Gründe nicht bestehen.

Noch mehr. Die etwa eingetretene oder eintretende Erwärmung alter oder neuer Don Carlos-Verehrer bin ich in der Lage, ganz unabhängig von dem Schmidt'schen Buche, durch Darreichung eines erkältenden Sturzbades auf die normale Temperatur sofort wieder herabzustimmen: Don Carlos ist schwachsinnig gewesen, und die nach und nach festgestellte Ueberzeugung dieses seines geistigen Mangels ist das Motiv, weßhalb König Philipp ihn hat unschädlich machen, d. h. ihn hat einsperren müssen. Ich bin so glücklich gewesen, bei archivalischen Studien im Wiener Archiv, die ich in den letzten Osterferien angestellt habe, ein Document zu finden, das bisher dem Auge der Forscher entzogen und das alle bisherigen Zweifel und Unsicherheiten und Räthsel im historischen Endurtheile endgültig beseitigt und uns jetzt endlich in den Stand setzt, mit Bestimmtheit und Nachdruck zu sprechen. Und wie es bei derartigen archivalischen Studien auf schwierigem und schlüpfrigem Boden öfter geht: hat man erst einmal das aufschließende Wort gefunden, so gewinnen auch schon bekannte Dinge und Umstände einen neuen Sinn und eine neue Bedeutung.

Wir legen hier in möglichster Kürze den Sachverhalt dar, indem wir nur die Differenzpunkte etwas genauer beleuchten.

Ueber die erste Jugend des Don Carlos bedarf es nur weniger Worte. Am 8. Juli 1545 geboren, hatte er früh seine Mutter verloren und war bei der wiederholten Abwesenheit seines Vaters aus Spanien unter der Leitung seiner Tante Johanna von Fremden erzogen worden. Was wir aus den 13 ersten Lebensjahren wissen, sind abgerissene Anekdoten, wie sie am spanischen und am kaiserlichen Hofe erzählt und von den fremden Gesandten,

besonders von den Venetianern berichtet wurden. Viel Werth ist darauf nicht zu legen: ein unbändiges wildes Temperament verrathen sie fast alle. Nur ein Umstand verdient Beachtung. Ein Vertrauter der habsburgischen Kaiserfamilie, der 1548 mit Erzherzog Max nach Spanien gekommen, Gamiz schilderte den fünfjährigen Knaben in einem confidentiellen Berichte als körperlich gutes versprechend, aber von beklagenswerther Heftigkeit; er hielt es für einen Fehler, daß der Prinz nicht genug von Männern regiert wurde, die ihn zu bändigen wüßten, und sah nichts gutes voraus, wenn man nicht einschreite.*) Als aus dem fünfjährigen ein dreizehnjähriger geworden, sprach sein eigener Hofmeister, Honorato Juan, es aus, daß seine Unterweisung nicht rechte Früchte trage, daß er bei seiner Erziehung auf Schwierigkeiten im Prinzen stoße, die er nicht überwinden könne: nur von der persönlichen Mitwirkung des Vaters hoffte er eine bessere Wendung. Diese sehr inhaltsschwere Meldung des Erziehers ist nun freilich in einer Ausdrucksweise abgefaßt, die es absichtlich umgeht deutlich zu reden: „Philipp werde selbst sehen", damit ist unsere Einsicht heute wenig gefördert. Wir erfahren eben nur so viel, daß Grund zu bedenklicher Auffassung der Zukunft des Prinzen vorhanden war, daß man den abwesenden Vater vorbereitete auf irgendwelche unerfreulichen Dinge in Don Carlos, — deutlicher redete man nicht.

Nun ist hier gleich der Punkt gegeben, in dem allerlei Vermuthungen in die Geschichte Eingang sich zu erzwingen suchen. Was das Mißfallen der Erzieher hervorgerufen, was des Vaters Bedenken sofort damals erregt hat, das soll nichts anderes gewesen sein als der Anfang einer prinzipiellen Abwendung des Sohnes von dem politischen und kirchlichen Systeme des Vaters. Entgegen den erwähnten üblen Auffassungen des Prinzen bringt Schmidt eine Anzahl zeitgenössischer Stimmen herbei, welche gute Hoffnungen von dem jungen Prinzen bezeugen. Da möchte ich doch fragen: ist das ein mit den Grundsätzen kritischer Forschung übereinstimmendes Verfahren, wenn ich Berichte von Diplomaten, die in den eingeweihten Hofkreisen leben, und wenn ich vertrauliche, nicht für den Markt der Oeffentlichkeit bestimmte Eröffnungen betheiligter Persönlichkeiten widerlegen oder schlagen oder discreditiren will durch gelegentliche Lobesphrasen von Literaten, die gar nicht über die Sache besonders genau unterrichtet sind und die vielleicht Hunderte von Meilen weit von dem Hofe entfernt sitzen, über den sie reden; auch das Zeugniß des trefflichen Melanchthon, der in seinem Wittenberg den Studenten über das ferne Spanien und die Gerüchte aus Spanien gelegentlich etwas erzählte, kann in dieser Frage schwerlich etwas beweisen. Was etwa heutzutage ein braver Pastor oder Schulmeister in Deutschland von Hörensagen

*) Bericht des Gamiz an König Ferdinand, vom April 1550, den ich dem Wiener Archive entnommen und in der Historischen Zeitschrift abgedruckt habe, XXXII., 233.

über den lasterhaften Hof Isabella's II. auftischt, würde gewiß Niemand in Vergleich oder in Gegensatz stellen mit einem Berichte Eines unserer Diplomaten über Isabella, die am spanischen Hof beglaubigt gewesen. Aehnlich ist hier das Verhältniß der Quellen.

Nun weiß Schmidt auch allerlei zu sagen über die Voreingenommenheit des Vaters gegen den Sohn, über den tiefen Gegensatz zwischen Beiden, den er sogar recht dramatisch ausmalt, über den Entschluß Philipp's ihn von allen Staatsangelegenheiten fern zu halten. Bei allen diesen Ausführungen, die so spannend und so interessant zu lesen sind, kann man aber doch die Frage nicht unterdrücken, woher dies alles gewußt wird? mit welchen Quellenaussagen die einzelnen Angaben belegt werden sollen? Und wie seltsam ist diese ganze Geschichte, sobald man sich nur nicht die Zeitangaben ganz entziehen läßt. Von welchen Personen ist die Rede? Von einem Vater, der, als er 1559 nach Spanien heimkehrte, eben 32 Jahre alt geworden — der also in den Jahren, um die es sich in diesem Augenblick handelt 1559—1561 in der ersten Hälfte der Dreißiger steht, und von einem Sohne, der noch nichts weiter als ein Knabe von 14—16 Jahren ist. Wir hören aus der möglichst sichersten Quelle, d. h. wir hören von dem Erzieher, dem alle Welt die größten Lobsprüche schenkt (und mit Recht ertheilt sie ihm auch Schmidt), daß es nicht gut stehe mit der Entwicklung des Knaben, der, wie wir sonst vernehmen, in diesen Jahren auch vielfach kränkelte und dahinsiechte. Wo in aller Welt redet man in solchem Falle von „Gegensatz zwischen Vater und Sohn"? Sonst pflegt man dies einen unerzogenen oder ungezogenen Jungen zu nennen: wenn Einer nichts lernen will oder nichts lernen kann, so versucht der Erzieher ihm das nöthige beizubringen, ohne Rücksicht auf die eigenen Meinungen des Zöglings. Das wäre doch eine recht abenteuerliche Pädagogik, die einem unerzogenen jungen Manne so ohne Weiteres das Recht einräumen wollte, in kirchlichen und politischen Dingen als Vierzehn- bis Sechszehnjähriger eigene Wege gehen zu wollen. Wer hat sonst als Entschuldigung für schlechte Erziehungsresultate einen prinzipiellen Gegensatz des zu Erziehenden zum Vater gelten lassen? Wer hier mit derartigem kommt, verschiebt unwillkürlich das natürliche Verhältniß der Personen zu einander. Was wir hier wissen, ist nichts weiteres, als daß man mit Carlos' Erziehungsfrüchten unzufrieden war. Die äußeren Ehren entzog ihm deßhalb kein Mensch, bei den Staatsactionen trat er auf an der Stelle, wo er hingehörte; und gerne hätte man ihn noch anders beschäftigt, als es bei dem damaligen Zustande des Prinzen möglich erschien. Aber, wendet man ein, Philipp hat ihm nicht Ehrenposten eingeräumt in der Verwaltung der spanischen Monarchie, wie es sonst Sitte war! Das soll dann vom Mißtrauen des Vaters in die staatsgefährliche Richtung des Jungen Zeugniß ablegen! Zu diesen künstlichen

Auskunftsmitteln wird nur der greifen, dem es undenkbar ist, daß allein wegen seiner nicht gehörig geförderten Entwicklung und Ausbildung Philipp von der Gewohnheit des habsburgischen Hauses abwich. Wie einst Karl V. seinen Bruder und seine Schwestern, seine Frau und Kinder, den Sohn wie die Töchter und den Neffen, auch in jungen Jahren nominell an die Spitze einer Landesverwaltung gesetzt, so verfuhr auch Philipp, wie bekannt, ohne jeden Anstand mit seinen beiden Halbgeschwistern. Auch von der Verwendung des Don Carlos war 1559 schon die Rede und oft trug man sich auch trotz seiner mit den Jahren zunehmenden Charakterverschlechterung noch wieder mit dem Projekte, ihn zu verwerthen bei der politischen Arbeit der Monarchie; nicht Mißtrauen in seine Richtung, wohl aber Mißtrauen in seine Fähigkeit hat jedesmal die Ausführung gehindert. Freilich, daß Statthalterposten, an Vierzehnjährige oder Sechszehnjährige verliehen, keine wirkliche Bedeutung haben können und selbst bei Zwanzigjährigen noch nicht viel besagen, liegt auf der Hand, aber es wird wie es scheint gern vergessen.

Recht drastisch ist es ferner, wenn man meint, eine religiöse Entfremdung habe damals ihren Anfang genommen — im vierzehnjährigen Knaben! Man kann sich dies zu lebhaftem Effektbilde ausdenken. Gezwungen dem Autodafé am 21. Mai 1559 beizuwohnen, in auffallend unverschämter Weise genöthigt zu einem Eide, den katholischen Glauben schützen zu wollen, sei es nicht zu verwundern, führt Schmidt aus, wenn Carlos zu einem Gegner der Inquisition und der kirchlichen Regierungsmaximen Philipp's heranwuchs. So leitet Schmidt von der abschreckenden Einwirkung der Inquisition die Motivirung des kirchlichen Gegensatzes im Prinzen her. Ich würde der Letzte sein, der Jemanden das Recht zu subjektiven Gefühlsäußerungen bestreiten möchte. Ebenso wie ich selbst vor Kurzem eine Erörterung über die Inquisition angestellt habe *), welche eine rein historische und möglichst objektive Charakteristik dieses seltsamen Institutes erstrebte ohne Beimischung irgend welcher apologetischen oder polemischen Absicht, ebenso sicher hat Schmidt die vollste Berechtigung seine entschiedene sittliche Entrüstung über die Gräuel der Inquisition kund zu geben; er darf versichert sein, daß bei der heutigen Stimmung der Menschen seine Worte lebhaften Widerhall finden werden. Aber ein Anderes darf er nicht, — von seiner Gemüthsstimmung einen Salto mortale in die Gedankenwelt des spanischen Knaben zu machen, das ist ihm nicht gestattet. Was er von Carlos' damals, 1559, erregten Gefühlen, über die man sich nicht wundern könne, erzählt, hat er die Pflicht aus gleichzeitigen Quellen zu beweisen; und von dieser Pflicht wird ihn das eigene sittlich erregte Pathos wider die Gräuel der Inquisition nicht befreien können. Es sind aber, wie

*) Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit (Leipzig, F. W. Grunow 1874). S. 16—21.

schon früher bemerkt worden ist, Angaben über den Eindruck jener Vorgänge auf Don Carlos nicht vorhanden.

Was die kirchliche Haltung des Prinzen in späterer Zeit betrifft, so habe ich in meiner früheren Abhandlung gezeigt, daß irgend welche plausibeln Beweise für eine kirchliche Abweichung vom Katholicismus überhaupt weder im früheren noch späteren Leben vorhanden sind, daß alles, was in diesem Sinne vielleicht auf den ersten Blick verstanden werden könnte, im Hinblick auf die ganz sicher bezeugten äußeren Thatsachen aus dem Lebenslaufe des Prinzen anders verstanden werden muß. Das liegt klar ausgesprochen vor uns — die einzelnen Zeugnisse habe ich damals zuerst zusammengestellt —, daß Philipp die Besorgniß gehabt hat, sein eventueller Nachfolger werde vielleicht nicht der Mann sein, in seinem Sinne seine Lebensaufgabe für die Aufrichtung der katholischen Kirche fortzusetzen; ja in den Kreisen der spanischen Staatsmänner gefiel man sich die zugespitzte Phrase zu wiederholen, im Dienste der Kirche, im Kampfe gegen die Ketzer würde der spanische König nöthigenfalls des eigenen Sohnes nicht schonen. Und man hatte allen Anlaß zu derartigen Betheuerungen gerade damals, als der deutsche Habsburger Maximilian in dem sehr gegründeten Verdachte des Protestantismus stand und als man alle Mittel aufbot, ihn im Schooße der katholischen Kirche zu halten oder ihn dorthin zurückzutreiben: gerade im Hinblick auf diesen Apostaten in der Familie erhält jene mehrfach wiederholte Aeußerung der Spanier einen sehr prägnanten Sinn.*) Seitdem wir ferner wissen, was man 1562 als Grund alles Mißbehagens über Don Carlos bezeichnet hat, bietet sich auch für die Worte der Besorgniß des Vaters und des Königs über die Zukunft des Sohnes und des Reiches eine ganz ungezwungene Erklärung: ein schwachsinniger Prinz, der seine Arbeit fortsetzen sollte, mußte sicherlich dem Vater die größte Unruhe erregen.

Im Jahre 1560 trat nun in die Umgebung des Prinzen seine Stiefmutter, die junge Königin Elisabeth ein. Elisabeth war ungefähr gleichalterig mit Don Carlos (geboren am 13. April 1545); man hatte 1556 die beiden zehnjährigen Kinder verlobt und sie mit einander dereinst zu vermählen die Absicht gehabt. Der neue französisch-spanische Krieg seit 1557 hatte diesen Pakt selbstverständlich zerrissen. In den Friedensverhandlungen aber von 1559 trat Philipp selbst, zum zweiten Male Wittwer, in diese Abmachungen ein, er nahm sie selbst zur Frau. Anfangs 1560 kam die beinahe funfzehnjährige Jungfrau als Königin nach Spanien.

Wir besitzen über diese jugendliche Fürstin eine sehr detaillirte und mit exacten Angaben reichlich ausgearbeitete, auf sehr zuverlässige zeitgenössische

*) Vgl. meine Abhandlung zur Geschichte Maximilian's II. in dem 32. Bande der Historischen Zeitschrift.

Quellen vorsichtig und gewissenhaft gestützte Biographie aus der Feder des Marquis du Prat.*) Wir vergegenwärtigen uns an ihrer Hand aus den Correspondenzen des französischen Gesandten und der französischen Umgebung der jungen Königin ohne Schwierigkeit die betreffenden Verhältnisse. Da stellt sich nun heraus, daß Carlos freundlich der Mutter und sie mit Herzlichkeit und Theilnahme ihm entgegengekommen ist. Wir erfahren sehr deutlich, was für Elisabeth das Motiv ihres besonderen Interesses war: sie sollte und wollte die Hand des Stiefsohnes für ihre eigene jüngere Schwester gewinnen; zu diesem Endzwecke suchte sie auf ihn einzuwirken. In der That, sehr einfach und deutlich ist der Sachverhalt, — ein ganz reines Verhältniß. Aber skandalsüchtige Klatschen hat es auch im 16. Jahrhundert gegeben — unsaubere und pikante Erfindungen fanden auch damals ein gern und eifrig lauschendes Publikum. Nun wurde nach dem Tode des Don Carlos, dem ja sehr bald der Tod der Königin folgte (der, beiläufig, der Behandlung derselben im Wochenbett durch die spanischen Aerzte vielleicht nicht mit Unrecht Schuld gegeben wurde) allerlei gezischelt und ausgetragen, als ob Philipp beiden Vorfällen nicht fremd geblieben. Der große Prinz Wilhelm von Oranien verkündete offen und ungescheut in seinem großen Manifeste 1581 dem erschreckten Europa diese Dinge, in jener mit der ganzen Leidenschaft eines unversöhnlichen Hasses geschriebenen Brandschrift gegen seinen spanischen Gegner: wir fühlen mit gespanntester Theilnahme mit diesem wirklich großen Manne, wenn wir auch nicht jedes seiner in der Leidenschaft hinausgeworfenen Schmähworte für richtig halten, — wir verstehen jedenfalls die Wuth, die seine Feder geführt. Ungefähr zwei Jahrzehnte nachher griff der französische Abenteuerer und Pamphletist Brantome dieselben Dinge auf. Brantome war selbst in Madrid am Hofe gewesen; er hatte die Königin Elisabeth gesehen und ebenso den Infanten. Er mischt in seiner Schilderung allerlei durcheinander, selbst erlebtes und nur gelesenes; es kommt vor, daß er sogar einzelne Züge aus bekannten Novellen bisweilen wieder als selbst erlebtes auftischt: er will vor allem mit seinen Anekdoten amüsiren, und je schlüpfriger die Dinge darzustellen ihm gelungen, desto behaglicher wird ihm dabei; ohne eine Zote ist es ihm schwer irgend einen Abschnitt zu Ende zu bringen. Und ein so beschaffener Autor soll jetzt wirklich wieder als Zeuge für ein Verhältniß zwischen Elisabeth und Carlos zugelassen werden! Es wird nicht zu umgehen sein, daß wir uns seine Aussage etwas genauer ansehen. Er berichtet das Folgende: „Elisabeth sei von wunderbarer Lieblichkeit und Schönheit gewesen, in so hohem Grade daß sie Jeden, der sie sah, bezaubert; so habe Philipp sich, nachdem er ihr Bild gesehen, in sie verliebt und, dadurch

*) Histoire d'Elisabeth de Valois reine d'Espagne par le Marquis du Prat. Paris, 1859.

erregt, habe er seinem Sohne die Braut geraubt; bei ihrer Ankunft in Spanien sei allgemeiner Jubel entstanden; man sagte, Elisabeth sei vor Anfang der Welt concipirt und in der Absicht Gottes reservirt worden für diesen ihren Gemahl. Auch Don Carlos habe sich in sie verliebt; er sei eifersüchtig auf den Vater und voller Zorn gegen ihn geworden, so sehr daß er ihm eines Tages das Unrecht geradezu vorwarf, seine Braut ihm geraubt zu haben: und dies soll, fügt Brantome hinzu, neben anderen Dingen Ursache seines Todes gewesen sein. Die Cavaliere des Hofes hätten nicht gewagt, — so schön war die Königin — ihr Auge zu ihr zu erheben, aus Besorgniß sich sonst in sie zu verlieben und dann die Eifersucht des Königes zu erregen und ihr Leben zu riskiren. Auch die Priester verhielten sich ebenso aus Furcht der Versuchung zu erliegen, da sie sonst bei ihrem Anblicke nicht Herr und Meister gewesen wären über die Gelüste ihres Fleisches!" *) — jedoch die hier excerpirte Stelle wird genügend gezeigt haben, wie Brantome das erbauliche Thema von der allmächtigen Schönheit der Königin in sehr wenig erbaulicher, dafür aber recht cynischer Weise behandelt hat. Ich denke, wer sich ein wenig in diesen Schriftsteller hineingelesen hat, wird sich weigern als vollgültigen Zeugen für eine in solchem Zusammenhang vorgetragene Sache ihn gelten zu lassen. Außer der Biographie Elisabeth's verfaßte er auch eine Lebensgeschichte des Don Carlos. Hier kehrt dieselbe Geschichte wieder; hier aber theilt Brantome auch allerlei anderes noch mit und erklärt ausdrücklich eines jeden Urtheiles über den ganzen Handel sich zu enthalten.

Die Bemühungen Elisabeth's für ihre Schwester fanden keinen Anklang. In Spanien selbst gab es eine Partei, welche den Prinzen mit seiner Tante, der Prinzessin Johanna, vermählt zu sehen wünschte. Der spanischen Politik lag einmal der Gedanke nahe, für ihn eine Verbindung mit der Schottenkönigin Maria Stuart zu suchen, — doch setzte dies Projekt bei Carlos immer eine gewisse Leistungsfähigkeit voraus, da ihm schwierige politische Aufgaben gerade in Schottland zufallen mußten. In der Familie war man darauf aus, die Bande zwischen den deutschen und spanischen Habsburgern zu verstärken und Carlos mit der deutschen Prinzessin Anna, seiner Base, zu verloben.

Ueber alle diese Dinge wurde gehandelt und berathen. Philipp hielt die Entscheidung in der Schwebe: er mußte erst die Entwickelung seines Sohnes abwarten. Die Verhandlungen mit Kaiser Ferdinand sind nun unsere vorzüglichste Quelle, die uns Aufschluß und Einblick über die Entwickelung und Natur des Don Carlos gewährt. Wir haben allen Grund, die durch sie erhaltene Information für eine gute und aufrichtige anzusehen: wenn Philipp die

*) Les gens d'église en faisaient tout de mesmes de peur de tentation ne cognaissans assez de forces et commandement à leur chair pour l'engarder d'en estre tentée. Vgl. über Brantome die kritischen Bemerkungen Ranke's a. a. O. S. 241 f.

eigene Familie anlügen wollte, was hätte ihm das für Nutzen gebracht? Man darf nämlich nicht übersehen, daß wie zwischen den herrschenden Personen, so auch zwischen den Politikern von Wien und Madrid die allerengsten Beziehungen walteten: unter Karl V. hatten sie ja alle Einem Herrn und Einem Ziele gedient; und dieser Zustand wirkte damals noch nach. Der Diplomat, der den Kaiser Ferdinand von 1560 bis 1563 in Madrid vertrat, Martin de Guzman wurde mit dem vollsten und rückhaltlosesten Vertrauen von Ferdinand und auch von Philipp beehrt; ihm wurde die Wahrheit gesagt, und auf seine Discretion verließ man sich vollständig; er, der Spanier hatte in Madrid Gelegenheit Nachrichten einzuziehen und Urtheile sich zu bilden, wie kaum ein anderer der fremden Diplomaten. Und durch diesen Guzman wurden gerade die Erörterungen über Don Carlos und seine Verlobungsangelegenheit geführt. Während aber Guzman in Spanien Philipp's Erklärung über Don Carlos' Zukunft herbeizuführen beschäftigt war, hatte Philipp's Vertreter am Wiener Hofe, der Graf von Luna, eine andere delikate Angelegenheit zu betreiben: Philipp wünschte einen oder zwei seiner Neffen, unter ihnen den ältesten, den jungen Erzherzog Rudolf, nach Spanien geschickt zu erhalten, um sie hier gut katholisch und gut spanisch erziehen zu lassen. Das war ein Pfand für die Gesinnungsänderung Maximilian's, für seinen Entschluß beim Katholicismus auszuhalten; es wurde aber zu gleicher Zeit schon ein Hinweis gegeben auf die Möglichkeit, daß Rudolf der Erbe auch der spanischen Krone würde. So stand ja die Sache: Philipp selbst war nicht von fester Gesundheit; aus erster Ehe hatte er den einen Sohn, Carlos, an dessen Successionsfähigkeit er damals schon zweifelte; die zweite Ehe war kinderlos geblieben; und die dritte Frau, Elisabeth, war noch sehr jung: sie war bisher nicht schwanger geworden; man besorgte damals noch, daß sie überhaupt unfruchtbar sein könnte: daraus ergab sich aber das eventuelle Erbrecht der deutschen Linie; und Philipp wünschte aus diesem Grunde unter seinen Augen den Neffen aufwachsen zu sehen.*)

Wiederholt war im Jahre 1561 verlangt worden, daß Philipp sich äußere darüber, ob Carlos die Erzherzogin Anna heirathen würde. Er hatte immer eine bestimmte Antwort vermieden, er hatte die häufige Krankheit des Prinzen als Ursache seiner Zögerung angegeben. In Wien war man damit nicht zufrieden; man wiederholte die Anfrage in dringlicherem Tone. Da entschloß sich Philipp deutlicher zu werden. Im März 1562 erhielt Guzman einen Bescheid, welcher den Mangel an Gesundheit und die „indisposicion" des Prinzen als Grund anführte, weshalb man zur Zeit über seine Zukunft noch

*) Detaillirtere Mittheilungen, Citate und Wortlaut der wichtigeren Aktenstücke findet man im 32. Bande der Historischen Zeitschrift. Das entscheidende Document, das endgültig alle Controversen über Don Carlos erledigt, ist ein eigenhändiges Schreiben Guzman's an Ferdinand vom 10. März 1562 a. a. O. S. 290 f.

nicht bestimmen könnte. Neben dieser förmlichen Erklärung gab aber Philipp's leitender Minister, der Herzog von Alba, dem Gesandten mündliche Aufschlüsse, die als sehr vertrauliche und sehr geheime behandelt werden sollten: danach war Philipp im Principe wohl einverstanden mit der Verlobung zwischen Carlos und Anna, aber jetzt hielt er es für unmöglich, sich zu entscheiden; als Grund dafür bezeichnete er „den Mangel an Gesundheit, verbunden mit den Mängeln in der Persönlichkeit des Prinzen, ebensowohl in Urtheilskraft und Charakter als im Verstande, der weit zurückgeblieben sei hinter dem, was man in seinem Alter zu erwarten pflege"*); und Alba fügte hinzu, Philipp wünsche, weil er an seinem Sohne verzweifelt — desconfiado de su hijo —, grade die Gegenwart seiner Neffen in Spanien; so würde man die Zeit gewinnen, um zu erfahren, ob nicht mit Besserung der Gesundheit auch das andere sich bessern werde: dann könne man endgültigen Beschluß über die Verlobung u. s. w. fassen.

Diese wichtige Eröffnung des spanischen Königs, die ich erst vor Kurzem aus dem Wiener Archive enthoben, giebt uns nach meinem Ermessen den Schlüssel zu allen Unklarheiten und Räthseln. Sie berührt augenscheinlich dieselben Dinge, die einst Honorato Juan 1558 schon dem Vater gemeldet: seitdem hatte Philipp zwei und ein halbes Jahr selbst seinen Sohn beobachtet und diesen traurigen Eindruck von ihm gewonnen. Begreiflich finden wir es, daß man noch immer an die Hoffnung sich festklammerte, eine Wendung sei möglich, begreiflich, daß man deshalb dem Prinzen Gelegenheit gab, sich in eigener Thätigkeit zu üben und zu erproben (sogar in den Staatsrath ließ man ihn eintreten und behandelte ihn, den äußerlichen Formen nach, durchaus nicht in ungewöhnlicher Weise) — begreiflich freilich, daß man ihn nicht in selbständigen Aemtern beschäftigte, sondern ihn unter den Augen und unter Aufsicht behielt, begreiflich aber auch, daß man dies traurige Mißgeschick des Herrscherhauses nicht vor der Welt paradirte, sondern, wenn man es gar nicht umgehen konnte sich darüber zu äußern, dann mit geheimnißvollen Andeutungen sich begnügte. Wir dürfen zur Erklärung dieser Geheimnißthuerei wohl daran erinnern, wie zart und wie scheu einst die Habsburgische Familie einen andern ähnlichen Fall, die Geisteskrankheit der Königin Johanna, schon behandelt hatte: es galt damals gewissermaßen für eine Schmach, für ein möglichst sorgfältig zu verdeckendes Unglück, eine Wahnsinnige oder einen Schwachsinnigen in seiner Familie zu haben! Aus keinem andern Grunde vermied man es, sich über diese Sache offen zu erklären.

Allerdings, das Geheimniß ließ sich nicht vollständig bewahren. Es

*) La falta de salud del principe junta con las que en la persona de su alt. ay, asy en juicio y ser como en entendimiento, que queda muy atras de lo que en su edad se requiere.

mangelt nicht an Anzeichen, daß die fremde Diplomatie in Madrid der Sache auf die Spur gekommen ist. Wir begegnen in Gesandtendepeschen wiederholt mehr oder weniger verdeckten Hinweisungen; wir erfahren durch dieselben Depeschen, daß auch die Minister Philipp's sich den fremden Botschaftern gegenüber mitunter in einer Weise ausgelassen haben, die ähnliche Gedanken in ihnen wachrufen mußte. Der vaticanische Gesandte glaubte schon 1563 in seiner Relazion, also in einem Schriftstücke, das in der diplomatischen und höfischen Gesellschaft von ganz Europa bekannt werden mußte, von der zeitweisen Geistesabwesenheit des spanischen Infanten reden zu dürfen, mit dem Zusatze, daß dieser Zustand bei ihm um so bemerkenswerther wäre, als er ihn durch erbliche Uebertragung von seiner Urgroßmutter überkommen zu haben schiene.

Hier aber entsteht die Frage, welchen Glauben wir diesen Mittheilungen der spanischen Regierung und den durch sie beeinflußten diplomatischen Berichten beimessen können. Schmidt erhebt gegen ihre Glaubwürdigkeit Bedenken und Einwendungen, die ihm und vielleicht auch Manchem seiner Leser von Bedeutung erscheinen. Wir haben ihrer Prüfung unsere Aufmerksamkeit demnächst zuzuwenden. Wilhelm Maurenbrecher.

Friedrich Fischbach's Selbstbiographie.*)

Brief an einen Kunstgelehrten.

Lieber Freund. Ich folge mit einigem Widerstreben Ihrem wiederholten, freundlichen Drängen, Ihnen mitzutheilen, wie ich mich in meinem Fache bisher herangebildet und bewegt habe. Sie wissen wie leicht der Vorwurf persönlicher Eitelkeit und Ueberschätzung von gewissen „Feunden" verbreitet wird, und dieser dürfte mir um so weniger erspart werden, als ja mein Fach das Aschenbrödel der Kunstfamilie und als Kleinkunst nur die große Basis ist, von der sich die „ausgezeichneten" Individualitäten der hohen Kunst erheben sollen.

*) Nachstehende Selbstbiographie war ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Sie sollte nur Material liefern zu einem biographischen Artikel. Da sie aber als lebendige Schilderung des Lebensganges eines unserer bedeutendsten Ornamentisten, welcher in vielseitigster und erfolgreichster Weise auf die Kunstindustrie unserer Tage von Einfluß gewesen ist, und noch ist, seiner Bestrebungen und Kunst, seiner Anschauungen, die in ihrer ursprünglichen Form jedoch auch für weitere Kreise von Interesse und für unsere Zeit im höchsten Grade charakteristisch ist, theilen wir sie hier unverkürzt mit. Sie kann manchem jungen Talent ein Leitstern sein.

Indessen glaube ich, daß auch für das Allgemeine, wenn es im Gegensatze zur herrschenden Mode erkannt und zum Siege gebracht werden soll, energische Talente nöthig sind, deren Kampf für spätere Zeiten von einiger historischer Wichtigkeit sein dürfte, und deren Bildungsweg für die jüngeren Fachgenossen von Interesse ist. Eine übertriebene Bescheidenheit möchte ich mir daher auch nicht vorwerfen, da ich gern und offen gestehe, daß ich mehr meinem Studium und meiner Beharrlichkeit und einer glücklichen Begabung für rhythmische Formen und Harmonie der Farben, als einer besonders großen Gestaltungskraft meine Erfolge verdanke. Noch mehr aber verdanke ich der Zeit, in der ich zu wirken berufen bin, denn diese wandte sich durch die Belehrungen bedeutender Literaten wie Falke rc. und durch den Einfluß der Architektur und der Museen den Stylbestrebungen zu und würdigte nach und nach eine künstlerische Thätigkeit, die zur allgemeinen Reform absolut die Hauptbedingung ist. Welcher Architekt und welcher Kunstgelehrte hat wohl Lust und Beruf, die erkannten Wahrheiten oder Principien mit den oft sehr trivialen Mitteln des Kunsthandwerkes praktisch zu verwirklichen? Daran scheitert einstweilen sehr viel. — Wir leben in einer sonderbaren Kunstepoche, in der es fast mehr Schriftsteller über das alte Kunstgewerbe, als produktive Ornamentisten giebt. Es ist wohl das Zeichen der Uebergangsepoche und daher ist das Beispiel der „schaffenden" Künstler von einigem Werthe. — Sonst ist ein Eckstein im Grunde ja ein gewöhnlicher Stein und nur der Platz verschafft ihm die größere Bedeutung. Mir kommt vor Allem zu statten, daß die Maschinenindustrie seit einigen Jahren in die Phase eingetreten ist, die Trivialität der Mode zu verlassen, um mit der Handarbeit der besten Kunstepochen zu wetteifern. Wenn man bedenkt, daß zu dieser Aufgabe der Zeichner zunächst die Sprache der Ornamentik in fast allen Materialien und fast aller Zeiten studiren muß und nicht minder auch die technischen und commerziellen Eigenheiten der Maschinenindustrie zu würdigen hat, so wird man die intellektuelle Arbeit der Ornamentisten weniger wie bisher bei der Gründung von Kunstgewerbeschulen unterstützen dürfen. Der Lohn des Erfolges liegt dafür in der Verbreitung einer Fülle von schönen Ornamenten, die früher nur für einzelne Paläste und Kirchen bestimmt waren, jetzt aber sozusagen Gemeingut der gebildeten Welt werden. — Hierzu ist aber ein Zusammenwirken des Fabrikanten, Händlers und Zeichners und ein Entgegenkommen der Käufer nothwendig. Letztere zählen bei der Maschinenindustrie nach Tausenden und somit ist wiederum der Erfolg von der gesteigerten Bildung des Geschmacks der Massen abhängig. So hatte ich in meinem Kreise zunächst den Einfluß auf Fabrikanten und Händler, dann durch Wort und Schrift auf die Massen zu erreichen, um einen dauernden Erfolg mir zu sichern. Es war und ist noch eine Kette mühseliger Arbeit,

die nur durch die Lichtblicke des gesicherten Erfolges belohnt wird, und somit darf ich sagen, daß wenn später im sicheren Geleise Alles sich bewegt, und Deutschland ganz von Paris sich emancipirt hat, meine Arbeit mehr wie die vieler Anderen ein Suchen dieses sicheren Weges war.

Meine persönlichen Erlebnisse sind durchaus nicht abenteuerlicher Natur und nur insofern wohl von Interesse als ich in Berührung mit vielen bedeutenden Männern kam, die mich in meinem Streben würdigten und förderten. Doch ich muß hübsch von vorn beginnen. Zunächst daß ich das große Glück hatte, ein Elternpaar zu besitzen, das in seinem idealen Wesen von Allen verehrt war, die je in seinen Kreis traten. Mein Vater Peter Fischbach war Friedensrichter in Aachen, Wallerfangen und Bensberg und starb als Abgeordneter 1870 in Berlin. Seine religiösen, politischen und humoristischen Lieder habe ich 1871 mit einem meiner 4 Brüder herausgegeben. Meine Mutter Catharina Fischbach geb. Severin, war eine Schülerin von Peter von Cornelius und von Kolbe in Düsseldorf und blieb der damals dort gepflegten poetischen Richtung bis zu ihrem Tode 1872 treu. Ihrer idealen Auffassung des Lebens, der Natur, ihrer Begeisterung für die Classiker und vor Allem ihrem Beispiel verdanke ich das Beste, was ich bin und leiste. Sind auch ihre Gemälde in Bezug auf realistisches Colorit weniger hervorragend, so haben sie doch eine Reinheit und Kraft in der Darstellung des Idealen, die ich höher schätzen darf, als realistische Wahrheit ohne die Weihe einer edeln künstlerischen Auffassung. In meiner Wohnung habe ich eine größere Anzahl dieser Bilder placirt, an die ich von frühester Jugend gewöhnt bin und die mir das Wesen der theuren Mutter in ihrer künstlerischen Sprache gegenwärtig halten.

Billiger Weise legen wir Alle auf unsere früheste Entwickelung den größten Werth, denn sie ist bestimmend für die spätere. Ich muß mir jedoch versagen, die ersten Eindrücke an dieser Stelle festzuhalten, sondern will lapidarisch kurz erwähnen, daß ich 1839 in Aachen geboren bin, von 1840 bis 1844 in Wallerfangen bei Saarlouis und von 1844 bis 1854 in Bensberg bei Cöln meine Kinderjahre verlebte, dann in Cöln bis 1859 das Gymnasium bis zur Prima und bis 1862 die Musterzeichenschule in Berlin besuchte.

Auf dem Gymnasium hatte ich schon Vielerlei gezeichnet und in den Herbstferien die Düsseldorfer Maler in den Wald bei Bensberg begleitet, um Eichen ꝛc. zu zeichnen. Mein Vater folgte dem Rathe des Commerzienrathes L. Schöller in Düren, mich Dessinateur werden zu lassen, obgleich ich nur sehr dunkel die Bedeutung dieses Wortes damals erkannte. In Berlin machte ich einen ordentlichen Cursus im Zeichnen nach der Antike durch und kam dann in die Compositionsklasse zum Direktor der Anstalt Van der Syp. —

Wenn ich heute an diese Lehrjahre zurückdenke, so finde ich nur das Gute, daß ich mancherlei Naturstudien machen mußte und vor Allem einen gründlichen Haß gegen die geistlose Effekthascherei des sog. Naturalismus einsog. Heute die Rose nach rechts, morgen ein ähnliches Bouquet mit der Rose nach links, das war das Alpha und Omega und von Styl oder vernünftiger Beachtung des Materiales und Zweckes gar keine Rede. Ich war durch ein kleines Stipendium an diese Anstalt gefesselt, die mir um so gründlicher verleidet wurde, als mir durch die freundliche Theilnahme und Belehrung des Herrn Professor L. Lohde die Augen über die Bedeutung der Ornamentik und über meine Lebensaufgabe nach und nach aufgingen. Immer mehr trat ich in Opposition gegen den französirten Belgier Van der Syp, der meine Bestrebungen zu unterdrücken suchte und höhnisch mir 1861 noch sagte, ich werde kein rechter Ornamentist, weil ich „zu deutsch" sei. —

Damals begann ich das Sammeln der Webeornamente von den Bildern der Berliner Gallerie und wurde in Cöln mit dem für die kirchliche Paramentik so einflußreichen Canonicus Dr. Fr. Bock bekannt.

Die gesammelten Muster arbeitete ich zunächst für Tapeten und Kirchenstoffe aus, wodurch ich die ersten Honorare von Gebrüder Hildebrand in Berlin und Casaretto in Crefeld erhielt. Diese benutzte ich, um 14 Tage in Halberstadt und Quedlinburg die alten Stoffsammlungen zu copiren. — Der Besuch des in Oesterreich renommirten Tapeten-Decorateurs Fr. Schmidt in Berlin, veranlaßte mein Engagement nach Wien und somit schied ich von dem mir durch freies Theater und durch Vorlesungen in der Universität und durch die Museen in der Bildung überaus förderlichen Berlin, um meine praktische Carrière an der Donau zu beginnen. — Welche Wahl blieb mir auch übrig, wenn ich nicht nach Paris gehen wollte, welches ich ja in seiner Tendenz bekämpfte? Die Fabrikanten des Zollvereins hingen von Paris ab und waren zu vorsichtig und zu wenig organisirt, um sich auf eigene Füße zu stellen. Wien war daher damals für mich das beste Feld, denn dort war ein selbständiger Geschmack und eine Anzahl reicher Fabrikanten, die aus Ehrgeiz das Bessere anstrebten. Zunächst erkannte ich in dem Decorationsgeschäft von Schmidt u. Sugg das Zusammenwirken der verschiedenen Industriezweige, um die Wohnung harmonisch zu schmücken. Da jedoch Schmidt eine viel zu selbstische Natur war, um mich anders als einen gewöhnlichen Zeichner zu benutzen, so übernahm ich von 1863 bis 1865 die artistische Leitung eines neuen Decorationsgeschäftes von R. und B. Sieburger. Hier lernte ich die Verhältnisse kennen und benutzen, die zwischen dem Fabrikanten, Händler und Publicum bestehen und hatte die Aufgabe überall so einzugreifen, um ein gutes Resultat zu erzielen. — Es waren derbe Lehrjahre, in denen ich einige tausend Räume in Wien decorirte und täglich oft an 12 Stellen die Arbeiter

beaufsichtigte. Indessen führten R. und B. Sieburger mit gutem Erfolge einige Dutzend meiner Muster in Tapetendruck aus und trat ich mit Giani und Ph. Haas u. Söhne in Verbindung, welche in Kirchenstoffen und Teppichen meine gesammelten und componirten Ornamente webten. Der sich steigende Erfolg dieser Firmen ist bekannt. Nebenbei besuchte ich schon 1863 einige Vorlesungen von Eitelberger und wurde bald nachher in die Enquête in Bezug auf die Sammlungen des 1864 gegründeten Kunstindustrie-Museums berufen. Die Bekanntschaft mit Jacob Falke und den berühmten Architekten Schmidt Hansen und Ferstel war mir durch den Austausch der Ansichten während meines achtjährigen Aufenthaltes in Wien ungemein fördernd. Ich wurde zum Correspondenten und Zeichner des k. k. Museums für Kunstindustrie ernannt und übernahm es, die inzwischen von Bock angekaufte Stoffsammlung zu copiren. Außerdem hatte ich in Cöln, München, Nürnberg, Salzburg und in Wien meine eigene Sammlung bedeutend vermehrt. Diese wurde später vom Museum mit den Copien nach der Bock'schen Sammlung angekauft. — Von 1865 bis 1870 beschäftigte ich mich lediglich theils mit solchen archeologischen Arbeiten und theils mit Compositionen für die verschiedensten Industriellen und Anstalten. Speziell in Tapeten eroberte ich mir nach und nach fast alle Fabrikanten von Oesterreich und Deutschland. Ich nenne speziell Engelhard in Mannheim, Schütz in Wurzen, Herting in Einbeck, Flammersheim in Cöln und später Hochstätters Söhne in Darmstadt. In Teppichen war speziell Th. Haas u. Söhne meine Kunde bis 1870, da ich später auch noch Roßcamp in Springe, Korte u. Cie. in Herford und in umfassenderer Weise Gevers u. Schidt in Schmiedeberg Teppich-Muster componirte. Jos. Dierzer in Linz und Schöller in Düren führten nur wenige Muster aus.

In Weißwaaren beschäftigten M. Faber & Cie. mich seit 1865 für gewebte Vorhänge und Spitzendecken, die durchgreifenden Erfolg hatten. Dann führten 1868 Brune & Lippelt in Bielefeld eine größere Anzahl Tischdecken in feinstem Damast nach meinen Entwürfen aus. Später auch Hille & Dittrich in Warschau. Alle diese Arbeiten lieferte ich zugleich in der Patrone, da in der Vergrößerung und Ausarbeitung die in Stylformen ungeübten Fabrikszeichner mir jede strenge Contur verhunzten. Diese Tupfarbeiten für Teppich- und Stickereigeschäfte veranlaßten mich 1869 mein Album für Stickerei herauszugeben, welches bekanntlich in den nächstfolgenden 5 Jahren vier kleinere Auflagen erlebte. Noch heute ist es ohne Concurrenz, weil es wenige Zeichner giebt, welche es verstehen, die classischen Stylformen in den geeigneten Farben so auszuarbeiten, als ob sie in dem quadratischen Netze gewachsen seien. — Es liegt eben die Hauptsache der Composition in dem Sinne für

das Allgemeine und Einfach-Elementare, was die Grundlage dieser an und für sich bescheidenen aber ungemein verwendbaren Ornamente bildet.

Jetzt erlangen diese Ornamente durch die große Druckerei von C. Ebner in Stuttgart eine ausgedehntere Verbreitung als es durch meinen Selbstverlag möglich war.

Die Wichtigkeit der Publication der Ideen über die Reform der Kunstindustrie wie der Zeichnungen war mir schon von 1864 an klar, als ich begann, die ersten Feuilletons in der k. k. Wiener Zeitung über die Tapetendecoration zu schreiben. Ohne dieser Thätigkeit eine sachliche Bedeutung als Schriftsteller beizumessen, habe ich doch jährlich sowohl in den Fachblättern z. B. der Gewerbehalle, der Wochenschrift Kunst und Gewerbe und den Blättern für Kunstgewerbe von Teirich manchen Beitrag geliefert, mehr aber noch der Tagesliteratur Berichte über Ausstellungen und Abhandlungen für Tagesfragen geschrieben, die zum Theil noch in guter Erinnerung sind. So war ich 1867 Berichterstatter der Didascalia in Wien und lieferte außerdem der dortigen Deutschen Zeitung und der Rheinischen Zeitung Berichte. Das Studium der großen Weltausstellungen hat mich nächst den Museen wohl am meisten gefördert. Sie sind die Universitäten der Kunstindustrie.

Die erste Publication meiner Stoffcopien unter dem Titel „Stylistische Flachornamente“ 1866 wurde in der Fortsetzung durch A. Morel unterbrochen, da dieser das Werk in großem Maßstabe vorlegen wollte. Es war bis 1870 bis zur 70. Tafel meinerseits fertig, als der Tod Morel's und der deutsch-französische Krieg Alles in Stocken brachte und die Fortsetzung in Frage stellte. 1873 holte ich mir die in Unordnung gerathenen Sachen aus Paris zurück und liefere nun wohl ununterbrochen dieses Werk, an dem ich 15 Jahre gesammelt habe. Es ist zunächst auf 120 Tafeln Buntdruck in der Auflage von 1200 Exemplaren berechnet und soll möglichst billig die besten Stoffornamente vom 8. bis 18. Jahrhundert der heutigen Kunstindustrie zugänglich machen. — Zu beachten ist, daß unsere deutschen Zustände mich einstweilen noch zwingen, Sammler, Zeichner, Lithograph und Selbstverleger in „einer“ Person zu sein und daß es keine beneidenswerthe finanzielle Aufgabe ist, die großen Unkosten solcher Werke allein zu tragen und schließlich noch den Absatz derselben zu leiten. —

Ich muß jedoch zurückgreifen und nachholen, daß Zurücksetzungen von Seiten der Museumsdirektion in Wien und ferner der Wunsch, das ungesunde Klima Wiens nach einer sehr schweren Krankheit meiner Frau (seit 1868 vermählt) mit einem besseren zu vertauschen, mich 1870 veranlaßt hatten, eine mir in Einbeck angebotene Stelle anzunehmen. Nach vielem geistigen Ueberarbeiten war mir die dort durch den Krieg verursachte Muße eine Wohlthat, denn ich arbeitete den Sommer hindurch meine sachlichen Erfah-

rungen systematisch aus. Im Herbste 1870 übernahm ich dann die Lehrerstelle an der königlichen Academie in Hanau a. M., die mir sowohl den entsprechenden längst gewünschten Wirkungskreis als auch die Muße zur Fortführung der bisherigen Thätigkeit für die Kunstindustrie bot. Die königliche Academie zählt jetzt 460 Schüler und 30 Schülerinnen. — —

Fehlt mir auch die „tägliche" Anregung einer Weltstadt, so giebt mir doch der wöchentliche Besuch Frankfurts und der jährliche Besuch einer Weltstadt wie Wien oder Paris genügenden Ersatz und habe ich den für den schaffenden Künstler so schwerwiegenden Vortheil, daß ich in Hanau Land- und Stadtleben vereinige und diejenige Muße finde, die das Beste in uns zur Reife bringt.

Immerhin preise ich mich jedoch glücklich, die beste Zeit der großen Bauepoche Wiens in Verbindung mit den bahnbrechenden großen Männern verlebt zu haben, und nunmehr die dort zum Siege geführten Ideen auch in den Verhältnissen der Heimath einzubürgern. So glückte es mir denn auch in Verbindung mit dem Direktor der hiesigen Academie Hausmann und mehreren einsichtsvollen Männern Hanaus den hiesigen Kunstindustrieverein zu gründen und zur schnellen Blüthe zu bringen.

Andererseits glückte mir die Vereinigung einiger Industriellen, wie Hochstätter's Söhne und J. Jost in Darmstadt und Frankfurt, welche in epochemachender Weise Paris gegenüber die zerlegbare architektonisch gegliederte Tapetendecoration zum Siege brachten. Meine erste derartige Decoration wurde 1869 vom Gewerbverein in Wien mit 300 fl. prämiirt und von Schütz in Wurzen gedruckt.

Hatte ich in Wien noch speziell für Porzellandecoration durch Emaillithographie mit Koch, und Glasdecoration mit H. Ulrich und in Parquetten für Gebrüder Leistler gearbeitet, so fügte ich hier noch die Fabrikanten für Lederindustrie z. B. J. F. Knipp in Bezug auf Albums, Engelhardt in Wiesbaden für Holzverzierungen und J. G. Zimmermann in Hanau für Eisenguß, sowie Naumann und Dandorf in Frankfurt für typographische Randverzierungen und Lampenschirme in den Kreis meiner Arbeiten für die Großindustrie.

Ich übernahm ferner die Herausgabe von Rosetten und Eckstücken für die Tapetendecoration und somit stehe ich nicht weit vom Ziel, um sagen zu dürfen, daß für alle Gegenstände der Wohnungsdecoration, welche von der Maschinenindustrie geliefert werden, die geeigneten Compositionen für jegliches Material vorhanden sind.

Um diese Ideen in der Durchführung zu erleichtern und die früheren Muster vor Vergessenheit zu retten, da die Stylmuster von den Händlern grade wie Modemuster behandelt werden, alte jährlich den neuen weichen

sollen, versuchte ich die wichtigsten Compositionen zu publiciren. Es erschienen die beiden Lieferungen des Albums für Wohnungsdecoration, in denen die für Vorhänge und Teppiche gelieferten und ausgeführten Compositionen mit Angaben der Bezugsquellen publicirt wurden. Die Teppichcompositionen werden in der Folge auch im Buntdruck erscheinen, so wie auch die Tapetenborden u. s. w.

In Paris lernte ich 1867 den Slavonier Felixday kennen, der mit seinen nationalen Teppichen großes Aufsehen machte. Als er von mir die Bedeutung der Ornamentik für Hausindustrie erfuhr, stellte er mir das Material zur Publication zur Verfügung und übernahm einen Theil der Unkosten. So entstand das 1872 herausgegebene Werk „Südslavische Ornamente", welches in vorzüglichem Drucke von Dondorf ausgeführt wurde. Die Ministerien in Berlin und Rußland abonnirten, jedoch lehnte das österreichische Ministerium nach dem Gutachten Eitelberger's das Abonnement ab. Das ungarische kgl. Ministerium betraute mich 1873 mit der Herausgabe eines ähnlichen aber größeren Werkes, welches 1875 erscheinen wird. Zu gleicher Zeit ist noch ein Vorlagewerk für den elementaren Zeichenunterricht in Arbeit.

Diese Aufgaben hätte ich nicht lösen können, wenn ich nicht mir die Hülfe in guten Mitarbeitern auf meinem Atelier verschafft hätte. 1865 gab ich Zeichenunterricht in dem Taubstummeninstitute Wiens und bemerkte dort einen talentvollen Jungen von 14 Jahren. Dieser Joh. Redinger ist seit 10 Jahren mein Gehülfe und hat sich in Allem tüchtig bewährt.

Der Contrast im subjectiven Schaffen und objectiven Genießen und Studiren ist zu beachten, um täglich ein großes und vielseitiges Arbeitspensum zu absolviren. Wichtig ist ferner mit allen besonderen Erscheinungen der Ornament-Publicationen vertraut zu bleiben und die besten Sachen auf dem Weltmarkte zu studiren. Warnen muß man jedoch jeden Zeichner, zu viel zu copiren und mehr wie Skizzen zu machen, um die eigene Originalität nicht einzubüßen. Nie soll man beim Componiren zu viele Anhaltspunkte neben sich legen, sondern diese erst zur Ausarbeitung in gewissen Fällen herbeiziehen, wenn der Charakter des Ganzen schon feststeht. — Nur hierdurch retten wir die Originalität und Naivetät der Composition, und entgehen dem Eklekticismus, der in unserer Zeit mehr wie je durch Publicationen genährt wird und die halben Talente groß zieht. — 1873 fand ich in Italien, welches ich in seinen wichtigsten Städten bis Neapel kennen lernte, sehr viele Ornamente, welche von Wiener Coryphäen als eigene Erfindungen in Cours gebracht waren. Spätere Zeiten werden diese sklavischen Copien scharf tadeln, da wir lediglich die Aufgabe haben, das Gute der alten Zeit zu studiren, um unser eigenes Empfinden und Erfinden um so vollkommener und reicher zu gestalten.

Deshalb suchte ich auch über die alten Vorbilder hinaus, die ich von Stoffen und Vasen :c. fleißig sammelte, möglichst zu deren Vorbildern in der Natur zurückzugreifen. Auf Spaziergängen sammelte ich viele Jahre hindurch und heute noch schöngeformte Blätter und Blumen und verdanke dieser Beschäftigung einen ebenso großen Genuß der Naturfreude als auch manches Ornament, welches heute im Handel verbreitet ist. Mein Sprüchlein:

Leben und Entfaltung
Herrscht in der Natur,
Rhythmus der Gestaltung
Zeige die Contur.

enthält wohl das Wesentliche, was der Ornamentist beim Studium zu beachten hat, denn bezeichnend genug können wir nur diejenigen Pflanzen verwerthen, welche rhythmische und geometrische Gestaltung erlauben. — Für die rein geometrische Ornamentik fand ich den Schlüssel in der Theorie des Lichtes und publicirte dieses Studium unter dem Titel „Einfluß von Licht und Farbe auf die Formbildung der Ornamente" in der Gewerbehalle 1873. Indessen ist nicht zu übersehen, welche Anzahl bedeutender Kräfte sich in den letzten Jahren der Pflege der Kunstindustrie widmen und daß ich diesen meine Erfolge zum Theil mit verdanke. Erhalten wir den 1873 in meiner mit Zimmermann in Hanau verfaßten Petition angestrebten Meisterschutz, so dürfen wir in einigen Jahren wohl behaupten, daß Deutschland im artistischen Wettkampf mit Frankreich einem Siege entgegengeht, der wie in der Malerei um so sicherer und schöner ist, als er zunächst im Werthe des idealen Inhaltes und später auch in der technischen Ausstattung der Gegenstände beruht. Jedes Bürgerhaus soll eine Stätte der Kunst werden, das ist die große Aufgabe der Kunstindustrie und schätze ich mich glücklich berufen zu sein, diese Aufgabe thatkräftig ihrer Lösung entgegen zu führen. Den Sporn dazu verdanke ich wie schon bemerkt, zum Theil meinem französischen Lehrer Van der Syp, wie ja eine stark gebeugte Feder um so stärker emporschnellt. Prof. Lohde in Berlin ist aber in Wahrheit mein Führer im ersten Jahre meines Schaffens gewesen und dann auch förderte mich Gropius, während Böttcher's nüchterne Theorie mich zwar sehr interessirte, aber zum Glück nicht zu stark beschäftigte, da in ihr die Prosa des Calculs die Frische des Empfindens beeinträchtigt.

Die kirchliche Richtung von Schmidt, Essenwein und Bock führte mich zu vielen gothischen und romanischen Entwürfen für Teppiche, Kirchenstoffe und Paramenten. Da ich aber stets vom stofflich-decorativen ausging, so konnten die schroffen Principien dieser Stylarten mich nicht davon abhalten, das eigene moderne Empfinden mit den alten Motiven zu verschmelzen. Diese individuelle Berechtigung erkenne ich ebenso den griechischen, römischen und orientalischen Stylarten gegenüber an und sehe darin die einzig mögliche

Weiterbildung der alten Stylformen. Im Großen und Ganzen ist dieses das Wesen jeder Renaissance und mithin gehört auch ihr mein Schaffen, wenn es auch anders ist als die speziell italienische, französische oder deutsche Renaissance der früheren Jahrhunderte. Jede Zeit hat ihre eigenen Aufgaben und Anschauungen, die auch in der Kleinkunst zur Geltung kommen müssen.

Der Wohlstand und die hohe Bildung der Bewohner Frankfurts und der umliegenden Städte lassen mich hoffen, daß hier der Mittelpunkt für die kunstindustrielle Führung Deutschlands sich bildet, da das verhältnißmäßig arme Berlin dieser Aufgabe bisher schlecht entsprochen hat. Ein Central-Kunstindustrieverein für Mittelwestdeutschland ist angebahnt.

Nun, lieber Freund, will ich meinen Bericht schließen und will Ihnen und Anderen überlassen, die Schattenstriche zu zeichnen, die ich in menschlicher Schwachheit und Eigenliebe vergessen habe. Wer sein Ziel fest im Auge behält und nicht viel ablenken will, stößt wohl oft an den und den an und es giebt wohl Viele, die mir dieses verdacht haben. Darüber muß ich mich trösten. — Wäre ich nicht auf der Mittagshöhe des Lebens, nämlich 35 Jahre alt, so machte ich mir eigenhändig ein ordentlich-gruselndes Kreuz auf meinen Leichenstein und dächte, ich sei um Mitternacht erwacht und lese im Mondenschein meine etwas lang ausgesponnene Grabschrift. Diesen Gefallen möchte ich jedoch den Franzosen einstweilen nur ungern thun und somit hoffe ich noch manches Glas Wein in treuer Freundschaft mit Ihnen zu leeren und dabei an „Alles, was wir lieben" zu denken. —

Ihr Kunstgelehrte wollt ja Alles schriftlich haben und somit habe ich Ihren Wunsch erfüllt, anstatt Ihnen bei einem Glase die ganze Kurz- und Langeweile meines Lebens vorzuerzählen.

Herzlich grüßt Sie

Ihr

Hanau 1874. Friedrich Fischbach.

Bilder aus Mecklenburg.

Aus den Tagen der Bürgergarde. III.

Von Hugo Gaedcke.

(Nachdruck verboten.)

Mit Vergnügen erinnere ich mich noch des Tages, an welchem achthundert Rostocker Bürgergardisten mit einem kühnen Handstrich vierundzwanzig Schneidergesellen gefangen nahmen. Es geschah dies in dem großen Jahre

der Revolution. Eines schönen Mittags erklang plötzlich in den Gassen der Stadt der Generalmarsch. Es galt der Bürgergarde. Wir Knaben, die just aus der Schule kamen, sahen von allen Seiten die gewaffneten Männer der Ordnung eilig daherstürzen. — „Jetzt geht's los!“ — Einer rief es dem Andern zu. Es klang höchst gefährlich. — „Hurrah, jetzt geht's los!“ jubelten die Jungen. Wir liefen spornstreichs nach dem Orte des Schreckens, nach dem „Schütting“; so heißt nämlich die Herberge der Schneidergesellen. Da saßen sie, die Vierundzwanzig und einige, oben in den geöffneten Fenstern und ließen die Beine zum Fenster hinaushängen, schwenkten ihre volle Flasche und tobten, sangen und schimpften ausbündig. Und ha, — jetzt kam die Garde daher, ihrer Achtmalhundert, nun rückten sie an mit Wehr und Waffen und stürmten den Schneiderschütting, nahmen die vierundzwanzig betrunkenen Schneidergesellen gefangen, faßten sie beim Kragen, führten sie Einen bei Einem nach dem Rathhause und stellten eine Menge Wachtposten vor die Thüren des Hauses.

Hier auf der geräumigen Diele des Rathhauses, wurden bis auf Weiteres die vierundzwanzig Schneidergesellen in eine Art von hölzernem Pferch, alle miteinander eingesperrt. Das erschien freilich gegen die Schneiderehre; die Insassen tobten furchtbar und höhnten die Garde und drohten, Einer immer noch toller als der Andere. Es war ein schrecklicher Rumor. Die Bürgerwache stand wie rathlos dabei. Da meinte ein alter Polizeidiener ganz pfiffig: „Töv, ick will se woll stillkriegen.“ — Aber wie? Ganz einfach. Der alte Praktikus machte auf der langen Diele des Hauses die beiden sich gegenüberstehenden mächtigen Eingangsthüren auf. Und nun mit einem Male, just wie aus einem Blasebalg, fegte der schneidend scharfe Zugwind zur einen Thüre hinein und zur andern Thüre wieder hinaus, durch die vierundzwanzig Schneidergesellen mitten hindurch. Das half. Als der Zugwind ihnen auf ein Mal so empfindlich kalt an den Magen kam, hoben sie ein Bein um das andere und schimpften und spektakelten: „Thüren zu! Thüren zu! Es zieht hier!“ — „Ja, tövt man“, nickte der alte Polizist, „ick will se woll still kriegen.“ Und der kalte Zugwind blies mit neuer Wuth mitten unter die achtundvierzig Schneiderbeine. Das half! In weniger als drei Stunden waren die revolutionären Schneider gehörig durchgekühlt; ihre Courage war verweht. Sie verhielten sich ganz mäuschenstill. Höflich baten sie nun: „Machen Sie doch gefälligst die Thüren zu. Es zieht hier ganz infam!“ Versuchsweise ward dann, erst die eine Thüre, hernach auch die zweite Thüre wieder geschlossen. Und richtig! Das Mittel erschien probat. Die Rebellion war zu Ende. Kleinlaut marschirten die vierundzwanzig Schneidergesellen mit einem Zwangspaß zum Thore hinaus, — Rostock war gerettet!

Denn alle die unzufriedenen Gemüther, die still im Hintergrund nur auf den Erfolg der Schneiderrebellion gewartet hatten, verhielten sich hinfort schweigsam und ruhig. — Dank der guten Faust der Rostocker Bürgerwehr!

Ein Vierteljahrhundert ist seitdem dahin geschwunden. Und immer noch seh' ich sie lebendig vor Augen diese charakteristischen Figuren der alten Bürgergarde. Hier den alten Meister der Beredsamkeit, das Gewehr hoch im Arm und das Käppi tief im Nacken, — ein Bild der Berufstreue, der leibhaftige Ernst zur Sache. Mit abgemessenen Schritten marschirte er auf dem Wachtposten vor der Steinthorwache auf und ab; er kannte seine strengen Befehle, namentlich auf die zu Stadt und Markt einfahrenden Bauerwagen streng zu vigiliren. Es galt ja die städtische Accise! welch ein erhabenes Beispiel der Bürgertugend! Er, der alte Classiker, der mit Sophokles und Euripides sonst griechische Chöre sang, er, der daheim in Gedanken auf hohem Kothurn, im griechischen Gewande dahergeschritten kam, hier stand er Schildwacht als Bürgergardist und visitirte die Landwagen nach „veraccisbarer" Butter!

Und dort wieder das gerade Gegentheil von dem alten Professor war der junge Advokat R., ein Bild des schalkhaften Humors, der jede Gelegenheit wahrnahm, der ehrliebenden Bürgerwehr Eins anzuhängen, er, ein gepreßter Mann der Garde, streifte mit Humor jedes Mal den Zügel ab, mit dem ihn die eiserne Faust des Commandeurs zu bändigen suchte. Unvergeßlich ist mir namentlich die nachfolgende Scene. Wieder einmal hatte dieser lustige Gardist allen Befehlen zum Trotz das letzte Exercitium unaufhörlich geschwenzt. Der Commandeur hatte befohlen: „J, da soll an dem Menschen doch ein Exempel statuirt werden!" und jetzt rückte sie an, mit Wehr und Waffen, die Abtheilung beherzter Bürgerwehrmänner, die den hartnäckigen Cameraden, „wenn es sein muß, mit Gewalt", zum Exercierplatz abholen wollte. Das Detachement marschirte feierlich die Straße hinab; es faßte Posto vor dem Hause des Delinquenten. Die Morgensonne leuchtete lieblich in die Gasse. Beim Attentäter aber waren die Fenster noch verhangen; vermuthlich erfreute er sich noch eines gesegneten Morgenschlafes. Der kommandirte Lieutenant trat in das Schlafzimmer des Gardisten. Der erhob sich verwundert in seinen Betten, wo er mit größter Gemüthsruhe den Befehl seines Commandanten entgegennahm. Er nahm äußerst bedächtig zuerst den einen Strumpf zur Hand, dann den andern, und ebenso langsam zog er die Stiefel an, — dem Herrn Lieutenant wurde Zeit und Weile lang. Auch die Cameraden draußen zeigten sich bereits höchst ungehalten. Der Delinquent rief inzwischen nach der Dienstmagd; er flüsterte ihr heimlich zu: „Eine Droschke!" — Die Magd eilt von dannen. Nun endlich ist der saumselige Gardist mit dem Anzug ins Klare. Er tritt in Uniform auf die Straße.

Die Cameraden reihen sich zur Escorte für den Sträfling, der natürlich ein ernstes Gesicht macht, wie es der wichtige Augenblick mit sich bringt. Eben will der Lieutenant sein: „Marsch!“ ertönen lassen, — da nahet die Droschke. Wie ein Blitz fährt der Advokat mit Käppi, Ober- und Untergewehr in die Droschke, ruft: „Nach dem Exercierplatz!“ und schlägt die Wagenthüre zu, — Alles in einer Secunde, — spornstreichs jagt die Droschke davon, — und halt! halt! alle Bürgerwehrmänner in vollem Galopp hinterdrein. Sie dürfen auf keinen Fall ihren Arrestanten verlieren. Welch' eine Berufstreue! Sie laufen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt. —

Mitten hinein in dieses tolle Leben, zwischen diese prächtigen Figuren mit den feierlich ernsten Gesichtern und der lustigen Uniform, mitten hinein in das steif hölzerne Exercitium, in die heitern Scenen der Wachtstube und die Großthaten der Parade, mitten in die ganze närrische Welt tönte plötzlich der Ruf: „Die Bürgerwehr ist aufgelöst!“ So ging auch für Rostock dieses Wort in Erfüllung, das von einer Stadt zur andern, durch ganz Deutschland gellend dahin flog.

Die Bürgergarde war aufgelöst; die Gewehre hatten richtig ihren Käufer gefunden. Schade, sollten die 1000 Infanteriesäbel nun ungenützt verkommen? Und die vielen Patrontaschen und alle die schönen Käppis mit dem hohen Federbusch? So war es eigentlich ein glücklicher Einfall, wenn Jemand vorschlug, die acht Compagnien Bürgergarde nun einfach als „Fahnencorps“ und „Feuerwehr“ fortbestehen zu lassen. Und richtig, so geschah es. Wer als stolzer Bürgergardist ahnungslos Abends zu Bette gegangen war, stand nun auf ein Mal am andern Morgen als ordinairer Feuermensch wieder auf. Das gab ein allgemeines Lamento. Nein, so dastehen zu müssen, dicht bei der Spritze und vor den Wasserkufen, in der alten berühmten Uniform der Bürgergarde, und in einen Kreis um das Feuer herumzutreten, damit das Haus sozusagen mit einer gewissen Feierlichkeit herunterbrennen könne, nein, das war doch zu viel. Als daher die Fahnencorps zum ersten Male sich sammeln sollten, waren auf einmal die sämmtlichen Offiziere und Corporale nicht zu haben. Mit der Auflösung der Bürgergarde hielt sich kein Gardist mehr, geschweige ein Corporal, Lieutenant, oder gar der Herr Hauptmann zu diesem Dienst als ordinärer Feuermann verpflichtet.

Erst eine gestrenge Verordnung des Rathes brachte Ordnung in die neuen Dinge. Jeder angehende Bürger sollte von nun an den Dienst in der Feuerwehr drei volle Jahre hindurch leisten, und seinen Eid als Bürger in Uniform vor dem Magistrate der Stadt schwören, in derselben Uniform, die schon manchen Professor und Justizrath als Bürgergardist so hübsch gekleidet hatte. Unglücklicher Weise war aber mit der Auflösung der Bürgerwehr auch die vorsichtige Rathsverordnung in die Brüche gegangen, wonach jeder angehende

Bürger in seiner Uniform sich vor der Ableistung des Bürgereides beim Commandanten der Garde melden und über seine Equipirung und sein Exercitium sich näher ausweisen mußte. Jetzt kam ein Uebelstand zur Geltung, der bisher klug vermieden war. Jeder konnte sich für diesen kurzen feierlichen Augenblick der Eidleistung als Bürger nunmehr bequem mit der Uniform eines guten Freundes aushelfen. So kamen merkwürdige Erscheinungen bei diesem feierlichen Moment zu Tage, da nicht jede Uniform einem Jeden angepaßt war und mancher Waffenrock zu diesem feierlichen Actus von dünnen und dicken Freunden gleich gerne angeliehen ward.

Eine weitere Folge war denn natürlich, daß bei Exercierübungen nur ein kleiner Theil der Bürgerwehrmänner in Uniform erschien und daß die Mehrzahl zu Hause blieb, weil ihnen, dem Einen das Käppi, dem Andern der Waffenrock und dem Dritten vielleicht Beides fehlte.

Von den Exercitien dieser Handvoll Bürgerwehrmänner werden denn noch heute höchst spaßhafte Geschichten erzählt. Ein Feldweibel, welcher früher unter dem Militär gedient, hatte die jungen Feuerwehrmänner in dem schwierigen Exercitium zu unterrichten. Unglücklicher Weise nun litt dieser Feldweibel unaufhörlich an einem fürchterlichen Durst; dabei war es ein zweites Unglück, daß nicht weit von dem Exercierschuppen eine Schenkwirthschaft lag. Daher ereignete sich wohl das folgende Manöver. Sobald der Feldweibel seine jungen Eleven in Reih und Glied aufgestellt hatte, begann er sein Commando: „Links um! Marsch;" da aber die Schenke zur Rechten lag, machte das ganze Bataillon auf das Commando des Feldweibels einmüthig Rechtsum und marschirte spornstreichs, ohne sich halten zu lassen, zur Thür hinaus, direct in das Schenkhaus hinein. Der alte Feldweibel fuhr natürlich scheltend hinterdrein. Er lamentirte: „Kinnings, Kinnings, datt geht jo nicht! Wenn de Senator kümmt, sind wi all verlurene Minschen!" Und wenn dann auf seinen Weheruf das volle schäumende Seidel ihm entgegenduftete, wiederholte er schmerzlich resignirt die Worte: „Kinnings, Kinnings, wenn he blos nich kümmt." — Freilich wurden hernach einzelne saumselige, undankbare Bürgerwehrmänner von ihm in sein Taschenbuch notirt, weil sie zu diesen Exercitien nicht erschienen waren. Sie wurden in Strafe genommen und bei wiederholtem Nichterscheinen vor das Gericht geladen. Es begegnete einem solchen Uebelthäter auch wohl einmal, daß er vom Herrn Senator befragt wurde: „Haben Sie eine vollständige Bürgergardistenuniform?" worauf dann wohl mit der größten Geschwindigkeit von Seiten des besorgten Feuerwehrmannes ernsthaft versichert wurde: „Die Einzelheiten fehlen, das Uebrige ist da," was der Herr Senator in der Geschwindigkeit ganz überhört haben muß.

Nicht viel besser ging es diesem Corps, wenn zu einem entstehenden

Brande der Trommler die Männer seiner Compagnie zusammenrief. Da fehlten auch die Einzelheiten und das Uebrige war da. Namentlich bei einem Feuer zur Nachtzeit, wo dann oft ganz seltsame Bürgerwehrmänner, in dem allermerkwürdigsten Costüm auftauchten. Wann hernach das kleine Häuflein der Pflichttreuen beim Apell nach dem Namen aufgerufen wurde, übernahm es wohl die Handvoll erschienener Wehrmänner mit gutem Humor aus reiner Freundschaft bei jedem Mann der Compagnieliste zu antworten: Müller? „Hier!" Fischer? „Hier!" Lehmann? „Hier!" und sofort ad infinitum. Damit war denn allen Bedürfnissen geholfen. — Kein Wunder, daß sich diese Uebelstände von Jahr zu Jahr vergrößerten. Mancher stille Wunsch nach einer Auflösung dieser Bürgerwehr wurde öffentlich laut. Auch in den Zeitungen erscholl dann und wann schon ein heller Klageruf. Freilich ward es dem jungen Bürger nicht möglich, von seinem Dienst als Bürgerwehrmann sich zu befreien, wenn er nicht etwa von vorn herein durch seinen Stand gesetzlich dieser Bürde ledig war, oder wenn er nicht just, wie ein guter Freund von mir, als Bürgerwehrmann seinem Cameraden eine tüchtige Ohrfeige applicirte. Er ward wegen dieser Unthat vor das Ehrengericht geladen und in feierlicher Session Kraft des Gesetzes für immer aus der Bürgerwehr ausgestoßen. Dieser letzte Vorfall muß nicht publik geworden sein, sonst, fürchte ich, hätte es vielleicht Ohrfeigen geregnet.

Endlich schlug die Erlösungsstunde. Der Magistrat der Stadt Rostock empfahl die Auflösung der Bürgerfeuerwehr, und die Bürgerschaft gab „mit Vergnügen" ihre Zustimmung. So ward denn endlich am 1. März 1868 dieses Institut zu Grabe getragen. Man gab der Kriegskasse anheim, für die „bestmöglichste Veräußerung der Waffen und Monturen" Sorge zu tragen. Und wieder begann hier das Schicksal mit seinem Humor mitzuspielen. Die ehrlichen alten Waffenröcke, welche die Stadt für die armen Feuerwehrmänner dargeliehen hatte, wurden freilich für hundert und einige Thaler glücklich versteigert. Nicht so die Waffenstücke. Es begann ein großartiges Ausbieten dieses beau reste der alten Bürgergarde. Man denke nur, welches Angebot auf diese Waffen gemacht wurde. Ein Hamburger Handelsmann bot nämlich, — hört! hört! — für jeden Säbel eines Officiers oder Feldwebels 20 Sgr., für jede Trommel $1^1/_2$ Thaler, und für jedes Käppi mit Haarbusch $2^1/_2$ Sgr. Denkt! für diese herrliche Zierde der Bürgergarde, inclusive der goldenen Sonne mit dem Vogel Greif darin und inclusive Federbusch zwei und einen halben Silbergroschen! für jede Patrontasche sogar nur einen Silbergroschen und drei Pfennige. Während der Magistrat nicht abgeneigt schien, für diesen Preis die Zierstücke der alten Bürgergarde loszuschlagen, wollte die Bürgerschaft doch auf diesen großartigen Handel nicht recht eingehen. „Der gebotene Preis", meinten sie bei den bezüglichen Verhandlungen des erwähnten Jahres,

„sei denn doch zu spöttisch und deshalb ziehe sie es vor, diese Gegenstände noch einige Zeit länger auf demjenigen Lager zu halten, auf welchem sie jetzt seit fast 20 Jahren gelegen haben," — wenn anders nicht noch eine Einigung zwischen Rath und Bürgerschaft dahin erzielt werde, daß diese Gegenstände öffentlich in einer Auction verkauft würden. Eine Einigung über diesen Verkauf ist meines Wissens noch nicht erzielt, und so liegen denn die schönen Infanteriesäbel, die Trommeln und Patrontaschen, die Käppis nicht zu vergessen und die hübschen Federbüsche heute und noch einige Zeit länger auf demjenigen Lager, „auf welchem sie jetzt seit fast 20 Jahren gelegen haben."

Nur in einem Punkt freilich bedarf dies noch einer Berichtigung. Rath und Bürgerschaft der Stadt Rostock sind nämlich, — was ich beinahe vergessen hätte, zu erwähnen, — dahin überein gekommen, 12 Gardistensäbel, ein Käppi, eine Trommel und eine Patrontasche der alten Rostocker Bürgerwehr als Requisitenstücke an das Rostocker Stadttheater abzugeben. Es wird also auch in Zukunft noch mit diesen alten Resten der Bürgergarde Theater gespielt werden.

Und hierin, meine ich, liegt ein eigener Humor! Dies ist das kleine Ende der großen Comödie.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 8. November 1874.

Fünf Sitzungen hat der Reichstag bis jetzt gehalten. Die erste am Eröffnungstage betraf die gewöhnlichen Einleitungsformalien. Die zweite am 31. Oktober sah die Vornahme der Präsidentenwahl. Daß Herr von Forkenbeck die erste Präsidentenstelle wiederum übertragen erhielt, war in Folge einer seltenen Uebereinstimmung des ganzen Hauses. Daß man zur ersten Vicepräsidentenstelle den Freiherrn von Stauffenberg berief, rechtfertigt sich durch die Rücksicht auf die süddeutschen Reichsgenossen sowie durch die Persönlichkeit des Erwählten. Daß man die zweite Vicepräsidentenstelle wiederum dem fortschrittlichen Führer Herrn Dr. Hänel übertrug, ist unseres Erachtens nicht zu rechtfertigen. Die Verantwortung dieser Wahl trifft die ausschlaggebende nationalliberale Fraktion. Die erste Vicepräsidentenstelle war bisher in der Person des seitdem zum Botschafter in Paris ernannten Fürsten Hohenlohe mit einem Freiconservativen und Süddeutschen besetzt gewesen. Gewiß hatte

die freiconservative Fraktion wiederum den Anspruch auf die Stimmen der Nationalliberalen für die Berufung eines Freiconservativen in das Präsidium des Hauses. Konnte es nicht wieder die erste Vicepräsidentenstelle sein, so hätte die zweite genügt. Eine Stelle im Präsidium gebührt aber wenigstens der Fraktion, die ebenso national ist, als die nationalliberale Partei, und die, was ihrer Anzahl abgeht, durch ihre Bedeutung ersetzt. Wenn die nationalliberale Fraktion unter anderm geltend gemacht hat, die erste Vicepräsidentenstelle gebühre ihr, weil Herr von Forkenbeck als der allgemeine Vertrauensmann des Hauses zu betrachten sei, so ist dies doch ein sehr unbilliges Raisonnement und überdem eine unangenehme Reminiscenz aus der einstigen Fraktion Grabow. Wenn eine Fraktion das Glück hat, daß eines ihrer Mitglieder das allgemeine Vertrauen erwirbt, so kann doch unmöglich in Folge dessen dieses Mitglied der Ehre verlustig gehen, der besondere Vertrauensmann derjenigen Fraktion zu sein, der er angehören würde, wenn er nicht die Präsidialgeschäfte zu leiten hätte. Der wirklich durchschlagende Grund für Herrn von Stauffenberg konnte nur seine Eigenschaft als angesehener und verdienter Reichsgenosse in Süddeutschland sein. Daß nun aber die freiconservative Fraktion auch bei der zweiten Vicepräsidentenstelle nicht berücksichtigt wurde, das hat schließlich doch nur den Grund, das Band mit der Fortschrittspartei unversehrt zu erhalten, um ja nicht in Vergessenheit kommen zu lassen, daß man ein Stück Opposition bleiben möchte, daß man aus der Oppositionsrolle nur von Fall zu Fall heraustritt, und daß man in jedem Augenblick wiederum eine ganze Opposition werden könnte. Auch eine Regierungspartei darf niemals auf die selbständige Prüfung verzichten. Aber das ist etwas anderes, als das Liebäugeln mit einer principiellen Opposition. Uns dünkt, dies ewige Vertuschen der Wahrheit, daß die Grundlage der nationalliberalen Partei und die Grundlage der Fortschrittspartei unverträglich und einander entgegengesetzt sind, kann eines Tages der nationalliberalen Partei schlimme Früchte bringen.

Die dritte Reichstagssitzung fand am zweiten November statt. Es handelte sich um zahlreiche kleinere technische Vorlagen, die bis zum Abschluß der zweiten Berathung gefördert wurden. Die vierte Sitzung am 4. Nov. brachte außer dritten Berathungen einiger technischen Vorlagen die erste Berathung eines Gesetzentwurfs, betreffend die Einführung der Reichsmünzgesetze in Elsaß-Lothringen. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem Vorspiel der umfassenden Erörterung unserer Münz- und Geldverhältnisse, welche sich an den Bankgesetzentwurf s. Z. anknüpfen muß. Unsere Berichterstattung wird diese große Materie in ihrem richtigen Zusammenhang bei Gelegenheit der Berathung des Bankgesetzes zu beleuchten haben. Wir gehen also über die bisherigen vorläufigen Aeußerungen verschiedener Reichstagsmitglieder

hinweg, mit Ausnahme eines einzigen Punktes. Nach den Aeußerungen der competentesten Reichstagsmitglieder sowohl, als des Bundesbevollmächtigten und preußischen Finanzministers Camphausen stellt sich die Handelsbilanz für Deutschland augenblicklich ungünstig und das Abströmen der Reichsgoldmünzen wird dadurch bis zu einem bestimmten Grad eine Nothwendigkeit. Es wurde nun gesagt, die Handelsbilanz werde uns nicht immer ungünstig sein und das Gold werde in besseren Zeiten wiederkommen.

Das wird sich hoffentlich bewahrheiten. Woher kommt aber die Gefahr, daß eine längere und selbst eine kürzere Abwesenheit der deutschen Goldmünzen aus dem einheimischen Verkehr zum dauernden Verlust unseres Goldes führt? Uns dünkt, hier liegt die große Schattenseite einer blos nationalen Währung auch in denjenigen Geldsorten, welche der Bestimmung nicht zu entziehen sind noch entzogen werden dürfen, dem internationalen Verkehr zu dienen. — Die erste Berathung eines Gesetzentwurfs über den Markenschutz führte zu dem Beschluß die Einzelberathung des Entwurfs im Plenum des Hauses ohne Vorberathung durch eine Commission eintreten zu lassen. —

In der 5. Sitzung am 5. November standen der Gesetzentwurf über den Landsturm und den Gesetzentwurf über die Controle der Beurlaubten zur ersten Berathung. Beide Entwürfe wurden einer und derselben eigens zu bildenden Commission überwiesen. —

Mit derselben Regelmäßigkeit, wie die großen, zur Arbeit versammelten Reichskörperschaften, sorgt der in Untersuchung befindliche, aber haftfrei hohe Reichsbeamte für die Inanspruchnahme der öffentlichen Aufmerksamkeit. Und zwar liegt er dieser Sorge lediglich aus eigener Initative ob. Am 4. November brachte die Kreuzzeitung wieder eine Veröffentlichung des Grafen Harry Arnim in Form eines Privatbriefes an einen Vetter. Der Graf beschäftigt sich in diesem Schreiben mit der Ausstreuung, daß er dem Börsenspiel nicht fremd geblieben und solchem Spiel Einfluß auf sein Verhalten gestattet habe. So lange dergleichen Beschuldigungen nicht vor Gericht durch den öffentlichen Ankläger begründet werden, ist die Ausstreuung gewiß sehr unrecht. Aber wie vertheidigt sich der Graf? Man muß gestehen, er hat die Feder für dieses Privatschreiben, das aber augenscheinlich nur um der Veröffentlichung geschrieben, ungewöhnlich tief in Galle getaucht. Das Schreiben ist demnach pikant genug ausgefallen, nur leider hat die Galle alle Logik ertränkt. Nachdem die Briefsteller erklärt, daß eine „beherzte Abfertigung" der Lüge, seinerseits in der Presse unternommen, nichts beweisen würde, unternimmt er sofort eine solche Abfertigung. Dies ist ein rhetorisches Mittel, das, um wirksam zu sein, einer feinen Handhabung bedarf. Wie fällt nun die „beherzte Abfertigung" aus? Der Graf versichert, das Fleisch, was er für seinen Börsenverdienst kaufen könnte, dürfte er am Charfreitag

essen, ohne die Fasten zu brechen. Eine sehr hübsche Umschreibung, die sich die zahlreiche Schaar professioneller Börsenspieler vielleicht aneignen wird, die viel gespielt und oft gewonnen, aber schließlich nichts behalten haben. Muß man immer was davon tragen, wo man dabei gewesen ist? Der Graf scheint es zu glauben. Das wäre eine angenehme Neuerung. Um seine Unschuld am Börsenspiel, das ihm Keiner nachsagen wird, der etwas auf sich hält, bevor der Graf öffentlich überführt ist — weiter ins Licht zu stellen, versichert der Briefsteller seine Unkenntniß der Worte report, deport u. s. w. Aber Niemand hatte ihm insinuirt, daß er Agent gewesen. Um das Maaß dieser wunderbaren Logik voll zu machen, verweist der Briefsteller jeden, der auf seine Vermögensverhältnisse neugierig ist, an Herrn Hansemann. Herr Hansemann wird aber doch wohl jeden solchen Neugierigen zur Thür hinauswerfen lassen; und kann schließlich Herr Hansemann selbst die gesammten Operationen jedes Geschäftsfreundes übersehn? Der Schluß des Briefes ist mit concentrirter Galle geschrieben und die geschickte Bosheit wird an der Stelle, auf die sie zielt, hoffentlich die künstlerische Würdigung finden, die sie verdient. Ist es aber nicht eine komische Behauptung, die öffentliche Meinung sei in den Händen eines Generalpächters, wenn man selbst eine erkleckliche Anzahl Zeitungen — wir sagen natürlich nicht — „gepachtet“, sondern: — zur Verfügung hat?

C—r.

Die „Challenger“-Expedition.

Die Erforschung der Meerestiefen, insbesondere die Feststellung der Temperaturverhältnisse und magnetischen Bedingungen, sowie die Erkenntniß des Thierlebens in den Tiefen der Oceane hat neuerdings durch verbesserte Instrumente eine bemerkenswerthe Förderung erfahren. Allerdings war Forbes Irrthum, der den Meerestiefen völlige Oede andichten wollte, durch Walisch's, Heuglin's u. A. bahnbrechende Untersuchungen, namentlich durch Sondirungen in den tiefsten Einsenkungen des atlantischen Beckens, welche einen ungemeinen Reichthum an Organismen in diesen Abgründen nachwiesen, längst widerlegt worden. Immer aber fehlte es noch an den für eine genaue Beobachtung der Erscheinungen in diesen gewaltigen Meerestiefen unbedingt nöthigen Hülfsmitteln, namentlich an einer gut construirten Senkblei- und Lothungs-Vorrichtung, endlich an Thermometern, welche den enormen Druck großer Wassermassen auszuhalten und ohne Nachhülfe durch erhebliche Correcturen den Wärmegehalt der Tiefen anzuzeigen im Stande waren. Den letzteren Erfordernissen haben Dr. Müller und Casella durch Herstellung von Thermometern, die durch eine Kapsel mit Weingeist vor der Compression

geschützt sind, in erfreulicher Weise zu entsprechen gewußt; andererseits hat man in England eine Lothleine hergestellt, die, obwohl sie leichter und haltbarer ist und schneller arbeitet als die früheren Lothe, doch größere Massen (bis 1500 Pfund statt sonst 630 Pfund) in die Höhe zu bringen vermag.

Mit diesen verbesserten Instrumenten ausgerüstet, haben britische Gelehrte, welche auf Dr. Carpenter's, des bekannten Hydrographen der Royal Society, Vorschlag im December 1872 auf dem Expeditionsschiff „Challenger", Kapitain Nares, von der Londoner Regierung zur Vornahme von Tiefseeforschungen im atlantischen Ocean ausgesandt worden sind und sich gegenwärtig in den australischen Gewässern befinden, so bemerkenswerthe Ergebnisse erzielt, daß wir im Interesse unserer Leser zu handeln glauben, wenn wir Näheres über die wichtigeren Beobachtungsresultate nach dem Berichte Prof. Thomsons, des Chefs der wissenschaftlichen Expedition (zu der u. A. Mosely, v. Willemoes-Suhm, J. Murray und J. J. Buchanan gehören) hier folgen lassen.

Der „Challenger" trat am 21. December 1872 von Portsmouth aus die Fahrt nach Gibraltar an, um von dort aus den Atlantischen Ocean zu kreuzen. Während dieser ersten Durchkreuzung, welche vom 26. Januar 1873 bis zum 16. März 1873 (Ankunft in St. Thomas) stattfand wurden von dem „Challenger" 22 Tiefseelothungen vorgenommen und 12 Reihen von Temperaturmessungen in den verschiedensten Tiefen bestimmt, Untersuchungen, welche ein überaus werthvolles Material einerseits für Feststellung der Gestalt des Bodenreliefs des atlantischen Oceans, andererseits für die Bestimmung von Isothermal-Linien und ihre Tracirung innerhalb der verschiedenen Strömungen und Stromgebiete des atlantischen Oceans lieferten.

In ersterer Hinsicht mag zur Kennzeichnung des Grades unserer früheren Auffassung von der Configuration des Meeresbodens im atlantischen Ocean auf die Thatsache hingewiesen werden, daß vor nicht langer Zeit auf der großen und belebten Weltverkehrsstraße zwischen Europa und Nordamerika, wo fortwährend Dampfer und Segelschiffe cursiren, nach den Seekarten bald eine 35 Faden tiefe und 320 Seemeilen lange Bank (die Beaufort- oder Milne-Bank), bald ein tiefes Loch, bis zu 4300 Faden — 25,800 Fuß Tiefe, vorhanden sein sollte, während an anderen Stellen noch riesigere Tiefen, bis zu 6600 Faden, in den Segeldirectiven und Karten figurirten. Die Messungen des „Challenger" haben diese mythischen Phantasiegebilde aus den nautischen Hülfsmitteln für immer ausgemerzt. Die größte von ihm gefundene Tiefe beträgt nur 3875 Faden, und zwar wurde diese nicht an den sonst als tiefste Einsenkungen angesehenen Stellen, sondern dicht bei den Westindischen Inseln, einen Breitengrad nördlich von Anegada, ermittelt; zwei andere Abstürze von 5070 und 3700 Faden Tiefe reducirte der

„Challenger“ auf 2700 und 2650 Faden. Während der Meeresboden an der europäischen Westküste, mit einzelnen Ausnahmen z. B. im Golf von Biscaya, sich ziemlich allmälig zu dem Tiefseebecken des mittleren Theils des Oceans hinabsenkt, ist der Absturz an den Inseln des Caraibischen Meeres viel jäher. Nahe bei Cuba, 3 Seemeilen von der Küste, wurden 1320, zwischen Cuba und Haiti 1750 Faden, unfern der Südküste von Haiti sogar 2136 Faden Tiefe gemessen. Dies hatte schon Irwing (1870) bei der Legung des submarinen Kabels nach den kleinen Westindischen Inseln gefunden; es wurden von ihm zwischen Santa Cruz und Sombrero 1825, zwischen Santa Lucia und St. Vincent 1346 Faden Tiefe ermittelt. Von Interesse wird die Notiz sein, daß das Loth des „Challenger“ — in der Schwere von 3 Centnern — bei St. Thomas 1 Stunde 12 Minuten gebrauchte, um in 3900 Faden Tiefe auf dem Boden zu gelangen, während zum Hinaufwinden der Leine (ohne Gewichte) 2 Stunden Zeit erforderlich waren.

Der „Challenger“ durchkreuzte den Atlantischen Ocean im Jahre 1873 dreimal, und gewann hierbei bereits zuverlässige Grundlagen für eine Mappirung der Bodenumrisse des Nordatlantischen Meeres. Das Bodenrelief des letzteren läßt sich graphisch durch die Form eines S, aber umgeändert in ein liegendes ~, veranschaulichen. Dieses Bild stellt die Trace des von der Höhe der Bahama-Inseln bis nach der Afrikanischen Westküste hin, zwischen Canarischen und Cap Verde-Inseln, von Westen nach Osten streichenden tiefsten Kanals dar, der sich 2500 und mehr Faden tief in den Boden einsenkt.

Zwei andere tiefe Rinnen gehen von Norden nach Süden. Die eine zieht sich zwischen Madeira und San Miguel an der europäischen Seite des Oceans bis zur Breite des britischen Nordsee-Kanals und an der amerikanischen Seite zwischen der Milne und Neufundland-Bank bis zu 48° N. B. hin; die andere streicht zu beiden Seiten der Bank „Dolphin Rise“ (östlich von den Antillen) hin und dehnt sich westwärts bis 12° N. B. östlich, parallel mit der afrikanischen Küste, aber bis zum Tiefbecken des südatlantischen Oceans aus. An diese Einsenkungen schließen sich nördlich und südlich von den Azoren Plateaus von 2000 Faden Tiefe. Diese erstrecken sich ostwärts bis zum 52° N. B., westwärts bis zum Eingange in die Davisstraße (Grönland); im Süden der Azoren streichen sie östlich von der Brasilianischen Küste zwischen St. Paul Rocks und dem Eiland Fernando Noronha hin, um dann weiter südlich ebenfalls in die südatlantische Tiefsee hinüberzuführen. Es sind dies nur die Hauptlinien für Feststellung des nordatlantischen Bodenreliefs, deren weitere Fixirung natürlich fortgesetzter Messungen bedarf; sie haben aber die Bahn für diese weiteren Feststellungen so wesentlich geebnet, daß die vollständige Mappirung des Bodenreliefs im nordatlantischen Ocean keinen besonderen Schwierigkeiten mehr begegnet.

Ebenso beachtenswerth sind die Feststellungen des Wärmegehaltes der Meeresschichten. Die auf dem „Challenger" befindlichen Beobachter gingen hierbei in der Weise zu Werke, daß sie durch 7—10 gleichzeitig in das Meer hinuntergelassene Thermometer die Temperatur der über einander gelagerten Stromschichten, möglichst bis zu 1500 Faden Tiefe, in ein und derselben Beobachtungsperiode festzustellen suchten. Dabei wurde auch sonst alle Sorgfalt beobachtet, welche der Bedeutung der zu erzielenden Resultate entsprechend ist, insbesondere wurden die Fehler eliminirt, welche der Druck des Wassers ꝛc. in den Instrumenten hervorzubringen pflegt.

Es ist selbstverständlich, daß die Temperatur, je näher dem Meeresboden, desto tiefer sinkt. Die Temperatur der Gewässer unter dem Aequator, östlich von St. Paul Rocks, wurde als normale in allen Schichten angesehen. Die Abkühlung wächst hier ziemlich rapid, proportional der Tiefe, dergestalt, daß, während z. B. an der Oberfläche 78° F. beobachtet wurden, in 60 Faden Tiefe nur noch $61,_5$°, in 150 Faden 50°, u. s. w., Wärme sich fanfanden. Die Grenze des Einflusses der Sonnenstrahlen wurde auf 60—80 Faden Tiefe festgestellt.

Capitain Nares, der Commandeur der Corvette „Challenger" hat die sämmtlichen Temperaturbeobachtungen der Expedition für den atlantischen Ocean in vier Isothermal-Sectionen zusammengefaßt. Dieselben erstrecken sich, soweit die Richtung von West nach Ost in Betracht kommt, von den Bermudas-Inseln nach den Azoren, von Westindien nach den Canarischen Inseln, von Pernambuco über Fernando Noronha bis zum 14° 49′ w. L. v. Gr. und von Bahia über Tristan da Cunha nach dem Kap der guten Hoffnung. Außerdem sind zwei Isothermal-Sectionen für die Richtung von Nord nach Süd, und zwar von 34° 54′ n. B. bis zu 26° 15′ S. B., festgestellt worden. Die erläuternden Tabellen geben die Temperatur der Meeresschichten von 100 zu 100 Faden bis hinab auf den Meeresboden, dergestalt, daß die Isothermal-Linien verfolgt werden können. Beispielsweise lauten die Daten für 32° 54′ N. B. 63° 22′ W. L. v. Gr.:

Oberfläche	60.	110.	350.	400.	450.	520.	680.	750.	870.	1230.	1590.	2360
Fahrenheit 70°	70°	65°	60°	55°	50°	45°	40°	39°	38°	37°	36°	35°

Außerdem ist auf einer graphischen Skizze durch dunklere oder hellere Farbentöne der Wärmegehalt der Meeresschichten markirt worden.

Es würde die Aufgabe, welche sich diese Blätter gestellt haben, — den Zweck der Anregung — überschreiten, wollten wir alle Details des instructiven Begleitberichts von Mr. Thomson hier wiedergeben. Erwähnt sei nur noch, daß zwischen 60 und 40 n. Breite die Isothermen des Wassers durch den Einfluß des warmen Golfstrom-Gürtels an der Westseite des Atlantic in größere Tiefen herabgedrückt werden. Ist dieser Gürtel überschritten, so

steigt das herabgedrückte Wasser wieder in die Höhe und die Isothermen entsprechen in ihrer Lage denselben Schichten, die in der Section 1000 Seemeilen südlicher vorgefunden werden. In der Region, wo der Golfstrom gegen die Küsten Europas drängt, ist wieder eine Alteration der Isothermen wahrzunehmen. Dieser Strom wird nämlich von den Küsten Europas zurückgeworfen, dringt sodann, obwohl er bereits 15° seiner Temperatur verloren hat, mit seinen wärmeren Wassern in die kälteren Schichten ein und bewirkt so, daß die Isotherme 45° F., welche etwa dem Gebiete in 550 Faden Tiefe angehört, bis auf 700 Faden hinabgeht, also diese Schichten um etwa 3 Grad über den Normal-Wärmestand erhöht. Der Einfluß des Golfstroms erreicht in der Bai von Biscaya selbst noch die Schichten am Boden, so daß diese um 1° wärmer sind, als in der Normalzone, während das Wasser z. B. an den nordamerikanischen Ostküsten in den Schichten am Meeresboden um 2,8° kälter ist, als unterm Aequator, Dank dem Einflusse der Gewässer des in der Tiefe hinstreichenden arktischen Stroms.

Es ergiebt sich aus diesen Feststellungen die interessante Thatsache, daß zwischen Amerika und den Azoren ein ungeheures Warmwasser-Reservoir existirt, dessen Flächeninhalt etwa 2 Millionen Quadratmeilen (engl.) und dessen Tiefe 1000 Fuß beträgt, — Mächtigkeitsverhältnisse, welche den erheblichen Einfluß dieses Bassins auf die klimatischen Verhältnisse West-Europas erklärlich machen.

Die Bassins des südatlantischen Oceans sind zum Theil nicht unerheblich kälter, als die entsprechenden Schichten des Nord-Atlantic; immer aber zeigen sie noch einen höheren Temperaturstand, als den der äquatorialen Gewässer.

Am 17. December 1873 setzte der „Challenger" seine Reise von der Simons-Bai (südlichsten Bai des Kaplandes) nach Kerguelens-Land fort, um auch im indischen Ocean seine Tiefseeforschungen vorzunehmen, welche die gerechte Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise verdienen.

G. T.

Der obligatorische Unterricht in der französischen Sprache im Großherzogthum Luxemburg.

Wir Luxemburger sind nicht in demselben Falle, wie die Bewohner der neuen Reichslande in Elsaß-Lothringen, wir haben nicht während des letzten Jahrhunderts zu Frankreich gehört, und dennoch ist bei uns der Unterricht der französischen Sprache obligatorisch in den Primärschulen. Freilich! unsere Fransquillons, welche schon die Sache wissen müssen, behaupten ja auch, wir seien Franzosen durch und durch, mit Leib und Seele, und unsere Bauern,

d. h. unsere Pästöre, wollen ein für allemal nichts von Deutschland wissen. Weßhalb indessen diese unsere Bauern deutsch sprechen, und kein Sterbenswörtlein Französisch verstehen, und unsere Pastöre Deutsch in der Kirche lehren und predigen, davon verstehen solche „Preußen", wie Unsereins, nichts. Das weiß unser großer Ethnologe und Ethnograph, Herr A. Funck, besser. Er meint, wir seien zwar ein deutschsprechender Volksstamm, aber von französischer Abstammung und von französischem Wesen und Geiste. Nur vergißt er uns zu sagen, wie wir, als grundfranzösischer Volksstamm zu unserer altsächsischen Sprache, und zu unsern biederben altdeutschen Volkssitten, Volksbräuchen Volkssagen und Märchen, und Volksliedern gekommen sind. — — — Das „Luxemburger Wort", das fromme und wahrhaftige Blatt, dem es bei seinem eifrigen katholischen Christenthum auf ein bischen weniger Logik nicht ankommt, will nun auch heute französisch sein mit Haut und Haar, während es noch kurz vor 66, wir meinen vor Sadowa, mit Haut und Haaren deutsch sein wollte. Wie es scheint, hat Sr. Gelahrtheit, Herr A. Funck, das „Wort" seitdem eines Besseren belehrt. Vielleicht auch hat es der „Preuß" bei Sadowa gethan, und zwar durch seine Argumenta ad hominem Oesterreich gegenüber. Weil Oesterreich nicht deutsch bleiben wollte, oder durfte, so wollten oder durften es auch seine vielgeliebten Lehrer und Meister, die Jesuiten, nicht bleiben ohne sich selbst in den Bann der hl. Kirche zu thun; und — seit der Zeit sind sie französisch, und wer nicht mit ihnen ist, der — ist wider sie, wie das Evangelium lehrt. — Früher arbeiteten die Jesuiten aus allen Kräften an der Ausrottung der französischen Sprache im Lande, namentlich in der Volksschule. Heute soll die ganze Welt bei uns französisch lernen, um — mit nach St. Hubert in Belgien, zur stigmatisirten Heiligen von Bois d'Haine, nach Lourdes, Paray le Monial, und die tausend andern Wunderorte in Frankreich, wallfahrten zu können. Heute ist das Deutsche in den Augen unserer frommen Jesuiten kein Deutsch mehr, nur noch „Preußisch".

Noch heute kommt unsere „Indépendance", die gutwillige Wiederkäuerin der Enten, die das „Wort" schon zehnmal aufgetischt hat, und beweist uns Luxemburgern, daß wir noch immer die alten Stockfranzosen sind, und das Französische daher in unsern Schulen lernen müßten, sintemal es sonst nirgends im Lande gesprochen wird, wenigstens nicht comme il faut. Was soll auch, mag Herr Joris bei sich denken, aus uns werden, wenn nun die „Revanche" kommt, und wir können dieselbe nicht, wie sich dieses schickt, auf gutfranzösisch fêtiren? — Wäre das nicht eine Schande für das ganze Land, das so in tiefster Seele französisch ist? — — Und so hat denn auch die wackere „Indépendance" ganz Recht, wenn sie den Beamten unserer Eisenbahnverwaltung den Text dafür liest, daß sie so faul im Erlernen des Französischen seien, in

einem durch und durch — deutschen Lande, wo die Regierung, die Kammer, die Post-, Telegraphen-, Steuer- und andere Verwaltungen, nebst allen unseren Fransquillons, das Französische radbrechen, so gut, oder besser, so schlecht es gehen will. Was sind denn das für deutsche Eisenbahnbeamte, meint die „Indépendance", die da nicht einmal das Französische sprechen, es nicht einmal lernen wollen, und wäre es auch nur den — französischen Telegraphenformularen zu lieb. Gerade als ob bei uns der Telegraph, der während des letzten Krieges mit allen französischen Telegraphen und Zeitungen um die Wette französisch gelogen, und fast das Kreuz der Ehrenlegion dafür erhalten hätte, nun auch noch Deutsch lernen sollte, den Beamten unserer deutschen Eisenbahnen zu Liebe.

Und dann denkt das schlaue „Wort", à part soi, während der schönen, vielen Zeit, wo die Kleinen in den Schulen das Französische — nicht lernen, lernen sie doch wenigstens auch nichts anders. Und das ist schon ein großer Gewinn, wenn auch nur ein negativer — für das Volk nämlich. Alle Welt weiß, daß bei unserm gegenwärtigen Regime, wie es in unsern Volksschulen herrscht, gar nicht die Rede von der Erlernung zweier fremden Sprachen (denn auch das „Preußische" ist für uns Luxemburger heute eine fremde Sprache) sein kann. Dafür ist die vorgeschriebene Schulzeit zu kurz, der Katechismus des Herrn Laurent zu dick und zu *theologisch*, sind die Spieltage, Feiertage, Vakanzen und Ferien zu zahlreich. So gar viel wird auch in der Schule nicht gewonnen. Ein Glück noch, daß die kleinen Rangen ihr gutes, biderbes luxemburger Deutsch während der Schulzeit nicht verlernen. Wie sie es sonst machen sollten, um sich unter sich und unter den Leuten zu verständigen, ist eine Frage, die wir uns nicht zu beantworten getrauen. Denn von Deutsch und Französisch verstehen die armen Würmlein kaum mehr, wenn sie aus der Schule austreten, als bei ihrem Eintritt in dieselbe. Und doch sagt Herr ludi-magister Philipp, ein treuer Anhänger des „Luxemburger Wort" und ein fast ebenso tüchtiger Schulmeister, die Erlernung der französischen Sprache in den Primärschulen könne nur der Erlernung der deutschen Sprache Vorschub leisten. Wir sind mit dem gewiegten Pädagogen gänzlich einverstanden, d. h., wo die beiden Sprachen wirklich und gründlich gelehrt werden, was indessen bei uns zu Lande, unsers Wissens, nirgends geschieht, nicht einmal in der Schule des braven Mannes selbst. —

Doch das ist ja auch Nebensache. Nicht um durch die eine Sprache die andere zu erlernen, kommen die beiden in das Schulprogramm, sondern vielmehr, damit die eine die andere verdränge, ertödte. Der Schulmeister soll nach allen Seiten die Hände gebunden haben, hier durch den dicken Katechismus, den er nach § V. Art. 51 unsers wohllöblichen Schulgesetzes, *auf Begehren des Pastors, und unter seiner Leitung*, zu lehren hat;

bald durch das Französische, wodurch er den Kleinen das Deutsche begreiflich machen soll; bald durch das Deutsche, welches die Kinder kaum besser verstehen, als das Französische; bald durch die vielen Feier- und Ferientage; bald durch die zahllosen Abwesenheiten der kleinen Rangen, die während der besseren Jahreszeit von ihren besorgten, liebevollen Eltern zu Hause behalten werden, um bei dem theuren Zucht- und Mastvieh Wacht zu halten, damit demselben ja beileibe nichts abgehe, und Preise und Prämien den Weg ins Dorf nicht verfehlen. —

Unsere hochpatriotischen Blätter, die wenigstens ebenso fromm als patriotisch sind, ignoriren das Alles nicht. Aber in einem Lande, wie das unsrige, „dem ersten Lande der Welt und drüber hinaus“, wie eine hiesige rhetorische Größe sich auszusprechen pflegt, muß alles gut und recht sein per se.

Und so wollen wir denn mit Herrn Joris, dem Strohmann der „Indépendance Luxemburgoise“, und Herrn Breisdorf, dem Dito des „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht“, hoffen, daß das Französische ja noch recht lange, zur Erläuterung des Deutschen (nach Herrn Philipp) in unsern Primärschulen, nach dem „dicken Katechismus“ gelehrt werden müsse, und müßten wir auch am Ende unser schönes luxemburger Deutsch darüber verlernen, d. h. gar keine Sprache zum — Klagen behalten. Reden ist zwar Silber (wenn man daraus auch keine Reichsmark schlagen kann), doch Schweigen ist Gold, wie die klugen Leute meinen. Nun denn! Desto besser, wenn wir auch noch zu dem Französischen und „Preußischen“ unserer Muttersprache quitt werden. Wir werden dabei nur um so reicher. Und wer Gold hat, für den liegt am Ende wenig daran, ob er des Wortes mächtig sei, oder nicht. —

Freilich gewinnt das Ding, was unsere Philosophen und Germanophilen Geist nennen, das Wenigste dabei. Aber Geist! was ist Geist? Man zeige uns doch nur Geist in unserm Lande! Und für ein solches unsichtbares, ungreifbares Ding, das nirgends bei uns zu finden ist, kämpfen nur jene Ideologen, die unsere Kleinen schon mit 12—14 Jahren zu Gelehrten, zu Denkern (warum nicht gar zu Doktoren?) machen wollen. Sie können nur Unruhe und Unfrieden im Volke stiften, das sich bis heute so gern und willig von seinen Vorgesetzten jeder Art hat leiten lassen. Wenn das Volk, die großen Massen mit ihrem Loos und ihrem Zustand zufrieden sind, ob sie „preußisch“ sprechen können oder nicht, was geht's die unverbesserlichen Weltverbesserer, die thörichten Ideologen u. s. w. an?

Und so begreift man denn, wie es bei so bewandten Umständen und Ansichten, in unsern Schulen aussehen muß. Viel Schein, kein Wesen; viel Geschwätz, wenig Gehalt, eine breite Oberfläche, keine Tiefe; zwei fremde Sprachen, und keine eigene; kurz: „Viel Lärm um nichts“. — Und dazu all das Rühmen unserer Tagesblätter über die Vorzüglichkeit unserer Schulen, unserer Geistlichkeit, unserer schwarzen Schulschwestern und ihrer hochgestellten Protektoren, kurz, des ganzen ultramontanen Schwindels. Und das ungeschmälerte Eigenlob, das sich die Strohmänner dieser Blätter tagtäglich zollen.

Ich möchte wissen, wie es in den minder vollkommenen Ländern, und bei den uncivilisirtesten Nationen zugeht, wenn es hier, bei dem vorzüglichsten, dem ersten Volk der Welt und darüber hinaus, schon so — ganz nach dem Sinne unserer Jesuiten und Fransquillons hergeht. — Der Himmel bewahre alle Gebildeten vor einer solchen — Civilisation, — jeden ehrlichen Mann und treuen Vaterlandsfreund vor dem Segen, den sie ihm bietet. Der muß stark sein, der ihn trägt, ohne darunter zusammenzubrechen. —

N. Steffen.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — **Druck** von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 47.

Ausgegeben am 20. November 1874.

Inhalt:

	Seite
Historische Studien über Don Carlos. II. Wilh. Maurenbrecher.	281
Zur Geschichte des Septennats. 1. Die Gründung. Georg Zelle	293
Ein amerikanischer Humorist. (Mark Twain.) H. B.	306
Vom deutschen Reichstag. C—r.	314
Briefe aus der Kaiserstadt. χ. χ.	318

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1874.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Baedeker's Handbuch für Italien.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica**, nebst Reise-Routen d die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. 7. neu bearbeitete Auflage 2

Mittel-Italien und **Rom**. Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. 4. neu b beitete Auflage 1874 2

Unter-Italien und **Sicilien**, nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Tunis** (**Cartha Malta, Sardinien** und **Athen**. Mit 7 Karten und 8 Plänen. Neue Auflage in Vorberei

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Begründet

von

Joseph Lehmann.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart; Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

No. 46 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Moderne Kulturzustände im Elsaß. (Neue Folge.) Noch Ludwig Spach. 665. — Grillparzer als Archivdirektor. 667. — **Neulateinische Literatur.** Olympia Fulvia Morata Von Dr. Herrmann Müller. II. 669. — **Italien.** Zeitungen des nördlichen Italiens. Von Ludwig Geiger. II. 672. — **Frankreich.** Guizots Testament. 674. — Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. III. 675. — **Polen.** Eine polnische Uebersetzung der Odyssee. 676. — **Orient.** A Grammar of the Arabic Language. 677. — **Kleine literarische Revue.** Das österreichische Hochdeutsch. 678. — „Am deutschen Herd." 678. — Der Landrichter von Witzenhausen. 678. — Lehrbuch der Würfelkunst. 678.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien:

Geschichte
der deutschen Literatur
seit Lessing's Tod
von
Julian Schmidt.
5. Auflage.

3 Bände. gr. 8. Preis 8 Thlr. 15 Ngr.

Die soeben erschienene No. 46 **der**

Jenaer Literaturzeitun

im Auftrage der Universität **Jena** her gegeben von **Anton Klette,** Jena, **Mauke's Verlag** (Hermann Du

enthält Besprechungen von:

H. Ewald, die Lehre der Bibel von Gott: Eb. Schrader. H. Sevin, Chronologie des bens Jesu: von R. A. Lipsius. K. v. An Erbenfolge und Verwandtschaftsgliederung den alt-niederdeutschen Rechten; v. O. Stob A. Dalcke, das Gesetz über die Enteign von Grundeigenthum: von G. Meyer. E scheidungen des Mecklenburgischen O appellationsgerichts zu Rostock: von O. We F. X. Neumann, die Theuerung der Leb mittel: von J. Conrad. E. Richter, Chira der Schussverletzungen im Kriege: C. Lotzbeck. E. Hallier, Excursionsbuch A. Engler. H. Seeger, die Elemente Arithmetik: von G. Frege. M. Venetia der Allgeist: von Fritz Schultze. C. Büag Theopompea: von E. Wölfflin. K. Büch die Aufstände der unfreien Arbeiter 143— v. Chr.: von C. Peter. A. L. Ewald, die oberung Preussens durch die Deutschen: G. Hertzberg. Dantis Alligherii de monar libri III, edidit C. Witte: von F. X. Weg J. Baader, Verhandlungen über Thomas Absberg und seine Fehden: von H. Ulms K. Fischer, Geschichte der auswärtigen Pol und Diplomatie im Reformationszeitalter: C. Varrentrapp. C. Hostmann, der Urn friedhof bei Darzau: von J. H. Mül H. Ewald, hebräische Sprachlehre: v. E. Schra C. H. Vosen, kurze Anleitung zum Erler der hebräischen Sprache: von Eb. Schra F. C. Seeliger, de Dionysio Halicarnass Plutarchi in vitis X oratorum auctore: F. Blass. A. Dräger, historische Syntax lateinischen Sprache: von E. Lüb T. Lucretius Carus, redigirt und erklärt E. Bockemüller: von W. Hörschelm M. Tullii Ciceronis orationes selectae, ed runt A. Eberhard et W. Hirschfelder: J. Frey. Die Murbacher Hymnen, nach Handschrift herausgegeben von E. Sievers: E. Steinmeyer. E. Laur, zur Geschichte französischen Litteratur: von G. Gröber.

Digitized by Google

Historische Studien über Don Carlos.

II.

Wer sich die gleichzeitigen und authentischen Zeugnisse über die Jugend und Entwickelung des Prinzen Carlos vergegenwärtigt, wer sich der Aussagen seiner Erzieher, der besorgnißvollen Worte seines Vaters und endlich der vertraulichen Mittheilung von spanischer Seite an die nächsten Verwandten erinnert — (wie wir sie in dem vorhergehenden Artikel dargelegt haben) — dem muß sich ein ganz anderes Bild jenes bemitleidenswerthen spanischen Jünglings ergeben haben, als es nach der vom Dichter früher vermittelten und neuerdings neu vorgetragenen Annahme gewesen sein soll. Fast unglaublich, jedenfalls sehr seltsam muß es erscheinen, daß überhaupt ein Roman aus den geschilderten Zügen entstehen konnte. Der Ausgang des Prinzen wird allein die Erklärung für diese auffallende Thatsache uns bieten.

Wenn heute der Thronfolger eines großen Staates oder ein Prinz eines mächtigen Könighauses oder wenn, wie wir es so eben erlebt haben, ein hervorragender Diplomat oder Staatsmann plötzlich ins Gefängniß gesetzt wird, so bleiben Erzählungen und Vermuthungen und Erfindungen über die verhaftete Persönlichkeit und die Ursache der Verhaftung ganz gewiß nicht aus. Je seltsamer die Geschichte ausgeputzt werden kann, desto größer ist der Eindruck und Erfolg, den sie macht, bei dem staunenden und aufhorchenden Publikum. Wenn wir uns nun in die Stimmung der öffentlichen Meinung jener Zeiten versetzen, tritt uns fast auf allen Seiten eine große Entfremdung und Abneigung gegen Spanien und den spanischen König Philipp II. entgegen; seine politischen Widersacher in Italien und in Frankreich und in den Niederlanden, seine religiösen Gegner in der protestantischen Welt beobachteten mit Mißtrauen jeden seiner Schritte und nahmen mit behaglicher Genugthuung von jedem Mißgeschick Notiz, das ihn in seiner Politik oder in seinem Hause betraf. Man kann sich leicht vorstellen, wie man in diesen Kreisen die Gefangensetzung des Thronfolgers aufgenommen und in welcher Richtung sich sofort die Erklärungsversuche und Deutungen bei allen diesen Feinden Spaniens bewegt haben. Die Feinde Spaniens aber haben damals die öffentliche Meinung Europas gemacht oder beherrscht; sie haben in der Literatur

siegreich ihre Tendenzen durchgesetzt. Wir haben schon an dieser Stelle auf die weitreichende Wirkung hingewiesen, welche die Verläumdungen des Oraniers gegen Philipp gehabt haben. Aus der von diesen Anregungen ausgegangenen Literatur, die also vornehmlich von politischen Tendenzen, mehr als von romanhaften Liebhabereien ihren Antrieb erhalten, ist diejenige Version der Carlos-Geschichte entstanden, deren späterhin sich die Dichtkunst bemächtigt hat. Wer aber sich einmal in dem Dunstkreis jener Vorstellungen und Erzählungen bewegt hat, der kann sich nachher nur schwer entschließen, den nüchternen Aussagen diplomatischer Berichte oder amtlicher Erklärungen Glauben zu schenken und seine Lieblingsmeinungen fahren zu lassen.

Auch der neueste Darsteller des Don Carlos, auch Adolf Schmidt ist von dem Gefühle politischen und kirchlichen Gegensatzes gegen Philipp II. von Spanien sehr lebendig erfüllt und bewegt; er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, seine Leser von dieser seiner Gesinnung zu unterrichten: ihm ist es durchaus nicht genehm, daß andere Historiker eine weniger leidenschaftliche Auffassung am Platze halten und es ablehnen, das historische Urtheil von den damaligen Feinden Spaniens sich vorsagen zu lassen. Doch wie auch immer das Urtheil über König Philipp sich dereinst gestalten mag, nachdem man ihn kennen zu lernen in der Lage sein wird, — ich behaupte, daß aus dem gedruckt vorliegenden Materiale eine solche Kenntniß heute nicht möglich ist, — wie immer auch dereinst dies sich gestalten mag, ganz sicher wird es nicht erlaubt sein, bei der Feststellung der Thatsachen dem Urtheile über den König maßgebenden Einfluß zu gewähren.

Oder sollte sich eine Fälschung der Thatsachen, eine lügenhafte und tendenziöse Verdrehung des Thatbestandes in den uns vorliegenden historischen Zeugnissen vielleicht dem spanischen Könige selbst nachweisen lassen? Schmidt's Meinung scheint dies zu sein. Darum handelt es sich also, ob eine solche Trübung der Ueberlieferung durch den spanischen König sich nachweisen läßt.

Schmidt stellt den Aussagen der Diplomaten und den Erklärungen des Hofes seine kritische Theorie gegenüber, die ihnen die Glaubwürdigkeit bestreitet und als Tendenzlügen sie erklärt. Er meint, die italienischen Depeschen seien nahezu werthlos, weil sie „absichtlich ausgestreute Hofgerüchte melden, die für den unbefangenen Forscher den Stempel systematischer Verdächtigung des Infanten an der Stirn tragen". Eine wesentlich größere Glaubwürdigkeit stehe den französischen Berichten zur Seite: am glaubwürdigsten aber seien die österreichischen Berichte; gerade aus den vorliegenden Depeschen Dietrichstein's glaubt er ein anderes Charakterbild herauslesen zu können, als dasjenige, das den Ausstreuungen des Hofes entsprungen. Wir dürfen wohl annehmen, grade die Beobachtung, daß sich hier und da günstigere Aeußerungen als die üblichen über Don Carlos

in den bezeichneten Depeschen Dietrichstein's vorfinden, hat Schmidt zu seiner Annahme geführt einer systematischen Verläumdung des Prinzen durch seinen ihm feindlich gesinnten Vater. Augenscheinlich argumentirt er so, wenn einige Beobachter günstig über den Prinzen berichten und urtheilen, so muß das, was die spanische Regierung direkt und indirekt uns über ihn mittheilt, da es so viel ungünstiger lautet, Unwahrheiten enthalten; denn die Glaubwürdigkeit jener günstig berichtenden ist aus sonstigen Gründen anzunehmen, sie ist jedenfalls vorzuziehen der Glaubwürdigkeit der Spanier, welche Partei sind und welche das Don Carlos zwar erst später zugefügte aber schon beabsichtigte Unrecht zu beschönigen haben. Man sieht, in dieser kritischen Grundlage ist allerdings System. Zwar, meine ich, wäre immer noch darüber zu discutiren, welcher Seite wir zu folgen hätten, wenn ein Widerspruch zwischen den Erklärungen der Regierung und den Berichten der Franzosen und Oesterreicher sich herausstellen sollte. Das Mißtrauen gegen Philipp's Aeußerungen wäre doch erst zu begründen: allein mit der vor jeder Untersuchung, wie es scheint, als Axiom feststehenden Annahme einer Feindschaft und Verfolgungssucht des Königs wider seinen Sohn wäre nichts auszurichten bei einem Historiker, der auch für dies Axiom um Beweise ersuchen würde; — das aber wäre ein nicht lobenswerther Historiker, der etwa aus Höflichkeit oder aus eigener Liebhaberei eine solche Bitte um Beweise unterdrücken wollte! Doch wir haben keinen Anlaß, diese abwägende und vergleichende Untersuchung der Glaubwürdigkeit hier vorzunehmen, — der eben angenommene Widerspruch ist gar nicht vorhanden. Jene Diplomaten haben als gewissenhafte pflichttreue Leute ihren einheimischen Regierungen nur das berichtet, was sie am Hofe erlebt, was sie dort vom Prinzen gehört; sie haben ihr eigenes Urtheil, wie es sich ziemte, nur sehr behutsam und sehr vorsichtig zu formuliren sich bemüht: alles aber steht im Großen und Ganzen in Einklang mit dem, was jene von Schmidt so verworfenen Italiener und was die spanischen Minister selbst gelegentlich erzählt und gesagt haben.

Es ist gewiß richtig, daß die französischen Diplomaten am spanischen Hofe Gelegenheit hatten sich gute Nachrichten zu verschaffen. Und Königin Elisabeth, die ja selbst für Don Carlos sich zu interessiren angewiesen war, mag dabei ihnen behülflich gewesen sein. Sie erzählen nun einzelne kleinere Erlebnisse und Vorfälle, sie geben einzelne seiner Aeußerungen wieder, die ihnen hinterbracht sind: — meistens sind es Details, aus denen sie selbst keine Folgerung auf seinen Charakter ziehen und die auch uns nicht darüber zu einem Urtheile verhelfen. Doch ist Einzelnes auch von anderer Natur. So z. B. berichtet der Gesandte im August 1563, daß Ruy Gomez ihm gesagt, die Kränklichkeit und der Blödsinn, die man an Don Carlos bemerkt habe (l'indisposition et l' imbécillité qui se voyait en sa personne), hätten den

Vater bisher verhindert ihn zu verheirathen; der Gesandte überliefert diese Mittheilung des Ministers, ohne anzudeuten, daß er eine andre Meinung von Carlos habe; hatte er sie, so war es nöthig sie hier kund zu geben. Im Juni 1564 lesen wir in dem Berichte desselben Gesandten, daß man in Spanien eine Ehe des Prinzen mit seiner Tante wünsche, im Hinblick auf seinen Schwachsinn (à cause des qualitez assez imbécilles de luy), der in den trefflichen Eigenschaften der Dame eine Ergänzung finden würde; zugleich erwähnt derselbe Bericht, daß der Prinz anfange gegen seinen Vater und dessen Befehle widerspänstig zu werden. Wie von einer durch ihn nicht bezweifelten Thatsache redet also auch der Franzose von dem Schwachsinn des Prinzen. Ja, er hatte auch das Urtheil schon niedergeschrieben, daß Don Carlos' Eigenschaften ihn nicht zur Uebernahme schwieriger Aufgaben, wie etwa in Schottland sie ihm bevorstehen würden, befähigten; ein Urtheil, das nachher sein Nachfolger in der Gesandtschaft zu bestätigen mehrmals sich veranlaßt gesehen. Aus der Lektüre der französischen Depeschen habe ich nichts weniger als den Eindruck gewonnen, daß sie in der Schilderung und im Urtheile über Don Carlos von dem sonst bekannten abweichen.

Am Madrider Hofe war aber kein Fremder in so günstiger Lage über Carlos sich zu erkundigen, als grade die österreichischen Gesandten. Ich wies neulich schon auf ihre Stellung zwischen den beiden Höfen hin: es kam hinzu, daß seit der ernstlichen Behandlung des Eheprojektes durch den Wiener Hof sie das größte Interesse hatten, von dem wirklichen Zustande desjenigen, den die Erzherzogin heirathen sollte, Kenntniß zu erhalten. Wenn man bedenkt, wie große Verantwortlichkeit jedes Wort und jeder Wink des Gesandten gerade in dieser Situation haben mußte, wird man sich eine Vorstellung von der Sorgfalt machen können, mit der sie Erkundigungen einzogen, von der zaudernden Vorsicht und stets nach allen Seiten hin sich umschauenden Bedenklichkeit, mit der sie ihre Berichte abfaßten, von der Scheu ein Urtheil bestimmt auszusprechen; dann aber wird man auch das Schwanken in ihrem Urtheile selbst richtig zu veranschlagen geneigt sein.

Jener Martin de Guzman, dem man im März 1562 ziemlich unverblümt den Sachverhalt eröffnet hatte, kannte selbst den Prinzen recht wohl; er sprach sofort mit dem Nachdruck vollster Ueberzeugung eines gut und authentisch unterrichteten Zeugen es aus, diese Eröffnung über Don Carlos enthalte nichts ersonnenes, sondern so sei es in Wirklichkeit (no es fingido sino pasa asy en realidad de verdad); seine eigene Ansicht war, selbst wenn Carlos gesunder werden sollte, würde die Heirath nicht möglich sein. So blieb also den deutschen Verwandten nichts übrig als zu warten, ob vielleicht eine Aenderung im Wesen des Prinzen eintreten würde.

Zunächst erfolgte eine Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes.

Im April 1562 that Carlos den unglücklichen Fall in Alcala, der ihn an den Rand des Grabes brachte, so daß die Rettung vom Tode nur wie ein Wunder von den damaligen Menschen angesehen wurde. Aus Deutschland erfolgte im nächsten Jahre wiederum ein Antrag und ein Gesuch an Philipp, sich jetzt über Carlos' Ehe zu entscheiden. Eingehende Erörterungen fanden darauf am spanischen Hofe Statt: es war auch von der schottischen Seite das Projekt der Maria Stuart aufs neue angeregt worden. Die Entscheidung ging dahin, einmal daß wegen der Beschaffenheit des Prinzen und weil die gewünschten Resultate seines Auftretens in Schottland für die katholische Sache nicht zu erwarten wären, die schottische Möglichkeit fallen zu lassen sei, und daß man wegen der deutschen Ehe durch einen besonderen Gesandten König Maximilian von der zustimmenden Absicht Philipp's und von der Beschaffenheit des Prinzen unterrichten sollte.*) So erhielt Guzman im November 1563 nur einen dilatorischen Bescheid; bis in den September 1564 zog sich die neue Gesandtschaft hin, die aber nichts neues mitzutheilen hatte. Ueberhaupt verblieb Philipp bei einer Wiederholung seiner früheren Worte; er bezog sich auf das, was er schon früher gesagt; er bedauerte keine Aenderung constatiren zu können; er vertröstete die österreichischen Werber immer nur auf die Zukunft.

Inzwischen waren im Frühjahr 1564 die beiden Erzherzoge in Spanien angelangt, begleitet und geführt durch den Freiherrn von Dietrichstein, dem es noch besonders aufgetragen war, die schwebende Ehefrage endlich ins Reine zu bringen. Gerade in seinen Berichten hat Schmidt Anlaß und Material gefunden, die höfischen Mittheilungen über Carlos der Lüge und systematischen Verdächtigung zu zeihen. Es wird nöthig sein, daß wir die betreffenden Aussagen Dietrichstein's prüfen.**) Freilich halte ich, um das von vornherein zu sagen, für unerlaubt, einzelne Worte aus dem Zusammenhange zu reißen; man muß die Reihe der Depeschen ganz lesen; man darf nicht vergessen, daß derjenige, der als Empfänger die einzelnen Briefe liest, die vorhergehenden Briefe schon kennt, ebenso wie der Schreiber sich dessen bewußt bleibt, was er selbst schon früher geschrieben hat. Noch ehe Dietrichstein selbst den Prinzen gesehen, erfuhr er vielerlei über denselben; er entwarf nach diesen Mittheilungen in der Depesche vom 22. April 1564 ein Bild von ihm, das wenig erfreuliche Züge verrieth — körperlich mißgestaltet und kränklich, kindisch und urtheilslos soll er gewesen sein. Nachdem Dietrichstein darauf ihn selbst gesehen und mit ihm gesprochen, sah er sich veranlaßt zu einigen Modifikationen; „man stelle seine Fehler größer dar, als sie wirk-

*) Dies Aktenstück habe ich 1864 zuerst aus dem Archiv von Simancas publicirt, in der Historischen Zeitschrift XI. 296.

**) Koch, Quellen zur Geschichte Max II. (1860).

lich wären;" er berichtete nun selbst auch einige günstige Züge. Schmidt nennt dieses Schreiben vom 29. Juni einen „förmlichen Widerruf des früheren", übersieht dabei aber, daß trotz der einzelnen Modifikationen und Einschränkungen Dietrichstein ausdrücklich sagt: „ich kann ihn nicht viel anders beschreiben, als ich zuvor gethan," ein Urtheil, das er am 11. Juli förmlich wiederholte. So ist hier gewissermassen das Verhältniß: die erste, anfängliche Charakteristik schwebt ihm immer vor Augen; wiederholt und immer wieder bezieht und beruft er sich auf sie, indem er sie bald im allgemeinen bestätigt, bald einzelne Züge in ihr berichtigt und ändert. Man sieht aus den eingesandten Berichten, die manches unter sich nicht recht zusammenpassende Detail ganz objectiv nebeneinander stellen, die des Prinzen Zorn und Heftigkeit, seinen Stolz und seine Bosheit, seinen Eigensinn ebenso ins Licht stellen, wie sie seine Gottesfürchtigkeit, sein Gedächtniß, seine Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe erwähnen, — man ersieht aus diesen alle Einzelzüge sorgfältig wiedergebenden Berichten, welche Mühe Dietrichstein auf seine Berichterstattung verwendet. Er hebt aus eigener Erfahrung einmal hervor, daß Carlos ihn gar nicht so ungereimtes Zeug gefragt habe, als er nach den vorhergehenden Schilderungen von ihm erwartet hatte. Besondere Sorgfalt widmete Dietrichstein der Untersuchung, ob man mit Grund ihn für impotent ausgeben dürfe; mit seltener Ausdauer kommt er wiederholt auf diesen Punkt zurück, den er doch zuletzt unentschieden lassen muß.

Dietrichstein war einige Male der Ansicht, das Wesen des Prinzen würde bei besserer Erziehung nicht so schlimm geworden sein — unwillkürlich erinnern wir uns hierbei der besorgten Worte, welche ein anderer Familiendiplomat 1550 über den Fünfjährigen geäußert. Im Sommer und Herbst 1564 erzählt er uns von Ermahnungen Philipp's an den Sohn, von einem Versuche auf ihn durch Zureden zu wirken; im November meint er eine „Besserung" zu bemerken, doch setzt er wiederum hinzu: „sonst kann ich ihn nicht anders depingiren als früher geschehen ist." Natürlich bleibt für ihn ein Hauptgegenstand seiner Erwägungen, den er klar zu stellen unausgesetzt sich abmüht — er soll erfahren, was Philipp's eigentliche Absicht mit dem Sohne sei, weßhalb er zu einem definitiven Entschluß nicht kommen könne. Wir machen in seinen Depeschen den ganzen Kreislauf seiner Vermuthungen und Hypothesen mit; da er eine unzweideutige Antwort aus Philipp nicht herauszulocken vermochte, sah er sich auf Muthmaßungen und Schlußfolgerungen angewiesen. Wir sind durch diese ausführliche Berichterstattung Dietrichstein's in die Lage versetzt allen kleinen Veränderungen des Momentes zu folgen: wenn Carlos einmal sich vernünftiger zu betragen scheint, steigt ihm die Hoffnung höher, daß es doch zur Ehe kommen könnte; geberdet er sich einmal etwas toller oder unbändiger, so stellen sich ihm trübe Ahnungen über den

Ausgang des ganzen Handels ein. Soviel halte ich für sicher, daß er vor seinem Abgange nach Spanien von jenem Berichte Guzman's vom 10. März 1562 nicht Kenntniß erhalten, — ja ich glaube es für wahrscheinlich halten zu dürfen, daß nicht einmal Maximilian von seinem Vater vollständig eingeweiht worden ist. So erklärt es sich, daß Dietrichstein in Madrid zu einem festen Urtheile zu gelangen so außerordentliche Schwierigkeiten hatte; so erklärt es sich auch, daß er in den Berichten — mindestens soweit wir sie kennen — sich niemals auf jene frühere Thatsache bezieht.

Im Sommer 1565 hörte er von „allerlei Anfechtungen und Nachdenken," die Carlos seinem Vater verursacht; indem er selbst sich wiederum auf seinen früheren Bericht beruft, meinte er die Gesundheit desselben habe sich gebessert. Später aber im October meldete er wieder eine Verschlimmerung des Zustandes: „bei diesem großen unordentlichen Wesen, das er treibt, ist wahrlich zu besorgen, daß er nicht werde alt werden." Im März 1566 erklärte er wieder einmal, nicht zu wissen, weßhalb die Sache so in die Länge gezogen würde, — er selbst hatte damals wieder neue Hoffnungen für Don Carlos gefaßt. Dagegen glaubte er im August 1566 sich dahin aussprechen zu können: „so viel das Misterium betrifft, nämlich den Verzug von des Prinzen Heirath, könne er nicht anders dies verstehen, als daß Philipp diese Sache allein um des Prinzen willen hinziehe, nicht allein seiner Gesundheit wegen, — er wäre jetzt stärker und gesunder — sondern damit er erst sein Benehmen bessere und seinen Charakter ändere (ut mores emendet et quos ex prava educatione pessimos contraxit cursu temporis amittat et conditionem suam mutet).

Bei der abwartenden Haltung des Königs wurde Dietrichstein oft ungeduldig; nicht geringer aber war die unruhige Spannung und Erwartung, mit welcher in Wien der Kaiser der Erledigung der Sache entgegen sah. Auch Don Carlos, der seinen Sinn selbst auf die Hand der Prinzessin Anna gerichtet, wurde über die Zögerungen des Vaters sehr unlustig und machte seinem Unmuthe oft in wenig respektvollen Worten Luft. Im Laufe des Jahres 1567 verfinsterte sich der Horizont zusehends für den Prinzen. Die Atmosphäre in Madrid wurde für ihn immer schwüler. Schon meinte Dietrichstein (10. März 1567), wenn er seine Eigenschaften nicht ändere und seine Affekte nicht besser beherrsche, würde es nicht gut mit ihm werden. Und Carlos selbst war nun älter geworden; dem Zweiundzwanzigjährigen konnten nicht wohl die Ehe und eine angemessene Ausstattung versagt werden, falls man ihn nicht geradezu für schwachsinnig und unfähig offen erklären wollte. Eine Anzahl einzelner Vorfälle schienen eine Zunahme seiner Verkehrtheit anzuzeigen. Dietrichstein hielt es für bedenklich, ja auch für sehr schwierig, ein Urtheil über die ganze Sache zu wagen; er meinte wohl (26. April 1567),

wenn überhaupt noch an die Heirath gedacht werden sollte, so begreife er den Aufschub nicht; er hielt ihn für „ungezogen“ und meinte „er wird sich wenig verändern“ (18. Mai 1567): er habe viele böse Eigenschaften, aber auch viele guten; jetzt habe er den Vorsatz gefaßt seinen schlechten Gelüsten nicht weiter nachzuhängen; würde er wirklich nach diesem Vorsatz leben, so könnte er doch noch ein andrer werden, als man gemeint.

Kurz, es hat recht lange gedauert, bis der österreichische Diplomat zu einer bestimmten Ansicht kommen konnte. Aber er ist zuletzt doch zu einer solchen gelangt. Gerade weil auch ich diesen hin und hergehenden, die wechselnden Stimmungen präcis zum Ausdruck bringenden Depeschen Dietrichstein's großen Werth beilege, gerade deßhalb wiegt für mich das Endurtheil so schwer, zu welchem er durch alle diese Erwägungen pro und contra sich hindurch gearbeitet hat, welches also wohl erwogen und reiflich überlegt ist. Nachdem der Schlag gegen Don Carlos am 18. Januar 1568 gefallen, hat er es ausführlich und motivirt seinem Souverain auseinandergesetzt (21. und 22. Januar 1568). Er sagt: mit Bestimmtheit könne wohl Niemand die Ursache (der Gefangensetzung) wissen, wie wohl er glaube, daß aus seinem anfänglich erstatteten Bericht über die Eigenschaft und Condicion des Infanten sowie aus den eigenen Mittheilungen Philipp's der Kaiser sie vermuthen könne. Jedermann sei hier der Meinung, daß Philipp dazu gar hohe und große Ursachen habe; seine (Dietrichstein's) Ansicht wäre, daß des Prinzen eigensinniger Wille, den er nicht mit Vernunft regieren konnte, seine Heftigkeit und sein Zorn ihn dahin gebracht. Der Botschafter erinnerte an Philipp's wiederholte Versicherungen, wegen des seltsamen Wesens seines Sohnes die Ehe nicht zulassen zu können: er habe oft ihn ermahnt und ihm gedroht, wenn er sich nicht ändere und bessere, ihn als einen unvernünftigen Menschen behandeln zu müssen. Und den Entschluß, einzuschreiten und jetzt nicht länger mehr duldend zuzusehen, schreibt Dietrichstein dem Anfalle des Carlos auf Don Juan de Austria zu. Zuletzt kommt Dietrichstein auf seine eigene Auffassung wieder zurück, daß Don Carlos *seltsame Eigenschaften* und *seltsames Wesen* gezeigt, — wenn man auch mit ihm Mitleiden haben könne, so müsse man doch sagen, daß Philipp zu seiner letzten Maßregel billige Ursachen gehabt habe. Und diesen Satz wiederholte er am 13. April noch einmal: „wer nicht interessirt oder passionirt ist, der giebt dem Vater Recht, daß er zu seinem Verfahren billige und gerechte Ursachen gehabt habe.“

So lautet das Urtheil, das der bestunterrichtete der Diplomaten in Madrid zu fällen sich genöthigt gesehen. In der That, auf ihn sich gegen Philipp zu berufen, durch seine Mittheilungen die Aussagen der spanischen Regierung Lügen zu strafen, das ist ein kühnes Unternehmen, das, wie aus

dem Angeführten hervorgeht, nicht als gelungen betrachtet werden kann. Der vornehmlichste Belastungszeuge, den Schmidt gegen Philipp ins Treffen geführt, legt schließlich selbst ein Zeugniß ab in Uebereinstimmung und zur Bekräftigung desselben, was er hat widerlegen sollen!

Der deutsche Kaiser Maximilian war im Sommer 1567 durch einen besonderen Agenten über Carlos' Beschaffenheit mehr aufgeklärt worden, als früher. Damals wurden, den Aufschub der Ehe zu motiviren, Einzelheiten aus Carlos' Leben ihm mitgetheilt; er empfand, wie er sich in einem Briefe an Philipp ausdrückte, Schmerz über Philipp's Unzufriedenheit mit dem Sohne; er war es zufrieden, daß er im nächsten Jahre den Prinzen kennen lernen sollte; dann, so war man überein gekommen, sollte die Zukunft desselben erwogen und festgestellt werden. Auf diese Eröffnungen durfte man jetzt, im Januar 1568, Bezug nehmen, wenn man Max die Katastrophe erklären und rechtfertigen wollte.

Nach der Gefangennahme des Prinzen, während derselbe vollständig von der Welt abgesperrt gehalten wurde, während also kein Mensch sich selbst mehr eine Ansicht von ihm verschaffen konnte, war in Madrid Alles voll von Gerüchten und Reden und Vermuthungen. Wie in den Berichten der anderen Diplomaten finden wir auch in den Depeschen Dietrichstein's allerlei derartiges verzeichnet. Nun muß man genau unterscheiden das Urtheil, das Dietrichstein als sein eigenes auf Grund seiner eigenen Wissenschaft gewonnenes ausspricht, und dasjenige, was er nur als Aeußerung anderer Personen referirt. Besonders war es auch das zukünftige Schicksal des Gefangenen, über das man sich den Kopf zerbrach, und über das Dietrichstein fremde und eigene Muthmaßungen vorzutragen wagt. Bald aber gelangte er zu der Ueberzeugung, daß von einer Freilassung wohl nicht mehr die Rede sein könnte (13. April 1568). Er berichtete zu gleicher Zeit, daß man den Beichtvater, einen frommen, christlichen Mann zu ihm gelassen; bei ihm sollte der gefangene Prinz auch zu Ostern 1568 gebeichtet und communicirt haben.

Dies letztere war ein Ereigniß, das zu denken gab. Nach Dietrichstein's Ansicht mußte die Thatsache, daß man dem Gefangenen die Osterbeichte gestattet, zwei Verdachtspunkte von ihm hinwegnehmen: einmal, daß er nicht ein guter Katholik gewesen, und zweitens daß er seiner Sinne beraubt gewesen wäre; man würde also, schließt er, folgern dürfen, daß die Gefangenschaft „allein seiner Eigenschaft und Condicion halber“ als eine väterliche Züchtigung geschehen sei. Er erzählt sein Gespräch mit dem Beichtvater; derselbe betheuerte es dem Gesandten mit Nachdruck, der Prinz sei immer ein guter Katholik gewesen, auch habe er nichts sträfliches gegen die Person seines Vaters unternommen gehabt; er habe allerdings seine Mängel, aber dieselben seien mehr durch die allzufreie Erziehung verursacht und weil er

„eines unstäten harten Gemüthes und eigensinnig sei", als daß er sonst an Vernunft einen Mangel hätte: deßhalb hoffte der Beichtvater auch, die jetzige Strafe würde zur correctio morum ihm dienen (Depesche v. 22. April 1568). Wir sehen also, der Beichtvater des Prinzen äußerte sich damals in einem weit milderen, weit optimistischeren Sinne, als wir es sonst von den Staatsmännern und Hofleuten Philipp's und von den fremden Diplomaten gewohnt sind. Schmidt hat gerade auf diese Aeußerung großen Werth gelegt; er will in ihr eine ganz unbefangene Aussage sehen, welche die anderen Parteizeugnisse vollständig aufwiegen und widerlegen soll. Ich glaube nicht, daß sie eine solche Tragweite haben kann. Wenn der Beichtvater es — natürlich auf Wunsch des Königes — unternommen hatte, den Prinzen beichten und communiciren zu lassen, dann war es für ihn, sobald man ihn danach fragte, ein Gebot der Nothwendigkeit die Geistesstörung seines Beichtkindes abzuschwächen und in möglichst geringem Umfange hinzustellen: wie hätte er einem seiner Sinne beraubten Menschen das Sacrament reichen dürfen! Nach meiner Auffassung läugnet er nur die völlige Vernunftlosigkeit, — Mängel im geistigen Zustande des Prinzen giebt er ja selbst zu. Diese Aussage ist also lange nicht durchgreifend genug, um in dem Sinne Schmidt's verwerthet werden zu können; sie ist aber ein erfreulicher und wohlthuender Beweis von der Barmherzigkeit und dem Mitgefühl, mit welchen dieser Mönch aus Carlos' Umgebung seinen Schützling behandelt und betrachtet hat. Entscheidend für mich aber ist es zu beobachten, welchen Einfluß Dietrichstein dieser Aeußerung des von ihm hochgeachteten Geistlichen auf sein eigenes Urtheil eingeräumt hat. Ich finde nicht, daß sie ihn, den genau unterrichteten und sehr gewissenhaft und vorsichtig seine Meinung formulirenden Diplomaten zu einer Aenderung seines Gutachtens bewogen hat. So meinte er kurz nachher, am 8. Mai 1568, der Kaiser werde jetzt wohl die Ursachen der Gefangennahme kennen, — „daß sie aus keinem Zorn oder Unwillen des Königs, viel weniger zu einer Bestrafung geschehen, sondern allein zum Nutzen des Prinzen, wegen seiner Eigenschaft und natürlichen Condicion und Gebrechen"; auf eine Besserung, setzte er hinzu, dürfe man kaum noch rechnen. Am 19. Mai endlich urtheilte er, bei Carlos' Eigenschaft, Thun, Wesen und Haltung gebe es Niemanden, der nicht seinem Vater ein längeres Leben als ihm prognosticire, außerdem daß er in Wahrheit eine seltsame Eigenschaft und condicion gehabt habe." Wir sind nach allem diesem wohl zu dem Schlusse berechtigt: wenn die günstige Aussage des Beichtvaters einen so wohl unterrichteten Mann wie Dietrichstein nicht von der Wiederholung seiner früheren Urtheile zurückhalten konnte, so dürfen auch wir uns in dem Ergebniß unserer Untersuchung durch dieselbe nicht beirren lassen.

Ueberblicken wir noch einmal die Entwickelung des Prinzen.

Schon in seiner frühesten Jugend hatte man über seinen Jähzorn und Eigensinn geklagt. Der Heranwachsende hatte nicht recht lernen wollen, sondern Lehrer und Erzieher große Schwierigkeiten bereitet. Auch der Vater hatte dann im Jünglinge große Fehler entdeckt, Schwächen und Mängel des Verstandes, der Urtheilskraft, des Charakters. Bei allen den vielen Krankheiten, die der Arme zu durchleben hatte, war dies immer unheilvoller geworden, besonders die üblen Eigenschaften seines Charakters traten mehr und mehr hervor. Man hatte versucht ihn zu bessern; man hatte ihn einmal vom Hofe entfernt leben lassen, dann aber wieder ihn an den Hof gezogen, eine gewisse äußere Stellung ihm gemacht und in amtlicher Thätigkeit ihn beschäftigt. Alles hatte nichts geholfen. Die Aussicht einer Ehe mit einer Verwandten hatte die Ungeduld des Schwachsinnigen erregt und, da man ihm nicht schnell zu Willen sein durfte, zu heftigen Ausbrüchen ihn gereizt. Bekanntlich pflegen krankhafte Geisteszustände allmälig eine Steigerung zu erdulden; was anfangs klein und gering gewesen, entwickelt sich zu größerem Umfange und artet zuletzt in Tobsucht und völlig unzurechnungsfähige Handlungen aus. So war es auch hier weiter gegangen, bis es auf einen Punkt kam, bei dem man einen Entschluß über die Zukunft des jungen Mannes überhaupt fassen mußte. Philipp hatte schon seit Jahren die Ueberzeugung gewonnen, daß der Erbe seines Reiches und seiner Politik nicht dieser schwachsinnige Mensch sein könne; er sprach dies zuletzt unverhohlen aus. Als die Scenen immer häufiger wurden, in welchen Don Carlos sich an Personen des Hofes thätlich zu vergreifen suchte, — eine ganze Reihe derselben ist uns durch die Berichte und Correspondenzen der Zeit beglaubigt; ein vergebliches Bemühen ist es, wenn Schmidt sich anstrengt, die einzelnen Berichte umzumodeln oder wegzudeuten, damit kein Anklagematerial gegen Don Carlos mehr übrig bleibe, — da endlich wurden Maßregeln gegen ihn berathen. Anfangs wurde noch durch eine besondere Gesandtschaft Kaiser Max in Aussicht gestellt, erst mit ihm würde die Sache besprochen werden. Dann ließ der Minister Ruy Gomez Andeutungen fallen bei dem französischen Gesandten (Herbst 1567), daß man eine Einsperrung des Prinzen vielleicht demnächst verfügen würde, daß man aber erst sehen wolle, ob nicht die Königin, deren Wochenbett bevorstand, dem Lande einen männlichen Erben schenken würde. Den letzten Entschluß, zur Einsperrung zu greifen, scheint endlich der Plan des Prinzen von Madrid zu entfliehen und dann noch die heftige Scene zwischen ihm und Don Juan hervorgerufen zu haben, bei der beinahe Don Carlos den ihm früher so befreundeten Stiefonkel umgebracht hätte.

Am 18. Januar 1568 wurde Carlos gefangen genommen und im tiefsten Geheimniß jedem Verkehr mit der Außenwelt entzogen. Man hat erzählt, daß der König die Absicht gehabt, durch eine besondere Commission die be-

treffenden Thatsachen und Vorfälle feststellen und untersuchen zu lassen, um den Prinzen dann des Rechtes der Nachfolge für verlustig zu erkären. Es kam nicht dazu; ein Spruch wurde nicht erlassen. Carlos erlag seinem natürlichen Schicksal. Er erkrankte im Gefängniß und starb, wie man sagte, am 24. Juli 1568.

Ueber die Art seines Todes wurden Muthmaßungen und Gerüchte sofort in Umlauf gesetzt. Zwischen ihnen eine Entscheidung zu treffen, wird ein gewissenhafter Historiker, wie ich früher schon ausgeführt habe, Bedenken haben müssen: wir wissen von dem Prinzen seit dem 18. Januar 1568 absolut gar nichts mehr als das, was uns die offiziellen Vertreter der Regierung erzählen; es fehlt geradezu an der Möglichkeit ihre Angaben zu controliren. Allerdings nimmt Schmidt von dieser, auch von ihm erkannten Beschaffenheit unseres Quellenmateriales neuen Anlaß zu Angriffen gegen die spanische Regierung; er hält an dem Verdachte, ja an der Wahrscheinlichkeit einer Mordthat fest. Ich muß dies Verfahren für absolut unzulässig erklären aus den schon angeführten Gründen. Ob Carlos' Tod ein natürlicher oder ob man der Natur in irgend welcher Weise nachgeholfen, darüber ist nichts zu wissen und zu sagen. Die Vermuthung eines Verbrechens hier leichtfertig aussprechen, das hieße selbst ein Verbrechen begehen. Nichtsdestoweniger darf das gesagt werden, daß König Philipp niemals eine Freilassung oder Herstellung des Sohnes beabsichtigt hat und daß für den Untergang des Prinzen die volle Verantwortlichkeit somit auf den Vater fällt; er selbst hat geglaubt zu der Beseitigung des unfähigen Sohnes nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet zu sein.

Die Minister des Königs erhielten gleich nach der Gefangennahme des Prinzen den Auftrag, den fremden Gesandten in Madrid die nöthigen Aufklärungen zu geben. Diese Aussagen stimmen unter sich überein; sie stehen im Einklang mit allen früheren Erklärungen von spanischer Seite; sie stellen den Sachverhalt dar und führen zu dem Urtheile hin, wie wir sie aus Dietrichstein's Berichten kennen gelernt haben: sie motiviren die Katastrophe mit der Beschaffenheit des Prinzen, dessen Zulassung zur Nachfolge auf dem Throne nach langen Beobachtungen und vielen Experimenten sich als unmöglich ergeben haben soll.

Philipp selbst richtete über den Vorfall Schreiben an den Papst, an seine Tante, die Königinwittwe von Portugal, an seine Schwester und seinen Schwager in Wien. In allen betont er sehr scharf den Gedanken, daß die Maßregel eingegeben sei von der Rücksicht auf das Wohl seines Volkes und der heiligen Kirche; er liebt es dabei sich auf frühere Mittheilungen über den Sohn zu beziehen, welche dies Ende schon hätten vorausahnen lassen. Seinen vertrauten Minister, den in den Niederlanden abwesenden Herzog von Alba, ver-

wies er auf die eigenen früheren Erlebnisse und Erfahrungen mit dem Prinzen, — wir wissen, es war Alba gewesen, der 1562 jene merkwürdige Mittheilung über den Schwachsinn des Prinzen dem österreichischen Gesandten eröffnet hatte.

Alle diese Aeußerungen Philipp's vom Jahre 1568, über deren stellenweise nicht zu leugnende Undeutlichkeit man bisher so oft geklagt hat, sie erhalten jetzt ihr volles Licht und Verständniß, seitdem wir jene ausdrückliche und unumwundene Erklärung über den Schwachsinn als den Grund der üblen Entwicklung des Prinzen kennen gelernt haben.

Ich gestehe, ich halte es für absolut undenkbar, daß wir alle diese Aussagen und Erklärungen als Lügen verwerfen sollen, — etwa aus dem Grund, weil wir Philipp's II. politisches und kirchliches System von unserem modernen Standpunkt aus für schädlich und staatsverderblich ansehen? Ist es wirklich ein zu starkes Ansinnen an den Historiker, daß er die Thatsachen der Geschichte so nehmen soll, wie die historischen Documente sie zeigen, ohne seinem eigenen Urtheile über vergangene Menschen und vergangene Thaten Einfluß zu gestatten auf die Feststellung des Thatbestandes selbst?

Nein, auch bei dem entschiedensten Gegensatz gegen das politische und kirchliche System Philipp's II. wird es dem Historiker nicht erlaubt sein, diesen spanischen König zu einem alles menschlichen Gefühles entkleideten Teufel zu machen: „Gerechtigkeit auch dem Gegner“ ist eine Losung, von der sich loszusagen dem Historiker am wenigsten ansteht.

Wilhelm Maurenbrecher.

Zur Geschichte des Septennats.

I.

Die Gründung.

Die Mehrheit der französischen Nationalversammlung befand sich nach der Veröffentlichung des Chambord'schen Schreibens vor einer offenbaren Zwangslage. Wie große Opfer sie auch für die Wiederherstellung des Königthums zu bringen bereit war, eine bedingungslose Unterwerfung unter sein Machtgebot gestattete ihr weder ihre Neigung noch die Stimmung der Nation, die man nicht unberücksichtigt lassen durfte. Bei den gemäßigten Anhängern des Königthums — und die überwogen entschieden in der Mehrheit der Versammlung — hatte es von Anfang an festgestanden, daß der Graf nur unter der Bedingung und Voraussetzung einer verfassungsmäßigen von ihm unum-

wunden anerkannten Beschränkung seiner Herrschergewalt auf den Thron seiner Ahnen berufen werden dürfe. Unter dieser Voraussetzung glaubte man an der Rückkehr zum erblichen alten Königthum eine Gewähr für die Wiederherstellung fester und geordneter Zustände sehen zu dürfen. Diese Stimmung war im Lande weit verbreitet und namentlich aus dieser Rücksicht hatten auch die Orleanisten sich an den Restaurationsbestrebungen betheiligt. Ohne Zweifel war ihnen der Graf von Chambord keine eben angenehme Persönlichkeit, und wenn sie ohne Zwischenregiment die Krone auf das Haupt des Grafen von Paris hätten setzen können, so würden sie jede Vereinbarung mit den Anhängern der älteren Linie abgewiesen haben. Da sie aber nur im Bunde mit diesen die Nationalversammlung beherrschten, so blieb ihnen Nichts übrig, als aus der Noth eine Tugend zu machen, für das Recht des legitimen Erben einzutreten und sich für ihren Prinzen, zumal derselbe, trotz aller ehrgeizigen Wünsche, der Entschlossenheit völlig entbehrte, die zur Durchführung einer selbständigen Rolle gehört, und dabei den Franzosen eine ganz gleichgültige Persönlichkeit war, mit der Anwartschaft auf den Thron kraft des Erbrechts zu begnügen. Diese Erwägungen hatten ohne Zweifel für den Entschluß aller Orleanisten den Ausschlag gegeben, und nachdem sie sich einmal in das Gebot der Nothwendigkeit gefunden hatten, konnten ihnen auch die Vortheile, die aus der Rückkehr zu dem Grundsatz des reinen Erbrechts sich ergaben, nicht entgehen. Es war doch nicht gering anzuschlagen, wenn dem langen Hader der königlichen Parteien durch eine Vereinigung der beiden Linien ein Ende gemacht, wenn den neuen Staats- und Gesellschaftszuständen dadurch, daß man sie unter den Schutz des alten Königthums stellte und die Gegenwart mit den geschichtlichen durch eine Reihe gewaltsamer Umwälzungen zerrissenen Ueberlieferungen wieder verknüpfte, eine neue und starke Bürgschaft der Dauer geboten wurde. In diesem Sinne konnte eine Rückkehr zum Legitimitätsprincip allen Anhängern des Königthums willkommen sein. Um so entschiedener aber mußten sie jeden Verdacht zurückweisen, als ob sie sich zu dem politischen System bekennten, welches sich mit dem Banner der Legitimität deckte, als ob sie den Grundsätzen huldigten, welche von den legitimistischen Doctrinären als die einzigen festen Säulen des Königthums gepriesen wurden. Sie hatten, um sich des Beistandes der Geistlichkeit zu vergewissern, der mächtigen und mit steigendem Selbstvertrauen auftretenden klerikalen Partei die unwürdigsten Zugeständnisse gemacht; aber zur Herstellung eines auf den Grundsätzen des Syllabus beruhenden Königthums, wie es dem engen Geiste des Grafen von Chambord als Ideal vorschwebte, eines Königthums, das sich für berufen hielt, die äußersten Ansprüche der römischen Hierarchie durchzuführen und Europa als Gesetz aufzuzwingen, das die absolute Macht der altfranzösischen Monarchie dem Vatican zur Verfügung zu

stellen bereit war: zur Herstellung eines so gearteten Königthums konnten sich die gemäßigten Elemente der conservativen Partei nicht herbeilassen. Als der Brief des Grafen von Chambord die Hoffnungen, die man auf ein Einlenken von seiner Seite gesetzt, zerstört hatte, da galt es bei der großen Mehrheit der monarchistischen Parteien für ausgemacht, daß das alte Erbkönigthum, von dessen Rückkehr man eine Beruhigung der Parteileidenschaften gehofft hatte, das die Gegenwart mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit verknüpfen und harmonisch mit einander verschmelzen sollte, sich selbst den Todtenschein ausgestellt habe. Man erkannte, daß man seit Monaten einem Phantome nachgehascht hatte, welches in Rauch und Nebel zerfloß, in dem Augenblick, wo man es zu greifen glaubte und wo es unter der Berührung feste Gestalt und Fleisch und Blut zu gewinnen schien.

Die Mehrheit befand sich, als sie zu dieser Erkenntniß gelangt war, in einer gefährlichen Lage, Alles stand für sie auf dem Spiel. Die eifrigsten Anhänger des Grafen von Chambord sahen mit nichten in dem Brief desselben einen Verzicht und sie waren weit entfernt, ihre Sache verloren zu geben. Aber auch sie konnten sich doch nicht verhehlen, daß vorläufig an eine Wiederherstellung des Königthums nicht zu denken war, und es war ein fast kindischer Trotz, wenn sie, statt ihre Wünsche zu vertagen, sich sträubten, zu einer Wiedervereinigung der Gruppen der Mehrheit ihre Hand zu bieten. In dieser Haltung der äußersten Legitimisten lag eine um so größere Gefahr, da man nur durch rasches und entschlossenes Handeln die Republikaner hindern konnte die Lage der Dinge zu einem parlamentarischen Gewaltstreich im Stil vom 24. Mai auszubeuten, Mac Mahon zu stürzen und die Leitung des Staats wiederum in die Hände Thiers zu legen, was unter den obwaltenden Umständen die Proclamation der sogenannten definitiven Republik und die sofortige Auflösung der Nationalversammlung zur Folge gehabt haben würde. Wieder lagen die Verhältnisse so, daß dem Entschlossensten der Sieg zufallen mußte, und wiederum zeigten sich im entscheidenden Augenblicke die Conservativen ihren Gegnern an Entschlossenheit und Fähigkeit zum Handeln überlegen. Die Republikaner hatten schlechterdings Nichts gethan, um der Wiederherstellung des Königthums ein ernsthaftes Hinderniß in den Weg zu setzen, sie hatten sich damit begnügt, in allen ihren Parteiversammlungen mit ermüdender Consequenz feierlich zu constatiren, daß das Land der Republik ergeben sei und daß an der republikanischen Begeisterung der Nation die Pläne der Königmacher elend zu Schanden werden würden, während es doch jedem unbefangenen Blicke einleuchtend war, daß ein auf Wiederherstellung des Königthums gerichteter Beschluß der Versammlung im Lande nicht dem geringsten thatsächlichen Widerstand begegnen, sondern höchstens einige ohnmächtige Verwahrungen im Stile der Klubbeschlüsse der Linken

hervorrufen würde. Es war eine durchaus abgeschmackte Prahlerei, wenn die Republikaner sich ein Verdienst an dem Scheitern der Restauration zuschrieben. Nicht die republikanische Gesinnung des Landes, nicht die Politik der Linken brachte die Entwürfe der Fusionisten zu Fall, sondern lediglich der gewissenhafte Eigensinn des ehrlichen aber beschränkten Romantikers, der sein Recht auf die Krone für zu heilig hielt, um dasselbe durch Anwendung irdischer Mittel, ohne die sich doch nun einmal der Weg vom Recht zum thatsächlichen Besitz nicht zurücklegen läßt, beflecken und entweihen zu lassen. Die einzige Gefahr, die der Wiederherstellung gedroht, hatte in der Eigenthümlichkeit dessen gelegen, den man zum Könige pressen wollte. Man hätte nun glauben sollen, daß die Republikaner ihre Vorbereitungen für den Fall einer Ablehnung der von dem royalistischen Ausschuß gestellten Bedingungen von Seiten des Grafen von Chambord treffen würden, um die Augenblicke der ersten Verwirrung zu einer raschen That zu benutzen. In der That aber zeigte sich, daß sie auf Nichts vorbereitet waren; sie ließen sich durch ein Ereigniß, um dessen Möglichkeit seit Wochen sich alle Erörterungen der Presse drehten, vollständig überraschen; sie standen wie betäubt, als der Brief des Grafen sie von der furchtbarsten Gefahr befreit hatte. Das Glück hatte ihnen freigebig Macht und Herrschaft geboten, aber an den Unentschlossenen und Ungeschickten sind alle Gaben des Glückes nutzlos verschwendet. Als sie sich gesammelt hatten, war es zu spät. Die Conservativen hatten den Fall des Mißlingens während der Verhandlungen mit dem Grafen von Chambord niemals aus den Augen gesetzt; ihre Niederlage traf sie daher nicht unvorbereitet. Als sie sahen, daß sie ihren Plan aufgeben mußten, war der Ausweg aus der gefährlichen Lage bereits gefunden: die Verlängerung der Vollmachten des Marschalls Mac Mahon bot sich als einziges Rettungsmittel, und in dem raschen Ergreifen desselben bewährte die Mehrheit dieselbe Entschlossenheit und Energie, die ihr in dem Kampf gegen Herrn Thiers den Sieg verschafft hatte.

Aber freilich, sobald es sich um die Einzelheiten der Vollmachtsverlängerung handelte, gingen die Ansichten der verschiedenen Gruppen weit auseinander, und bis zum Augenblicke der Entscheidung blieb es durchaus zweifelhaft, ob es gelingen würde, eine Mehrheit auf eine bestimmte Formel zu vereinigen. Man wußte sehr wohl, daß Mac Mahon sich mit der einfachen Erklärung, daß er die bisher ausgeübte Gewalt zunächst ohne Bestimmung einer gewissen Zeitdauer unter den alten Bedingungen weiter führen sollte, nicht würde zufrieden stellen lassen. Für den Marschall, der sich des Vortheils, der für seine Stellung aus der allgemeinen Verwirrung hervorging, sehr wohl bewußt war, hatte die einfache Verlängerung des Status quo gar keinen Werth. Wie gering man auch über seine politischen Fähigkeiten denken mochte, er

besaß jedenfalls Selbstgefühl genug, um den entschiedensten Widerwillen gegen die Zumuthung zu empfinden, noch länger der Mehrheit als Schildwache zu dienen. Er hatte die Bestrebungen der Royalisten in keiner Weise gehindert und ihnen durch seine fast apathische Haltung den besten Dienst geleistet, der ihnen überhaupt von seiner Seite geleistet werden konnte. Als aber die königlichen Parteien, nachdem ihre Hoffnung traurigen Schiffbruch gelitten hatte, wieder zu ihm ihre Zuflucht nahmen, da weigerte er sich, als Auskunftsmittel sich gebrauchen zu lassen. Er forderte nicht weniger, als eine von der Versammlung thatsächlich unabhängige Stellung: die Ausdehnung seiner Gewalt auf zehn Jahre und die Ausstattung mit Gesetzen, die ihn in den Stand setzten, die ihm übertragene Gewalt auch wirksam auszuüben. Während die Versammlung voraussichtlich bald auf dem Punkt der Zerrüttung und Ohnmacht ankommen mußte, wo ihre Auflösung unvermeidlich war, wollte er sich seine Macht auf eine lange Reihe von Jahren verlängern lassen. Mochte die souveräne Versammlung für sich immerhin das Recht auf eine unbegrenzte Lebensdauer in Anspruch nehmen, das war bei ihrer zunehmenden Zersetzung, bei der erschreckenden Unfruchtbarkeit ihrer Thätigkeit, ein sehr werthloses Recht; und wenn dem Marschall verfassungsmäßig eine bestimmte nicht allzu kurz bemessene Dauer seiner Macht zugesichert wurde, so hieß das nichts andres, als seine Vollmachten über die voraussichtliche Lebensdauer der souveränen Versammlung hinaus verlängern. Verfassungsmäßig blieb ja die Versammlung der Souverän; wenn sie aber die Mandatsdauer ihres Beauftragten von ihrer eigenen Existenz unabhängig machte, so stellte sie selbst ihre eigene Macht vor der seinigen in Schatten; ja sie forderte den Präsidenten zu einem, sei es offenen und gewaltsamen, sei es versteckten Staatsstreich förmlich heraus. So lange der Präsident wußte, daß die Auflösung der Versammlung auch seiner Macht ein Ziel setzte, lag es, wenn er nicht unbedingt seiner Wiederwahl durch eine neue Versammlung sicher war in seinem Interesse, die Sache der Versailler Volksvertreter als seine eigene zu betrachten, sie vor den verderblichen Folgen ihrer eigenen Schwäche zu schützen und Alles aufzubieten, um die Auflösung der Versammlung so lange als möglich hinaus zu schieben. Einen Conflikt hervorzurufen, wäre in diesem Falle ein politischer Selbstmord oder die offene Ankündigung eines gewaltsamen Staatsstreichs gewesen. Ganz anders, wenn der Präsidentengewalt das Recht gewährleistet war, die Versammlung zu überleben und sie gewissermaßen zu beerben, oder über ihr Erbe zu verfügen. Brach unter diesen Umständen zwischen dem Präsidenten und der Versammlung ein ernstes Zerwürfniß aus, so wurde ihm offenbar die Versuchung nahe gelegt, die Versammlung zu den thörichtsten Maßregeln zu verlocken, keineswegs aber sie vor den Folgen ihrer Thorheit zu schützen. Sein Vortheil war es, konnte

es wenigstens unter Umständen sein, wenn die Versammlung in der Gunst der öffentlichen Meinung tiefer und immer tiefer sank, wenn sie fortfuhr, wie bisher von den Grundlagen ihrer Macht einen Stein nach dem andern abzutragen. Dies waren Bedenken der ernstesten Art, denen sich die Mehrheit unmöglich verschließen konnte; es kam ihr unendlich schwer an, den Marschall in eine thatsächlich fast unabhängige Stellung zu versetzen, aus der er, ohne Anwendung irgend einer Gewaltmaßregel, machen konnte, was er wollte, und die jedenfalls an Bedeutung und Macht in dem Maße zunehmen mußte, als das Ansehn der Versammlung abnahm. Aber man hatte eben nicht mehr freie Hand; an den Gedanken einer einfachen Vollmachtsverlängerung unter den bisherigen Bedingungen hatte man sich bereits gewöhnt, man hatte sie schon während der Verhandlungen mit dem Grafen Chambord für den Fall des Scheiterns derselben als letztes Rettungsmittel ins Auge gefaßt, und man sah sehr wohl ein, daß man sich den von Mac Mahon gestellten Bedingungen unterwerfen, oder auf jeden Widerstand gegen die Republikaner verzichten müßte. Immerhin mochte jede Partei sich vorbehalten, zu gelegener Zeit auf ihre Pläne zurückzukommen, für den Augenblick galt es, Mac Mahon am Ruder zu erhalten, wie bitter es auch war, sich Bedingungen stellen zu lassen von einem Manne, dem man die höchste Gewalt nur anvertraut hatte, weil man überzeugt war, er werde sie stets nur als gefügiges Werkzeug seiner Auftraggeber ausüben. Diese Nachgiebigkeit war zur Nothwendigkeit geworden, und die schüchternen Versuche, sich derselben zu entziehn, stellten nur die Schwäche der Parteien ins grellste Licht.

Diesem Schicksal verfielen vor Allem die Orleanisten. Ganz behaglich war ihnen die Unterordnung unter den Grafen Chambord mit Aufopferung ihrer selbstständigen Ansprüche niemals gewesen. Was Wunder, wenn ihnen jetzt der kluge Einfall kam, die allgemeine Auflösung zu einem orleanistischen Handstreich auszubeuten? Sie beschlossen also in einer Parteiversammlung, einem ihrer Prinzen die Generalstatthalterschaft des Königreichs anzubieten. Daß man zu dieser Stellung weder das Haupt noch das befähigte Mitglied der Familie, sondern den wenig bedeutenden Joinville ausersah, zeugte von der Unsicherheit und dem geringen Selbstvertrauen der kläglichen Planmacher, deren Furchtsamkeit und Unentschlossenheit ganz ihrer Begehrlichkeit gleichkam. Wahrscheinlich war man durchaus nicht überrascht, als Joinville, der denn doch zu klug war, sich auf ein so hoffnungsloses Abenteuer einzulassen, durch seine vertrauten Freunde erklären ließ, er könne auf kein derartiges Anerbieten eingehn, da seine Verbindlichkeiten gegen seinen Vetter, die durch dessen Brief keineswegs gelöst seien, ihm jedes selbständige Auftreten verböten. Diese Abweisung ernüchterte die Orleanisten vollkommen, und sie würden sich jetzt selbst eine lebenslängliche Verlängerung der Vollmacht Mac Mahon's haben

gefallen lassen. Sie waren von diesem Augenblick an die eifrigsten Anhänger Mac Mahon's, der, wo er sich öffentlich zeigte, stets von einem Gefolge von Prinzen und Freunden des Hauses Orleans umgeben war. Ohne jeden Halt in der öffentlichen Meinung, sahen sie sich zu völliger Nichtigkeit verdammt, wenn sie sich nicht auf die Regierung stützen konnten. Sie entschlossen sich, weil ihnen zunächst nichts Andres übrig blieb, die Rolle der gouvernementalen Partei zu übernehmen, um sich von Mac Mahon und Broglie, den sie ganz als den Ihrigen betrachteten, über Bord halten zu lassen.

Nicht so leicht und auch nicht vorbehaltlos ergaben sich die eifrigen Legitimisten in ihr Schicksal. Von der Nothwendigkeit einer Verlängerung der Vollmachten waren auch sie allerdings überzeugt; aber sie waren durchaus nicht geneigt, zuzugeben, daß die Versammlung irgend einen Beschluß fassen könne, der sie in ihrer Allmacht beschränken und also hindern könnte, zu jeder ihr gelegen scheinenden Zeit auf den gescheiterten Versuch zurückzukommen und das Königthum wiederherzustellen. Bis dieser Augenblick einträte, mußte Mac Mahon, das sahen sie sehr wohl ein, am Ruder erhalten werden. Man mochte auch immerhin seine Amtsgewalt auf eine längere Reihe von Jahren ausdehnen: das war auch in ihren Augen ein treffliches Schutzmittel gegen die Entwürfe der Republikaner, Bonapartisten, Orleanisten, die ihnen allmählich verhaßter, als alle anderen Parteien wurden; aber die Entsagung, die sie von den anderen forderten, auch sich selbst aufzuerlegen, lag keineswegs in ihrer Absicht. Sollte es gelingen, früher oder später eine Stimmenmehrheit für den König zusammenzubringen, so war nach ihrer Ansicht Mac Mahon selbstverständlich verpflichtet, sofort seine Gewalt an den rechtmäßigen Herrscher abzutreten. Spätere Enthüllungen zeigen, daß Broglie bei dieser Gelegenheit eine ziemlich zweideutige Rolle gespielt und sich über die Tragweite der Verlängerung der Gewalten den Anhängern Chambord's gegenüber ganz in einer ihren Anschauungen entsprechenden Weise geäußert hat. Wie weit die Aeußerungen Broglie's auf den Entschluß der Legitimisten von Einfluß waren, läßt sich trotz mehrfacher Enthüllungen noch nicht mit Sicherheit beurtheilen: aber gleichviel ob sie sich hinters Licht haben führen lassen, oder ob sie eben nur dem Zwang der Verhältnisse nachgaben: im entscheidenden Augenblicke begnügten sie sich, indem sie für die Verlängerung der Vollmacht stimmten, ihren Standpunkt und ihr Gewissen mit der nichtssagenden Erklärung zu wahren, daß sie daran festhielten, die Monarchie als die natürliche Verfassung Frankreichs anzusehen. Zwischen dieser matten Erklärung und der entschieden feindlichen Haltung der Legitimisten bestand ein offenkundiger Widerspruch; indessen war die Regierung selbst auf die Opposition von Seiten dieser Partei von Anfang an gefaßt gewesen, da ihre Presse unausgesetzt den Satz verfocht, daß die Nationalversammlung sich

ihrer souveränen Machtvollkommenheit nur nach Gründung einer definitiven Regierung entäußern könne, und daß sie bis zur Constituirung einer solchen befugt sei, jeden ihrer Beschlüsse zurückzunehmen, womit natürlich einer Verlängerung der Vollmachten auf eine bestimmte Zeit jede ernste Bedeutung abgesprochen wurde. In Consequenz dieser Ansicht hätten die Legitimisten eigentlich sämmtlich gegen die Vollmachtenverlängerung stimmen müssen, denn eine Verlängerung auf bestimmte Zeit mit dem sei es ausgesprochen, sei es unausgesprochenen Vorbehalt des Widerrufs war ein Widersinn und eine Lüge, durch welche die legitimistische Partei im Voraus ihrer Opposition die Spitze abbrach, indem sie ihre Sache durch Halbheit und Zweideutigkeit entwürdigte.

Zunächst ließ die Regierung indessen die Commentare der legitimistischen Blätter auf sich beruhn; denn sie konnte der legitimistischen Stimme um so weniger entbehren, da die Bonapartisten der Idee der Vollmachtsverlängerung gegenüber sich unerwartet spröde verhielten. Die klugen Führer dieser Partei waren allerdings weit davon entfernt, die Conservativen wegen des Streiches, den sie ihren Verbündeten vom 24. Mai durch ihren Restaurationsversuch gespielt hatten, geradezu in Stich zu lassen. Durch Gefühlsregungen ließ sich Herr Rouher überhaupt nicht bestimmen; jeder seiner Schritte war wohl berechnet und sein Ansehen war groß genug, um die Heißsporne der Partei, die durch ihre Prahlerei und ihr wüstes Toben sich in oft lästiger Weise bemerkbar machten, wenigstens von unbesonnenen Handlungen zurückzuhalten. Rouher nun erkannte sofort die Vortheile, aber auch die Schwierigkeiten der Lage: es galt, die einen gründlich auszubeuten, durch die andern geschickt sich hindurchzuwinden. In gewisser Beziehung lagen die Dinge ähnlich wie im Mai, insofern die Conservativen alle Ursache hatten, sich des Beistandes der Bonapartisten zu versichern; insofern lagen sie wieder anders, als die Bonapartisten durch ihre Principien gehindert waren, unbedingt der Politik sich anzuschließen, über welche die Regierung mit der Masse der conservativen Partei sich entweder schon geeinigt hatte, oder wenigstens im Begriff stand, sich zu einigen. Das Recht, auf lange Zeit, über die Dauer ihres eignen Daseins hinaus, über die höchste Gewalt zu verfügen und dieselbe mit verfassungsmäßigen Befugnissen auszurüsten, konnten sie ihrem obersten Grundsatze gemäß der Versammlung gar nicht zugestehn. Eine solche Entscheidung konnte nur das Volk in seinen Urversammlungen treffen. In ihren Ansichten über die Befugnisse der gegenwärtigen Versammlung stimmte sie also im Wesentlichen mit der eigentlichen Linken überein, und da merkwürdiger Weise auch die Plebicitidee bei einem Theile dieser Partei Anklang fand, so schien es im Augenblick fast, als ob ein Bündniß zwischen Republikanern und Bonapartisten zu Stande kommen werde. Indessen erklärte sich die Mehrzahl der Republikaner doch entschieden gegen eine Volksabstimmung im

bonapartistischen Stile, und was die Bonapartisten selbst betrifft, so waren die Versuche einer Annäherung an die Linke schwerlich ernst gemeint. Um die Wiederherstellung des Königthums zu hindern, wären sie allerdings wohl bereit gewesen, sich mit allen Parteien zu verbünden, die entschlossen waren, den Plänen der Royalisten den äußersten, wenn es sein mußte, gewaltsamen Widerstand entgegenzusetzen; aber an dieser Entschlossenheit hatte es eben den Republikanern in den Augenblicken, wo nur ein kräftiges Handeln die Royalisten in der Verwirklichung ihrer Pläne hindern zu können schien, durchaus gefehlt. Jetzt, wo die Restauration gescheitert war, wo die Royalisten fürs erste unbedingt auf ihre Hoffnungen verzichten mußten, sahen die Bonapartisten ihre gefährlichsten Feinde wieder in den Republikanern, die sie nur in Gemeinschaft mit den übrigen Gruppen der conservativen Partei bekämpfen konnten. Mit erneuter Zuversicht stellten sie ihren alten Satz auf, daß es sich in dem Entscheidungskampfe um die Zukunft Frankreichs um Republik und Kaiserthum handele, und die Republikaner, wie schwer ihnen auch das Geständniß der Furcht vor dem so oft mit verächtlichen Worten zu den Todten geworfenen Cäsarismus wurde, konnten doch nicht umhin, die Richtigkeit ihres Satzes zu bekräftigen. Verhandlungen zwischen den beiden Parteien fanden allerdings statt; aber bei dem gegenseitigen Mißtrauen konnten sie zu keinem Ergebniß führen. Die Bonapartisten lehnten es ab, bei der Präsidentenwahl für Grevy zu stimmen, die Mehrzahl der Republikaner verwarf das Plebiscit.

Hatten die Bonapartisten ihrem Zusammenhang mit der conservativen Partei von Neuem Ausdruck gegeben, so waren sie andrerseits, wie schon bemerkt, doch schon durch die Verhältnisse auf eine gesonderte Stellung innerhalb derselben angewiesen. Einen Wechsel in der höchsten Staatsgewalt konnten sie natürlich nicht wünschen. Mac Mahon betrachteten sie halb und halb als einen der Ihrigen, und ihn zu stürzen, um Thiers wieder ans Ruder zu bringen, lag durchaus nicht in ihrer Absicht. Andrerseits aber mochten sie durch eine Abstimmung zu seinen Gunsten ihm gegenüber keine moralische Verpflichtung eingehn; es lag ihnen vielmehr daran, für alle Fälle freie Hand zu behalten. Zunächst waren sie auf eine abwartende Haltung angewiesen, und auf welche Weise die widerspruchsvollen Forderungen, welche ihre eigenthümliche Lage an sie stellte, mit einander zu vereinigen wären, darüber mußten sie schließlich nach dem Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen im letzten Augenblicke ihre Entscheidung treffen.

Auch die Republikaner konnten, nachdem sie den ersten Augenblick der Verwirrung ohne jeden Versuch die Macht an sich zu reißen, hatten vorübergehen lassen, gegen eine Verlängerung der Vollmachten Mac Mahon's nichts einwenden. Ihre Bemühungen, noch vor der Entscheidung der Prorogationsfrage den Herzog von Broglie zu stürzen, scheiterten besonders an dem

Widerstande Mac Mahon's, dessen Politik auf die Wiederherstellung der alten Mehrheit abzielte, und der einer Verschiebung des Schwerpunkts der Versammlung in das linke Centrum um so entschiedener abgeneigt war, da er mit Recht fürchtete, in diesem Falle ein Werkzeug seines gefährlichsten Gegners Thiers zu werden. Den Kampf um die Macht sahen die Republikaner sich also genöthigt zu vertagen, und es blieb ihnen somit Nichts übrig, als der Versuch, für das Zugeständniß der Vollmachtenverlängerung die förmliche Anerkennung und Organisation der Republik durchzusetzen und im Augenblick schienen sich in der That die Aussichten für diesen Versuch nicht ganz ungünstig zu gestalten.

Am 4. November hatte, da die Regierung in dieser Angelegenheit der Versammlung die Initiative überlassen wollte, Changarnier seinen Antrag gestellt, dessen erster Artikel die Verlängerung der Vollmachten des Marschalls auf 10 Jahre forderte. Nach dem Artikel 2 sollte er dieselben nach den gegenwärtigen Bedingungen ausüben, so lange sie nicht durch constitutionelle Gesetze verändert sein würden. Zur Berathung dieser Gesetze sollte nach Artikel 3 ein Ausschuß von 30 Mitgliedern in öffentlicher Sitzung und durch Listenscrutinium (nicht von den Abtheilungen) ernannt werden. Sofort stellte der Bonapartist Eschasseriaux den Gegenantrag, am 4. Januar 1874 eine allgemeine Abstimmung über Kaiserthum, Republik, Königthum zu veranstalten; letzterer Antrag wurde ebenso wie der Vorschlag Dufaure's, beide Anträge der Commission zur Prüfung der constitutionellen Gesetze zu überweisen, abgelehnt, und beschlossen, zur Vorberathung des Antrags Changarnier's eine besondere Commission zu ernennen.

Die Rechte glaubte sich des Sieges sicher, hatte dabei aber nicht bedacht, daß die Wahl eines Ausschusses durch die Abtheilungen oft zu den auffallendsten und überraschendsten Ergebnissen führt. So auch diesmal: von den 15 Mitgliedern des Ausschusses gehörten 8 der republikanischen Partei, 7 der Rechten an.

Selbstverständlich war die Versammlung in keiner Weise an die Beschlüsse, welche der Ausschuß etwa fassen würde, gebunden. Nichtsdestoweniger sah die Linke in diesem Wahlergebniß einen bedeutenden Erfolg. Der moralische Eindruck des Ereignisses auf die schwankenden Mitglieder der Versammlung war groß; was aber eben so wichtig war, auch die Regierung mußte mit den Republikanern rechnen. Die Commission war das rechtmäßige Organ der Kammer; ihre Beschlüsse waren unter allen Umständen von Wichtigkeit; die Regierung mußte suchen, einen für sie annehmbaren Commissionsbeschluß herbeizuführen, sie mußte unterhandeln, und das war für die Republikaner ein unschätzbarer Vortheil; sie konnten als legitime Macht auftreten, was ihnen lange nicht vergönnt gewesen war.

Indessen zeigte sich bald, daß die Verhandlungen zwischen der Regierung und der Commission nicht zum Ziele führen würden. Die Mehrheit der Commission, deren Führung Casimir Perrier übernommen hatte, bestand darauf, daß die Abstimmung über die Verlängerung der Vollmachten und die constitutionellen Gesetze gleichzeitig vorgenommen würden, d. h. sie wollte die Präsidentschaft als organischen Bestandtheil in eine republikanische Verfassung einfügen, während Mac Mahon unbedingt die Trennung beider Fragen verlangte: die Verlängerung der Vollmachten ganz unabhängig von den constitutionellen Gesetzen, deren Nothwendigkeit auch er erkannte, die aber, wie er die Sache auffaßte, nicht die Republik begründen, sondern nur die Befugnisse der Executivgewalt regeln und kräftigen sollten. Das war das grade Gegentheil von dem, was die Mehrheit des Ausschusses durchzusetzen wünschte, und an diesem grundsätzlichen Gegensatz mußten natürlich alle Vereinbarungsversuche scheitern.

Je klarer sich dies herausstellte, um so mehr war die Regierung darauf angewiesen, mit der Rechten sich vollständig zu verständigen. Dazu bedurfte es aber von Seiten Mac Mahon's eines Zugeständnisses in Betreff der Zeit, für welche seine Vollmacht zu verlängern wäre, da an den 10 Jahren nicht bloß die Republikaner und Bonapartisten, sondern auch die Royalisten in überwiegender Mehrheit Anlaß nahmen. Am 17. November erließ Mac Mahon eine Botschaft, in welcher er erklärte: Frankreich würde einer Staatsgewalt kein Verständniß abgewinnen können, deren Dauer man schon in ihrem Beginn Vorbehalten unterwürfe, durch welche dieselbe von dem constitutionellen Gesetze abhängig gemacht würde. Dadurch würde in wenigen Tagen wieder in Frage gestellt werden, was man heute beschließen würde. In diesem Hauptpunkte also blieb Mac Mahon fest, und erkannte dies um so sicherer, da er hierin auch auf die Zustimmung der Bonapartisten rechnen konnte. In der Zeitfrage gab er dagegen nach und erklärte, sich mit einer Verlängerung seiner Amtsgewalt auf 7 Jahre begnügen zu können.

Damit war die Brücke der Verständigung mit dem Ausschusse abgebrochen worden. Die Mehrheit des Ausschusses schlug vor, die Abstimmung über die Verlängerung der Gewalten und über die constitutionellen Gesetze gleichzeitig und zusammen vorzunehmen; die Minorität stellte durch den Abgeordneten Depeyre diesem Vorschlag den in einigen Punkten modificirten Antrag Changarnier's (u. a. war der Titel „Präsident der Republik" in den Gesetzesvorschlag aufgenommen worden) entgegen. Nach lebhafter Debatte, in der die Bonapartisten ihren Standpunkt durch die Forderung der allgemeinen Abstimmung wahrten (Rouher selbst ergriff bei dieser Gelegenheit das Wort), wurde der Antrag Depeyre in allen seinen Theilen mit bedeutender Stimmenmehrheit angenommen. Von der Linken war der Versuch gemacht worden,

wenigstens den Sturz des verhaßten Broglie herbeizuführen. Aber auch dieser Versuch scheiterte. Allerdings reichte das Ministerium, wie sich unter den obwaltenden Umständen von selbst verstand, seine Entlassung ein; aber Broglie wurde mit der Reconstruction des neuen Septennatscabinets beauftragt. Und in der That lag für Mac Mahon gar kein Grund vor, sich von einem Minister zu trennen, der von seiner Kunst, jeder Sache zu dienen, ohne sich und seinen Chef zu compromittiren, während der Fusionsperiode die glänzendsten Beweise abgelegt, der nach Veröffentlichung des Chambord'schen Briefes rasch sich in die neue Lage gefunden und sie beherrscht, der durch seine Geschicklichkeit es durchgesetzt hatte, daß dem Marschall seine Vollmachten unter von ihm selbst geforderten Bedingungen d. h. so gut wie bedingungslos, verlängert wurden. Dazu kam, daß am 24. November die Versammlung Herrn von Broglie ein glänzendes Vertrauensvotum ertheilte, indem sie mit 364 gegen 314 Stimmen über eine die Nichteinberufung der Wahlcollegien behufs Vornahme der Ersatzwahlen betreffende Interpellation Leon Say's, auf welche die Opposition große Hoffnungen gesetzt hatte, zur Tagesordnung überging. So war also Broglie vorläufig durchaus der Mann der Situation, er benutzte die Gelegenheit, um sich des ungeschickten Beulé zu entledigen; außerdem schieden die Legitimisten de la Bouillerie, Batbie, Ernoul aus. Broglie selbst übernahm mit der Vicepräsidentschaft des Rathes das Innere, der Herzog von Decazes das Aeußere; die übrigen Mitglieder der reconstruirten Cabinets waren: Fourtou: Unterricht; Desseilligny: Handel; Larcy: öffentliche Arbeiten; Depeyre: Justiz; Magne: Finanzen; du Barail: Krieg; Dampierre d'Hornoy: Marine. Die beiden bonapartistischen Minister waren also geblieben und der Unterrichtsminister Fourtou stand den Bonapartisten wenigstens sehr nahe. Charakteristisch für das neue Cabinet war das Zurücktreten des entschieden legitimistischen Elements, welches durch die unausgesetzten heftigen Angriffe der legitimistischen Blätter gegen das Septennat vollkommen motivirt war. Daß Broglie das Portefeuille des Innern übernommen hatte, konnte als Beweis gelten, daß die Regierung entschlossen war, alle ihre Gegner mit Anwendung der äußersten, ihr zu Gebote stehenden Mittel zu bekämpfen.

Der Grund zu einer siebenjährigen Dictatur war gelegt. Da sich indessen der rechtmäßige Souverän, die Nationalversammlung, doch nicht ganz bei Seite schieben ließ, so war man darauf angewiesen, die Dictatur unter parlamentarischen Formen zu verstecken und zu diesem Zwecke die Wiederherstellung der alten Mehrheit in Angriff zu nehmen. Wo es galt, den Republikanern Widerstand zu leisten, hatte sich dieselbe auch bereits wieder zusammengefunden; aber außer dem Haß gegen die Republikaner gab es kein gemeinsames Band für die conservativen Gruppen. Dies zeigte sich bei den

Wahlen für die Dreißigercommission. Alle Gruppen der Mehrheit waren einverstanden, die Republikaner von der Theilnahme an der Commission womöglich ganz auszuschließen. Aber nachdem etwa die Hälfte der Mitglieder ernannt war, gerieth die Wahl völlig ins Stocken, da die Mehrheit über die Frage, nach welchem Verhältnisse die Zahl der Mitglieder unter die einzelnen Gruppen zu vertheilen sei, völlig auseinanderfiel. Sitzung auf Sitzung folgte, ohne daß es gelang das Wahlgeschäft zu Ende zu führen. Als man endlich 28 Mitglieder ernannt hatte, — darunter einige wenige Republikaner — drohte die ganze Wahloperation zu scheitern; die Linke und ein Theil der Legitimisten enthielt sich der Abstimmung, und in Folge davon wurde nicht mehr die zur Wahl nöthige Anzahl der Stimmen (die absolute Majorität der Versammlung) abgegeben. Man mußte sich entschließen, mit der Linken zu verhandeln, und derselben die letzten zwei Stimmen (Cazanne vom linken Centrum und Vacherot von der Linken) zu bewilligen.

Eine feste Majorität gab es also in diesem Augenblick nicht. Die äußerste Rechte schien zu systematischer Opposition entschlossen, die Bonapartisten fanden ihren Vortheil dabei, sich in keiner Weise zu binden, sondern ganz nach den Umständen zu handeln. Die Orleanisten waren die einzigen, die sich dem Septennat ohne ausgesprochenen Vorbehalt anschlossen, aber auch sie nicht ohne Hintergedanken. Ihr ganzes Trachten ging dahin, für den Herzog von Aumale, der eben dabei war, sich in dem Bazaine'schen Processe Lorbeeren ganz eigenthümlicher Art zu pflücken, eine Stellung ausfindig zu machen, die ihm die Anwartschaft auf Mac Mahon's Stelle gäbe.

Die Aussichten für Bildung einer geschlossenen septennalistischen Partei waren also von Anfang an sehr gering. Aber grade diese Zerrüttung der Parteiverhältnisse konnte, geschickt benutzt, für Mac Mahon ein Machtmittel werden. Vermochte er nicht, sich auf die Mehrheit zu stützen, so hörte auch seine Verpflichtung gegen die Mehrheit auf. Je zielloser die Parteikämpfe sich gestalteten, um so höher stieg in Frankreich das Bedürfniß nach einer starken Regierung. Konnte Mac Mahon eine solche, sei es ohne die Nationalversammlung, sei es selbst im Gegensatz zu ihr, begründen, so war er der Herr der Situation. Dazu bedurfte es keiner hohen staatsmännischen Begabung, nur einer gewissen ausharrenden Zähigkeit in der Behauptung des eingenommenen Platzes. Diese Zähigkeit schrieb man dem Marschall in Erinnerung an sein bekanntes Wort: „j'y suis et j'y reste" zu. Hatte er den festen Willen, auf seinem Posten zu beharren, so ließ sich für den Augenblick nicht absehn, wer es wagen und vermögen sollte, ihn von demselben zu verdrängen.

Georg Zelle.

Ein amerikanischer Humorist.

(Mark Twain.)

Mark Twain ist den Lesern der Grenzboten ein alter Bekannter. Im Sommer 1873 brachten diese Blätter unter dem Titel „Ein Besuch auf den Sandwichsinseln" eine Reihe seiner vorzüglichen humoristischen Reiseberichte.*) Heute liegt uns die angenehme Pflicht ob, eine Auswahl seiner Schriften in deutscher Uebersetzung bei unsern Lesern einzuführen. Es ist dieß der zweite Band, der bei F. W. Grunow erscheinenden „Amerikanischen Humoristen"**), eine Sammlung, deren ersten Band wir vor Kurzem rühmend zu erwähnen Gelegenheit hatten.***)

So liegen denn bis jetzt aus diesem Verlage Uebersetzungen von Bret Harte, Thomas Bailey Aldrich und Mark Twain vor, die alle den gleich gewandten Uebersetzer verrathen. Der dritte Band der Serie „Amerikanische Humoristen" soll die berühmte „Geschichte vom schlimmen Jungen" von Thomas Bailey Aldrich enthalten, der vierte uns mit Max Adeler's „Fern vom Weltgetümmel" bekannt machen. Wenn diese Sammlung vollständig erschienen ist, wird vielleicht die Gelegenheit sich bieten, diese amerikanischen Humoristen und Dichter unter einander zu vergleichen. Für heute enthalten wir uns des Versuchs dieser Arbeit. Mark Twain spricht so sehr für sich selbst, daß er der Empfehlung und Charakterisirung beim Leser durchaus nicht bedarf, um verstanden und herzlich willkommen geheißen zu werden. Es kann völlig genügen, wenn hier gesagt wird, daß die neuesten Schriften Mark Twain's — die hier noch nicht übersetzt sind — darauf hindeuten, daß dieser Schriftsteller mehr und mehr die politische Satire als seine vorzüglichste Domäne cultivirt. Sein im vorigen Jahre erschienener Roman The gildedage (das vergoldete Zeitalter) ist die grausamste Persiflage der öffentlichen Zustände oder besser Mißstände der Vereinigten Staaten, die sich denken läßt. Und der Erfolg, den diese kühne That gehabt hat, dürfte den Dichter um so mehr bestimmen in seiner Spezialität fortzuarbeiten, als bekanntlich in den letzten Jahren eine sehr mächtige Opposition der ehrlichen Leute der Union, unter der Führung unsres einstigen Landsmannes, des Senator Karl Schurz sich regt, um die Corruption, die sich drüben in alle öffentlichen Verhältnisse, in die Verwaltung und Gesetzgebung der Gemeinde, der Partikularstaats- und der Bundesangelegenheiten, ja selbst in die Justiz, im weitesten Umfange eingenistet hat, aus dem Sattel

*) Grenzboten 1873 III. S. 25. 56. 100. 140. (Heft 27—30).

**) Amerikanische Humoristen. 2. Band. Jim Smiley's berühmter Springfrosch und dergl. wunderliche Käuze mehr. Im Silberlande Nevada von Mark Twain. Ins Deutsche übertragen von Moritz Busch. Leipzig, F. W. Grunow. 1874.

***) Grenzboten 1874, IV. S. 92.

zu heben. Die jüngsten amerikanischen Wahlen sind ein Beweis für die Stärke dieser Opposition. Leute, die lange drüben gelebt haben, stellen entschieden in Abrede, daß den Sieg bei den letzten Wahlen die „Demokraten" davongetragen hätten, d. h. jene politische Partei, welche im Secessionskriege niedergeworfen, und bei uns Deutschen in der Regel als die „reactionaire" angesehen wurde. Vielmehr hat die Opposition der ehrlichen Leute gegen die Corruption jener Verwaltung, die Grant's populären Namen und seine Duldsamkeit gegen politische Parteigenossen mißbrauchte, den Sieg davongetragen, und nun die Majorität im Congresse, eine an Majorität streifende Minderheit im Senat erlangt. So wird das letzte Wahlergebniß von der amerikanischen Presse aller Farben beurtheilt. Eine spätere Zeit erst wird darüber richten, welchen Antheil an dieser tiefen Wandlung, deren fruchtbare und bedeutsame Folgen jetzt noch nicht einmal übersehen werden können, jener kecke Humorist hat, der die faulen Zustände seines Vaterlandes mit dem schärfsten Spotte schonungslos geißelte und dadurch vorläufig alle Lacher auf seine Seite brachte, bis dann der Ernst des politischen Wirkens in Versammlungen, Flugschriften und Preßartikeln die Opposition der ehrlichen Leute in dasselbe Lager zog.

Diese mächtige Begabung Mark Twain's für politische Satire tritt in der vorliegenden Auswahl seiner Schriften für denjenigen, der seine späteren Sachen gelesen hat, allerdings schon in recht merklicher Deutlichkeit hervor, und unsere Leser sollen davon später einige schmackhafte Proben erhalten. Aber im Ganzen ist hier der Humor noch Selbstzweck; oder wenn man will nothwendige natürliche Folge der entsprechenden Weltanschauung des Dichters. Wir werden in den im nächsten Hefte zusammenzustellenden Auszügen aus Mark Twain's Beobachtungen und Abenteuern auf einer Ueberlandreise von St. Joseph bis Nevàda und im Silberlande selbst, nachweisen, welch gottbegnadete Fülle von Humor ihm innewohnt, wie er selbst die trübseligsten wüstesten Einöden der Erde, die thierischen Jammergestalten, welche sie bevölkern, die menschlichen und thierischen Ueberreste, welche in der brennenden Sonne aus dem tiefen Haidesand hervorragen und des Nachts phosphorescirend leuchten wie matte Mondscheinstrahlen, — wie er all das mit unsterblicher Heiterkeit der Seele zu betrachten und zu schildern weiß. Und diese fröhliche Lebensanschauung verläßt ihn auch nicht, wenn er selbst vielleicht denkt oder sich vornimmt, besonders scharf und boshaft zu schreiben. Ich meine, selbst die Opfer seiner Späße müssen mit ihm lachen. Und nur Wenige wird es geben, denen ein Pfeil im Fleische zurückbleibt, den Mark Twain hineintrieb. Und diese Auserwählten haben es jedenfalls reichlich verdient und selbst für amerikanische Gewohnheiten übertoll getrieben. Aber daß der Pfeil eine

ehrliche gerade glatte Spitze hatte und völlig giftfrei ist, müssen sicherlich auch sie zugeben. —

Die kleinen Erzählungen Mark Twain's, welche dieser Band vereinigt, haben eigentlich alle einen satirischen Anflug. Sie geißeln alle, eine jede in ihrer Weise, ein yankee'sches Nationallaster: die übertriebene Wettlust; die weitverbreitete Vervollkommnung in der Begabung für das Lügen, gegen welche Münchhausen als armseliger ABC-Lügner erscheint; die Neigung seiner Landsleute für sensationelle Stoffe; das allgemeine Behagen, mit dem drüben Mordgeschichten in ihren abschreckendsten Details niedergeschrieben und gelesen werden; die Schattenseiten der „Lady"-Erziehung und dergleichen mehr. Aber diese Moral der Geschichte tritt vor dem leuchtenden wärmenden Humor des Dichters so vollständig zurück, daß man bei der Lectüre niemals durch eine zu enge Fühlung mit der Tendenz durchfröstelt wird. Einige Beispiele mögen statt weiterer Bemerkungen folgen.

Die erste Erzählung, „Jim Smiley's berühmter Springfrosch" schildert uns die Symptome und den üblichen Verlauf der Wettkrankheit. Jim Smiley ist der vom Wettteufel Besessene. Er wettete auf Alles nur Mögliche, kaum wurde was erwähnt, so erbot er sich, darauf zu wetten, dafür oder dagegen, es war ihm Alles eins: auf Pferderennen, Hunde-, Katzen- und Hahnenkämpfe. Wenn zwei Vögel auf einem Zaune saßen, so bot er eine Wette an, welcher zuletzt wegfliegen würde. Oder wenn ein Gottesdienst unter freiem Himmel mit mehreren Predigern abgehalten wurde, so war er regelmäßig von der Partie, um auf den Pastor Walker zu wetten, den er für den besten Ermahner hier herum hielt. . . Es war ihm Alles Wurst, wenn er nur wetten konnte, der Höllenkerl. Pastor Walkers Frau lag einmal eine gute Weile todkrank darnieder, und es schien, als ob man sie nicht durchbringen würde. Da kommt er eines Morgens herein, und Smiley fragt, wie's ihr gehen thut, und der Pastor sagt, es ginge erheblich besser. Gott sei Dank für seine unendliche Barmherzigkeit — und es machte sich so gut mit ihr, daß sie, wenn die Vorsehung ihren Segen dazu gäbe, wohl noch wieder gesund werden würde — und was sagt da dieser Smiley, ohne sich lange zu besinnen? „Na, gut, ich riskire dritthalb Dollar, daß sie nicht wieder wird, Punctum!"

Jim Smiley hielt sich aber auch verschiedene Hausthiere, welche ihn in die Lage versetzten, die Bedürfnisse seines Wettgenies nicht dem geistlosen Zufall preiszugeben. Da war die „Funfzehn-Minuten-Mähre", sein Wettpferd, welches in jedem Rennen durch verzweifeltes Hetzen und Strampeln Husten, Niesen, Nasenschnauben und Staubaufwirbeln immer eine Kopflänge eher am Ziel anlangte als jedes andere Pferd. Da war Andrew Jackson seine kleine Bulldogge, der er viel Geld verdankte. Denn sie hatte eine eigen-

thümliche Taktik, jeden andern Köter im Kampf unterzukriegen. Sie ließ sich erst abwalken und herumzerren, beißen, zwei bis dreimal über die Schulter schmeißen von seinem Gegner, bis sie — auf einmal den andern Hund beim Gelenke seines Hinterbeines kriegte und dran hängen blieb wie angefroren. „Er kaute nicht, verstehen Sie wohl, sondern biß sich nur fest und hing dran, bis sie den Schwamm in die Höhe warfen, und wenn es ein Jahr gedauert hätte. Smiley gewann mit diesem Hunde immer, bis er einmal auf ihn gegen einen andern wetten that, der keine Hinterbeine hatte, weil sie ihm von einer Kreissäge abgeschnitten worden waren, und als die Geschichte lange genug gedauert hatte und das Geld alle gesetzt war, und Andrew Jackson seinen Leibbiß thun wollte, da sah er im Augenblick, wie er betrogen war, und wie ihn der andere Hund, so zu sagen, in der Klemme hatte, und so verlor er die Courage und gab sich keine Mühe mehr, zu gewinnen und wurde zuletzt garstig abgeführt. Er warf Smiley einen Blick zu, wie wenn er sagen wollte, sein Herz wäre gebrochen, und er wäre Schuld daran, da er ihm einen Hund gegenüber gestellt hätte, der keine Hinterbeine nicht hätte, an die er sich halten könnte, was doch das wäre, worauf er sich beim Losgehen hauptsächlich verlassen thäte. Und dann hinkte er ein Stück fort, legte sich nieder und starb. Es war ein guter Hund, dieser Andrew Jackson, und er würde sich einen Namen gemacht haben, wenn er leben geblieben wäre; denn das Zeug dazu hatte er und Genie auch — ich weiß das, obschon er keine Gelegenheit nicht gehabt hat, davon zu sprechen. Es macht mich immer traurig, wenn ich an diese seine letzte Bataille denke, und an die Art, wie sie ablief.

Das wunderbarste Thier aber, das Jim Smiley zu Wettsiegen abgerichtet hatte, und das seine ganze Erziehung ausschließlich seinen pädagogischen Talenten verdankte, war ein Frosch. Er that an die drei Monate lang nichts, als daß er in seinem Hinterhofe saß und diesem Frosche das Hüpfen lernte. Na und ob er's ihm lernen that! Er gab ihm einen kleinen Schubs hinten, und in der nächsten Minute sah man, daß der Frosch wie ein Pfannkuchen in der Luft wirbelte, einen Purzelbaum oder, wenn er richtig ausgeholt hatte, ein paar schlug und dann ganz ordentlich wieder auf die Beine kam wie eine Katze. Er richtete ihn so auf den Fliegenfang ab und exercirte ihn so fleißig darauf ein, daß er jedesmal seine Fliege wegschnappte, sobald er eine vor sich sah. Smiley sagte, Alles was ein Frosch brauchen thäte, das wäre Erziehung, dann könnte er fast Alles fertig kriegen, und ich glaube ihm. Sie haben in Ihrem Leben keinen Frosch nicht gesehen, der so bescheiden und geradezu gewesen wäre. Und wenn sich's um den Weitsprung auf einer Fläche handelte, so kam er mit einem Satze viel weiter als sonst ein Vieh von seiner Sippschaft, das man sehen konnte. Weitsprung auf ebnem Boden, das war seine Hauptforce, und wenn es dazu kam, so setzte Smiley Geld

auf ihn, so lange er einen rothen Cent in der Tasche hatte. Smiley war fürchterlich stolz auf seinen Frosch, und er hatte Recht damit; denn Leute, die gereist hatten und überall gewesen waren, die sagten, daß er über alle Frösche ginge, die ihnen vor die Augen gekommen wären. Nun verwahrte Smiley seinen Springfrosch in einem kleinen Käfig aus Stäbchen, aus dem er ihn mitunter herausholte und zu einer Wette aufforderte. Nun kommt ihm da einmal ein Bursche — er war fremd hier im Lager — über den Weg, sieht den Käfig und sagt: „Ei was mag wohl das hier sein, was Sie in dem Käfig haben?" Und Smiley sagt, wie wenn er sich nichts draus machen thäte: „Na es könnte ein Papagei sein oder am Ende ein Kanarienvogel — aber nichts damit, 's ist blos ein Frosch." — Und der Bursch nahm ihn in die Hand, besah sich ihn genau, drehte ihn bald nach dieser Seite um und bald nach jener und sagte: „Hm, richtig. Na, wozu ist der wohl gut?" „Je nun," sagte Smiley leichthin und gelassen, „er ist gut genug für eins, sollt' ich meinen — er springt weiter wie irgend ein Frosch in Calaveras County." Der Bursche nahm den Käfig noch einmal, betrachtete sich ihn wieder lange und sorgfältig, und gab ihn dann Smiley zurück, indem er sehr entschieden sagte: „Na, ich sehe an diesem Frosche nichts, was besser wäre als bei andern Fröschen." — „Mag schon sein," sagte Smiley. „Mag sein, daß Sie sich auf Frösche verstehen, mag sein, daß Sie nichts davon verstehen, vielleicht, daß Sie Erfahrungen haben, vielleicht, daß Sie nur ein Laie in dem Fache sind. Sei dem, wie ihm wolle, ich habe meine Meinung in der Sache, und ich wette vierzig Dollars darauf, daß er weiter springen kann als irgend ein Frosch in Calaveras County." — Der Bursche überlegte sich's eine Weile, dann sagte er traurig: „Ja, ich bin hier fremd und habe keinen Frosch, aber wenn ich einen hätte, so wollte ich wohl mit Ihnen wetten." Und dann sagte Smiley: „Schon gut, schon gut — wenn Sie meinen Käfig eine Minute halten wollen, so will ich hingehen und Ihnen einen Frosch holen." Und so nahm der Bursche den Käfig und legte seine vierzig Dollars neben Smiley'n seine hin und setzte sich hin, um zu warten. — So saß er eine gute Weile da und sann und grübelte vor sich hin, bis er's hatte; da nahm er den Frosch heraus und sperrte ihm das Maul auseinander und füllte ihm mit einem Theelöffel den Bauch voll Wachtelschrot. Er stopfte ihn voll, fast bis an den Hals, und setzte ihn dann auf die Erde. Smiley war derweile nach dem Sumpfe gegangen und watete im Schlamme herum, lange Zeit, und endlich erwischte er einen Frosch und brachte ihn herzu und gab ihn dem Burschen und sagte: „Na, wenn Sie jetzt parat sind, so setzen Sie ihn neben Daniel'n hin, seine Vorderpfoten ganz in derselben Linie wie Daniel'n seine, und ich werde das Signal geben." Dann sagte er: „Eins — zwei — drei — hopps!" und er und der Bursche gaben den Fröschen

hinten einen Tipps, und der neue Frosch hüpfte fort. Aber Daniel that einen Seufzer und hob die Schultern — so — wie 'n Franzose — aber 's half nichts, er konnte sich nicht rippeln noch rappeln, er saß so fest wie ein Ambos, und er war nicht mehr im Stande, sich zu regen, als wenn er mit einem Anker festgekettet wäre. Smiley war sehr überrascht davon und sehr böse darüber, aber er hatte natürlich keine Ahnung, an was es lag. — Der Bursche nahm das Geld und machte, daß er fort kam, und als er zur Thür hinaus ging, zeigte er mit seinem Daumen über seine Schulter — sehen Sie, so — nach Daniel'n hin und sagte wieder sehr entschieden: „Nein, ich sehe an diesem Frosche nichts, was besser wäre als bei andern Fröschen.“ Smiley, der stand da und kratzte sich am Kopfe und sah nieder auf Daniel, eine lange Zeit, und zuletzt sagte er: „Möchte doch wissen, warum in aller Welt dieser Frosch den Kürzeren gezogen hat — ich möchte wissen, ob 'was mit ihm los ist — er sieht mir so vollgesackt aus.“ Und er kriegte Daniel'n beim Kragen und hob ihn in die Höhe und sagte: „Ei der Teufel, da will ich doch gleich gehenkt sein, wenn der nicht seine fünf Pfund wiegen thut!“ Damit drehte er ihn so, daß der Kopf nach unten hing, und da kamen wohl zwei Handvoll Schrot herausgekollert. Und jetzt kriegte er's weg, wie die Sache stand, und wurde ganz toll und thöricht. Er setzte seinen Frosch hin und rannte dem Burschen nach, erwischte ihn aber nicht.“

Die amerikanischen Exemplare der Familie Münchhausen schreiten zahlreich durch dieses Buch Mark Twain's. Da ist der „alte Admiral“ (der unsern Lesern schon aus der Reise nach den Sandwichsinseln bekannt ist), der jeden Keim eines Zweifels an seinen geschichtlichen Wahrheiten mit einer Verschwendung von Zorn und Flüchen niederkämpft, welche ihn zum unbestrittenen und alleinigen Besitzer der Gesellschafts-Kajüte machen, so oft er es für angemessen findet, seine geschichtlichen Abhandlungen aus dem Secessionskriege loszulassen, bis er endlich mit seinen eigenen Waffen mundtodt für immer gemacht wird. Dann ist hier „Markiß, der Lügner“, der in seinem Fache vielleicht den höchsten Preis verdient, und bei Allem, was um ihn gesprochen ist, seine berühmte Wahrheitsliebe kaum länger zügeln kann, und immer da, wo man ihn am wenigsten erwartet, mit einer fabelhaften Geschichte herausplatzt, für deren Wahrheit er stets höchst glaubwürdige Personen, am liebsten aus der Gesellschaft selbst, an die er sich wendet, aufruft. Das ist seine Spezialität. Er erzählt z. B. von einem Kamin, den er besessen, und „der so qualmte, daß der Rauch darin sich förmlich in Kuchen verwandelte und daß ich ihn mit der Spitzhacke heraushauen mußte. Sie mögen darüber lachen, meine Herren, aber der High Sheriff hat einen Klumpen davon, den ich vor seinen Augen losgebrochen habe, und so haben Sie es vollkommen leicht, wenn Sie hingehen und die Sache prüfen wollen.“ Zwei Wochen

später überfällt er eine andere Gesellschaft mit der Erzählung von dem Yakmatak-Baum auf der Insel Unalaschka, See von Kamtschatka, der nicht einen Zoll weniger, als 415 Fuß unten am Stamme hat. Der alte Capitain Saltmarshy in der Gesellschaft wird von ihm als Zeuge aufgerufen. Der aber erwidert entrüstet: „Ach, mein Junge, da hast Du Deinen Anker abgerissen, Du hast die Kette zu straff angezogen. Du versprachst, mir diesen Riesenkerl von einem Baume zu zeigen, und ich ging mit Dir durch das verfluchteste Walddickicht mehr als elf Meilen, um ihn aufzustöbern; aber der Baum, den Du mir zuletzt wiesest, war nicht dicker als ein Bierfaß, und Du weißt das selber recht gut, Markiß." Markiß: „Nun höre eins den Menschen reden! Natürlich war der Baum so dünn geworden, aber habe ich's Dir denn nicht erklärt, wie? Antworte mir: hab' ich, oder hab' ich nicht? Sagte ich Dir nicht, ich wollte, Du hättest ihn sehen sollen, wie ich ihn zuerst sah. Als Du auf Deinen Karren stiegst und mir allerhand garstige Namen anhingst und sagtest, ich hätte Dich elf Meilen herumgeschleppt, um Dir zuletzt ein winziges Stämmchen, einen wahren Schößling zu zeigen — habe ich Dir da nicht erklärt, wie die Walfischfahrer in den nördlichen Meeren sich länger als siebenundzwanzig Jahre ihr Holz von ihm geholt? Und glaubte ich denn — hol's der Teufel! — der Baum würde ewig ausreichen? Ich begreife nicht, wie Du auf diese Art die Dinge verschweigen und den Versuch machen kannst, einen Menschen zu beleidigen, der Dir in seinem Leben nichts zu Leide gethan hat." Dann, kaum zehn Tage später läßt Markiß die Geschichte von seiner Stute Margarethe folgen, die achtzehn Meilen lang mit seinem Buggywägelchen, auf dem er selbst saß, immer dreißig oder vierzig Yards vor dem furchtbarsten Sturm herlief, den Markiß in seinem Leben sah, ohne daß der Sturm die Stute einholen konnte oder ein Tropfen Regen aus der Sturmwolke sie hätte erreichen können. „Aber allerdings mein Hund hatte zu schwimmen durch den Wolkenbruch den ganzen Weg lang." Kaum vierzehn Tage später liefert Markiß das nach seiner Erfahrung klassischste Beispiel für Knauserei. John James Godfrey wurde von der Hay-Blossom-Gesellschaft in Californien für gewisse Sprengungen verwendet. Auf einmal fliegt er mit seiner Brechstange in die Luft, so hoch bis er gar nicht mehr gesehen wird, und fällt dann nach einiger Zeit genau wieder auf die Stelle herab, wo er vorhin arbeitete. „Er war nicht länger als sechzehn Minuten in der Luft abwesend gewesen, und doch zog ihm jene Gesellschaft von Knausern so viel von seinem Lohne ab, als die verlorene Zeit betrug."

Diesen Lebensgewohnheiten entspricht Markiß' Ende. Er hat sich eines Morgens gehangen und einen Zettel an seine Brust befestigt, auf welchem er seinen Selbstmord attestirt. Grund genug für die Jury sowohl an seinem Tode, als an der Freiwilligkeit desselben zu zweifeln, da die nie wankende

Beharrlichkeit des Charakters dieses Herrn Markiß während der letzten dreißig Jahre sich als gewaltiges und unzerstörbares Zeugniß dafür erhöbe, daß jede Behauptung, die er aufzustellen beliebe, die Berechtigung und den Anspruch darauf habe, sofort und ohne weitere Frage und Prüfung als Lüge angesehen zu werden." „Und so stand der Sarg in dem tropischen Klima von Lahaina sieben Tage lang offen; dann aber gab ihn selbst die gesetzliebende Jury auf." Im „Silberland Nevada" begegnen wir selbstverständlich noch einer Reihe von Menschen, die in Bezug auf Wahrheitsliebe genau so veranlagt sind, wie dieser selige Markiß.

Die ungewöhnlichen Hindernisse, welche der anglo-amerikanische Geschmack von seinen Romanhelden überwunden zu sehen wünscht, ehe sie sich kriegen, sind von Mark Twain meisterhaft gehäuft in der kurzen Geschichte „Aurelia's unglücklicher Bräutigam". Dieser Unglückselige geht nämlich in der Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit förmlich in die Brüche. Zuerst entstellen ihn Pocken. Dann bricht er, in die Betrachtung eines Luftballons vertieft, ein Bein, das ihm oberhalb des Knies abgenommen werden muß. Dann folgt der eine Arm durch zu frühes Losgehen einer Kanone bei der Feier des vierten Juli; drei Wochen später reißt ihm eine Krämpelmaschine den andern aus. „Stück für Stück verließ Aurelia's Geliebter die Braut und sie empfand, daß er in diesem unseligen Reductionsproceß doch nicht ewig ausreichen konnte ... sie bedauerte fast, wie Börsenmänner, welche Papiere festhalten und dabei verlieren, daß sie ihn nicht gleich genommen habe, bevor er eine so beunruhigende Entwerthung erlitten." Er verliert aber außerdem noch ein Auge, sein anderes Bein und seinen Scalp. Das ist allmählich, zusammengerechnet so viel geworden, daß die Frage ernsthaft ventilirt wird, ob es sich der Mühe lohne, den Rest zu heirathen. Aber Twain räth der zweifelnden Braut entschieden dazu. Das Verlorene kann durch künstliche Gliedmaßen ersetzt werden. „Es will mir nicht scheinen, Aurelia, daß damit viel gewagt würde, weil, wenn er bei seiner höllischen Neigung verharrt, sich jedesmal Schaden und Abbruch zu thun, wo er eine gute Gelegenheit dazu gewahr wird, so muß sein nächster Versuch mit ihm ein Ende machen und dann sind Sie fein heraus... Es würde auf Seiten Ihres Caruthers ein glücklicher Einfall gewesen sein, wenn er mit seinem Halse angefangen und den zuerst gebrochen hätte; da er's indessen für passend gehalten hat, eine andere Politik zu verfolgen und sich so lange als möglich auszuspinnen, so denke ich nicht, daß wir ihn darüber schelten dürfen, wenn es ihm Vergnügen gemacht hat." —

Von diesem packenden Humor sind alle die andern kleinen Erzählungen dieses Bandes durchdrungen. Doch der Raum gestattet nicht, davon mehr im Auszuge mitzutheilen. Mark Twain's Talent offenbart sich aber doch am

reichsten und schönsten in den Reise- und Lebensbildern aus dem „Silberland Nevada". Hier steigt neben dem Humoristen auch der Dichter, der Schilderer Mark Twain auf den Gipfel seiner Bedeutung, und deßhalb werden wir diese Bilder im nächsten Hefte eingehender unseren Lesern vorführen.

H. B.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 15. November 1874.

In der sechsten Sitzung des Reichstags am 9. November stand der Reichshaushalt für 1875 zur ersten Berathung. Die Verhandlung ward vom Präsidenten Delbrück mit einer Uebersicht über die Finanzlage auch des laufenden Jahres eröffnet. Die Mittheilungen über das laufende Jahr konnten in ziemlicher Vollständigkeit gegeben werden, weil die Budgetberathung zum ersten Mal am Schlusse des Berathungsjahres stattfindet. Herr Eugen Richter nahm auch diesmal den gewohnten Platz als erster Kritiker des Reichshaushaltes ein. Wenn wir sagen als erster Kritiker, so meinen wir zunächst, als erster der Zeit nach. Da ein gewisser Scharfblick und eine gewisse Geläufigkeit in der Behandlung von Finanzgegenständen Herrn Richter nicht abzusprechen sind und da ihm andererseits eine apologetische Behandlung der Regierungsvorlage allezeit höchst fern liegt, so hat sein Auftreten den Vortheil, daß man sogleich übersieht, welche Angriffspunkte, scheinbare oder wirkliche, eine Vorlage etwa darbietet. Bei der diesmaligen Kritik des Reichshaushaltes hatte der finanzkundige Abgeordnete sich zwei Angriffspunkte hervorgesucht. Er fand einmal die Angabe der Militairausgaben nicht specialisirt genug. Er tadelte, daß die Gehälter und Löhnungen der Truppentheile nur summarisch angegeben seien. Er verlangte die vollständige Mittheilung der einzelnen Posten, aus denen bei jedem Truppentheil die Abschlußziffer sich zusammensetzt. Wir müssen den Leser aufmerksam machen, daß hinter dieser Erinnerung nicht etwa die Peinlichkeit calculatorischer Gewissenhaftigkeit oder Pedanterie zu suchen ist, sondern eine politische Tendenz von beträchtlicher Tragweite. Das in diesem Frühjahr vereinbarte Reichs-Militairgesetz hat für das Reichsheer die Zahl und Beschaffenheit der Truppentheile sowie der dazu gehörigen Beamten festgestellt. Danach kann über den Betrag der Gehälter und Löhnungen bei den verschiedenen Truppentheilen im Ganzen kein Zweifel sein und die Kriegsverwaltung darf sich berechtigt halten, die Beiträge für jede Abtheilung nur im Ganzen in den Haushalt aufzunehmen. Aber es ist ja selbstverständlich, daß bald hier bald dort einmal eine Stelle mehr, d. h. über den

gesetzlichen Etat, einmal weniger, also unter dem gesetzlichen Etat, durch die wechselnden Bedürfnisse einer so großen Verwaltung aktuell besetzt ist. Nun ergiebt sich die Frage, ob die Kriegsverwaltung dem Gesetz genügt, wenn sie sich im Ganzen an den vorbezeichneten Rahmen hält, oder ob sie für alle Abweichungen im Einzelnen, auch wenn dieselben das gesammte Ergebniß nicht verändern, der Genehmigung des Reichstags bedarf. Es ist klar, daß die Natur der Sache eine bestimmte Reihe solcher Abänderungen in jedem Verwaltungsjahre unvermeidlich mit sich bringt. Wollte man den ganzen großen Etat der Personal-Ausgaben des Heeres, der alljährlich gewissen Schwankungen nothwendig unterworfen ist, für jedes Jahr bis in die kleinste Einzelheit durch Verhandlung und Vereinbarung mit dem Reichstage reguliren, so hieße das nichts anderes, als dem Reichstag die Heeresverwaltung in die Hand geben. Damit hätte die Stetigkeit der Kriegsverfassung trotz des Reichs-Militairgesetzes ein Ende und bald auch die Wehrhaftigkeit der deutschen Nation. Vielleicht begreift dies sogar Herr Richter. Vielleicht beansprucht er die Herrschaft über die Heeresverwaltung für den Reichstag nur im Prinzip, zu dem Behuf, die Regierung vom Reichstag abhängig zu machen unter dem Vorbehalt, einer Verwaltung, die dieser Abhängigkeit gehörig Rechnung trägt, den unentbehrlichen Spielraum so lange zu gewähren, als die Personen der Verwaltungsvorstände dem Reichstag gefallen. Es ist ein sehr bekanntes Ziel, auf welches Herr Richter auch hier hinsteuert, und wir haben die Ersprießlichkeit desselben augenscheinlich nicht zu erörtern.

Der zweite Angriffspunkt, den Herr Richter ausgesucht, betraf die Ueberschüsse des laufenden Jahres. Der Kritiker wollte dieselben bereits für die Bedürfnisse des jetzt zu berathenden nächstjährigen Haushaltes in Einnahme gestellt wissen. Er wollte, daß man über die Ueberschüsse verfüge, noch ehe sie vorhanden sind. Denn so lange die Jahresrechnung nicht abgeschlossen, können die Ergebnisse nur auf Wahrscheinlichkeit beruhen. Der Kritiker verfolgt mit dieser zweiten Forderung dasselbe Ziel, wie bei der ersten. Eine Finanzverwaltung, welche über ihre Ueberschüsse verfügt, noch ehe sie dieselben eingebracht hat, welche die Anschläge ihrer Einnahmen eher zu hoch, als zu niedrig zu machen genöthigt wird, muß jedes Jahr in die Lage kommen, außerordentliche Deckungsmittel vom Reichstag zu erbitten. Sie muß sehr beflissen sein, sich die Gunst des Reichstages durch jede denkbare Nachgiebigkeit zu erhalten, um nicht entweder peinlichen Verantwortungen ausgesetzt zu sein, oder durch Verabsäumung nothwendiger Ausgaben gegen das eigene Gewissen zu handeln. Der sichere und stetige Gang der Verwaltung wird unter allen Umständen gehemmt werden und die bekannte Verbindung von verschwenderischem Schlendrian und kostspieliger Versäumniß eintreten, die wir anderwärts als Folge der parlamentarischen Allmacht über das Finanzgebiet in Blüthe sehen.

Noch eine dritte wichtige Frage trat bei dieser ersten Berathung des Reichshaushaltes wiederum hervor. Die Frage nämlich nach der Aufbringung des Reichsbedarfs, soweit derselbe aus den dem Reich bis jetzt zugewiesenen ungenügenden Einnahmen nicht gedeckt ist, durch die Matrikular-Beiträge. Diese Matrikular-Beiträge bilden sich mehr und mehr zu einer wunden Stelle der Reichsfinanzen aus. Durch die Beschwerde, welche ihre Aufbringung den Einzelstaaten verursacht, rufen sie den Widerstand gegen ausgiebige Leistungen der Reichsfinanzen erst im Bundesrath und dann im Reichstag bei den Vertretern aus den Einzelstaaten hervor. Es mag mehr als ein Mitglied des Reichstags geben, welches durchaus nicht die Gedanken des Herrn Richter über die richtige Stellung der Finanzverwaltung dem Parlament gegenüber theilt, und welches dennoch für eine prinzipiell unzulässige Beschränkung der Reichs-Finanzverwaltung zu stimmen gedrängt wird, um die Lasten der Heimathlandschaft nicht über die Erträglichkeit anwachsen zu lassen. Die Beseitigung der Matrikular-Beiträge durch Vermehrung der eigenen Finanzquellen des Reiches wird bereits zu einer drängenden Frage. Die Beibehaltung der Matrikular-Beiträge läßt sich eigentlich nur noch denken von dem Standpunkte eines ungeduldigen Unitariers, der den Einzelstaaten die Existenz sobald als möglich verleiden möchte, oder eines Reichsfeindes, der die centrifugale Tendenz der Einzelstaaten angefacht sehen möchte. Die richtige Vertheilung der Einnahmequellen zwischen dem Reich und den Einzelstaaten ist ein schwieriges aber dankbares Problem unserer nächsten Entwickelung. — Die beiden von Herrn Richter angeregten Fragen sollen, wie es scheint, ihre grundsätzliche Erledigung durch das Gesetz über die Verwaltung der Ausgaben und Einnahmen des Reiches finden. Ob die Vereinbarung schon in dieser Session gelingt, steht dahin. Das Ergebniß der ersten Berathung des Haushaltes war, daß das den ganzen Haushalt zusammenfassende Gesetz, die Heeresausgaben und die Matrikular-Beiträge der Budget-Commission zur Vorberathung überwiesen wurden. Die anderen Theile des Haushaltes werden im Reichstag ohne Commissionsvorbereitung, wie es bereits üblich geworden, auf Grund von Referaten von Mitgliedern, die für das Referat über gewisse Gruppen vom Präsidenten ernannt sind, berathen werden.

Die siebente Sitzung mit ihren gelegentlich der dritten Berathung über die Einführung der Reichsmünzgesetze in Elsaß-Lothringen erhobenen Klagen über die dortige Verdrängung der Franken; mit ihrer zweiten Berathung des Markenschutzgesetzes und einiger kleineren technischen Vorlagen übergehen wir. Ebenso die achte Sitzung. Der in dieser Sitzung beschlossene neue Paragraph der Geschäftsordnung, welcher die Behandlung der Uebersichten über die vom Bundesrath gefaßten Entschließungen auf initiative Beschlüsse des Reichstags regelt, kann besprochen werden, wenn er zur praktischen Anwendung kommt.

Auch die neunte Sitzung betraf nur technische Vorlagen. Darunter rechnen wir das allerdings wichtige Gesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden und die Genehmigung der Verordnung über die Geschäftssprache der Gerichte in den unmittelbaren Reichslanden. Die zehnte Sitzung behandelte das Markenschutzgesetz im letzten Stadium und ebenso die Verordnung über die Geschäftssprache der Gerichte. Die erste Berathung des Gesetzentwurfs über die Steuerfreiheit des Reichseinkommens wurde noch nicht beendigt. —

Die Untersuchung gegen den Grafen Arnim hat zu einer neuen Inhaftnahme des Grafen am 13. November geführt, die auf ärztliche Intervention zu einer polizeilichen Internirung im Palais seiner Schwiegermutter geworden ist. Wie zuverlässig verlautet, hat der Graf Dokumente der pariser Botschaft, deren Verbleib er anfänglich nicht zu kennen behauptete, dem Gericht aus freien Stücken zugestellt mit der Angabe, daß er die Dokumente unerwartet bei sich gefunden habe. Durch diese Procedur ist der Verdacht bestärkt worden, daß der Graf von diesen Dokumenten einen staatsgefährlichen Gebrauch gemacht, obwohl er bei Beginn der Untersuchung mit der größten Heftigkeit in Abrede stellte, daß er aus den von ihm einbehaltenen Staatspapieren jemals etwas habe an die Oeffentlichkeit bringen wollen. Unterdeß hat der Graf auch Sorge getragen, daß sein Organ, die „Wiener Presse", einen Brief vom 11. Mai d. J. veröffentlicht, den Herr v. Döllinger an den Grafen geschrieben. Herr v. Döllinger erklärt darin, er habe die ihm von dem Grafen wegen früherer Mißschätzung gegebene Ehrenerklärung seinerzeit nur deshalb veröffentlicht, um die Autorschaft des Grafen für ein gewisses Memorandum, das ebenfalls in der „Presse" veröffentlicht worden, durch das Selbstzeugniß des Autors festzustellen. Herr v. Döllinger möge uns nicht übel nehmen, daß wir diese Rechtfertigung etwas lahm finden. Die Echtheit jenes Memorandum ging in diesem Fall genügend daraus hervor, daß Graf Arnim gegen die ihm bei der Veröffentlichung positiv beigelegte Autorschaft nicht remonstrirt hatte. Wenn Herr v. Döllinger das betreffende Memorandum für ein „Meisterstück staatsmännischer Einsicht und Voraussicht" erklärt, so möge er uns nochmals nicht verübeln, wenn wir bei aller Achtung vor seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit ihn für gänzlich incompetent in der politischen Praxis halten. Jenes Memorandum war das dilettantische Produkt eines überall dilettantischen Kopfes. Der höchste Grad, den der Dilettantismus erreichen kann, ist, wenn er in harmloser Eitelkeit dem unversöhnlichen Feinde die Concepte corrigirt, damit der Feind sich nicht schade und mit denen im Frieden bleibe, denen zu schaden sein gebieterisches Lebensbedürfniß ist.

C—r.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 15. November.

„Schwere Zeiten!“ Wo wäre dieser Seufzer heut nicht an der Tagesordnung! Man braucht nicht erst die ultramontanen Jeremiaden über die diocletianische Christenverfolgung oder die socialdemokratischen Verwünschungen der völkervernichtenden modernen Productionsweise zu hören, noch auch die Klagen der Wiener und sonstigen Journale über die lettres de cachet des Berliner Stadtgerichts — jeder Schusterjunge weiß von der allgemeinen Misère zu erzählen, jedes Stubenmädel, dem die außeretatmäßigen Silberlinge dermalen weit seltener und mit viel geringerem Wohlwollen in die Hand gedrückt werden, als weiland zur Zeit des florirenden Gründerthums. Dennoch hat das öffentliche Leben Berlins durchaus nicht den Anstrich des Darbens und der Gelähmtheit. Im Allgemeinen hat der „große Krach“ bei uns mehr die Wirkung eines heilsamen Schrecks, als die der directen Zerstörung gehabt. Was er wirklich vernichtet hat, ist im öffentlichen Interesse kaum zu beklagen. Weß Geistes Kinder die Hauptpersonen jener schwindelhaften Unternehmungen waren, hat ja eine Reihe von Criminalverhandlungen gezeigt. Nicht unmöglich, daß die schlimmsten der Uebelthäter ungepeitscht von der Ruthe des Strafgerichts davongekommen sind. Aber wenigstens aus der tonangebenden Stellung, welche sie im öffentlichen Leben einnahmen, sind sie zurückgedrängt. Jenes prassende Geldprotzenthum, welches mit seiner geistigen Rohheit den schönen Beruf des Reichthums für die Pflege des höheren Kulturlebens in widerlichster Weise parodirte, an die Stelle eines ästhetisch-geläuterten Luxus die geschmackloseste Prahlerei und Ueberladenheit setzte, in der Musik, der dramatischen und der bildenden Kunst ausschließlich die grobsinnliche Richtung begünstigte — jene Mißbildung ist in unserer Gesellschaft, wenn nicht für immer beseitigt, so wenigstens gründlich lahm gelegt. Auch der unvermeidliche Schweif der Gründerbarone, jene jugendlichen Employés der über Nacht aufgeschossenen Banken und Actiengesellschaften, zum großen Theil fade Gecken, sitten- und bildungslose Pflastertreter, die ekelhafteste Sorte von „jeunesse dorée“ — auch das saubere Völkchen ist bis auf wenige Reste hinweggefegt. Und so hat unser öffentliches Gesellschaftsleben in der That ein erheblich gesünderes Aussehen gewonnen.

Kein Zweifel ist freilich, daß die große Krise neben unbestreitbar segensreichen auch eine gemeinschädliche Wirkung ausgeübt hat und noch ausübt, daß sie im Geschäftsleben eine andauernde Stockung erzeugt, und daß sie manche auf ursprünglich solider Basis beruhende Schöpfung mit ins Verderben gerissen hat. Die allmähliche Beseitigung dieser Uebelstände nach Maß-

gabe der fortschreitenden Genesung des volkswirthschaftlichen Organismus und des wiederkehrenden Vertrauens kann indeß nicht ausbleiben. Es ist kein Geheimniß, daß die Luxusindustrie noch immer schwer zu leiden hat; doch wird man sich kaum irren, wenn man in ihren Absatzverhältnissen gegen das Vorjahr eine erhebliche Besserung zu bemerken glaubt. So wird es auch mit manchen sonstigen Unternehmungen gehen, nachdem sie das Fegefeuer durchgemacht und die romantischen Zuthaten der Schwindelepoche abgeschüttelt haben. Unter den Berliner Gründungen wäre eine solche günstige Wendung am ersten der in diesen Briefen bereits vor Jahresfrist beklagten Westendcolonie zu wünschen. Unter den verschiedenen Villenansiedelungen, welche sich in neuerer Zeit um die Hauptstadt gruppirt haben, ist das „Westend“ auf der Anhöhe hinter Charlottenburg unstreitig die anziehendste, soweit von landschaftlichen Reizen in Berlins unmittelbarer Umgebung überhaupt die Rede sein kann. Die Quistorp'sche Actiengesellschaft, welche dort ihr Wesen getrieben, schickt sich eben an, endlich einmal zu liquidiren. Es ist aber kaum denkbar, daß der Colonie nicht in anderer Form wieder auf die Beine geholfen werden sollte. Auf die Ausführung der riesenhaften Prachtbauten, deren Ruinen seit Jahr und Tag so melancholisch ins Land hineinstarren, wird freilich wohl verzichtet werden müssen.

Ein ähnliches Schicksal, wie den Quistorp'schen Schöpfungen, wurde im vorigen Winter einer in Charlottenburg unternommenen großartigen Anlage auf Actien prophezeit. Allein, Fürst Putbus hat mit derselben mehr Glück gehabt, als mit der Nordbahn. Die „Flora“ mit ihrem Palmengarten — ich habe ihrer im Frühjahr unmittelbar nach ihrer Eröffnung Erwähnung gethan — hat sich bewährt und es ist jetzt ausgemachte Sache, daß sie auch im Winter ein wirksamer Anziehungspunkt bleiben wird. Der wundervolle Rosenflor, der noch bis tief in den Oktober hinein den Eintretenden begrüßte, ist nun freilich dahin, die glänzenden Farbeneffecte der mit feinem künstlerischem Geschmacke arrangirten Blumenteppiche sind erloschen, um so überraschender und wohlthuender aber ist der Eindruck der immergrünen Tropenwelt. Seit der Eröffnung hat sich die Vegetation des Palmenhauses außerordentlich reich entwickelt. Tausend Kleinigkeiten sind da zum Vorschein gekommen, immer Neues entdeckt das forschende Auge, es ist eine Welt voll sprießenden Lebens und unendlicher Mannichfaltigkeit. Nichts anziehender aber als der Blick aus dem großen Concertsaale durch das riesige Glasportal in das Palmenhaus. Es giebt keinen seltsameren Contrast, als den ungeheueren, in tausendfältigem Lichtglanz schimmernden, mit solider Pracht ausgestatteten, von fröhlichen Weisen wiederhallenden Raum und daneben im Schatten der Dämmerung diesen stillen Hain mit den Gebilden einer fremden Welt. Es ist keine Frage, unter jenen Orten, die der Bewohner der Haupt-

stadt aufsucht, um die Last des Daseins mit neubelebendem Genuß zu vertauschen, gebührt der „Flora" einer der ersten Plätze.

Daß übrigens an diesen Orten und Gelegenheiten Berlin keinen Mangel leidet, ist bekannt. Die Saison hat diesmal von vornherein mit vollen Händen gespendet. Das Heer der Theater wetteifert mit einander um den Preis, die Concerte jagen sich förmlich und — last not least — die beiden glänzenden Circus, mit denen wir seit vorigem Jahre beschenkt sind — früher hatte Renz das Feld allein —, haben diesmal ihre Hallen einen vollen Monat früher geöffnet als sonst. Das Hauptinteresse concentrirt sich, wie immer auf die Leistungen der dramatischen Muse.

Das königliche Schauspielhaus hat bereits drei größere Novitäten gebracht, außer Hebbel's „Herodes und Marianne", was sofort wieder vom Repertoir verschwand, „Alte Schweden" von Brachvogel und „Ein Erfolg" von Paul Lindau. Das letztere Stück ist, infolge einer äußerst rührigen Reclame, mit einer gewissen Spannung erwartet worden. Ich bin bisher durch eine Verkettung widriger Umstände verhindert gewesen, es zu sehen, verspare also seine Besprechung auf einen der nächsten Briefe. Brachvogel's „Alte Schweden" kündigen sich als ein Schauspiel an; in Wahrheit sind sie nichts als eine dramatisirte Novelle. Diese Novelle ist eine Episode — aus dem Leben des alten Derfflinger. Das Stück zerfällt in zwei Theile. Der erste behandelt Derfflinger's Uebertritt von Schweden zu Brandenburg, der zweite Derfflinger's Brautfahrt. Um den Plural „alte Schweden" zu rechtfertigen, wird noch Görtzke mit vorgeführt; er ist indeß nur Nebenfigur. Dem Dichter hat offenbar die Absicht vorgeschwebt, als die tiefere Idee seines Dramas die aufsteigende Macht Brandenburgs zur Anschauung zu bringen. Verschiedene Aeußerungen Derfflinger's am Anfange und dann die Schlußscene, in welcher der Große Kurfürst den Gesandten Frankreichs, Schwedens und Polens über seine künftige Politik ziemlich unverblümt die Meinung sagt, lassen darüber keinen Zweifel. Diese Idee hat auch die Einheit des Stückes herstellen sollen. Das ist jedoch nicht gelungen. Die hohe Politik steht völlig unvermischt neben den übrigen, durch und durch anekdotenhaften Bestandtheilen.

Auch abgesehen von der politischen Einkleidung entbehrt das Stück durchaus der Einheit und Geschlossenheit; es ist eine mehr oder weniger willkürliche Aneinanderreihung einzelner Scenen. Unter dem dramatischen Gesichtspunkte betrachtet ist es also entschieden als verfehlt zu bezeichnen. Dennoch wird es jedem harmlosen Theaterbesucher einen genußreichen Abend verschaffen. Es geht ein unwiderstehlicher Hauch frischen Humors und ungekünstelter Gemüthlichkeit durch das Ganze. Dabei sind die Scenen und Personen mit feinem historischem Gefühl getreu aus ihrer Zeit herausgebildet; der alte Derfflinger zumal, hier allerdings noch in den Vierzigen, ist leibhaftig aus dem Holze des dreißigjährigen Krieges geschnitzt. Die biderbe Art, wie er heute mit den Landsknechten, morgen mit dem Kurfürsten, übermorgen mit dem geliebten Mädchen redet — die Sprache dabei das ergötzlichste Kauderwälsch von der Welt — muß ihm jedes Herz gewinnen. Auch seine nachmalige Braut Katharina v. Schappelow und deren Bonne Euphrosyne Gramzow sind trefflich gezeichnet, für unser modernes Empfinden allerdings etwas sehr resolut, aber historisch wahrscheinlich. Die Scenen, in welchen diese drei Personen zusammenwirken, sind der Glanzpunkt des Ganzen. Um sie voll zur Geltung zu bringen, aus den Gestalten des Dichters „etwas zu machen", dazu gehören freilich drei so vorzügliche Kräfte, wie wir sie in Herrn Berndal, Fräulein Keßler und unserer unübertrefflichen komischen Alten, Frau Frieb-Blumauer besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 48.

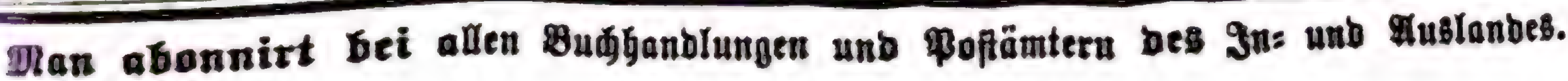
Ausgegeben am 27. November 1874.

Inhalt:

	Seite
Zur Geschichte des Septennats. 2. Das Mairesgesetz und die Stellung der Parteien. Georg Zelle.	321
Im Silberland Nevada. Nach Mark Twain.	333
Die sächsische Politik. K. F.	346
Vom deutschen Reichstag. C—r.	353
Weihnachtsbücherschau.	360

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu vier literarische Beilagen. B. G. Teubner, Leipzig. W. Spemann, Stuttgart. Fr. Bruckmann, München u. Berlin. C. G. Theile, Leipzig.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)


Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

MEYERS

HANDLEXIKON

Gibt in **einem Band** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Begründet
von
Joseph Lehmann.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart; Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

No. 47 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Deutsche Wandertage in Italien. 681. — Adolf Schmidt. Epochen und Katastrophen. 681. — **Frankreich.** Der Todtentanz in der Kirche des S. S. Innocents zu Paris. 682. — **Italien.** Der öffentliche Unterricht in Italien. 683. — **Spanien.** Zur Spanischen Romanzen-Poesie. Von Adolf Laun. I. 685. — **Nord-Amerika.** Die Negerfrage 688. — **Afrika.** Bei den Niam-Niam und Monbuttus. 689. — **Australien.** Englands neueste Annexion. 690. — **Kleine literarische Revue.** Elsaß-Lothringen unter deutscher Verwaltung. 693. — Die Reform des Zolltarifes. 693. — **Sprechsaal.** Professor Homeyer. 693. — Onorato Occioni über die literarischen Dilettanten im alten Rom. 694. — Ein römischer Esel. 694.

Die soeben erschienene No. 47 der

Jenaer Literaturzeitung

im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von **Anton Klette**, Jena, **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft) enthält Besprechungen von:

E. Riehm, Handwörterbuch des biblischen Alterthums: von **C. Siegfried**. **H. N. A. Jensen**, Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte: von **W. Gass**. **F. Ahlfeld**, Bruder Berthold: von **G. Graue**. **D. Harries**, der Altkatholicismus: von **F. Nippold**. **M. v. Buri**, über Causalität: von **K. Binding**. **Th. Gimmerthal**, das Eigenthum: von **K. Czyhlarz**. **H. Hardouin**, sur la contrainte par corps: von **A. Rivier**. **W. Filehne**, über das Cheyne-Stokes'sche Athmungsphänomen: von **H. Senator**. **H. V. Stockfleth**, Handbuch der thierärztlichen Chirurgie: von **F. A. Zürn**. **R. Bonsels**, zur Analyse des Arsen: von **E. Reichardt**. **A. Hochheim**, über die Differentialcurven der Kegelschnitte: von **F. Lindemann**. **F. F. Tuckett**, Hochalpenstudien: von **E. Schmidt**. **E. Pfleiderer**, Empirismus und Skepsis in D. Hume's Philosophie: **C. Sigwart**. **P. de Ebulo**, liber ad honorem Augusti, herausgegeben von **E. Winkelmann**: von **W. Arndt**. **H. v. Zwiedineck-Südenhorst**, Zeitungen und Flugschriften aus dem 17. Jahrhundert: von **G. Droysen**. Derselbe, Christian d. Andere v. Anhalt: von demselben. **N. Wecklein**, der Areopag u. d. Epheten: von **R. Schöll**. **L. Lange**, de ephetarum Atheniensium nomine: von dems. Derselbe, die Epheten und der Areopag: von dems. **A. Philippi**, der Areopag und die Epheten: von dems. Derselbe, der Athen. Volksbeschluss v. 409/8 von dems. Derselbe, das Amnestiegesetz des Solon: von dems. **C. F. Weber**, de Messallae qui dicitur libro de progenie Augusti, edidit **J. Caesar**: von **E. Baehrens**. **H. v. Friesen**, Altengland u. W. Shakspere: v. **R. Wülcker**. **J. Ostendorf**, Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule: von **C. Peter**. Derselbe, die Conferenz zur Berathung über das höhere Schulwesen in Preussen: von demselben. Derselbe, unser höheres Schulwesen: von demselben. **M. Wohlrab**, Gymnasium u. Gegenwart: von demselben. **E. Loew**, die Stellung der Schule zur Naturwissenschaft: von demselben.

Im Verlage von F. A. **Herbig** in **Berlin** erschien:

Dr. O. Michaelis, volkswirthschaftl. Schriften.

Zwei Bände. Preis jeder Band 2 Thlr. 22½ Sgr. Inhalt: I. Eisenbahnfragen. Handelskrisis von 1857. II. Von der Börse. Ueber Staatsanleihen. Theorethisches. Bankfragen.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Septennats.

II.

Das Mairesgesetz und die Stellung der Parteien.

Die Anforderungen, welche von Seiten der Regierung an die Thätigkeit des zur Vorberathung der constitutionellen Gesetze ernannten Ausschusses gestellt wurden, waren nicht gerade unbescheiden. Der Gesammtorganismus des Staates war ja aus den Stürmen des Kriegsjahres im Ganzen ungeschädigt hervorgegangen. Die alte Verwaltungsmaschine arbeitete in der Art wie unter dem Kaiserthum; zur Beseitigung der von Gambetta und Genossen eingesetzten republicanisch gesinnten Staatsbeamten und zu ihrer Ersetzung durch Parteigenossen der conservativen Mehrheit bedurfte es keiner neuen Gesetze; das gesammte Präfecten- und Unterpräfectenpersonal war ganz von der Gnade der Regierung abhängig, die jeden mißliebigen Beamten ohne Weiteres seiner Stelle entsetzen konnte. Wenn die Regierung bisher von diesem Rechte einen mäßigen Gebrauch gemacht hatte, so hatte dies nicht in ihrer Scheu vor durchgreifenden Maßregeln seinen Grund, sondern lediglich in dem Mangel an Persönlichkeiten, die zur Uebernahme der höheren Verwaltungsämter geeignet waren. Von den Beamten des Julikönigthums waren nur noch vereinzelte Ueberbleibsel vorhanden; die Republik von 1848 hatte zu kurzen Bestand gehabt, um ein Beamtenthum heranzubilden, abgesehen davon, daß eine republicanische Vergangenheit die schlechteste Empfehlung in den Augen der Regierung war. Die wirklich fähigen und im Dienste erprobten Beamten hatten ihre Schule unter dem Kaiserthum gemacht, und waren in überwiegender Mehrzahl der Sache, der sie lange gedient hatten, ergeben geblieben. Auf diese Männer zurückzugreifen, hatte natürlich für die Regierung in der Zeit, wo sie im Fahrwasser der Royalisten segelte, ernste Bedenken. Ohnehin war trotz aller Maßregelungen von Seiten der Septembermänner in allen Zweigen der Beamtenhierarchie — Thiers war viel zu sehr Verwaltungsmann, um es über das Herz zu bringen, unter den erprobten Kräften aufzuräumen — das bonapartistische Element noch immer so stark vertreten, und machte sich durch einen zähen versteckten Widerstand der Regierung oft so lästig, daß ihr der Gedanke an eine Vermehrung desselben im höchsten Grade zuwider

war. Zu einem durchgreifenden allgemeinen Beamtenwechsel hatte sich daher die Regierung Mac Mahon's bisher ebensowenig entschließen können, als Thiers seiner Zeit. Mit der Einsetzung des Septennats und der Uebernahme des Ministeriums des Innern durch Broglie änderte sich dies. Seit der Niederlage der Royalisten war ein großer Theil der Bedenken, die gegen die Verstärkung des bonapartistischen Elements im Beamtenpersonal vorgelegen hatten, fortgefallen. Eine unerfreuliche Nothwendigkeit blieb es immerhin, die locale Verwaltung den Anhängern des gestürzten Regimes anzuvertrauen, deren propagandistischen Eifer man hinreichend kannte, aber es war eben, wenn man anders die Regierungsmaschine mit voller Kraft gegen die republicanische Agitation arbeiten lassen wollte, eine Nothwendigkeit, der Broglie sich unterzog. Den Kampf gegen die Republicaner betrachtete er als seine nächste und wichtigste Aufgabe, und für diesen Kampf konnte er der Unterstützung des alten Beamtenthums gar nicht entbehren. Straffes Zusammenfassen der Staatsgewalt, das war die Losung im Regierungslager; ob man damit dieser oder jener besonderen Gruppe der Mehrheit in die Hände arbeitete, darauf konnte die Regierung in der Lage, in der sie sich befand, in einem Augenblick, wo es galt, die Grundlage der aus dem Schiffbruch der fusionistischen Bestrebungen geretteten Gewalt Mac Mahon's zu befestigen, keine Rücksicht nehmen.

Wie schon angedeutet, bedurfte die Regierung, um die Verwaltung im Gange zu halten, keiner durchgreifenden organischen Gesetzgebung. Es war in dieser Beziehung genügend, wenn sie sich das Recht der Ernennung der Maires, welches man in den Honigmonaten des Decentralisationsschwindels — denn etwas Andres, als Schwindel und Humbug sind die Versuche der Franzosen auf dem Gebiete der Selbstverwaltung niemals gewesen — den Gemeinden übertragen hatte, zurückgeben ließ. Im Uebrigen beschränkten sich die Wünsche der Regierung darauf, dem Marschall in einer zweiten Kammer eine Art von Senat, ein Gegengewicht gegen die Nationalversammlung zu schaffen und durch eine Modification des Wahlgesetzes diejenigen Elemente, in denen man die Hauptstütze des Radicalismus zu sehen glaubte, von der Betheiligung an den nächsten Wahlen auszuschließen.

Die Dreißigercommission nahm denn auch alsbald ihre Arbeiten in Angriff und setzte vorläufig zwei Tage in der Woche für ihre Berathungen fest. Aber es zeigte sich sehr bald, daß Monate darüber vergehen würden, bis sie auch nur über einen der ihr zur Berathung vorliegenden Gegenstände einen Beschluß faßte; ja ihre Hülflosigkeit und Verlegenheit war so groß, daß die Ansicht wohl gerechtfertigt erscheinen konnte, sie werde überhaupt Nichts zu Stande bringen. Welchen Gegenstand sollte sie zuerst in Angriff nehmen? Der Regierung war offenbar an dem Wahlgesetze am meisten gelegen. Nun

befand sich unter den zahllosen von der Nationalversammlung eingesetzten Commissionen, die seit zwei Jahren ins Faß der Danaiden schöpften, bereits eine Commission, welche mit der Vorberathung eines Wahlgesetzes betraut war, ohne ihre Aufgabe wesentlich gefördert zu haben. Sollte diese Commission neben dem Dreißigerausschuß ihre verdienstliche Thätigkeit fortsetzen? Das erschien den Herren denn doch als eine allzugroße Verschwendung ihrer Kraft und kostbaren Zeit. Sie wünschten daher ihre Arbeit einzustellen und die Nationalversammlung erkannte die Gerechtigkeit ihres Wunsches an und beauftragte sie, alle ihre Vorschläge als schätzbares Material der Dreißigercommission mitzutheilen. Gefördert wurden indessen die Arbeiten der Dreißiger durch diese Ueberweisung keineswegs; Vorschläge gab es fast so viel, als Mitglieder da waren. Aber je mehr Anträge, desto schwerer die Wahl. Und nun sollte man sich noch mit fremden Gedanken befassen, sie sichten und discutiren! Man kam nicht von der Stelle. Das allgemeine Stimmrecht galt für sacrosankt; es sollte unangetastet bleiben. Zugleich aber sollte es im conservativen Sinne regulirt werden. War dies Problem überhaupt lösbar? Republicaner und Bonapartisten waren in diesem Punkte gleich empfindlich; sie schwuren beide nicht höher, als auf das allgemeine Stimmrecht. Das war ein bedenklicher Umstand für die royalistisch gesinnten Abgeordneten. Man mochte der öffentlichen Meinung Vieles bieten, aber jeder Versuch, dem Lande ein Recht zu entziehen oder auch nur zu verkürzen, das nun einmal als Palladium der Freiheit, als nationalstes Grundrecht galt, erschien gefährlich.

Doch überlassen wir vorläufig die Dreißiger ihren Verlegenheiten und ihrer unfruchtbaren Geschäftigkeit. Im Grunde bekümmerte man sich zunächst um ihre Arbeiten außerordentlich wenig. Auch die Regierung hatte es mit den Verfassungsgesetzen durchaus nicht eilig und sie war weit davon entfernt, dem Ausschuß seine Arbeit durch eine kräftige Initiative zu erleichtern. Das Wahlgesetz lag ihr zwar sehr am Herzen, aber bis zu allgemeinen Neuwahlen konnten vielleicht noch Jahre vergehen und so konnte man sich denn noch immer einige Zeit gedulden; jedenfalls gehörte das Wahlgesetz nicht zu denjenigen Gesetzen, von denen sich eine unmittelbare Besserung der Lage hoffen ließ. Mac Mahon und seinen Ministern kam es vor Allem darauf an, die Verwaltungsorgane völlig und unbedingt in Händen zu haben. Das Mairesgesetz war also für den Augenblick für sie bei weitem wichtiger, als alle Verfassungs- und Wahlgesetze. Die Verfassungsgesetze sollten dazu dienen, der Dictatur eine gewisse regelmäßige Form zu geben und sie in den Stand zu setzen, ihren gehässigen Charakter zu verstecken; das Mairesgesetz war bestimmt, eine der Grundsäulen der Dictatur zu werden; die eine dieser Grundsäulen, die Armee, war dem Marschall sicher; die zweite Säule war schwankend,

so lange die Mehrzahl der Communalbeamten, wie es damals der Fall war, der republicanischen Partei angehörte. Hier rasch Wandel zu schaffen, erschien der Regierung von ihrem Standpunkt aus mit Recht als eine Lebensfrage ersten Ranges.

Ein wie großes Gewicht der Herzog von Broglie dieser Angelegenheit beimaß, geht daraus hervor, daß er das Septennat mit der Vorlage seines Mairesgesetzes (28. September) gleichsam einweihte. Der Entwurf bestimmte: bis zur Beschlußfassung über die organischen und Gemeindegesetze werden die Maires und Adjunkten in den Hauptstädten der Departements, Arrondissements und Cantone von dem Präsidenten der Republik, in den übrigen Gemeinden von dem Präfecten ernannt; in den Departements- und Arrondissementshauptstädten üben die Präfecten und Unterpräfecten die Befugniß eines Polizeipräsidenten aus, in den übrigen Gemeinden die Maires unter Aufsicht der Präfecten und Unterpräfecten; ein besonderes Verwaltungsreglement wird für die Städte und Gemeinden, je nach ihrer Bevölkerung, die Organisirung des Polizeipersonals näher bestimmt, alle Polizeiinspektoren und Agenten werden vom Präfecten ernannt und abgesetzt; die Polizeiausgaben fallen den Gemeinden zur Last; wenn ein Gemeinderath die erforderlichen Mittel gar nicht oder nicht im ausreichenden Maße bewilligt, so wird der nöthige Beitrag von Amtswegen in das Budget der Gemeinde eingetragen.

Es läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß dieser Entwurf den französischen Anschauungen und Verwaltungsmaximen vollständig entsprach. Man hatte im Jahre 1871 aus Eifersucht gegen Paris viel von der Autonomie der Gemeinden geschwatzt, die Nationalversammlung hatte auch die Ernennung der Maires durch die Gemeinderäthe beschlossen und nur auf Thiers entschiedene Erklärung, das hieße der Regierung die Mittel entziehen, die Ordnung aufrecht zu halten, diesen Beschluß dahin modificirt, daß in allen Städten von mehr als 20,000 Einwohnern, sowie in allen Departements- und Arrondissementshauptstädten die Maires vorläufig von der Regierung ernannt werden sollten (14. April 1871). Der damalige Beschluß war ein Beweis von der unglaublichen Leichtfertigkeit und Ungründlichkeit gewesen, mit der diese ganze Angelegenheit von den Gesetzgebern Frankreichs behandelt wurde. Eine logische Gesetzgebung würde zuerst die Befugnisse der Gemeinden abgegrenzt und dann erst über die Ernennung der Gemeindebeamten Bestimmungen getroffen haben. Die Folge des Beschlusses, in dem die Vorliebe des Franzosen für den Formalismus des Wahlwesens einen bezeichnenden Ausdruck fand, war denn auch die gewesen, daß die Gemeindeverwaltung überall in Zerrüttung gerieth und daß die Wahlen zu bloßen politischen Parteidemonstrationen wurden, bei denen man auf die persönliche Befähigung des Candidaten nicht das geringste Gewicht legte, sondern nur danach fragte, ob er Monarchist

oder Republicaner sei. Dadurch wurde denn den Conservativen, die sich überall von ihren Gegnern überflügelt sahen, die Decentralisationsschwärmerei gründlich verleidet. Die Commission, welche mit den Vorarbeiten für die Reorganisation der lokalen Verwaltung beauftragt wurde, war mit dem vielversprechenden Namen Decentralisationscommission beehrt; ihre Tendenz entsprach aber ihrem Namen in keiner Weise. Uebrigens theilte sie das Schicksal aller Ausschüsse: sie kam mit ihren Arbeiten nicht von der Stelle. Dem Herzog von Broglie blieb daher Nichts übrig, als selbst die Initiative zu ergreifen, um wenigstens die Frage, welche für die Regierung augenblicklich die größte Wichtigkeit hatte, die Mairesernennung, rasch zur Entscheidung zu bringen.

Daß sein Entwurf von vielen Seiten Anfechtung fand, war begreiflich genug. Im Grunde dachten zwar alle Parteien über diese Frage genau eben so wie die Regierung, und es wäre lächerlich, zu glauben, daß Gambetta, wenn er wieder einmal ans Ruder gelangen sollte, den Gemeinden die Wahl ihrer Beamten überlassen würde. Aber er befand sich nicht am Ruder, und deshalb hatte er, wie alle Republicaner nicht das Interesse der Regierung zu stärken, sondern ihre Bewegungen zu hemmen und lähmen. Je klarer die Republicaner erkannten, daß sie nicht im Stande sein würden, den Kampf um die Staatsreform durch einen Gewaltstreich zur Entscheidung zu bringen, um so eifriger waren sie bemüht, die Machtmittel der Regierung im Einzelnen zu schwächen, vor allem aber die einflußreiche Stellung, welche ihnen das Mairesgesetz von 1870 in der örtlichen Verwaltung geschaffen hatte, gegen jeden Angriff nach Kräften zu vertheidigen. Aehnlich stellten sich die Legitimisten zu dem neuen Gesetze. Sie übten in einigen Gegenden des Landes im Verein mit ihren geistlichen Bundesgenossen in der That einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die ländliche Bevölkerung, jedenfalls einen größeren, als ihre orleanistischen Nebenbuhler, denen es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, in irgend einer Volksschicht Boden zu gewinnen. Sie hatten daher von Anfang an eine große Begeisterung für Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit zur Schau getragen, die allerdings, so lange sie Theil an der Macht hatten, nicht über große Worte hinausging; jetzt aber, wo eine Regierung an der Spitze des Staates stand, die sie in Verdacht hatten, daß sie ganz von orleanistischen Antrieben beherrscht werde, trieb sie die Eifersucht, ihrer Schwärmerei für die wahre Freiheit in einer entschlossenen That Luft zu machen. Die Urtheile der legitimistischen Blätter, denen sich, wie immer in der damaligen Zeit die Organe der klerikalen Partei anschlossen, lauteten daher so ungünstig wie möglich über das Gesetz des Herzogs von Broglie. Die „Union", das Hauptorgan des Frohsdorfer Hofes, schüttete die volle Schale ihres Zornes über die gemäßigte Rechte aus. Nichts, erklärte sie, ist so ge-

fährlich, wie eine doctrinäre Politik. (Es war ein ganz geschickter Kunstgriff, dessen sich auch die Republicaner bedienten, die Orleanistischen Parteihäupter mit dem seit Guizot's Verwaltung in Verruf gekommenen Namen der Doctrinäre zu bezeichnen.) Die Anhänger derselben hätten sich angemaßt, vom Könige Garantien zu verlangen, und heute sähen sich dieselben Männer genöthigt, dem blinden Absolutismus in die Hände zu arbeiten. Der letztere Ausfall war verständlich genug: die Union wollte damit andeuten, daß aus der Regierungspolitik schließlich nur die Bonapartisten Nutzen ziehen würden. „Sie suchen, sagte sie von den Männern der gemäßigten Rechten einige Tage später, einen Herrscher und wenden dem Könige den Rücken. Wir schlagen ihnen vor, sich unter einem Scepter zu sammeln, und sie suchen Büttel . . . es giebt einen Grad des Verfalls, wo man sich nur noch mit der Knechtschaft befreunden kann." Noch schärfer ging mit der Regierung die legitimistische Provincialpresse ins Gericht, die, weil man in Paris wegen der Vollmachten der Militärbehörden sich einer gewissen Vorsicht befleißigen mußte, grade zu den rücksichtslosesten Kundgebungen benutzt wurde. So schrieb die „Esperance du Peuple": „Herr Graf von Chambord war den edlen Herzögen (Broglie und Decazes), die jetzt Frankreich regieren, nicht liberal genug und jetzt schlagen sie Gesetze vor, die wir drakonisch nennen können. . . . Dem neuen Ministerium gegenüber haben unsere Freunde nur eins zu thun: die Herren Herzöge zu stürzen, den loyalen Soldaten, der an der Spitze steht, seinen Verdiensten nach respektirend." Leider befand sich nur der loyale Soldat grade jetzt im vollsten Einverständniß mit seinen Ministern, die mehr und mehr anfingen, als Organ Mac Mahon's sich zu fühlen und augenscheinlich darauf bedacht waren, eine eigenthümliche von jedem besonderen Parteiprogramme absehende septennalistische Politik zur Geltung zu bringen.

Größeren Beifall als bei den Republicanern und Legitimisten fand das Mairesgesetz bei den Bonapartisten, die in demselben eine Rückkehr zu den Principien des Kaiserthums sahen und nur wegen der Handhabung desselben besorgt waren. Die Bonapartisten, als die einzig wirklich praktischen Politiker, faßten überall mit sicherem Takt die Personalfrage ins Auge. Das von ihrem Standpunkte aus vortreffliche Gesetz hatte in ihrer Schätzung doch nur geringen Werth, wenn seine Durchführung und Handhabung nicht zuverlässigen Persönlichkeiten anvertraut war. So erklärte der „Pays", das streitbarste der imperialistischen Blätter, das Gesetz für theoretisch ganz vortrefflich; so lange aber das Personal der Präfecten so bunt zusammengesetzt sei, ließen sich die schlimmsten Folgen von demselben befürchten. Zuerst muß die Regierung für zuverlässige Präfecten sorgen, das war das ceterum censeo aller Artikel der bonapartistischen Blätter, die mit unermüdlicher Zähigkeit die Regierung zu Reinigung des Beamtenstandes drängten. Vor allem der

„Pays“ betrieb das Denunciationsgeschäft mit einer cynischen Unverschämtheit. Man könnte es auffallend finden, daß sie einen Minister, der ihnen doch so verdächtig war, wie Broglie, zu strengen Maßregeln in der Personenfrage drängten. Ihre Haltung erklärt sich indessen ganz einfach aus dem Umstand, daß sie wußten, Broglie werde bei jeder größern „Präfectenbewegung“ seine Zuflucht zu den alten kaiserlichen Beamten nehmen müssen, weil in den übrigen conservativen Gruppen das tüchtig geschulte Beamtenthum fast gänzlich fehlte. Hierin lag ja gerade ein Hauptgrund der Unentbehrlichkeit und Unfehlbarkeit der Bonapartisten, und diesem Umstand verdanken sie es nicht am wenigsten, daß sie nach und nach immer entschiedener als die Vorkämpfer der conservativen Parteien den Republicanern gegenüber in den Vordergrund traten. Uebrigens bedurfte es für den Herzog von Broglie nicht erst der Ermahnung zur strengen Handhabung der Beamtendisciplin den Präfecten gegenüber: noch im Laufe des Decembers wurden 18 neue Präfecten und zahlreiche Unterpräfecten ernannt, wobei die Bonapartisten natürlich nicht zu kurz kamen.

Daß das orleanistische rechte Centrum und die gemäßigte Rechte Nichts einzuwenden hatten, war selbstverständlich. Die Orleanisten betrachteten sich als die eigentliche Regierungspartei, oder benahmen sich doch wenigstens als solche, und daher mußten sie einem Gesetze, welches darauf berechnet war, die Macht der Regierung zu verstärken, freudig ihre Zustimmung geben. Bedenken grundsätzlicher Art lagen dieser Partei fern. Den absolutistischen Bestrebungen der reinen Legitimisten hatten sie allerdings während des Fusionsdramas Widerstand entgegengesetzt, weil sie von der Undurchführbarkeit der Pläne des Grafen von Chambord überzeugt waren und nicht Lust hatten, sich für eine Donquichotterie aufzuopfern; ganz abgesehen davon, daß für sie die Aufrechterhaltung der parlamentarischen Regierung unter dem legitimen König gradezu eine Lebensfrage war, da sie nur in einer einflußreichen Kammer einen Schutz gegen die Fanatiker des ancien régime zu finden hoffen durfte, die in den orleanistischen Verbündeten einen nothwendigen, aber lästigen Anhang sahen, dessen man sich sofort zu entledigen haben würde, sobald er seinen Dienst geleistet. In der gegenwärtigen Lage aber gab es für sie durchaus kein Bedenken, die Regierung in allen ihren Plänen zu unterstützen. Hätten sie dabei den Schein des Liberalismus wahren können, desto besser. Ließ sich der Liberalismus mit dem Macmahonismus nicht vereinigen, so entschieden sie sich ohne allen Scrupel für den letzteren. Aufrichtige Anhänger Mac Mahon's waren sie natürlich nicht, und dafür wurden sie auch von Mac Mahon nicht gehalten, der immer deutlicher zu erkennen gab, daß er nicht die Absicht habe, sich als Werkzeug irgend einer Partei gebrauchen zu lassen. Dies entging auch den Orleanisten nicht; aber durch

diese Wahrnehmung ließen sie sich in der Verfolgung ihrer verschlungenen, ränkevollen Politik durchaus nicht beirren. Ihren alten Plan, den Herzog von Aumale zum Generalissimus ernennen zu lassen, oder ihm die Präsidentschaft des Senats mit der Anwartschaft auf die Präsidentschaft der Republik zu sichern, nahmen sie mit erneutem Eifer auf. Vielleicht ließ sich die Präsidentschaft der Republik in eine Statthalterschaft des Königreichs verwandeln. Uebrigens bestand — das ist ein Punkt, der meist übersehen wird — schon damals zwar nicht ein scharfer Gegensatz, aber doch ein nach und nach immer deutlicher sich gestaltender Unterschied zwischen den eigentlichen Orleanisten und den Aumalisten. Dieser Unterschied war schon in der kühlen Haltung hervorgetreten, die Aumale und seine Freunde während der Fusionsbewegung einnahmen, in der Zurückhaltung, mit welcher dieser Prinz, während die übrigen Mitglieder und vor Allem das Haupt des Hauses selbst wetteifernd dem Grafen von Chambord ihre Huldigungen darbrachten, eine gesonderte Stellung behauptete, wie man allgemein, und gewiß mit Recht annahm, um für den Fall einer Niederlage der königlichen Parteien sich die Möglichkeit offen zu halten, unter Umständen auch eine selbständige Rolle zu spielen. Die Art und Weise, wie er von seinen Freunden in den Vordergrund geschoben wurde, und wie er selbst die Augen der Menge auf sich zu lenken suchte, mußte für das Selbstgefühl des Grafen von Paris in hohem Grade verletzend sein. War der Graf von Paris wirklich den Verlockungen des Ehrgeizes unzugänglich, oder war seine vornehme steife Zurückhaltung, die vielfach den Eindruck der Stumpfheit und Unbehülflichkeit machte, nur eine Maske, unter der er herrschsüchtige Pläne barg, geduldig des Augenblicks harrend, der ihm gestatten würde, mit seiner Person für seine Ansprüche einzutreten? Man wußte es nicht. Man beachtete ihn kaum, während jeder Schritt des Herzogs von Aumale von den Parteien mit Sorgfalt überwacht wurde. —

Daß Aumale nicht als Thronbewerber auftrat, daß seine Anhänger sich vielmehr damit begnügten, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um ihn zum ersten Würdenträger der Republik zu erheben, war ein Zugeständniß an die Lage der Dinge, denen man sich nicht entziehen konnte, wenn man nicht ganz darauf verzichten wollte, ihn eine Rolle spielen zu lassen. Die Zeit der unmittelbaren Throncandidaturen war mit dem Briefe des Grafen von Chambord fürs erste zum Abschluß gebracht worden. Das Königthum schien nur auf einem Umwege wiederhergestellt werden zu können; die höchste Gewalt der Republik mußte einem Prinzen in die Hände gespielt werden. Damit hätte die Republik sich selbst bankerott erklärt. Ein Prinz als Präsident konnte der Natur der Dinge nach nur der Vorläufer eines Königs sein. Ob Aumale als Präsident zu seiner eigenen Herrschaft oder zu der seines Neffen den Grund zu legen haben würde, darüber gingen auch unter seinen nächsten Freunden wahrscheinlich die Ansichten noch auseinander. Zunächst kam es darauf an,

das Volk daran zu gewöhnen, ihn als den berufenen Nachfolger Mac Mahon's anzusehen. Das Weitere mußte man der Entwickelung der Dinge überlassen.

An Rührigkeit in der Verfolgung ihres Zieles ließen es Aumale's intrigante Freunde nicht fehlen. Zuerst sollte der Vorsitz in dem widrigen Bazaine'schen Tendenzproceß die Augen der Nation auf ihn lenken und ihn als militärisches Genie ersten Ranges ausweisen. Dieser Versuch, Aumale zum großen Manne zu stempeln, scheiterte indessen so schmählich, wie er es bei seiner Abgeschmacktheit verdiente. Der Proceß war eingeleitet worden, um der nationalen Eitelkeit eine Art von trauriger Genugthuung zu verschaffen. Die Verurtheilung wurde von allen Parteien mit Ausnahme der kaiserlichen gefordert, und die Befriedigung war daher groß, als das Urtheil gesprochen war, welches die Verschuldung Aller auf ein Haupt lud; wenn man aber gehofft hatte, daß dem Vorsitzenden des Kriegsgerichts aus der Leitung des Processes und dem Urtheilsspruch eine dauernde Popularität erwachsen werde, so hatte man den Takt und das Anstandsgefühl der Franzosen denn doch allzu gering anschlagen. Eine tiefere und dauernde Wirkung hatte der Proceß überhaupt nicht hervorgebracht. Er hatte den Parteien Stoff zu gegenseitigen Anschuldigungen geboten; er hatte den Haß der Bonapartisten gegen die Männer des Septembers von Neuem zu heller Flamme angefacht; er hatte die ganze Kriegführung der Franzosen ins schlechteste Licht gestellt, die Mehrzahl ihrer höheren Befehlshaber uud nicht am wenigsten Mac Mahon selbst, compromittirt. Aber die Eindrücke hafteten nicht lange. Die Sorge und Intrigue des Augenblicks nahmen die Parteien bald wieder in Anspruch, und bald war Bazaine ein vergessener Mann, bis er durch seine Flucht sich den Franzosen wieder ins Gedächtniß zurückrief.

Nach dem Proceß begab der Herzog von Aumale sich nach Besançon, um, wie die orleanistischen Blätter täglich verkündeten, an seinem Armeecorps sein außerordentliches militärisches Organisationstalent zu bewähren und seine Truppen zu einem Muster- und Elitecorps auszubilden. In Besançon unterließ er es nicht, als Prinz mit fürstlicher Herablassung und Liebenswürdigkeit aufzutreten. Sodann sprach man in geheimnißvollem Ton bald von einem wichtigen Auftrage, mit dem er in Betreff der Befestigungen von Belfort betraut war, bald wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß für ihn eine ganz besonders hervorragende Stellung, ein vom Kriegsministerium fast ganz unabhängiges Generalissimat, ins Auge gefaßt sei: eine Stellung, in der er als militärischer College vielmehr neben als unter Mac Mahon fungiren sollte. Die Einzelheiten dieser und ähnlicher Pläne wurden mit großer Ernsthaftigkeit erörtert, obwohl die Urheber dieser Fabeln selbst sehr wohl wußten, daß Mac Mahon viel zu eifersüchtig an seiner Macht festhielt,

um sich einen Beigeordneten und Aufseher gefallen zu lassen und sein stärkstes Machtmittel, die Armee, einem ehrgeizigen Nebenbuhler zur Verfügung zu stellen, einem Mann, dessen unermüdliches Jagen nach Popularität, auch einen minder argwöhnischen Machthaber, als Mac Mahon es war, mit Mißtrauen erfüllt haben würde. Dazu hatte sich Mac Mahon die siebenjährige Präsidentschaft nicht übertragen lassen, um nun sofort die Rolle des orleanistischen Mack zu spielen: war es doch im hohen Grade zweifelhaft, ob er überhaupt nur Sympathien für die jüngere Linie empfand. Mac Mahon ist ein ziemlich unbehülflicher, bequemer Staatsmann und daher leicht der Gefahr ausgesetzt, schlau und verborgen angelegten Plänen eines klugen und geschäftskundigen Rathgebers auch wider Willen zu dienen: aber dagegen empörte sich sein Selbstgefühl, das in dem Maaße wuchs, als die allgemeine Zerrüttung und Schwäche der Partei zunahm, denn doch ganz entschieden, daß er sich als Bevollmächtigten und Werkzeug der Orleans gebrauchen lassen sollte. Die zudringlichen Bewerbungen der Prinzen mochten seiner Eitelkeit schmeicheln; er ließ sie sich gern gefallen, war aber weit entfernt, sich der Familie oder der Partei zu besonderem Danke verpflichtet zu fühlen.

Auch auf die öffentliche Meinung machten die Vielgeschäftigkeit des Herzogs und die Reclamen seiner Anhänger einen nichts weniger als günstigen Eindruck. Wäre der Herzog in seinem Militärbezirk verblieben, hätte er sich ganz und ausschließlich seinen militärischen Pflichten hingegeben, so würde dies ohne Zweifel achtungsvolle Anerkennung gefunden haben. Aber durch sein offenkundiges Streben, seine militärische Stellung und Thätigkeit nur als Hebel für politische Zwecke zu benutzen, verdarb er Alles. Kaum hatte er mit großem Geräusch sein Commando übernommen, so vernahm man, daß er wieder in Paris erschienen sei, natürlich, wie die republicanischen und bonapartistischen Blätter spöttelten, um sich den Parisern zu zeigen, die sich indessen viel weniger um ihn kümmerten, als seinen Freunden lieb war. Selbst der von den orleanistischen Blättern zur Schau getragene maaßlose Chauvinismus vermochte nicht, die Gleichgültigkeit der Franzosen zu besiegen. Im Volke war der Orleanismus todt. Die orleanistische Tradition war in den 25 Jahren, die seit Ludwig Philipp's Entthronung verflossen waren, vollkommen verlöscht. Es gab eine mächtige orleanistische Kammerfraktion, aber keine orleanistische Partei im Lande: ein widerspruchsvolles Verhältniß, wie es in gleicher Schroffheit in der Geschichte vielleicht ohne Beispiel ist.

So entwickelte sich immer bestimmter eine doppelte, vielfach in einander übergreifende Strömung in dem Parteikampfe. Den Republicanern, deren Fractionen seit Thiers' Sturz einen leidlichen Waffenstillstand unter einander aufrecht erhielten, standen die Conservativen gegenüber; aber innerhalb dieser Parteigruppen, die auf den Namen einer einheitlichen Partei längst keinen

Anspruch mehr machen konnten, nahm der Gegensatz zwischen Orleanisten und Bonapartisten eine immer drohendere Gestalt und einen immer bitterern Charakter an. Es war das gewissermaßen ein Kampf um die Hegemonie innerhalb der conservativen Partei, auf welche die Orleanisten wegen ihrer summarischen Ueberlegenheit und ihrer starken Vertretung in der Regierung Anspruch erhoben, während die Bonapartisten mit kecker Zuversicht behaupteten, daß sie allein im Stande wären, den Republicanern im Lande das Gegengewicht zu halten und daß namentlich bei den Wahlen die Conservativen nur unter bonapartistischer Führung und unter Anwendung der bonapartistischen Wahltaktik auf Erfolg rechnen könnten. Die sämmtlichen neuen Ersatzwahlen haben bewiesen, daß dies keine leere Prahlerei war: damals jedoch sträubten die übrigen Parteien sich noch, die Richtigkeit der bonapartistischen Behauptung anzuerkennen. Die Ahnung, daß in den Bonapartisten die Republik ihre einzigen gefährlichen Gegner zu sehen habe, regte sich allerdings überall; aber einen klaren Einblick in die ganze Größe der drohenden Gefahr gewann man erst einige Monate später. Es mußte indessen auf diesen Punkt hier schon nachdrücklich hingewiesen werden, weil in der That das Ringen der Bonapartisten um die Hegemonie in der conservativen Parteigruppe, besonders im Gegensatz zu den Orleanisten, den eigentlichen Inhalt der Geschichte des Septennats ausmacht.

Diese widerstrebenden Elemente zu einer Septennatspartei zu vereinigen und zusammenzuhalten, das war eine Aufgabe, an der auch Mac Mahon's zähes Phlegma und Broglie's Gewandtheit scheitern mußte. Broglie wurde von den Orleanisten als einer der Ihrigen angesehen und deshalb von den Legitimisten und Bonapartisten mit großem Mißtrauen beobachtet. Ob das Vertrauen der Einen und der Argwohn der Andern ganz gerechtfertigt war, ist aber doch zweifelhaft. Broglie hatte seinen Vortheil dabei gesehen, sich Mac Mahon zur Verfügung zu stellen und war schwerlich geneigt, Intriguen zu begünstigen, die, wenn sie zum Ziele geführt hätten, doch schließlich auch seine Stellung in Frage gestellt haben würden. Von Hause aus war er allerdings eifriger, dabei ziemlich stark klerikal gefärbter Orleanist. Aber er war auch wetterkundig genug, um zu sehen, daß gegenwärtig die orleanistische Sache trotz der starken parlamentarischen Stellung der Partei nicht besonders günstig stand, und daß es für ihn ein Gebot der Klugheit sei, sich nicht zu eng mit ihr zu verbünden. Für einen Staatsmann, der sich für alle Fälle möglich erhalten wollte, war es offenbar das Sicherste, sich keiner Partei ganz hinzugeben, und gegen jede Zumuthung mit dem Schild des Septennats sich zu decken. Broglie war vor allen andern Staatsmännern geeignet, die Orleanisten beim Septennium festzuhalten, aber das Septennium zum Werkzeug der Orleans zu machen, war damals schwerlich noch seine Absicht.

Mochte nach Ablauf der sieben Jahre ein Orleans den Thron besteigen, darin sah auch er wohl die günstigste definitive Lösung der großen Krisis, in der Frankreich sich befand; aber an den sieben Jahren wollte er so wenig rütteln lassen wie Mac Mahon selbst.

Unter solchen Umständen konnte es ihm natürlich nicht erwünscht sein, daß die Orleanisten sich ihm als einzige, wenigstens scheinbar unbedingte Anhänger des Septennats boten. Aber seine Bemühungen, die übrigen Gruppen der Rechten an sich zu ziehen, erwiesen sich als fruchtlos. Das einzige Band, welches sie in kritischen Augenblicken zusammenhielt, war die Furcht vor den Republicanern, besonders vor denen des linken Centrums, die in ihrer charakteristischen Weise sich an den Marschall drängten, um sich ihm als sicherste Stütze seiner Macht zu empfehlen. Daß Mac Mahon keine Neigung empfand, sich mit dieser ganz unzuverlässigen Partei einzulassen, machte seinem politischen Takte durchaus keine Schande. Er wußte recht wohl, daß ein Ministerium Casimir Perrier unvermeidlich, selbst wider Willen, Thiers den Weg zur Präsidentschaft bahnen mußte und der Selbsterhaltungstrieb stählte ihn daher gegen alle Versuchungen. Nichtsdestoweniger mußten die Conservativen in den unermüdlichen Umtrieben der gemäßigten Republikaner eine beständige Drohung und eine Mahnung sehen, wenigstens in der Abwehr zusammenzuhalten.

Das hieß aber der Resignation der Parteien allzuviel zumuthen. Das Mairesgesetz, auf welches die Regierung einen so außerordentlich großen Werth legte, brachte die Rebellion im conservativen Lager zum Ausbruch, stellte aber auch zugleich die Schwäche der Frondeurs in ein so helles Licht, daß Broglie neu gestärkt aus der Krise hervorging, die ihn hatte stürzen sollen.

Am 8. Januar 1874 stand das Mairesgesetz auf der Tagesordnung der Nationalversammlung. Man wußte, daß die Regierung die schleunige Votirung des Gesetzes verlange. Nichtsdestoweniger wurde mit 268 gegen 228 Stimmen beschlossen, dasselbe bis nach der Discussion über das Gemeindegesetz zu vertagen. Darüber herrschte natürlich großer Jubel im republicanischen Lager, aber um so größerer Schrecken unter den Conservativen. Selbst diejenigen, welche aus übler Laune gegen Broglie gestimmt hatten, wurden von Sorge über die Folgen ihrer Abstimmung ergriffen. Kaum hatte man vernommen, daß Broglie entschlossen sei, zurückzutreten, so faßten die Conservativen den Beschluß, ihre Unbotmäßigkeit und Nachlässigkeit — denn der ungünstige Ausfall der Abstimmung war zum Theil durch die Abwesenheit einer großen Anzahl conservativer Abgeordneter verschuldet worden — durch ein Vertrauensvotum und die Zurücknahme des Votums vom 8. wieder gut zu machen. Diesem Beweise von Reue und Hingebung konnte Herr von Broglie natürlich nicht widerstehen. Alle Abwesenden wurden durch den Telegraphen zur Rückkehr aufgefordert. Am 12. Januar wurde mit 379 gegen 321 Stimmen

Broglie das verabredete Vertrauensvotum ertheilt, der Beschluß am 8. zurückgenommen und am 20. erfolgte die Annahme des Mairesgesetzes.

Das war ein glänzender Erfolg für Broglie und das Septennat, aber eine furchtbare Niederlage für die Nationalversammlung. Eine wirkliche Stütze konnte die Regierung nicht länger in ihr suchen, aber sie gewann zugleich die Ueberzeugung, daß sie dieselbe nicht zu fürchten brauche. Von diesem Augenblicke konnte Mac Mahon einem Conflikt mit einer gewissen Zuversicht entgegensehn: er hatte den thatsächlichen Beweis geliefert, daß er stärker sei, als die Nationalversammlung: das Votum vom 12. Januar wurde allgemein als eine Etappe auf dem Wege zur Militärdictatur angesehn.

Georg Zelle.

Im Silberland Nevada.

Nach Mark Twain.*)

Mark Twain's Reise von St. Louis nach dem Silberland Nevada fällt ungefähr in das Jahr 1857 oder 1858. Es gab damals noch keine Eisenbahn nach dem Stillen Meere. Der Weg von St. Louis nach St. Joseph mußte an Bord eines Raddampfers den Missourifluß aufwärts gemacht werden und erforderte sechs Tage. Von St. Joseph bis Carson City ging's mit der Ueberlandpost fahrplanmäßig in neunzehn bis zwanzig Tagen; doch wurde die Reise auch häufig in fünfzehn bis sechszehn gemacht. Mark Twain begleitete auf dieser Reise seinen älteren Bruder als Privatsecretair. Der Bruder war zum Secretair der Vereinigten Staaten im Territorium Nevada ernannt worden. Mark Twain war damals — wie aus Andeutungen in späteren Kapiteln zu schließen ist — noch sehr jugendlich, kaum confirmirt, wie wir bei uns sagen würden. Um so erstaunlicher ist die wunderbar scharfe und richtige Beobachtungsgabe, die außerordentliche Anlage für die Wahrnehmung der heitern Seite der Dinge und Ereignisse, welche ihm damals schon eigen war. Denn wenn auch die Niederschrift und Ausarbeitung dieser Reiseerlebnisse nach seinen eigenen Angaben erst zehn bis zwölf Jahre später erfolgte, so konnte Twain überall da, wo er nicht eingestandener Maßen phantasirt und übertreibt — und das ist die seltene Ausnahme —, sondern wo er wirkliche Dinge schildert, diese früher in seiner Seele aufgenommenen

*) Vergl. Grenzboten IV. 1874. S. 306. Amerikanische Humoristen, 2. Band. F. W. Grunow 1874.

Vorstellungsreihen, nach einem bekannten psychologischen Gesetze, dem sich Niemand entziehen kann, günstigsten Falles nur in derselben Deutlichkeit und Frische reproduziren, wie zehn oder zwölf Jahre früher die Wirklichkeit sie auf der Bildfläche seiner Seele wiederspiegelte. Und da diese hier vorliegenden Reproductionen seiner Reiseabenteuer und seiner Erlebnisse und Beobachtungen im Silberland Nevada mit seltener Klarheit und Treue, sprudelndem Humor und häufig mit ergreifender Poesie erfüllt sind, so sind wir vollkommen berechtigt zu sagen, daß Mark Twain die besten Vorzüge seines Talentes bereits in sehr jungen Jahren besessen hat.

Unternommen wurde diese Reise von Mark Twain nach einer Vorbereitung von höchstens zwei Stunden. Viel Einpacken war nicht nöthig, da die Passagiere der Ueberlandpost von der Grenze Missouris bis Nevada nur 25 Pfund Gepäck pro Mann mitnehmen durften. Auch nur drei Monate wollte der junge Abenteurer im Silberlande abwesend sein — „es fiel mir nicht im Traume ein, länger zu bleiben als diese Zeit. Ich gedachte, Alles zu sehen was neu und seltsam war, und dann rasch nach Hause zu eilen und wieder ans Geschäft zu gehen. Ich dachte wenig daran, daß ich das Ende dieser dreimonatlichen Vergnügungstour erst nach Ablauf von sieben ungewöhnlich langen Jahren zu sehen bekommen würde!"

In St. Joseph schon mußte Abschied genommen werden von den Fracks und Glacéhandschuhen. Dagegen bewaffnete man sich bis an die Zähne. So wurde Kansas durchfahren; wellenförmig hob und senkte sich das Erdreich. Maisfelder und Mettland wechselten mit einander. Aber bald sollte diese See auf trocknem Boden ihren wellenförmigen Charakter verlieren und sich siebenhundert Meilen so eben wie eine Stubendiele hinstrecken. — „Unsre Kutsche war ein großer, unaufhörlich schaukelnder und schwankender Kasten von der mächtigsten Art — eine gewaltige Wiege auf Rädern. Sie wurde von sechs hübschen Pferden gezogen und an der Seite des Postillons saß der „Conducteur", der gesetzmäßige Oberste der Gesellschaft; denn es war seine Aufgabe, für die Briefpost, das Gepäck, das Eilgut und die Passagiere Sorge zu tragen. Wir drei waren auf dieser Tour die einzigen Passagiere. Wir saßen auf dem Rücksitz inwendig. So ziemlich Alles, was von der Kutsche noch übrig war, war voll von Postsäcken; denn wir hatten die zurückgebliebnen Posten von drei Tagen bei uns. So nahe unsern Knien, daß sie dieselben fast berührte, erhob sich bis zur Ueberdachung eine senkrechte Wand von Postsachen. Ein großer Haufen davon war mit Riemen auf dem Dache festgeschnallt, und sowohl die vordere als die hintere Schooßkelle war voll von ihnen. Wir hatten siebenhundertzwanzig Pfund davon bei uns, wie der Postillon sagte — „ein Bischen für Brigham und Carson und Frisco*),

*) Volksthümlich für San Francisco.

aber das Meiste für die Indianer, die höllisch unbequem werden, wenn sie nicht immer 'was zu lesen kriegen." „Das wunderte uns, da er aber gleich darauf das Gesicht wie in einem fürchterlichen Krampfe verzog und aussah, als ob ein erdbebenhaftes Lachen bei ihm im Anzuge wäre, merkten wir, daß seine Aeußerung ein Spaß hatte sein sollen und die Bedeutung gehabt hatte, daß wir den größten Theil unsrer Postsachen irgendwo auf den Ebnen abladen und den Indianern oder sonstwem, der Verlangen darnach trüge, überlassen würden. — Wir wechselten alle zehn Meilen die Pferde und flogen lustig über die harte, ebne Straße dahin. Jedesmal, wenn die Kutsche Halt machte, sprangen wir heraus und streckten unsere Beine, und so fand uns die Nacht noch lebendig und unermüdet."

In der folgenden Nacht zeigte sich's dann deutlich, was der Conducteur gemeint hatte, als er von der für die Indianer bestimmten Lectüre sprach. Plötzlich sollte ein fabelhaftes Ding entzwei sein, nämlich der „Schwungriemen" der Kutsche und zwar nur von dem übernatürlichen Gewicht der Briefsäcke, die man nun schon drei Tagereisen weit geschleppt hatte. „Grade an dieser Stelle" sagte der Conducteur, „ist der Ort, wohin die Zeitungssäcke adressirt sind, die für die Indianer ausgeladen werden sollten, um sie ruhig zu erhalten. Es ist ein wahres Glück; denn wir haben es so verdammt dunkel, daß ich unversehens dran vorbeigefahren sein würde, wenn der Schwungriemen nicht gerissen wäre." Alle traten hinzu und halfen die Postsäcke herausholen. Als Alles heraus war bildete es eine große Pyramide neben der Straße. Nun wurde es im Innern des Wagens bequem. Auf Anordnung des Conducteurs wurden die Postpackete bis zur halben Höhe des Wageninnern aufgestapelt, die Sitze heruntergeklappt und so ein prächtiges ebenes Bett gewonnen. „Es war jetzt die Morgendämmerung eingetreten und als wir unsre eingeschlafenen Beine ihrer vollen Länge nach auf den Postsäcken ausstreckten und durch die Fenster über die weite grüne Raseneinöde, die in kühlen, pulverrauchartigen Nebel gekleidet war, hinschauten, wo am östlichen Horizont die Sonne erwartet wurde, nahm unser vollkommenes Wohlbehagen die Form einer ruhigen und befriedigten Ekstase an. Die Post wirbelte weiter in raschem Gange, der Luftzug ließ die Vorhänge flattern und hob uns in erheiterndster Weise die Rockschöße auf, die Wiege schwankte und schaukelte prächtig, das Trappeln der Pferdehufe, das Knallen der Peitsche des Postillons und sein „Hü, Hussa!" waren Musik, der vorüberfegende Erdboden und die walzenden Bäume schienen uns beim Vorbeisausen ein stummes Hurrah zuzurufen und dann zu erschlaffen und uns mit Interesse oder Neid oder sonst etwas nachzublicken, und als wir so dalagen und die Pfeife des Friedens rauchten und all' diese Pracht mit den Jahren mühseligen Stadtlebens, die ihr vorausgegangen waren, verglichen, fühlten wir, daß es nur

ein vollständiges und ganz befriedigendes Wohlbefinden in der Welt gab, und daß wir dies gefunden hätten."

So erreichten sie die Grenzen von Nebraska, 180 Meilen von St. Joseph. Die Gegend ist eine Einöde; das einzige Thier, das man trifft, das „Esels-Kaninchen", die einzige Pflanze der „Salbei-Busch", der wie ein verzwergter Eichbaum überall in der weiten Sandwüste seine Wurzeln treibt, und dem hierher verschlagenen Wanderer Alles in Allem ist: ihm als Wegweiser dient, Feuerung und Holz zu warmen Mahlzeiten bietet, nur nicht die Mahlzeit selbst. Denn nur Esel und Kameele vermögen auch Salbei zu verzehren wie Alles andere. Diese Behauptung giebt Mark Twain Anlaß zu einer köstlichen Abschweifung. „In Syrien", sagt er, „an den Quellen des Jordan nahm einst ein Kameel meinen Ueberrock, während die Zelte aufgeschlagen wurden, und untersuchte ihn über und über mit kritischem Auge und mit soviel Interesse, als ob ihm die Idee vorschwebte, sich eben so einen machen zu lassen, und dann, nachdem es fertig damit war, sich ihn als Kleidungsstück einzuprägen, begann es, ihn als ein Stück Nahrung zu betrachten. Es stellte seinen Fuß auf ihn und pflückte mit seinen Zähnen den einen Aermel ab, kaute und kaute an ihm herum und nahm ihn allmählich zu sich, und die ganze Zeit über öffnete und schloß es seine Augen in einer Art religiöser Verzückung, als ob es niemals in seinem Leben etwas so Gutes geschmeckt hätte als einen Ueberrock. Dann schmatzte es ein paar Mal mit den Lippen und reichte nach dem andern Aermel. Hierauf versuchte es zunächst den Sammetkragen und lächelte dazu ein so zufriedenes Lächeln, daß klar zu sehen war, es betrachtete den als den zartesten Theil an einem Ueberrock. Darnach verschwanden in seinem Maule die Schöße in Gesellschaft einiger Zündhütchen, etlicher Stücke Hustenzucker und eines Klumpen Feigen-Pasta aus Konstantinopel. Und dann fiel meine Zeitungscorrespondenz heraus und es versuchte es auch damit — Briefe im Manuscript, die ich für die Blätter in der Heimath geschrieben hatte. Aber jetzt war es auf gefährlichem Boden. Es stieß in diesen Documenten auf solides Wissen, welches ihm ziemlich schwer im Magen lag, und gelegentlich verspeiste es einen Witz, über den es sich vor Lachen schüttelte, bis ihm die Zähne wacklig wurden. Die Sache fing an, gefährlich für mein Kameel zu werden, aber es hielt mit gutem Muth und hoffnungsvoll fest, was es ergriffen hatte, bis es zuletzt über Behauptungen zu stolpern begann, die selbst ein Kameel nicht ungestraft verschlucken kann. Es begann zu würgen und nach Luft zu schnappen, die Augen traten ihm aus dem Kopfe, seine Vorderbeine spreizten sich, und in etwa einer Viertelminute fiel es um, so steif wie die Schnitzbank eines Zimmermanns, und starb nach einem unbeschreiblich schweren Todeskampfe. Ich ging hin und zog ihm das Manuscript aus dem Maule und fand, daß

das empfindsame Thier an einer der sanftesten und mildesten thatsächlichen Behauptungen erstickt war, die ich je einem vertrauensvollen Publikum vorgelegt habe."

Zu einer der brillantesten Schilderungen giebt aber Mark Twain die erste — und später fortgesetzte Bekanntschaft mit dem Prairiewolf, Cayote, Veranlassung. „Der Cayote" sagt er „ist ein langes, schmächtiges, krank und trübselig aussehendes Gerippe, über das eine graue Wolfshaut gespannt ist, ein leidlich buschiger Schwanz, der allezeit mit einem verzweifelten Ausdruck von Noth und Elend niederhängt, ein ängstliches, tückisches Auge und ein langes scharfgeschnittenes Gesicht mit ein wenig auseinanderstehenden Lippen, welche die Zähne sehen lassen. Ueber das ganze Thier geht ein Ausdruck wie Schleichen und sich Ducken. Der Cayote ist eine lebende, athmende Allegorie der Noth. Er ist stets hungrig. Er ist stets arm, hat nie Glück und nirgends Freunde. Die niedrigsten Geschöpfe verachten ihn, und selbst die Flöhe würden ihn verlassen, wenn ein Velocipede käme, auf das sie sich setzen könnten. Er ist so muthlos und feig, daß sogar, während seine hervortretenden Zähne eine Drohung sein wollen, das übrige Gesicht dafür um Verzeihung bittet. Und wie garstig er aussieht, wie räudig, rippendürr und grobhaarig, wie verwimmert! Wenn er uns sieht, so hebt er ein wenig die Lippe und läßt seine Zähne blitzen, dann dreht er sich ein wenig aus der Richtung, die er verfolgt hat, senkt den Kopf ein bischen und schlägt mit leisem Fuß einen langgestreckten Trab durch die Salbei-Büsche ein, wobei er von Zeit zu Zeit einen Blick nach uns über die Schulter wirft, bis er ungefähr so weit entfernt ist, daß man ihn nicht leicht mit dem Pistol erreichen kann. Dann hält er inne, betrachtet uns und überlegt sich die Sache. Darauf trabt er wieder fünfzig Schritt weiter — dann nochmals fünfzig Schritt, worauf er wieder still steht. Zuletzt mischt sich die graue Farbe seines dahingleitenden Körpers mit dem Grau der Salbei-Büsche und er verschwindet. — Dies Alles geschieht, wenn wir keine Demonstration gegen ihn machen. Aber wenn wir das thun, so entwickelt er ein lebhafteres Interesse an seiner Abreise, elektrisirt augenblicklich seine Fersen und bringt ein solches Stück Grund und Boden zwischen sich und und unsere Waffe, daß wir, während wir den Hahn gespannt haben, schon sehen, daß wir eine Miniébüchse brauchen, daß wir, während wir ihn in der Schußlinie haben, eine gezogene Kanone bedürfen, und daß wir, während wir ihn auf dem Korne haben, uns sagen müssen, daß nichts als ein ungewöhnlich langgezackter Blitzstrahl ihm da, wo er jetzt ist, etwas anhaben könnte. Aber wenn man einen schnellfüßigen Hund auf ihn losläßt, so wird man ebenso viel Vergnügen davon haben, vorzüglich, wenn es ein Hund ist, der eine gute Meinung von sich hat und so erzogen ist, daß er denkt, er weiß einigermaßen, was Geschwindigkeit ist. Der Cayote geht dann mit sanftem Schwung in jenen seinen

täuschenden Trab über und sendet immer nach einem Weilchen ein trugvolles Lächeln über seine Schulter, welches diesen Hund mit Zuversicht und weltlichem Ehrgeiz erfüllt und bewirkt, daß er seinen Kopf noch tiefer nach dem Boden senkt und seinen Hals noch mehr nach vorn streckt und noch grimmiger keucht und seinen Schwanz noch gerader hinausstehen läßt und seine wüthenden Beine mit noch wilderer Raserei bewegt und eine immer breitere, höhere und dickere Wolke von Wüstensand aufwühlt, die hinter ihm raucht und seine lange Spur quer über die ebne Fläche bezeichnet. Und in dieser ganzen Zeit ist der Hund nur kurze zwanzig Schritt hinter dem Cayote, und wenn es das Heil seiner Seele gälte, er begreift nicht, was es ist, daß er ihm nicht merklich näher kommen kann, und er fängt an, ärgerlich zu werden, und es macht ihn toller und immer toller, sehen zu müssen, wie der Cayote sanft hingleitet und niemals keucht oder schwitzt oder zu lächeln aufhört. Immer hitziger und hitziger wird er, wenn er sieht, wie schmachvoll er von einem vollkommen Fremden hinters Licht geführt worden und was für ein unedler Schwindel dieser langgestreckte, ruhige, leisetretende Trab ist. Und nun merkt er zunächst, daß er erschöpft zu werden anfängt, und daß der Cayote seine Geschwindigkeit zu vermindern hat, wenn er ihm nicht davon laufen soll, und jetzt wird dieser Stadthund ernstlich toll, und er fängt an, sich aufs Aeußerste anzustrengen, zu weinen und zu fluchen, den Sand mit seinen Pfoten noch höher empor zu werfen und dem Cayote mit concentrirter und verzweifelter Energie nachzujagen. Diese Anstrengung bringt ihn sechs Fuß hinter den dahingleitenden Feind und zwei Meilen von seinen Freunden weg. Und nun, in dem Augenblicke, wo eine wilde neue Hoffnung sein Gesicht erhellt, dreht sich der Cayote um und lächelt ihm noch einmal freundlich zu, wobei ein Etwas in seiner Miene liegt, das zu sagen scheint: „Na, ich werde mich wohl von Dir losreißen müssen, mein Junge — Geschäft ist Geschäft, und es geht nicht, daß ich den ganzen Tag auf diese Art mit Narrenspossen vertrödle“ — und sofort hört man ein Sausen und das plötzliche Hindurchfahren eines langen Krachs durch die Atmosphäre, und siehe da, jener Hund ist einsam und allein mitten in einer unermeßlichen Einöde. Es schwimmt ihm vor den Augen. Er bleibt stehen und sieht sich um, klettert auf den nächsten Sandhügel und schaut in die Ferne, schüttelt nachdenklich den Kopf und kehrt dann ohne ein Wort zu sagen, um und jagt nach seiner Gesellschaft zurück, wo er eine demüthige Stellung unter dem hintersten Wagen einnimmt, sich unaussprechlich gemein vorkommt, beschämt aussieht und seinen Schwanz eine halbe Woche auf halbem Maste trägt. Und wenn ein Jahr nachher etwa wieder ein großes Gelärm und Geschrei nach einem Cayote losbricht, wirft dieser Hund nur einen gelassnen Blick nach dieser Richtung und bemerkt offenbar zu sich: „Ich glaube, ich mag nichts wieder von der Pastete.“

Wir haben, um diese Naturschilderungen im Zusammenhang vorzutragen, den Gang der Reiseroute für einen Augenblick verlassen. Schon bei der ersten Frühstücksstation der Wildniß hatten unsere Reisenden reichlich Gelegenheit wahrzunehmen, daß sie „die Staaten" längst hinter sich hatten, und in die Anfänge oder äußersten Ausläufer menschlicher Kultur sich vorgewagt hatten. „Die Stationsgebäude waren lange niedrige Hütten von schmutzfarbenen, an der Sonne gedörrten Ziegeln, die ohne Mörtel aufeinander gelegt waren. Scheunen, Ställe für 12 bis 15 Pferde und ein Speisezimmer für Passagiere in einer Hütte machten das Innere aus. Um durch die Thür zu kommen, mußte man sich bücken. An der Stelle des Fensters war ein viereckiges Loch in die Wand geschnitten, aber kein Glas darin. Es gab keinen Ofen, aber die Feuerstelle diente für alle nothwendigen Zwecke. Es gab keine Simse, Tellerbretter oder Closets. An der Thür der Höhle des Stationswirthes stand außen ein blechernes Waschbecken auf dem Boden. Daneben befand sich ein Eimer mit Wasser und ein Stück gelbe Riegelseife, und von der Dachtraufe hing ein rauhes blauwollnes Hemd und deutete an, daß man sich hier abtrocknen konnte — aber es war des Stationswirthes Privathandtuch, und nur zwei Personen von der ganzen Gesellschaft durften wagen, sich seiner zu bedienen: der Postillon und der Conducteur. Der letztere wollte das nicht aus Schicklichkeitsgefühl, der erstere wollte es nicht, weil es ihm nicht beliebte, die Anerbietungen eines Stationswirthes zu ermuthigen. Von dem Spiegelrahmen hing an einem Bindfaden die Hälfte eines Kammes herab — aber wenn ich die Wahl hätte, diesen Patriarchen zu schildern oder zu sterben, so glaube ich, ich würde mir gleich ein paar Särge bestellen." Diesen Verhältnissen entsprach natürlich auch das Frühstück, welches der Wüstenwirth auftischte. „Er säbelte für jeden Mann ein Stück Speck ab, aber nur erfahrene alte Kunden machten sich daran, es zu essen; denn es war condemnirter Armee-Speck, mit dem die Vereinigten Staaten nicht einmal ihre Soldaten in den Grenzforts füttern wollten, und die Postgesellschaft billig gekauft hatte, um ihre Passagiere und Dienstleute damit zu nähren. Es ist möglich, daß wir diesen condemnirten Soldaten-Speck weiter draußen auf den Ebnen als in der Station, in die ich ihn verlege, angetroffen haben, aber angetroffen haben wir ihn, dem läßt sich nicht widerstreiten. Dann schenkte er uns ein Getränk ein, welches er „Slumgullion" nannte, und es ist schwer, sich vorzustellen, daß er nicht inspirirt war, als er es benannte. Er gab allerdings vor, Thee zu sein, aber es war zu viel Schüsselspülicht, Sand und alte Speckschwarte drin, als daß der intelligente Reisende sich hätte täuschen lassen. Er hatte keinen Zucker, keine Milch, ja nicht einmal einen Löffel, um jene Ingredientien damit umzurühren. Wir konnten weder das Brot noch den Speck essen, noch den „Slumgullion" trinken." Er kostete aber

auch ungenossen einen Dollar pro Mann. Diese Scene giebt Twain natürlich Gelegenheit, die damalige Mühsal seiner Reise in Vergleich zu setzen zu einer heutigen Eisenbahnfahrt „quer über den Continent".

Alles deutet darauf hin, daß unsere Gesellschaft sich dem Ziel der langen Reise nähert. Längst sind die sechs flinken Pferde des Postwagens mit ebensoviel noch rascheren Maulthieren vertauscht. Von Julesburg an drehten sich zwei Drittel der Unterhaltung zwischen Postillonen und Conducteuren um einen Menschen Namens Slade, der als Typus für jene wenigen Auserwählten gelten kann, die unter einer Bevölkerung von „Desperados" die Herculesarbeit verrichten, einen Schimmer von Rechtsordnung zu erhalten, und der deßhalb ringsum wie ein Halbgott verehrt und mit peinlichem Grauen angebetet wird; denn nur durch Menschenopfer konnte er hier den Anfang friedlicher Zustände begründen; nur durch Menschenopfer seine Autorität erhalten. Sechsundzwanzig Lebenslichter hat er ausgeblasen, ehe er zu dieser Stufe des allgemeinen Vertrauens sich aufschwang, auf welcher Twain ihm begegnet. Und er verläßt Slade glücklicherweise auch in einem Zustande, in dem er blos für sechsundzwanzig ausgeputzte Lebenslichter Rechenschaft zu geben hatte. Aber freilich dabei bewendete es nicht und Slade war weit davon entfernt, sich gegen das Ende seiner Laufbahn zu einer Aufnahme unter die Olympier vorzubereiten. Er zog vor, sich den Trunk anzugewöhnen, und in diesem Zustande so gräulich zu toben und gemeingefährlichen Landzwang zu üben, daß dem geheimen Vigilanz-Comité schließlich nichts übrig blieb, als den Retter der Gesellschaft a. D. an einem Balken aufzuhängen. Indessen gerade der Realismus und die Naturwahrheit, mit der Slade gezeichnet ist, macht ihn zu einem der bedeutsamsten Charaktere, denen wir auf dieser Reise begegnen. Er erinnert uns lebhaft an Bret Harte's werthvolle Strolche.

Twain nähert sich dem Herzen der Felsengebirge, dem Südpaß, der Angesichts des ewigen Schnees der nordamerikanischen Alpen überschritten wird. Der volle Ernst, den die Ahnung der Ewigkeit, der Begriff unermeßlicher Fernen erzeugt, tritt ihm hier auf die Lippen. „Und jetzt endlich waren wir richtig in dem berühmten Südpasse und rollten lustig über der gemeinen Welt hin. Wir befanden uns auf der höchsten Stelle der großen Kette der Felsengebirge, nach der wir Tag und Nacht emporgeklettert, geduldig, unablässig emporgeklettert waren, und um uns waren Bergkönige versammelt, die zehn, zwölf, selbst dreizehntausend Fuß hoch waren — stolze alte Bursche, die sich bücken müßten, wenn sie den Mount Washington im Zwielicht sehen wollten. Wir waren in einer solchen luftigen Höhe über den dahinkriechenden Bevölkerungen der Erde, daß es, wenn die uns die Aussicht sperrenden Felshörner zur Seite wichen, dann und wann schien, als könnten wir ringsum weit in die Ferne sehen und den ganzen großen Erdball betrachten, wie er

sich mit seinen Nebelbildern von Bergen, Seen und Continenten durch das Geheimniß des sommerlichen Dunstes hinstreckte. An einer Stelle konnte man unter sich auf eine Welt immer kleiner werdender Felshörner und Schluchten blicken, die hinab und nach einer verschwimmenden Ebne mit einem Faden darin, der eine Straße war, und Federbüscheln, die Bäume waren, hinführten, — ein hübsches Bild, wie es so im Sonnenschein schlief; aber ein dunkles Etwas schlich sich darüber und verdüsterte seine Züge tiefer und immer tiefer mit dem finstern Blick eines heranziehenden Gewitters, und jetzt, während kein Nebel oder Schatten die Mittagshelle unseres hohen Standortes unterbrach, konnte man beobachten, wie da unten der Sturm losbrach, und sehen, wie die Blitze von Gipfel zu Gipfel hüpften und der Strichregen an den Wänden der Bergschluchten hinzog, und den Donner rollen, krachen und brüllen hören. Wir rollten lustig weiter, und alsbald kamen wir auf dem eigentlichen Gipfel an eine Quelle, deren Wasser durch zwei Mündungen abfloß und nach zwei verschiedenen Richtungen weiter strömte. Der Conducteur sagte, daß einer der Bäche, auf die wir hinsahen, just eine Reise westwärts nach dem Busen von Californien nnd dem Stillen Meere anträte, die durch Hunderte, ja Tausende von Meilen wüster Einöden führte. Er sagte, daß der andere seine Heimath unter den Schneegipfeln verließe, um eine ähnliche Reise, aber nach Osten, zu machen, und wir wußten, daß lange, nachdem wir das simple Bächlein vergessen, es immer noch seinen mühseligen Weg an den Gebirgsflanken hinunter und auf dem Grunde von Schluchten und zwischen den Ufern des Yellowstone suchen werde, daß es sich allmählich mit dem breiten Missouri verbinden und durch unbekannte Ebnen und Wüsten und durch nie besuchte Wildnisse fließen, dann eine lange und unruhige Pilgerfahrt zwischen versunkenen Baumstämmen, Wracks und Sandbänken machen, in den Mississippi einmünden, die Werften von Saint Louis bespülen und immer weiter strömen würde, über Untiefen und durch felsige Canäle, dann durch endlose Ketten grundloser und weiter Einbuchtungen, die mit ununterbrochenen Wäldern eingefaßt sind, dann durch geheimnißvolle Seitenwege und verborgene Durchgänge zwischen waldigen Inseln, dann wieder durch Reihenfolgen von Einbuchtungen, die aber jetzt statt der düstern Wälder Einfassungen von glänzendem Zuckerrohr haben, dann an Neuorleans vorüber und noch anderen Ketten von Einbuchtungen — und zuletzt nach zwei langen Monaten voll täglicher und nächtlicher Erschöpfung und Aufregung, voll Vergnügen, Abenteuern und furchtbarer Gefahr, von vertrockneten Kehlen ausgetrunken, von Pumpen entleert, von Verdunstung betroffen zu werden, in den Golf fließen und zu seiner Ruhe eingehen werde am Busen der tropischen See, um niemals die heimischen Schneegipfel wieder zu sehen oder zu bedauern, daß es sie verlassen. Ich befrachtete ein Blatt mit einer nur gedachten Botschaft an die

Freunde daheim und ließ es in den Bach fallen. Ich klebte keine Postmarke darauf, und so blieb es, als nicht frei gemacht, irgendwo unbefördert."

Bei den eingehenden Mittheilungen über den Staat, die Propheten und den Glauben der Mormonen, welche die Grenzboten (1872, IV. Quartal) gebracht haben, könnte es überflüssig erscheinen, mit Mark Twain in der Salzstadt zu verweilen, dem ersten Orte, an dem er seit St. Joseph mehrtägigen Aufenthalt nahm. Allein jene Abhandlungen in diesen Blättern waren ernst und gravitätisch — soweit das bei dem Stoffe überhaupt möglich war. Mark Twain dagegen ist kaum irgendwo so lustig aufgelegt auf seiner weiten Reise, als in der Heimath „der Heiligen vom jüngsten Tage, der Burg der Propheten, der Hauptstadt des einzigen absoluten Alleinherrschers in Amerika — der Großen Salzsee-Stadt." „Dies war für uns nach allen Richtungen und Beziehungen ein Märchenland, ein Land voll Zauber, voll Kobolde und schauerlichen Geheimnissen. Wir empfanden eine Neugier, die jedes Kind hätte fragen mögen, wie viel Mütter es habe, und ob es sie alle einzeln aufzählen könne, und es ging uns immer durch und durch, wenn sich an einem Wohnhause, während wir vorübergingen, die Thür öffnete oder schloß und uns einen Blick auf menschliche Köpfe, Rücken und Schultern thun ließ; denn wir sehnten uns sehr nach einer ordentlichen und genügenden Betrachtung einer Mormonenfamilie in ihrer ganzen umfassenden Reichlichkeit, und geordnet nach den concentrischen Ringen ihres häuslichen Kreises. Die Stadt liegt am Rande einer ebnen Fläche von der Ausdehnung des Staates Connecticut und duckt sich an den Boden unter einer sich krümmenden Wand mächtiger Berge, deren Häupter sich unter den Wolken verbergen, und deren Schultern den ganzen Sommer hindurch Reste des Winterschnees tragen. Von einer dieser schwindelerregenden Höhen zwölf oder fünfzehn Meilen davon gesehen, wird die große Salzsee-Stadt matter und immer kleiner, bis sie an ein Kinderspielzeug-Dörfchen erinnert, das unter dem majestätischen Schutze der chinesischen Mauer ruht. Auf einigen dieser Berge im Südwesten hatte es zwei Wochen lang jeden Tag geregnet, aber in der Stadt war kein Tropfen gefallen. Und an heißen Tagen gegen Ende des Frühlings und in den ersten Wochen des Herbstes konnten die Bürger aufhören, sich Kühlung zuzufächeln und zu murren, und ausgehen und sich durch Hinschauen auf einen glorreichen Schneesturm abkühlen, der in den Bergen rumorte. Sie konnten es in diesen Jahreszeiten jeden Tag aus der Ferne genießen, obschon in ihren Straßen oder sonstwo in ihrer Nähe kein Schnee fiel. Die Salzsee-Stadt war gesund — eine über die Maßen gesunde Stadt. Sie erklärten, es gäbe nur einen einzigen Arzt am Orte und er würde regelmäßig jede Woche zur Verantwortung gezogen, weil er „keine erkennbaren Subsistenzmittel habe". Sie geben einem am Salzsee immer gute, solide Wahrheit zu genießen und gutes Maß

und gutes Gewicht gleichermaßen. Sehr oft, wenn man eine von ihren leichtesten, lustigsten Alltagsbehauptungen zu wägen wünschte, würde man eine Heuwage nöthig haben."

Der Mittelpunkt unsres Interesses bietet natürlich der Besuch bei dem Mormonenkönig Brigham Joung. Sie gingen dorthin zur Staatsvisite, nachdem sie weiße Hemden angezogen. „Er schien ein ruhiger, freundlicher, behäbiger, würdiger, sich selbst in der Gewalt habender alter Herr von fünfundfünfzig oder sechzig Jahren zu sein und hatte in seinem Auge eine sanfte Pfiffigkeit, die wahrscheinlich dorthin gehörte. Er war sehr einfach gekleidet und nahm, als wir eintraten, gerade seinen Strohhut ab. Er plauderte mit unserm Secretär und gewissen Regierungsbeamten, die mit uns gekommen waren, über Utah und die Indianer und Nevada und über allgemeine amerikanische Angelegenheiten und Fragen. Aber niemals zollte er mir irgend welche Aufmerksamkeit, trotzdem ich verschiedene Versuche machte, „ihn über die Politik der Bundesregierung und seine hochmüthige Stellung ihr gegenüber auszuholen." Ich dachte, einige von den Sachen, die ich vorbrachte, wären ziemlich schön. Er aber blickte sich nur in weit auseinander liegenden Zwischenpausen nach mir um, etwa so, wie ich eine wohlwollende alte Katze sich umblicken gesehen habe, um zu erfahren, welches Kätzchen sich mit ihrem Schwanze zu schaffen gemacht habe. Bald versank ich in entrüstetes Schweigen und blieb so bis zu Ende sitzen, heiß und roth und verwünschte ihn in meinem Herzen als einen unwissenden Wilden. Aber er war ruhig. Seine Unterhaltung mit jenen Herren floß so sanft und friedlich und musikalisch hin wie ein Sommerbächlein. Als die Audienz beendigt war und wir uns aus seiner Gegenwart zurückzogen, legte er mir die Hand auf den Kopf, strahlte auf mich hernieder, als ob er mich bewunderte, und sagte zu meinem Bruder: „Ah — vermuthlich Ihr Kind! Knabe oder Mädchen?" — Es folgen dann einige Beispiele von der unumschränkten Macht dieses Königs.

Mark Twain's Aufenthalt in der Salzseestadt betrug nur zwei Tage, „und so hatten wir keine Zeit, um die gebräuchliche Untersuchung betreffs der Wirkungen der Vielweiberei anzustellen und die üblichen statistischen Notizen und Schlüsse zusammen zu kriegen, die man beisammen haben muß, wenn man die Aufmerksamkeit der Nation nochmals auf diese Angelegenheit lenken will. Ich hatte den Willen, es zu thun. Mit der sprudelnden Selbstgenügsamkeit der Jugend war ich begierig, mich kopfüber hineinzustürzen und hier eine große Reform ins Leben zu rufen — bis ich die mormonischen Weiber sah. Dann fühlte ich mich gerührt. Mein Herz war klüger als mein Kopf. Es erwärmte sich für diese armen, linkischen, ungewöhnlich häßlichen Geschöpfe, und als ich mich abwendete, um die großherzige Thräne, die mir ins Auge getreten war, zu verbergen, sagte ich: „Nein, der Mann, welcher

eine von ihnen heirathet, hat eine That christlicher Barmherzigkeit vollbracht, die ihm ein Anrecht auf den freundlichen Beifall der Menschheit, nicht auf ihren harten Tadel verleiht — und der Mann, der sechzig von ihnen heirathet, hat eine That freigebigster Großherzigkeit verrichtet, so erhaben, daß die Völker in seiner Gegenwart unbedeckten Hauptes dastehen und ihn schweigend verehren sollten. Das Nächstinteressante ist, sich zu den Heiden zu setzen und ihnen zuzuhören, wenn sie über Vielweiberei sprechen, und wie irgend ein dickbäuchiger alter Frosch von einem Aeltesten oder Bischof ein Mädchen heirathet — sie gern hat und ihre Schwester heirathet — die gern hat und eine zweite Schwester heirathet — die gern hat und eine Andere zur Frau nimmt — die gern hat und ihre Mutter heirathet — die gern hat und ihren Vater, ihren Großvater, ihren Urgroßvater heirathet und dann hungrig zurückkommt und um mehr bittet. Und wie dann das schnippische junge Ding von elf Jahren vielleicht sein Lieblingsweib wird und ihre eigne ehrwürdige alte Großmutter in ihres gemeinschaftlichen Eheherrn Werthschätzung eine Stufe tiefer nach D 4 hinstehen und in der Küche zu schlafen haben wird. Und wie dieses fürchterliche Leben, dieses Zusammenstecken von Mutter und Töchtern in ein einziges faules Nest und Höherstellung einer jungen Tochter ihrer eignen Mutter gegenüber Dinge sind, denen sich die Mormonenweiber unterwerfen, weil ihre Religion ihnen lehrt, daß je mehr Frauen ein Mann auf Erden hat, und je mehr Kinder er aufzieht, desto höher die Stelle sein wird, die sie alle mit einander in der zukünftigen Welt einnehmen werden — desto höher und vielleicht desto wärmer, obwohl sie darüber nichts zu sagen scheinen. Nach diesen unsern heidnischen Freunden enthält Brigham Young's Harem zwanzig oder dreißig Frauen. Sie sagten, daß einige davon alt geworden und aus dem activen Dienste getreten, aber gut einlogirt und versorgt seien im — „Hühnerhause", wie sie sich ausdrückten, im Löwenhause, wie die Mormonen es seltsamer Weise nannten. Bei jeder Frau befanden sich ihre Kinder, fünfzig alle zusammen. Das Haus war vollkommen ruhig und ordentlich, wenn die Kinder still waren. Sie alle nahmen ihre Mahlzeiten in einem einzigen Zimmer ein, und man sagte, das wäre ein recht glückliches und gemüthliches Bild. Niemand von uns fand Gelegenheit, mit Herrn Young zu speisen, aber ein Heide Namens Johnson behauptete, im Löwenhause gefrühstückt zu haben. Er gab uns eine verrückte Schilderung vom „Verlesen der Präsenzliste" nebst andern Präliminarien, und von dem Gemetzel, welches erfolgte, als die Buchweizenkuchen hereinkamen. Aber er verschönerte ein bischen zu viel. Er sagte, daß Herr Young ihm verschiedene gescheidte Aeußerungen von seinem „Zweijährigen" mitgetheilt und dabei mit einigem Stolze bemerkt habe, daß derselbe einer der fleißigsten Mitarbeiter in diesem Fache für eine der östlichen Wochenschriften gewesen, und dann habe

er ihm eins von den Zuckerpüppchen zeigen wollen, das die letzte hübsche Aeußerung gethan, es aber nicht herausfinden können. Er suchte unter den Gesichtern der Kinder herum, konnte aber nicht entscheiden, welches das rechte war. Endlich gab er es mit einem Seufzer auf und sagte: „Ich dachte, ich würde das kleine Ferkel wieder erkennen, aber siehe da, ich kann nicht.“ Herr Johnson sagte ferner, Herr Young habe bemerkt, das Leben sei doch ein trauriges, ein recht trauriges Ding, „weil die Freude über eine neue Heirath, die man einginge, so leicht durch das ungelegen kommende Begräbniß einer weniger neuen Braut verdorben würde!“

Auch die Statistik der Ausgaben des Young'schen Haushaltes ist hier zum Gegenstand einiger Abhandlungen gemacht worden. Wir erfahren — scheinbar aus des großen Propheten eignem Munde — daß die Ausstattung der Frauen Young's mit je einer Busennadel sofort auf 2500 Dollars zu stehen komme und die Beschenkung der hundert und zehn Kinder Young's beiläufig mit je einer Blechpfeife sofort einen unerträglichen Lärm erzeugt. „Und denken Sie nur an die Wäscherrechnung — verzeihen Sie diese Thränen — neunhundertvierundachtzig Stücke die Woche! Nein, mein Herr, so was wie Sparen giebt es in einer Familie, wie meine ist, nicht. Sehen Sie, nur der einzige Artikel Wiegen — denken Sie 'mal daran. Und Wurmkuchen! Und Syrup zum Besänftigen! Und Ringe beim Zahnen! Und Papa-Uhren zum Spielen für die Kleinen! Und Dinge, um an den Möbeln damit herumzukratzen! Und Streichhölzchen, die sie essen können und Stücke Glas, mit denen sie sich schneiden können! Das Kapitel Glas allein schon würde, wie ich zu sagen wage, hinreichen, um Ihre Familie zu erhalten.“ — Die Preise in Utah sind allgemein sehr hoch. Unter einem Vierteldollar ist eigentlich nichts zu haben; um diesen Preis konnte man gerade eine Thonpfeife bekommen, oder eine Cigarre, oder eine Pfirsiche, oder ein Talglicht, oder eine Zeitung, oder den Barbier oder einen kleinen heidnischen Schnaps, um sich die Hühneraugen damit einzureiben oder Unverdaulichkeit zu hemmen. Ein junger Mischling mit einer Gesichtsfarbe wie eine gelbe Rübe, fragte mich, ob er mir die Stiefel putzen sollte. Es war am Salzsee-Hause den Morgen nach unsrer Ankunft. Ich sagte ja, und er putzte sie. Dann händigte ich ihm mit der wohlwollenden Miene einer Person, die Reichthum und Glückseligkeit auf Armuth und Leiden folgen läßt, ein silbernes Fünfcent-Stück ein. Die gelbe Rübe nahm es, wie mir vorkam, mit unterdrückter Rührung und legte es ehrerbietig in die Mitte ihrer breiten Hand. Dann begann sie es zu betrachten, ungefähr wie ein Naturforscher ein Mückenohr auf dem weiten Felde seines Mikroskops betrachtet. Mehrere Leute vom Gebirge, Fuhrleute, Postillone und dergleichen traten heran, bildeten mit uns eine Gruppe und machten sich an die Untersuchung des Geldstücks mit jener anziehenden Gleich-

gültigkeit gegen alle Förmlichkeiten, welche den Bahnbrecher der Cultur im Westen charakterisirt. Bald darauf händigte mir die gelbe Rübe das Fünfcent-Stück wieder ein und sagte mir, ich sollte doch mein Geld lieber in meinem Portemonnaie als in meiner Seele mit mir herumtragen, dann würde es nicht so zusammenschrumpfen."

(Schluß folgt.)

Die sächsische Politik.

Dresden, 22. November.

Der Artikel: „Ein Beitrag zur Geschichte der sächsischen Politik", den die Preußischen Jahrbücher von Treitschke in ihrem Novemberheft bringen, wird nicht verfehlen, diesseits und jenseits der grünweißen Grenzpfähle ein gewisses Aufsehen zu erregen. Hier, in der sächsischen Hauptstadt, hat er natürlich die Kreise, auf welche er seine grellen Schlaglichter wirft, sehr empfindlich berührt. Die nächste Frage war nach dem Verfasser. Des beißenden Inhalts wegen, könnte man auf den Herausgeber der Jahrbücher selbst, Heinrich von Treitschke, rathen, diesen „entarteten Sohn" Sachsens, der den hiesigen maßgebenden Persönlichkeiten schon so viel Schmerz und Aerger bereitet hat; allein es ist nicht Treitschke's Stil, und der Aufsatz enthält Manches, was Treitschke richtiger historisch festgestellt haben würde, Manches, was ihm, dem so lange schon so gut wie aus Sachsen Exilirten, kaum so vertraut sein kann, wie es dem Verfasser zu sein scheint. Die Wiener Deutsche Zeitung, welche den Artikel alsbald eingehend besprach, glaubt zu wissen, er rühre von einem den sächsischen Regierungskreisen nahestehenden, wenn nicht zugehörigen, zugleich in die Geheimnisse des Hofes eingeweihten Manne her, einem Bürgerlichen, einem Reichstreuen und in dieser doppelten Beziehung durch den Gang der sächsischen Politik tief Verbitterten.

Das Letztere merkt man allerdings aus jeder Zeile des Artikels. Auch das läßt sich herausfühlen, daß der Verfasser sich viel in jenen obern Schichten bewegt, wohl auch manchen Blick hinter die Coulissen gethan hat, wogegen es wieder frappirt, wie er in der Auffassung mancher thatsächlichen Vorgänge des öffentlichen Lebens in Sachsen weniger sicher, zum Theil sogar übel berichtet erscheint. Aber auch seine Kenntniß von der geheimen Geschichte des Hofs, des Beamtenthums ist nicht immer ganz zuverlässig, stützt sich bisweilen wohl mehr auf unsichere on dit's als, wie es scheint, auf eignes Hören

und Sehen. Durch Alles dieses wird jede Vermuthung wegen der Autorschaft des Artikels außerordentlich erschwert, abgesehen davon, daß es überhaupt in Sachsen unter den den Hof- und Regierungskreisen Nahestehenden nur wenig Bürgerliche giebt, noch weniger Solche, die auf einem so ausgeprägt antiparticularistischen Standpunkte, wie der Verfasser dieses Artikels, stehen möchten. Und unter diesen wenigen, wer wäre da, der Neigung, Talent und — Muth hätte, einen solchen Artikel in ein hierorts so verrufenes Blatt wie Treitschke's Jahrbücher zu schreiben!

Doch lassen wir dieses Räthsel der Verfasserschaft und wenden wir uns zu dem Inhalte des Artikels! Der Verfasser meint: die Politik der sächsischen Regierung müsse dem räthselhaft vorkommen, der das Uebergewicht der Aristokratie im sächsischen Staatsleben nicht kenne. Mir scheint, er legt hierauf zu sehr den Accent: der Adel ist in allen deutschen Ländern herrschsüchtig und er ist überall da übermächtig, wo die Regierungen aus einem oder anderm Grunde es verschmähen, sich auf die liberalen Elemente im Volke, welche durchschnittlich im Bürgerthum vorwiegen, zu stützen. Das Bestreben, die Stellung der sächsischen Aristokratie als eine exceptionelle darzustellen, verleitet den Verfasser zu mancher Einseitigkeit. So wenn er den Religionswechsel eines Schönburger Grafen gewissermaßen als eine Deferenz gegen das katholische Herrscherhaus darstellt. Die Schönburger sind so wenig eines der „der Dynastie nahestehenden Adelshäuser", daß vielmehr, wegen der Prätension der Schönburger auf eine Art von Halbsouveränität, zwischen ihnen und der Krone Sachsen eine Spannung besteht, die eben jetzt nahezu in offenen Kampf ausgebrochen ist.

Wichtiger und größtentheils auch zutreffender ist, was der Verfasser über die einzelnen Persönlichkeiten sagt, die in der sächsischen Politik in den letzten Jahrzehnten eine Rolle gespielt haben, beziehentlich noch spielen. Vor Allem der Freiherr von Beust ist trefflich gezeichnet. Zu seiner für Sachsen so verhängnißvollen Wirksamkeit möchte ich zwei Züge nachtragen, die beim Verfasser fehlen. Der letztere erklärt die lange Verzögerung des Separatfriedens zwischen Preußen und Sachsen im Jahre 1866 aus angeblichen Bemühungen der preußischen Diplomatie, die sächsische Dynastie zu einer Aufgabe ihrer Rechte auf das Land, sei es gegen Geldentschädigung, sei es durch einen Territorialtausch, zu vermögen. Ich glaube besser unterrichtet zu sein, wenn ich sage: jene Verzögerung war wesentlich die Schuld des Herrn von Beust, der bis aufs Aeußerste dem König Johann anlag, keine oder so wenig als möglich Concessionen in Bezug auf die Einfügung Sachsens in den Norddeutschen Bund zu machen. Daher die entschiedene Weigerung des preußischen Kabinets mit diesem Minister länger zu unterhandeln, — der zwingende Grund zu Beust's Rücktritt — für welchen der Verfasser seinerseits keine Erklärung giebt. Eine

andere Einwirkung Beust's auf die sächsischen Verhältnisse, die ich allerdings nicht ganz so positiv constatiren kann, wie jene, aber aus Gründen höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen mich für befugt halte, datirt aus neuester Zeit. Ganz kurz vor dem Schlusse des Landtags im Frühjahr d. J. war Herr von Beust in Dresden, präsentirte sich auch auf der diplomatischen Tribüne jeder der beiden Kammern. Gerade damals brachten unsre beiden offiziösen Blätter, das Dresdner Journal und die Leipziger Zeitung Artikel, welche darauf berechnet waren, in die neugeschlossene Allianz der drei Nordmächte einen Keil hineinzutreiben, besonders aber Mißtrauen zwischen dem deutschen Reich einerseits, Oesterreich und Rußland andrerseits zu säen. Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß diese Artikel dem persönlichen Einfluß Beust's auf die beiden Redactionen zu verdanken, weil beiden noch immer Günstlinge Beust's vorstehen. Ebendamals erschien auch, wie man sich erinnert, jener aufsehenerregende Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welcher Oesterreich gegen Rußland und Deutschland argwöhnisch machen sollte, ein Artikel, den man allgemein, wenn auch natürlich nur indirect, auf Herrn v. Beust zurückführte. Der Artikel in der Leipziger Zeitung verrieth außerdem seinen Ursprung dadurch, daß er die Vorsicht der ci-devant Beust'schen Regierung über Oesterreich in Bezug auf dessen Stellung zu Deutschland und Rußland rühmte, dagegen auf die Andrassy'sche Aera einen tiefen Schatten fallen ließ. Beide Artikel wurden bald darauf in denselben Blättern in möglichst unauffälliger Weise durch andere in entgegengesetztem Sinne stillschweigend zurückgenommen oder desavouirt. Man hat sich — das ist bezeichnend für unser officielles Preßregime — von dem abgesetzten ehemaligen Minister oder seinen Geschöpfen ein Kukuksei ins Nest legen lassen, welches man jetzt sich beeilte hinauszuwerfen, bevor die gefährliche Brut auskröche, die kaum zu vermeidende Rüge aus Berlin wegen einer so groben Kreuzung der Politik der Reichsregierung.

Die Porträts der dermaligen Minister sind im Ganzen gut gezeichnet, ebenso die der beiden Führer unserer hochconservativen und hochkirchlichen Partei, der Herren v. Zehmen und v. Erdmannsdorf. Dagegen halte ich das Urtheil, welches der Verfasser über die bestimmenden Momente der sächsischen Politik im Allgemeinen, der aufs Reich bezüglichen im Besonderen fällt, für mancher Berichtigung bedürftig. Hier ist allernächst ein Moment außer Acht gelassen, welches gleichwohl m. E. einen sehr wesentlichen Antheil an dem Ganzen der sächsischen Politik hat. Ich meine die traditionelle Anschauung der maßgebenden Kreise in Sachsen von der gänzlichen Unwirksamkeit ständischer Abstimmungen für den Bestand des Ministeriums. Diese Anschauung ist so festgewurzelt, sie wird so zweifellos vom ganzen Beamtenthum in allen seinen Verzweigungen getheilt, auch vom Bürgerthum stillschweigend anerkannt und geduldet, daß, wer etwa bei einer brennenden

Frage in den Kammern von einem möglichen Rücktritt des Ministeriums oder eines einzelnen Ministers reden wollte, nahezu für nicht recht bei Sinnen, allermindestens aber für einen sehr sonderbaren Schwärmer angesehen werden würde. Nur die Aristokratie hat bisweilen versucht, einen Minister zu stürzen, indeß weniger durch ein Kammervotum, als durch eine beiher gehende Agitation gegen den von ihr Verfehmten im socialen Verkehr mit den höchstgestellten Personen am Hofe. Mit Lindenau, dem allzu liberal und bürgerlich gesinnten Minister, gelang ihr dies im Jahre 1844 wirklich. Beim Landtage 1871/73 machte sie einen solchen Sturmlauf gegen den Minister des Innern von Nostiz-Wallwitz, — nicht wie der Verfasser erzählt, bei Anlaß der „Verfassungsrevision", vielmehr bei den Organisationsgesetzen. Diesmal mißglückte es, weil die liberale Mehrheit der II. Kammer zu dem von der Aristokratie angefochtenen Minister hielt und selbst mit einigen Opfern an ihren liberalen Wünschen auf ein Zustandekommen des Organisationswerkes hindrängte, so daß die adlichen Frondeurs, wollten sie nicht ihre Hintergedanken gänzlich verrathen, wohl oder übel auf ein Compromiß eingehen mußten. Aber wie gesagt, die Aristokratie würde es nicht unnatürlich finden, wenn einmal der oder jener aus den Reihen der Ihrigen gleich dem Cincinnatus vom Pfluge weggeholt und auf einen Ministerstuhl gesetzt würde, und wäre es auch ein vormaliger Cavalerielieutenant ohne gelehrte Bildung. Auch die Büreaukratie würde sich, wenn schon murrend, darein finden. Dagegen an ein sog. parlamentarisches Ministerium aus der Mitte des Bürgerthums, dem die liberale Partei ausschließlich entstammt (einen liberalen Adel giebt es in Sachsen leider nicht), auch nur zu denken, erscheint sowohl der Aristokratie wie der Büreaukratie als unerhört, als einfach lächerlich. Die kurze Zeit, wo das Princip der parlamentarischen Regierung auch in Sachsen factisch galt (vom 16. März 1848 bis 30. April 1849), war zu kurz, um jene Tradition zu erschüttern; auch muß man gestehen, daß das Märzministerium die Probe einer auf politischen Parteigrundsätzen, nicht auf büreaukratischer Schulung fußenden Regierung nicht allewege glänzend bestand.

Die sächsische Regierung rechnet sich daher auch zu keiner Partei und nimmt es sehr übel, wenn man ihr eine bestimmte Parteistellung anweist; sie steht „über den Parteien". Das hindert nicht, daß sie die eine Partei (die conservative) mit allen ihren büreaukratischen Mitteln bei den Wahlen unterstützt oder doch unterstützen läßt, die andere (die liberale oder die nationalliberale) mit allem Eifer, unter Umständen „bis aufs Messer" bekämpft — nichtsdestoweniger ist und bleibt sie parteilos, gleichsam politisch geschlechtslos, sie ist nichts als eben „Regierung". Und daher macht es ihr nichts aus, wenn auch die grundsätzlich zu ihr haltende Partei, oder wenn sie selbst geschlagen wird — sie läßt die feindlichen Mächte tief unter sich grollend

einander bekämpfen; sie selbst steht hoch über diesem Kampfe und regiert fort, als wäre nichts geschehen. Das ist eine der sonderbarsten „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ Sachsens, an der man festhält, obschon fast in allen constitutionellen deutschen Staaten, neuerdings sogar in Preußen, das Princip parlamentarischer Regierung immer mehr zum Durchbruch gelangt ist.

Um so mehr tritt natürlich in Sachsen die Person und der persönliche Wille des Monarchen in den Vordergrund. Und doch auch wieder nicht. Denn eine zweite sächsische Tradition ist die, daß der König möglichst wenig die politischen Handlungen und Entschließungen seiner Regierung zu beeinflussen scheine. Von den Monarchen Baierns, Würtembergs, auch von dem greisen König Wilhelm hört man öfters, ziemlich präcis und verbürgt, welche Stellung sie zu der oder jener Frage der inneren Politik einnehmen: in Sachsen giebt und gab es fast allezeit darüber bloße Vermuthungen. Der Verfasser glaubt nun die politische Gesinnung und Haltung des gegenwärtigen Monarchen Sachsens, König Albert, insbesondere in nationalen Fragen sehr genau zu wissen und präcisiren zu können. Allein gerade in diesem Punkte gehen mir gegen seine Aufstellungen mancherlei Bedenken bei. Zuerst fehlen einige Züge zu dem Bilde, die gerade sehr wichtig sind, und die der Verfasser, der sich so großer Intimität mit allem am Hofe Vorgehenden rühmt, nicht hätte weglassen sollen. Der Verfasser erwähnt die Hinneigung des jüngeren Zweiges der königlichen Familie zu einem strengen Katholicismus, die Pathenschaft des Papstes bei dem jüngsten Prinzen u. s. w. Allein über die Gegenstellung des Königs zu diesen Tendenzen geht er zu rasch hinweg. Er vergißt anzuführen, daß König Albert seiner Zeit sich über jene Pathenschaft als wenig opportun, nicht eben zustimmend geäußert hat; daß er mit einem der wenigen freisinnigeren katholischen Hoftheologen gern verkehrt; daß er persönlich, wie man sagt, in sehr entschiedener Weise, den Rücktritt eines anderen Hofpredigers, der das „katholische Kirchenblatt für Sachsen“ redigirte, von dieser Stellung betrieb, als genanntes Blatt sich zum Kämpen der Unbotmäßigkeit der römischen Kirche gegen den Staat machte; daß endlich nur König Albert's persönlichem Einfluß es zuzuschreiben war, wenn am Sedantage d. J. der apostolische Vicar in Sachsen, Bischof Forwerk, trotz der fanatischen Abmahnungen des mächtigen Kirchenfürsten Ketteler, in der katholischen Hofkirche hier das Nationalfest feierlich mit beging.*)

Ebenso hat der Verfasser unterlassen, des damaligen Kronprinzen Albert Verhalten bei dem Kampfe um die Organisationsgesetze (die er überhaupt zum Theil unrichtig darstellt) zu erwähnen. Und doch war dieses Verhalten nichts weniger als den Plänen der Aristokratie günstig, im Gegentheil geradezu demonstrativ gegen letztere, und es hat, wie damals wenigstens hier

*) Das hatten auch die „Pr. Jahrb. hervorgehoben. D. Red.

die allgemeine Ansicht war, wesentlich dazu beigetragen, diese Pläne zu vereiteln und die schon ihres Triumphes scheinbar sicheren Führer der hochconservativen Partei zum Rückzug zu nöthigen. Eben dieses thatsächliche Verhalten des Prinzen bei der erwähnten Gelegenheit scheint mir aber auch jenes on dit zu widerlegen, welches der Verfasser anführt und welches allerdings seiner Zeit hier circulirte: König Albert — damals noch Kronprinz — habe im Ministerrathe darauf gedrungen, daß die Regierung mit Hülfe von § 92 der Verfassung betreffs des Schulgesetzes die Volkskammer majorisire und sich fest auf die I. Kammer stütze, weil, wie er gesagt habe, sonst die in der II. Kammer vorherrschende liberale Partei nichts Eiligeres zu thun haben werde, als Sachsen in Preußen aufgehen zu lassen." — Aber wenn der Prinz diese Besorgniß wirklich gehegt hätte, so hätte er nicht dazu beitragen dürfen, bei den so wichtigen Organisationsgesetzen den Widerstand der I. Kammer zu brechen, der liberalen Partei und dem in dieser Sache mit ihr gehenden Minister v. Nostiz den Sieg zu verschaffen.

Der Verfasser des Artikels geht so weit, zu sagen: von jener rückläufigen Wendung der sächsischen Regierungspolitik im Frühjahr 1873 datire eigentlich die Regierung König Albert's, obschon er formell dieselbe erst im November des Jahres, nach seines Vaters Tode, angetreten. Das heißt: jene rückläufige Politik mit allen ihren Consequenzen sei das Werk des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs; er sei das eigentliche Agens dieser Politik; die Minister hätten sich nur seinem Einflusse und seinem Andringen gefügt, indem sie von der eine Zeit lang betretenen liberaleren Bahn plötzlich in die gerade entgegengesetzte einlenkten.

Das ist eine gewagte Behauptung, die nicht ohne die triftigsten, thatsächlichen Beweise ausgesprochen werden sollte. Conservativ oder liberal, — ein König kann Beides sein. Beides hat seine Berechtigung als grundsätzliche Ueberzeugung eines Einzelnen oder einer Partei. Allein wenn in einem Lande die liberale Strömung vorherrscht, — und das ist in Sachsen ohne Zweifel der Fall, — wenn außerdem in einer Zeitperiode die liberale Strömung vorherrscht, — und das ist in der Gegenwart ebenso zweifellos der Fall, — dann wäre eine grundsätzliche Gegenstellung wider diese Strömung auf Seiten des Monarchen, also des obersten entscheidenden Willens im Lande eine verhängnißvolle Thatsache, ein Conflict, aus dem es nicht, wie bei der bloßen Gegenstellung eines Ministeriums, einen Ausweg gäbe.

Ich weiß, daß in manchen politischen Kreisen Berlins die Ansicht getheilt wird: die sächsischen Minister müßten so sprechen und handeln, wie sie thun, „um sich zu halten." Immerhin eine schlechte Entschuldigung für constitutionelle Minister, denen die eigene verantwortliche Ueberzeugung allein oberste Norm ihres Handels sein müßte.

Aber ich frage wieder, womit beglaubigt man diese pessimistische Ansicht von den sächsischen Dingen? Denn pessimistisch muß ich sie nennen, weil sie eben keinen Ausweg aus einer für jeden Staat überaus mißlichen und bedenklichen Lage, einem Zwiespalt zwischen Regierenden und Regierten zeigt.

Der Verfasser kann für seine Behauptung oder Vermuthung nur seine angebliche Kenntniß von dem Charakter des Königs Albert anführen, allenfalls nach dessen socialen Berührungen mit Personen, die freilich nicht zu den Freunden liberaler Ideen gehören mögen. Oeffentliche, notorische Kundgebungen oder Handlungen des Königs in dieser Richtung nennt er nicht. Bestimmende Einwirkungen des Königs auf Acte der Gesetzgebung oder Verwaltung im entgegengesetzten, d. h. liberalen Sinne sind mir auch nicht bekannt. — Das liegt im Gange des constitutionellen Regierungsapparates; Kundgebungen aber allerdings einige, und sehr markante. So jenes schmeichelhafte Lob, welches König Albert alsbald nach seiner Thronbesteigung der Leipziger Glückwunschdeputation in Bezug auf die rührige und gedeihliche Selbstverwaltung ihrer Stadt spendete und welche damals hier in der Residenz so übel vermerkt wurde; ferner die sichtlich behagliche Weise, womit der König, allen Berichten zu Folge, bei seiner bald darauf stattgefundenen längern Anwesenheit in Leipzig sich daselbst gegeben und geäußert hat. Leipzig aber ist für Sachsen wohl eigentlich der Brennpunkt der liberalen und außerdem der nationalen Bewegung. Auch das ist nicht unbemerkt geblieben und hat in gewissen Hof- und Beamtenkreisen manches Kopfschütteln erregt, daß der König — trotz der bis zum „Kampf aufs Messer" gespannten Situation zwischen seinem Ministerium und den National-Liberalen — selbst mit namhaften Wortführern dieser letzteren auf dem Parquet seines Hofes nach wie vor in freundlicher und ungezwungener Weise verkehrt hat. Bei dem offenen jeder Verstellung entschieden fremden Wesen König Albert's, welches auch der Verfasser jenes Artikels hervorhebt, wäre aber dies kaum vereinbar mit einer prinzipiell antipodischen Stellung des Königs zu den liberalen Zeitideen und deren Trägern.

Noch bedenklicher klingt, was in jenem Artikel von des neuen Königs Stellung zum Reiche gesagt ist. Wäre dies begründet, dann allerdings erhielt ein Wort, das Minister von Nostiz in leidenschaftlicher Hitze in der Kammer sprach, eine verhängnißvolle Wahrheit. Aber nein und aber nein! Daß es eine Partei, oder, sage ich lieber, eine Coterie in Sachsen geben mag, die so denkt, will ich nicht bezweifeln; auch nicht, daß diese Coterie ihren kleinen Groll gern mit der Autorität jenes höchsten Namens bewaffnen möchte. Zu beklagen hat man vielleicht, daß solche Versuche nicht energischer, ostensibler zurückgestoßen und dahin, wohin sie gehören, verwiesen werden. Aber das ist auch Alles.

Klärung der Situation — das ist's, was uns noth thut. Nach innen und mehr noch gegenüber dem Reiche. Vielleicht hat der Verfasser jenes Artikels dies bezweckt und dazu freilich sehr drastische Mittel angewendet. Wenn der Artikel die Folge hat, daß man rechten Ortes einsieht, wie hohe Zeit es ist, eine solche Klärung herbeizuführen, dann können selbst die Uebertreibungen desselben sich für Sachsen heilsam erweisen.

K. F.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 15. November 1874.

In seiner elften Sitzung, der ersten der abgelaufenen Woche ist der Reichstag in die Berathung des Bankgesetz-Entwurfes eingetreten und hat die erste Lesung desselben in drei denkwürdigen Sitzungen zu Ende gebracht. Denkwürdig dürfen diese Sitzungen heißen, denn ihre Verhandlungen gehören zu den besten Leistungen, welche deutsche Parlamente in ihren glücklichsten Tagen bisher aufzuweisen haben. Die vorparlamentarische Geschichte des Bankgesetz-Entwurfes wollen wir nur in größter Kürze andeuten. Man weiß, wie in Folge der staatlichen Zersplitterung unter der Bundesverfassung von 1815 Deutschland mit privilegirten Banken überschwemmt worden ist. Dieses Unwesen, früher wenig bemerkbar, steigerte sich unter dem Einfluß des merkwürdigen Verkehrsaufschwungs der fünfziger Jahre. Das Wort „Gründer" hat zwar erst seit dem Jahre 1872 einen üblen Klang bekommen. Die ersten Gründer waren aber die Regierungen der deutschen Kleinstaaten in den fünfziger Jahren. Ihren Bankmonopolen — die allerdings nur auf das Gebiet der privilegirenden Regierung lauteten, die aber das große deutsche Wirthschaftsgebiet den privilegirten Bank-Instituten als Jagdrevier erschlossen, weil die bereits in tausend Adern strömende Einheit dieses Gebietes nicht willkürlich an einer einzelnen Stelle zu unterbinden war — jenen Bankmonopolen also verdanken wir die Entwerthung des Geldes, oder, was dasselbe ist, die Steigerung der Waarenpreise, und zahllose andere Uebelstände. Man hat von Seiten der Vertheidiger des ausgearteten Bankwesens in Abrede stellen wollen, daß jene Uebelstände von dem Zustand unseres Bankwesens überhaupt, geschweige denn zum größten Theile herrühren. Gerade so hat man den Moorrauch lange Zeit nicht vom Moorbrennen, sondern von zersetzten Gewittern und wer weiß noch welchen fabelhaften Dingen herleiten wollen. Ueber die Einwirkung des Bankwesens auf die Circulationsmittel sind nun aber jetzt

durch die Vertreter der Reichsregierung beglaubigte Thatsachen, Zahlen von unanfechtbarer Beweiskraft vorgelegt worden, welche hoffentlich allen mystischen Schwindel über die Hauptursache unserer wirthschaftlichen Krankheit beseitigen. Dieser Gewinn der ersten Lesung des Bankgesetzes dünkt uns allein schon ein unschätzbarer. Kehren wir aber zur Vorgeschichte des Entwurfes zurück.

Dem Uebel der großen Bank-Institute, von kleinen Staaten privilegirt, suchten Preußen und nach ihm andere Bundesstaaten durch Verbote der Banknoten des deutschen Auslandes zu steuern: Verbote, die aus dem obenberührten Grunde über kurz oder lang immer wieder unwirksam werden mußten. Eine der letzten gesetzgeberischen Thaten des norddeutschen Bundes war das Verbot der Ertheilung neuer Bankprivilegien bis zum Ende des Jahres 1874, ein Verbot, welches das deutsche Reich vom norddeutschen Bund übernahm und auf sein erweitertes Gebiet erstreckte. In den politisch ebenso trostlosen, als an wirthschaftlichem Aufschwung reichen fünfziger Jahren empfahl die deutsche Manchesterschule — ein Name, den wir als Ehrennamen betrachten, wenn auch diese Schule, so wenig als irgend eine andere, das Verständniß ihres Faches erschöpft hat — als Heilmittel gegen das damals schon als höchst gefährlich erkannte Uebel des gleichzeitig monopolisirten und doch höchst irrationell zersplitterten Bankwesens die allgemeine Bankfreiheit. Bis auf wenige unerschütterliche Adepten, deren namhaftester wohl Herr Eugen Richter sein möchte, ist man von dem Glauben an die Universalmedizin der individuellen Bewegungsfreiheit gerade für das Bankwesen am meisten zurückgekommen. Die Gründe dürfen wir heute nicht erwähnen, um nicht diesmal zu lang zu werden. Abgesehen von der Frage nach der nothwendigen Einwirkung des Staates auf das Bankwesen hat sich in Deutschland eine Ansicht mehr und mehr Bahn gebrochen, als deren erster Vorfechter Professor Tellkampf zu Breslau lange Zeit allein stand, welche das Wesen der Zettelbank im Grunde beseitigen will. Danach soll es nur noch Banknoten mit voller Deckung durch das Edelmetall der landesgesetzlichen Währung geben. Solche Noten sind, wie man richtig hervorgehoben hat, keine Banknoten, sondern Depositenscheine. Dieser Ansicht steht jedoch die entgegengesetzte ältere, zwar nicht mehr in Alleinherrschaft, aber noch in eifrig verfochtener Geltung gegenüber, welche in den Banknoten das wohlthätige Mittel sieht, dem Verkehr wohlfeiles Geld und durch dasselbe beständig wachsende Flügel zu geben.

Mitten in diesen Kampf der Theorie, der zugleich ein Kampf materieller Interessen von vielfacher Gestalt und allerbeträchtlichstem Umfang ist, fällt nun die Aufgabe des deutschen Reiches, das System einer einheitlichen Bankpolitik zum erstenmal zu ergreifen und durchzuführen, nicht etwa auf einer tabula rasa, sondern auf dem Boden eines im üppigsten und zugleich irrationellsten Wachsthum stehenden Bankwesens. Dazu kommt aber noch,

daß das System einer neuen Bankpolitik begründet werden muß im Augenblick eines Währungswechsels, der allezeit für eine der schwierigsten Maßregeln gegolten hat. Die Gesichtspunkte der deutschen Bankpolitik müssen in Folge davon beeinflußt sein durch eine doppelte unabweisbare Aufgabe: erstens durch die Aufgabe, den Vollzug des Währungswechsels zu unterstützen, und zweitens durch die eng damit zusammenhängende, aber doch selbständige und in eine weite Zukunft sich erstreckende Aufgabe, die in Deutschland angenommene Goldwährung bei der eigenthümlichen Lage des deutschen Reiches in einer Uebergangsperiode des europäischen Verkehrs, und namentlich der Münz- und Währungs-Verhältnisse zu schützen.

Die Lösung einer so vielgestaltigen und dabei so folgenreichen und verantwortlichen Aufgabe wurde mit ebenso allgemeiner Spannung erwartet, als sie allgemein für unaufschiebbar erkannt wurde. Die Hauptfragen, auf welche sich die Spannung richtete, waren: 1) Wie ist um die Monopole der Territorialbanken herum zu kommen? 2) Wie soll es mit der Ausgabe ungedeckter Noten gehalten werden? 3) Ist, abgesehen von der Rechtsfrage der territorialen Monopole, eine Centralisation des Bankwesens wünschenswerth?

Als nun in diesem Sommer, wie man sagt, etwas vorzeitig, der Gesetzentwurf veröffentlicht wurde, welchen das Reichskanzleramt dem Bundesrath zu unterbreiten gedachte, da war das erste aber äußerst rasch vorübergehende Gefühl das einer gewissen Enttäuschung. Jemehr man aber den Entwurf studirte, trat an die Stelle des ersten weniger, als man erwartet hatte, großartigen Eindrucks, ein Gefühl der Bewunderung für ein Werk wahrhaft ingeniösen Scharfsinnes. Denn die so umfassende Aufgabe eines deutschen Bankgesetzes schien hier gelöst, die Hindernisse unschädlich gemacht und doch nicht zermalmt, was eine unverhältnißmäßige Anstrengung erfordert und vielleicht eine verhängnißvoll nachblutende Wunde zurückgelassen haben würde. Die unbeschränkte Ausdehnung der Notenausgabe war in Schranken gehalten durch Auflegung einer fünfprocentigen Steuer auf jede ungedeckte Note über einen gewissen Gesammtbetrag dieser Noten hinaus. Dabei war das Privilegium unbeschränkter Notenausgabe, wie es gewissen Banken zugesichert, nicht angetastet. Anstatt des territorialen Bankprivilegiums, bei welchem die Operationen der einzelnen Bank nur mißbräuchlich die territorialen Grenzen überschreiten konnten, erhielt jede Bank den gesetzlichen Umlauf ihrer Noten im ganzen Reich zugesichert, wenn sie sich zur Unterwerfung unter gewisse Normativbedingungen verstand, worunter die Einlösung ihrer Noten an den Hauptplätzen des deutschen Verkehrs und der Austausch derselben Noten gegen die der andern, den reichsgesetzlichen Normen sich unterwerfenden Banken sich befand. Auf diese Weise war ohne Centralisation der Bankinstitute die ein-

heitliche deutsche Banknote nahezu hergestellt. Denjenigen Banken, welche die reichsgesetzlichen Normen nicht annehmen wollten, wurde die ernsthafte Beschränkung auf das Gebiet ihres Privilegiums auferlegt, und diese Drohung schien so gewichtig, daß man als ihre Wirkung die allgemeine Unterwerfung der Banken unter die Reichsnormen erwarten durfte, auch unter die eingreifendste derselben, wodurch die Bank einwilligen mußte, daß ihre Befugniß zur Ausgabe von Banknoten am 1. Januar 1886 durch Beschluß der Landesregierung oder des Bundesraths mit einjähriger Kündigungsfrist ohne irgend welche Entschädigung aufgehoben werden könne. Durch diese letztere Bestimmung war ohne irgend eine Gewalt nach Ablauf einer zehnjährigen Periode der Boden für jede angemessene Neugestaltung des Bankwesens seitens des Reiches völlig frei.

Die Einwände, welche sich gegen diesen Entwurf doch erhoben, nachdem derselbe eine Zeitlang als der denkbar beste Ausweg aus den gegebenen Schwierigkeiten angesehen worden, betrafen hauptsächlich zwei Punkte. Die Anhänger der alten Banktheorie, wonach die Banken das Mittel zur Speisung des Verkehrs mit wohlfeilem Gelde sind, tadelten die zu große Beschränkung der Ausgabe ungedeckter Noten, welche in der fünfprocentigen Besteuerung derjenigen Noten liege, welche über den contingentirten Betrag ausgegeben werden würden. Man ging so weit, als Folge der plötzlichen Beschränkung der wohlfeilen Cirkulationsmittel eine allgemeine Handelskrisis zu prophezeien: Andere Einwände bestritten die Möglichkeit der Beschränkung derjenigen Banken auf das Gebiet ihres Privilegiums, welche die Annahme der Reichsnormen verweigern würden. Diese Einredner vergaßen aber, daß das Reich denn doch andere Mittel hat, das Verbot gewisser Banknoten durchzuführen, als früher die Einzelstaaten, und namentlich vergaßen die Einredner, daß das Reich bei genügender Fürsorge für die Speisung des Verkehrs mit wohl accreditirten Banknoten das Publikum zur Einschließung der wilden Banknoten zum wirksamen Bundesgenossen gewonnen haben würde. Die Wirkungslosigkeit der früheren Banknotenverbote lag in der Unzugänglichkeit des Publikums für jene Verbote, und diese Unzugänglichkeit lag wiederum in der Verlegenheit um geeignete Zahlungsmittel. Das würde jetzt ganz anders sein.

Nach der Aufnahme, welche der Bankgesetzentwurf des Reichskanzleramts in der Presse, in der gutachtlichen Aeußerung von Corporationen und competenten Privatpersonen gefunden, nach der Zustimmung in allen wesentlichen Theilen, die er im Bundesrath erhalten, durfte man erwarten, daß die Kritik des Entwurfs im Reichstag sich wesentlich um den Gegensatz der älteren und neueren Bankansicht bewegen, schließlich aber die im Entwurf vertretene,

wenn auch nicht zu allen Consequenzen gelangte neuere Ansicht den Sieg behalten werde.

Das ist nun ganz anders gekommen. Eine der ersten Stimmen nämlich, die sich ausführlicher über den Entwurf vernehmen ließ, die des Abgeordneten Sonnemann, hatte dem Entwurf vor allem die Nichtschaffung einer Reichsbank zum Vorwurf gemacht. Anfangs fand dieser Vorwurf wenig Zustimmung, denn man sagte sich: eine Reichsbank setzt die Beseitigung der bestehenden Bankprivilegien voraus, welche ohne einen halben Gewaltstreich nicht möglich ist, und doch noch schwere Entschädigungssummen verschlingen würde. Herr Sonnemann behauptete aber, eine solche Beseitigung sei gar nicht nöthig die Reichsbank könne durch die Wucht ihrer Stellung und ihrer Mittel die Einschränkung der Lokalbanken auf das wohlthätige Maß herbeiführen, trotz aller Privilegien der letzteren. Diese Ansicht, die sicherlich großen Bedenken unterliegt und welche jedenfalls den Weg der richtigen Normirung des lokalen Bankwesens als einen erst zu findenden noch nicht zeigt, hat gleichwohl den Beifall der maßgebenden Fraktionen im Reichstag gefunden, hat die dreitägigen Verhandlungen der ersten Lesung beherrscht und die größte Aussicht gewonnen, schließlich die Majorität zu erhalten. Zwei Motive scheinen diese Stimmung hauptsächlich hervorgebracht zu haben. Das eine, hochpatriotischer und erfreulicher Natur: daß man um jeden Preis auf dem so vitalen Gebiet des Bankwesens eine Reichsinstitution haben will; das andere, etwas weniger ideal, mehr menschlich, wenn man bei diesem Wort, wie man zu thun pflegt, vorzugsweise an die menschliche Schwäche denkt: der Argwohn, die preußische Regierung wolle den Nutzen ihres großen und bewährten Bankinstitutes, eines Institutes, welchem bei der neuen Regelung des Bankwesens der Löwenantheil zufallen werde, für sich behalten. Man erkennt sogleich, daß wir hier das Gebiet der eigenthümlichen Zumuthungen betreten, welche das Reich und seine Freunde an Preußen zu stellen gewohnt sind. Preußen wird durchaus nicht behandelt wie jeder andere Bundesstaat; wo es auf Opfer für das Reich ankommt, soll es das Zehnfache leisten. Man sagt wohl, das Reich sei nur ein anderer Name für Preußen, was Preußen dem Reich opfere, opfere es sich selbst in vervollkommneter Metamorphose. Entspricht diese Meinung aber dem thatsächlichen Lauf, wie ihn die Dinge genommen haben und nehmen werden? *Weil es so sein könnte, darum ist es noch nicht so.*

Halten wir uns an die vorliegende Frage. Was verlangt man? Die Aufhebung der deutschen Territorialbanken hielte man für wünschenswerth, man scheut sich aber vor dem Stück Terrorismus, das dazu gehören würde. Also die Territorialbanken sollen bestehen bleiben. Auch die preußische? O bewahre, die preußische Bank würde eine Reichsbank unmöglich machen, die

preußische Bank, und nur sie allein, muß der Reichsbank nicht nur Platz machen, sondern zum Opfer fallen. Was keinem Territorialstaat angemuthet wird, findet man dem preußischen Staat gegenüber ganz in der Ordnung. — Auch uns sind Reichsfreundschaft und Preußenthum niemals entgegengesetzt, wenn beide den rechten Weg wandeln. Wir haben uns deshalb über die Erklärung des preußischen Finanzministers im Reichstag lebhaft gefreut, daß Preußen das Opfer seiner Bank dem Reiche gegen billige Entschädigung zu bringen bereit sei, Preußen allein von sämmtlichen Bundesstaaten. Der preußische Finanzminister gab diese Erklärung wiederholt und bestimmt, jedoch ohne zuvor der Kritik des Bankgesetzentwurfes entgegengetreten zu sein. Er sagte u. a. ganz richtig: „Die Reichsbank, wie sie allein möglich ist, wenigstens für den Augenblick, nämlich nicht eine Centralbank mit ausschließendem Monopol, sondern eine größte Bank unter kleineren, eine erste unter ihresgleichen, ist in der preußischen Bank im wesentlichen bereits vorhanden. Die Forderung der Reichsbank läuft auf einen Namen, auf eine Umtaufe hinaus." — Der einzige Unterschied der neuen Reichsbank, welcher dem Finanzminister bemerklich gemacht werden konnte, besteht in der unmittelbaren Ausdehnung der Geschäfte derselben über das ganze Reich. Unter welchen Bedingungen nun die Umwandlung der preußischen Bank in eine Reichsbank stattfinden, unter welchen Bedingungen die Territorialbanken neben der Reichsbank bestehen, in welche Grenzen die Ausgabe der ungedeckten Noten bei der Reichsbank und bei den Territorialbanken eingeschlossen werden soll, das Alles sind noch offene Fragen, zu deren förderlicher Vorbereitung allseitig die Ernennung einer Commission als zweckmäßig erkannt wurde.

Nun aber gestaltete sich der Schluß der auf einer des Reichstages so würdigen Höhe geführten Verhandlung leider zu einem Fastnachtsspiel, das glücklicherweise den Eindruck der Hauptverhandlung nicht beeinträchtigen kann. Der Abgeordnete Lasker hatte nämlich in Verbindung mit einigen Mitgliedern der nationalliberalen und conservativen Fraktionen eine an sich allerdings nicht nothwendige Motivirung für den Beschluß einer Commissionswahl in Form eines Antrags eingebracht. Danach sollte die Commissionswahl stattfinden in Erwägung, daß der vorliegende Gesetzentwurf (eventuell) durch Aufnahme einer Reichsbank zu ergänzen sei und daß die betreffenden Bestimmungen am besten durch Vorberathung in einer Commission zu finden. Der Antrag war in formaler Hinsicht überflüssig, weil ein Beschluß die ausdrückliche Feststellung der Motive in der Regel nicht bedarf. Aber der Antrag war andererseits vom Standpunkt der Geschäftsordnung vollkommen zulässig. Wem das angegebene Motiv nicht behagte, der mochte dagegen stimmen und nachher immer noch für eine Commissionswahl ohne Bezeichnung der Motive votiren. Da kam nun Herr Windthorst, der alle Zeit gewandte, mit einem artigen Sophisma, dessen Ungrund so leicht zu erkennen, daß man dem Urheber nicht zürnen konnte. Herrn Windthorst und seinen Freunden behagt, wie männiglich bekannt, das Reich nicht, und jede neue Reichsinstitution verursacht ihm Beschwerden, die er mit bekanntem Humor erträgt, aber nach Art launiger Patienten bekrittelt und bestichelt. So berief sich denn Herr Windthorst gegen den Antrag von Lasker und Genossen auf die Geschäftsordnung, welche die Einbringung von Abänderungsvorschlägen bei der ersten Lesung eines Gesetzes verbietet. Wo waren denn aber Abänderungsvorschläge? Ist es nicht die unbedingte Pflicht jeder Commission, den Umfang der ganzen, in das zu berathende Gesetz einschlagenden Frage zu erörtern und zu prüfen? Konnte es etwas Unverfänglicheres geben, als den Ausspruch: in dieses Gesetz schlägt die Reichsbankfrage ein, und weil die Vorprüfung die-

ser Frage am besten in einer Commission zu bewirken ist, wählen wir eine Commission! Die Commission war unter allen Umständen verpflichtet, die Reichsbankfrage zu prüfen, mit oder ohne ausdrücklichen Auftrag des Reichstags. Hielt es der Reichstag für gut, das Motiv der Commissionswahl in diesem Fall festzustellen, so war dies die unverfänglichste Sache von der Welt. Die Commission mußte die Reichsbankfrage prüfen, aber sie war und blieb völlig frei in der Behandlung derselben bei dem von ihr vorzuberathenden Gesetzentwurf. So war die sonnenklare Lage des Antrags, und wenn ein Meister der Geschäfte wie Forckenbeck kein Bedenken bei dem Antrag gefunden, so hätte auch ein blödes Auge das Licht voraussetzen können, das ihm noch nicht leuchtete. Der Reichstag hätte Herrn Windthorst und seine Freunde bei ihrem humoristischen Manöver mit lächelnder Miene überstimmen sollen. Aber in den Reihen der Fraktionen, aus welchen der Lasker'sche Antrag hervorgegangen, erhielt Herr Windthorst Ueberläufer, die ihn auf einen Augenblick zum Führer der Majorität des Reichstags machten. Was waren das für Ueberläufer, etwa Deserteure der Reichsfahne? O nein, sondern echte deutsche Pedanten, schwerfällige Denker vom Abgrund tiefer Confusion. Wer kennt nicht Herrn Georg Beseler von der Paulskirche und von der ersten Zeit der preußischen Kammern her? Ein Name von mannichfachem Verdienst, am berühmtesten aber dadurch, daß er jedesmal zur ungelegensten Zeit über seine eignen Füße stolpernd, die eigne Partei in Verwirrung gebracht. Kaum ist Herr Beseler wieder im Reichstag, so schlägt er nach alter Gewohnheit wieder sein unförmliches Rad zum allgemeinen Entsetzen und Gelächter. Der Mann war wirklich von der Verletzung der Geschäftsordnung überzeugt, er sprach von einer Handlungsweise in fraudem legis und beinah von einer Sünde wider den heiligen Geist. — Ein hübscher Witz der altgriechischen Sophistik ist sehr erheiternd ins Plattdeutsche übersetzt worden. Ein schlauer und biederer Landmann wird von einem Vorübergehenden gefragt: ist der Hund sin Vater? Nach den mannichfaltigsten Anstrengungen des Geistes antwortet der Pfiffikus gereizt: ne, ick bin dem Hund sin Vater! In diesen Gemüthszustand muß man sich versetzen, um die Rede des Herrn Beseler zu begreifen, der die Fehler der Tugenden seines niedersächsischen Stammes hat. Aber wie die Verwirrung jenes Landmanns etwas Ansteckendes hat, so die Verwirrung des Herrn Beseler. Er führte Herrn Windthorst durch einige Mitbefangene eine kleine Majorität zu. Der Präsident v. Forckenbeck fand es jedoch außer dem Spaß, in einem sonnenklaren Falle durch die Majorität der Unkenntniß der Geschäftsordnung überführt zu werden, und legte sein Amt nieder. Die Art, wie Herr Windthorst sich zum Fürsprecher der durch einstimmige Akklamation zu bewirkenden Wiederwahl des verehrten Mannes machte, zeigte ihn als galant homme, der wohl zu unterscheiden weiß, wo der Scherz aufhören muß, und der erste ist, die Folgen eines Scherzes, sobald sie unbequem werden wollen, mit gefälliger und sicherer Gewandtheit abzuwenden. Herr Beseler aber hat so tragisch geendet wie begonnen, und die nationalliberale Fraktion verlassen, nachdem er in derselben einige Vorwürfe hören müssen.

Damit wollen wir für heute unsern Bericht schließen und die Sitzung vom 21. November, die ihre interessanten Zwischenfälle hatte, dem nächsten Briefe aufsparen, damit der diesmalige nicht zu lang werde.

C—r.

Weihnachtsbücherschau.

Die Rundschau dieses Jahres über die Bücher, welche sich dazu drängen, den Kleinen zur Weihnacht geschenkt zu werden, dürfen wir wohl mit Fug und Recht beginnen mit der Monatsschrift „Deutsche Jugend“ (Verlag von Alphons Dürr in Leipzig) herausgegeben von Julius Lohmeyer, unter künstlerischer Leitung von Oscar Pletsch. Vier Bände dieser Jugendschrift — die unstreitig unter allen periodischen Schriften für die Kinderwelt weitaus den ersten Rang einnimmt — liegen nun abgeschlossen vor uns. Vom fünften Bande sind zwei Hefte erschienen. Wenn man den Inhalt der „Deutschen Jugend“ von Anfang bis zu Ende durchmustert, so darf man freudig sagen: sie ist sich immer treu geblieben; derselbe Ernst, derselbe Geschmack, dieselbe Vollendung vom ersten Heft bis zum letzten ꝛc. Es gewährt die reinste Freude, wenn man sieht, wie hier bedeutende Schriftsteller und hervorragende Künstler, unter der Anregung und Leitung des feinfühligen Herausgebers, wetteifern, um in Wort und Bild die schönste Jugendzeitschrift, die wir besitzen, immer auf derselben Höhe des Strebens und Vollbringens zu halten. Und ebenso erfreulich ist die Wahrnehmung, daß ein Verleger sich findet, der für das ideale Ziel dieses Unternehmens das rühmlichste Verständniß zeigt, und dasselbe aufs freigebigste unterstützt. Wir sind überzeugt: bei allem Beifall der Presse und der Fachmänner, den dieß Unternehmen von Anfang an gefunden hat, ist doch, vom geschäftlichen Standpunkt gesprochen, lange Zeit mit Schaden gearbeitet worden. Neuerdings hat diese Uneigennützigkeit im Interesse der großen Aufgabe, welche die „Deutsche Jugend“ sich stellt: „auf Geschmack und Gemüth der Jugend veredelnd zu wirken, ihren vaterländischen Sinn zu beleben und ein sinniges Anschauen der heimischen Natur anzuregen“, eine bedeutsame Ermunterung erfahren. Das Preußische Kultusministerium hat die Anschaffung dieses Werkes, das Abonnement auf dasselbe, allen Jugendbibliotheken ꝛc. warm empfohlen. Wir an unserm Theil, thun unsere Pflicht, indem wir dem deutschen Bürgerthum diese Jugendschrift abermals dringend empfehlen. Glücklicherweise hält jetzt fast jede Familie des deutschen Mittelstandes zu ihrer Unterhaltung und Belehrung wenigstens eine Zeitschrift. Aber leider ist es ebenso wahr, daß dabei — und zwar auch dann, wenn über die Wahl des zweiten oder dritten Blattes berathen wird, das man fortan halten soll, — fast ausschließlich das Unterhaltungs- und Lerninteresse der Erwachsenen in Frage kommt, der Lese- und Anschauungstrieb des Kindes dagegen mit einem gelegentlich geschenkten Bilder- oder Lesebuch abgefunden wird, das die „Herren Eltern“ obendrein selten angesehen haben, ehe es dem Kinde in die Hand gegeben wird, dessen Werth sie also meistens nach dem Urtheile Anderer kennen. Jede Familie unserer Mittelstände, die Kinder besitzt, und vier Thaler jährlich für Lese- oder Bilderbücher auszugeben hat, sollte sich klar machen, daß diese Ausgabe nicht in die Rubrik der einmaligen außerordentlichen Ausgaben des Budgets, sondern in diejenige der fortdauernden ordentlichen Ausgaben einzustellen, d. h. das Abonnement auf eine solide Jugendzeitschrift dem Kinde und den Eltern bei weitem förderlicher ist, als die Unterwerfung unter den Zufall, der in Wahrheit bisher die Bibliothek der Kinder zusammenstellte. Die „deutsche Jugend“ namentlich bietet durch die Person ihres Leiters wie ihrer Mitarbeiter die volle Gewähr dafür, daß Inhalt, Form und Ausführung der Stoffe, die sie bietet, mit vollendetem Geschmack, und nach einem festen heilsamen Plane gewählt wird.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 49.

Ausgegeben am 4. December 1874.

Inhalt:

	Seite
Wilhelm Roscher's Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland. H. B.	361
Im Silberland Nevada. Nach Mark Twain. (Schluß.)	367
Plaudereien aus London. Alfred Blum.	376
Briefe aus der Kaiserstadt.	383
Vom deutschen Reichstag. C—r.	389
Weihnachtsbücherschau.	395

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu zwei literarische Beilagen.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Die soeben erschienene No. 48 der **Jenaer Literaturzeitung**, im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von Anton Klette, Jena', Mauke's Verlag (Hermann Dufft) enthält Besprechungen von:

A. Ritschl, die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung: von **W. Bender**. **F. Brandes**, der Kanzler Krell: **G. Graue**. **W. Endemann**, Studien in der romanisch-kanonistischen Wirthschafts- und Rechtslehre: von **R. v. Stintzing**. **A. Wolf**, Lucas Geizkofler: von **Th. Muther**. **Rudolf Virchow**, die Fortschritte der Kriegsheilkunde: von **W. Leube**. **W. Roth** und **R. Lex**, Handbuch der Militair-Gesundheitspflege: von **C. Lotzbeck**. **Reinigung** und Entwässerung Berlins: von **E. Reichardt**. **M. Willkomm** et **J. Lange**, prodomus florae Hispanicae: von **A. Engler**. **A. Schaubach**, die deutschen Alpen: von **E. Schmid**. **W. Bakitsch**, Rousseau's Pädagogik: von **C. Peter**. **M. F. Essellen**, d. Varian. Schlachtfeld: von **J. Schneider**. **B. Simson**, Jahrbücher, des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen: von **C. Meyer v. Knonau**. **Alfred d'Arneth** et **A. Geffroy**, Marie-Antoinette: von **M. Philippson**. **L. Adam**, de l'harmonie des voylles dans les langues ouralo-altaïques: von **O. Böthlingk**. **H. Rönsch**, Itala und Vulgata: von **W. Schmitz**.

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist soeben erschienen:

Der internationale archäologische und anthropologische Congress in Stockholm.

Von **J. Mestorf**.

Preis 10 Sgr.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zehn Jahre Deutscher Kämpfe 1865—1874.

Schriften zur Tagespolitik von

Heinrich von Treitschke.

Preis: 2 Thlr. 20 Sgr.

Peter von Cornelius.

Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken

mit Benutzung seines künstlerischen, wie handschriftlichen Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen von

Ernst Förster.

Zweiter Theil. Preis: 2 Thlr. 10 Sgr.
Complet 4 Thlr. 20 Sgr.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Begründet von Joseph Lehmann. 43. Jahrgang. Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

No. 48 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Eine neue Begründung der Ethik. 697. — Charlotte von Stein. 698. — **Oesterreich.** Aus dem vielzungigen Oesterreich. 699. — **Spanien.** Zur spanischen Romanzenpoesie. Von Adolf Laun. II. 700. — **England.** Cobden. 703. — **Italien.** Die Bibliotheken von Pavia und Cremona. 703. — **Rußland.** Die russische Revue. 705. — **Frankreich.** Zwei Bluetten. 708. — **Kleine literarische Revue.** Tagebücher von Friedrich von Gentz. I. von Ludmilla Assing. 708. — „Frauenliebe", Roman von Karl Berkow. 709. — Vom amerikanischen Büchermarkte. 709. — Das Reale und Ideale als weltbewegende Kräfte. 709. — **Sprechsaal.** Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 187[illegible] 710. — Der Verein für deutsche Literatur und Osenbrüggens Schweizerbuch. 710.

Das neue Jugendwerk!

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Für Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von

J. Lohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
6 Hefte bilden einen Band.

Das überall freudig begrüßte Jugendwerk vereinigt [illegible] ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst [illegible] Dichtung und die hervorragendsten Jugendschriftsteller, um unserer Jugend einen Hausschatz von [illegible] und mustergültigem Werthe in Wort und Bild zu [illegible]

Die erschienenen Bände bilden zugleich die reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Wilhelm Roscher's Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland.

Im Staatsrecht und in der Gesetzgebung ist überall jene Streitfrage längst entschieden, die beim Uebergang aus der absoluten Monarchie in die constitutionelle Staatsordnung die Gemüther zu bewegen pflegt: wer über die höchsten Beamten des Staates Controle üben, wer über die höchsten Richter urtheilen soll. In der Wissenschaft wird sie niemals ganz zu lösen sein — am wenigsten durch starre unbeugsame Formeln, wie deren das öffentliche Recht bedarf, um allen Staatsbürgern gegenüber mit gleicher Macht und in gleichem Sinne sich zu behaupten. In allen Wissenschaften ist im Gegentheil die Formel der Controle und des Urtheils, mit welcher die vornehmsten Vertreter des stolzen Reiches der Geister zu messen sind, so wandelbar wie die Entwickelung und Geschichte der Menschen und wie die individuelle Leistungsfähigkeit insbesondere. Ja, in jeder Wissenschaft und Kunst hat es einige wenige bevorzugte Geister gegeben, für die es unter den Zeitgenossen keinen Richter, keinen Oberen gab; leitende, führende Geister, welche erst durch die vereinte Arbeit der Besten, die kommende Jahrhunderte hervorbrachten, völlig verstanden, richtig beurtheilt, bisweilen erreicht, manchmal wohl auch überholt worden sind. Aber unter den Zeitgenossen, wie gesagt, ist jenen höchsten Würdenträgern der Wissenschaft und Kunst selten ein ebenbürtiger Kritiker, ein competenter Richter erwachsen. Daß ihren Werken auch von Zeitgenossen Lob gespendet, Tadel zu Theil geworden ist, soll nicht in Abrede gestellt werden — Tadel insbesondere ist selten einem Sterblichen erspart worden. Denn weit mehr ist unsere Natur dazu geeignet, die Schwächen der Mitstrebenden zu erkennen, als ihre Vorzüge. Und jene großen Geister haben vielleicht wirklich aus den lobenden und tadelnden Stimmen der Zeitgenossen wesentliche Förderung empfangen für ihr hohes Streben. Aber sicherlich bei weitem mehr durch die Lebendigkeit des eignen Pflichtgefühls, durch die Hoheit der Auffassung ihres Lebensberufes, als durch den Maßstab der Kritik, die an ihnen geübt wurde. —

In mannichfacher Hinsicht ruft das neueste Werk*) Wilhelm Roscher's

*) „Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland" von Wilhelm Roscher. München 1874. R. Oldenbourg.

diese Betrachtungen wach. Der Lehrer der Nationalökonomie an der größten Hochschule Deutschlands, an der er bald seit einem Menschenalter gewirkt und den größten Theil der jüngeren Gelehrten unserer Tage herangezogen hat, er, der hervorragendste Vertreter jener volkswirthschaftlichen Schule, welche in engster Verbindung mit der historischen Wissenschaft die Wirthschaft, die Wirthschaftslehre und Wirthschaftspolitik in praktischer wie theoretischer Hinsicht unter den deutschen Fachgelehrten vertritt: er ist sicherlich der competenteste Beurtheiler der Geschichte und Literatur der Nationalökonomik, die für uns moderne Menschen hauptsächlich in Betracht kommt, d. h. der wirthschaftlichen Entwickelung und Literatur seit dem Ausgang des Mittelalters, seit Beginn der Reformationszeit. Er ist es in demselben Maße auch für die wirthschaftliche Entwickelung und Literatur der antiken Welt, des Mittelalters; aber über jene entfernteren Epochen der menschlichen Gesellschaft hat er bei anderen Gelegenheiten Licht verbreitet. Das vorliegende Werk ist der neueren Zeit gewidmet; es bildet den vierzehnten Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“, welche die historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften in München herausgiebt, durch Unterstützung derjenigen Mittel, welche der edle Vater des Königs von Bayern, Max II., zur Verfügung stellte. Es mag daher gestattet sein, auch hier lediglich zu untersuchen, in wie hohem Grade Wilhelm Roscher befähigt erscheint, die Geschichte der modernen National-Oekonomik zu schreiben.

In seinem vorletzten bedeutenden Essay, „der Socialismus und seine Gönner“, hat Heinrich von Treitschke Gelegenheit gehabt, die scheinbar stupende Gelehrsamkeit von Karl Marx, die in dem Evangelium seiner Nachbeter auf dem Kontinent, in seinem dickbäuchigen Werke „das Kapital“ niedergelegt ist, zu vergleichen mit der Gelehrsamkeit Wilhelm Roscher's. Als jener Essay geschrieben wurde, wußte der Verfasser sicherlich nicht, daß Roscher in Begriff stehe, seit vielen Jahren wieder einmal mit einem großen Buche aus seiner Feder die Welt zu beschenken, mit einem Buche, auf dessen Erscheinen solange schon gehofft war, dessen Drucklegung aber die unablässige gelehrte Arbeit, die nimmermüde Pflichtstrenge des Verfassers immer verzögert hatte. Dem Essay des geistvollen Historikers und Publicisten ist dieses Buch fast auf dem Fuße gefolgt, und es entspricht so vollständig den Worten Treitschke's, daß man sein Urtheil über Roscher ohne Weiteres als Motto auf das Buch setzen könnte. „Man mag an Karl Marx' Buche über das Kapital die große Belesenheit bewundern und den Talmudistenscharfsinn im Zerspalten und Zerfasern der Begriffe — das Eine, was den Gelehrten macht, fehlt ihm doch gänzlich: das wissenschaftliche Gewissen. Hier ist keine Spur von der Bescheidenheit des Forschers, der im Bewußtsein des Nichtwissens an seinen Stoff herantritt, um unbefangen zu lernen; was bewiesen

werden soll, steht für Marx von Haus aus fest. Man vergleiche Wilhelm Roscher's unendlich reichere Gelehrsamkeit und die behutsame sorgfältige Anwendung dieses Wissens mit dem brutalen Fanatismus, der in Marx' Buche einen ungeheueren Stoff zusammenträgt, um einen einzigen falschen Grundgedanken zu erhärten — und der ganze Abstand zwischen dem Gelehrten und dem Rabulisten tritt uns vor Augen." Roscher selbst drückt die Aufgabe seines Werkes bescheiden aus mit den Worten des Isokrates: „*τὰ παλαιὰ καινῶς διεξελθεῖν, καὶ περὶ τῶν νεωστὶ γεγενημένων ἀρχαίως εἰπεῖν.*" Er begrenzt seine Arbeit auf Darlegung der Geschichte der deutschen Volkswirthschafts l e h r e von den Tagen der Humanisten bis auf die Gegenwart, und dennoch hat Roscher über diesen scheinbar engen Stoff sechsundsechszig Druckbogen geschrieben, von denen weit über die Hälfte in Petitsatz vorliegt! Allerdings ist nicht jede Rücksicht auf die volkswirthschaftliche Praxis dabei ausgeschlossen, und kann es nicht sein; denn die Theorien der Nationalökonomie, ihre Dogmen und die Geschichte ihrer Dogmen versteht nur Derjenige, welcher die Wirklichkeit kennt, der diese Theorien und Dogmen entnommen sind. Indessen in dem Sinne hat doch Roscher sich auf die Geschichte der Volkswirthschaftslehre beschränkt, daß er selbst da, wo er auf die volkswirthschaftlichen Theorien rein praktischer Staatswirthe, wie etwa Luther's — soweit er in die praktisch-wirthschaftliche Bewegung seiner Tage mit Rede und Schrift eintrat — oder des großen Kurfürsten, Friedrich's des Großen und seines Vaters, Josephs II. u. s. w., eingeht, vorzugsweise sich mit den Ansichten und Grundsätzen dieser Theorien — mit ihrer Anknüpfung an frühere, gleichzeitige, nachfolgende Theoretiker oder mit ihrer Entwickelung im Leben ihrer Träger selbst beschäftigt, dagegen die Frage nur streift, ob und wie diese Theorien verwirklicht wurden, welche Erfolge sie erzielten, welche Thaten ihres Urhebers sie im Gefolge hatten, welche Schicksale sie ihm zuzogen. Indessen auch so begrenzt, ist die Aufgabe die Roscher sich stellte und die er nach jahrelangen Studien in diesem Werke in mustergültiger Weise gelöst hat, eine der größten, an die eine einzelne Menschenkraft sich wagen kann. Welche Fülle vielseitigster Kenntnisse und Gaben setzte das Unternehmen voraus: dem Leser in historischer Entwickelung darzustellen, was jederzeit die geistigen Führer deutscher Volkswirthschaft in wissenschaftlicher Weise über den Gegenstand ihres Berufes gedacht haben. Es bedarf nicht der Ausführung, daß dieser Versuch nicht gewagt und noch viel weniger gelöst werden konnte ohne die genaue Kenntniß aller der Hunderte von Schriften, welche hier in ihren Hauptzügen wiedergegeben sind, ohne die intime Vertrautheit mit dem Lebensgang, der Lebensstellung, den Strebungen und Erfolgen der Verfasser. Und was mehr als das Alles ist: der Versuch konnte nicht gewagt und ausgeführt werden ohne die klare Uebersicht über die ge-

heimnißvollen Fäden, welche eine der hier entwickelten nationalökonomischen Theorien und Ideen an die andere knüpfen, eine Wirthschaftsepoche an die andere. Das heißt mit anderen Worten: der Verfasser mußte die gesammte Entwickelung des ökonomischen Wissens und Strebens vom Ausgange des Mittelalters bis auf unsere Tage, in ihren größten und kleinsten Vertretern mit beherrschendem Blicke umfassen, ehe er an diese Aufgabe ging, und das vorliegende Werk zeigt, daß er diese ungewöhnlichen Bedingungen in sich vereinigte. Darum ist dieses Buch auch im Grunde ein weit größerer Schatz für unsere Nationalliteratur, als der bescheidene Titel und der bescheidene Verfasser verrathen mögen. Jeder, der die Wichtigkeit der Volkswirthschaft für das nationale Volksleben überhaupt erkennt, jeder der weiß, wie in Wirklichkeit keine andere Function des Völkerlebens so sehr international angelegt ist, so sehr Einwirkungen von außerhalb der Landesgrenzen unterworfen und zu solchen über die Volksgrenzen hinaus fähig ist, als die Theorie und praktische Entwickelung der Staatswirthschaft — der wird auch erkennen, daß in diesem Werke nicht blos für unser Volk, sondern für alle Völker, die mit uns seit Ausgang des Mittelalters geistig und wirthschaftlich im Verkehr gestanden — das will sagen so gut wie für die ganze Menschheit — sowohl in historischer als in nationalökonomischer Hinsicht ein ungewöhnlich bedeutsamer Erfolg errungen ist.

In unserer gelehrten Literatur läßt sich das neueste Werk Roscher's wohl nur einem andern ganz vergleichen an ebenbürtigem Werthe: Robert von Mohl's Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. Weiter ist in diesem der historische Rahmen gespannt, als bei Roscher. Ins unendliche scheint der Blick Mohl's zu schweifen unter den Völkern der Erde. Und dennoch, wer in Kürze Rechenschaft geben sollte von dem Inhalt des köstlichen Buches, der würde wohl nicht fehl gehen, wenn er sagte: er habe daraus Fingerzeige erhalten für die wunderbaren Accorde, welche zu harmonischer Stimmung die Kulturstaaten Europas bewegten seit Luther's und Machiavelli's Tagen bis in unsere Zeit. Auch bei Mohl bietet den höchsten Werth die durch seine umfassende Forschung vermittelte Erkenntniß, wie die vornehmsten politischen Denker Europas befruchtend auf einander wirkten, wie sie immer reiner und untadeliger die Rechte und Pflichten des modernen Staates construiren und wie bedeutsam vor allen Dingen das deutsche Staats- und Pflichtbewußtsein von dem Beispiel und der Lehre der englischen Staatsmänner und Staatsrechtslehrer gehoben wird. Und der nämliche Grundgedanke verleiht auch Roscher's Werk den höchsten Werth.

Von den vornehmsten literarischen Vertretern unsres Volkes wird unser Zeitalter so oft, und wir meinen im Ganzen nicht mit Unrecht, als die Epoche des letzten Entscheidungskampfes zwischen den romanischen und germanischen

Ansprüchen auf die Weltherrschaft bezeichnet — so z. B. noch von Herman Grimm in seinem berühmten Essay über Frankreich und Voltaire. Und in der That, selten ist der nationale Gegensatz und Haß zwischen den Angehörigen der beiden Racen so tief, nachhaltig und unversöhnlich zu Tage getreten, als in der Zeit, in der wir leben. Und doch ist der wirthschaftliche Verkehr, die gegenseitige materielle und geistige Einwirkung in Fragen der internationalen Wirthschaft zwischen Germanen und Romanen kaum jemals reger gewesen, als in diesen Tagen, in denen über die Weltherrschaft der einen oder andern Völkerfamilie, zu glorreicher Erhebung der einen, zu unerträglicher Demüthigung der andern, der unerbittliche Würfel fallen soll! Das scheint fast unglaublich; Manchem vielleicht als neuer untrüglicher Beweis für die materialistische Verkommenheit des Zeitalters: daß man handelt und feilscht und am Andern zu gewinnen strebt, während man insgeheim die scharfe Waffe zückt und ihm unrühmlichen Verderb sinnt. Aber wir mögen uns trösten: unsere Zeit ist in dieser Hinsicht nicht schlechter und nicht besser geworden, als die Menschheit von jeher gewesen. Ja, es ist sogar ein Anzeichen aufstrebender kräftiger Kultur, wenn die politische Entzweiung der Völker immer weniger Störungen im internationalen Verkehr hervorruft, und das conservative Interesse an der Erhaltung der guten Wirthschaftsbeziehungen der Völker darf so lange als ein durchaus achtbares und erfreuliches gelten, als die höheren nationalen Interessen, welche die Staaten in Feindschaft setzen, nicht unter jenem leiden, die Staatspolitik nicht der Wirthschafts- oder Handelspolitik untergeordnet wird. Dieses Verhältniß hat namentlich auch in den letzten fünf Jahrhunderten bestanden. Kaum zu zählen sind die friedensbrecherischen Anfälle, die Deutschland in dieser Zeit von Frankreich erfahren, noch viel zahlreicher die Schlachten und Kriege, in denen deutsche Waffen gegen spanische, französische, italienische und selbst englische kämpften. Und dennoch hat in dieser friedlosen Zeit der wirthschaftliche Verkehr der streitenden Nationen, namentlich aber der internationale geistige Einfluß der volkswirthschaftlichen Denker selten ganz aufgehört, und ist zu Zeiten sogar ein ganz außerordentlicher und bestimmender gewesen, auch dann, wenn nach langen Kriegen noch tiefe Feindschaft unter den Völkern sich erhalten hatte. So zwischen Frankreich und Deutschland zur Zeit Colbert's, dessen Theorien damals ja als absolute Heilswahrheit der Staatswirthschaft galten. So zwischen England, Frankreich und Deutschland in den Tagen Adam Smith's, dessen großartige moderne Ideen sich den ganzen Continent eroberten, als das Festland unter Napoleon's eiserner Faust seufzte und England zum Feind Aller erklärt und mit der Continentalsperre betroffen war.

Es bedarf kaum der Versicherung, daß dieses internationale Wirken der Geister und Ideen bei Wilhelm Roscher die eingehendste, klarste und verständ-

nißreichste Darlegung gefunden hat. „Die germanischen und romanischen Völker hängen so tausendfach miteinander zusammen", sagt er, daß ihre meisten Entwickelungen gemeinsame sind, welche nur bei dem einen Volke früher, stärker, glücklicher durchgeführt werden, als bei dem andern. So liegt denn auch der Schwerpunkt der volkswirthschaftlichen Doctrin während der beinahe fünf Jahrhunderte, die wir zu durchwandern haben, nur in wenigen kurzen Menschenaltern innerhalb Deutschlands selbst. Wir müssen deßhalb, um unsern Gegenstand wirklich zu verstehen, immer auch die Literatur desjenigen fremden Volkes berücksichtigen, in welchem jeweilig der Schwerpunkt liegt: also bald die italienische, ganz besonders aber die englische." So wird sein Buch in demselben Sinne, wie die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften Mohl's auch zu einem gemeinsamen Schatz aller der Völker werden, deren wirthschaftliche Theorien darin dargelegt sind. Denn kein uns bekanntes Buch enthält sie im wirklich historischen Sinne vollständiger und klarer als dieses. Selbstverständlich wäre der Umfang des Buches unendlich geworden und hätte dessen ganzer Plan seine concinne Deutlichkeit verloren, wenn der Verfasser, der die Geschichte der deutschen Nationalökonomik schreiben wollte, sich etwa veranlaßt gesehen hätte, bei jedem fremden Autor, den er erwähnen muß, nun auch die wirthschaftlichen Doctrinen der Nation auf- und abwärts zu verfolgen; oder diejenigen, die über die Männer wie Colbert, Hume, Steuart, Ad. Smith noch gar nichts wissen, von Grund aus über dieselben zu belehren. Daß dies Roscher's Absicht nicht gewesen ist, auch nicht sein konnte, erklärt er selbst bestimmt in seiner Vorrede. Aber um so förderlicher nur ist die knappe, klare und — wir wiederholen mit Absicht das Wort, die echt historische Darlegung der Theorien dieser großen Denker, die nur den Zweck verfolgt im Studium der deutschen Nationalökonomik mit geschichtlicher Präcision den Leser zu orientiren. Daß Roscher die historische Würdigung der außerdeutschen Nationalökonomik mit der größten Gerechtigkeit übt, geht daraus hervor, daß er bei unbefangener geschichtlicher Vergleichung aller volkswirthschaftlichen Hauptliteraturen zu dem — seinen Hörern und Schülern freilich längst bekannten — Ergebniß auch hier gelangt, „daß zwar die englische auf unserm Gebiete ähnlich hervorragt, wie etwa auf dem Gebiete der neueren Kunstgeschichte die Malerei der Italiener; daß aber die Nationalökonomik der Deutschen im Ganzen hinter der französischen und italienischen durchaus nicht zurücksteht."

Es kann unmöglich Zweck dieser Zeilen sein, im Einzelnen zu verfolgen, in welch großem Sinne Roscher diese Aufgabe gelöst hat. Eine Arbeit, die dieses Ziel sich steckte, müßte nahezu so umfangreich ausfallen, wie das Buch selbst — und — was die Hauptsache ist — es giebt wenig Leute in Deutschland, und der Verfasser rechnet sich keineswegs zu ihnen, die der Aufgabe

gewachsen wären, Roscher auf diesem Gebiete zu kritisiren. Dagegen wird sich bald die Gelegenheit bieten, an einem einzelnen wirthschaftlichen Gedankenkreis, sagen wir z. B. der socialdemokratischen Doctrin, in der Zeitperiode, die Roscher's Werk umfaßt, auch einem weiteren Leserkreis zu zeigen, welche Fülle von Anregung, Belehrung und klarer Orientirung Jeder aus diesem bedeutenden Buche schöpfen kann.

H. B.

Im Silberland Nevada.

Nach Mark Twain.

(Schluß.)

„Wir näherten uns“ erzählt Mark Twain, „dem Ende unserer langen Reise. Es war der Morgen des zwanzigsten Tages. Um Mittag sollten wir Carson City, die Hauptstadt des Territoriums Nevada, erreichen. Wir waren nicht froh, sondern betrübt. Es war eine schöne Vergnügungsreise gewesen, wir hatten uns jeden Tag reichlich mit Wundern genährt, wir waren jetzt an das Leben in der Post gut gewöhnt und liebten es sehr, und so war der Gedanke, daß es damit nun aufhören und man sich niederlassen sollte, um ein langweiliges Leben in einem Landstädtchen zu beginnen, nicht angenehm, sondern im Gegentheil niederschlagend. Aeußerlich war unsre neue Heimath eine Wüste, eingeschlossen von öden, mit Schnee bekleideten Bergen. Es gab keinen Pflanzenwuchs, ausgenommen die endlosen Salbei-Büsche und Fettholzsträucher. Die ganze Natur war grau davon. Wir gingen wie ein Pflug tief durch den Alkalistaub, der sich in dichten Wolken erhob und wie Rauch von einem brennenden Hause sich über die Ebne hinwälzte. Wir kamen an und stiegen aus, und die Post ging weiter. Carson City war eine Holzstadt, die Zahl ihrer Einwohner betrug zweitausend. Die Hauptstraße bestand aus vier oder fünf Reihen von kleinen weißen Bretterhäusern, die zu hoch waren, um sich darauf zu setzen, aber nicht zu hoch für verschiedene andere Absichten; in der That, kaum hoch genug. Sie waren Seite an Seite dicht an einander gebaut, wie wenn es in der mächtigen Ebene an Raum mangelte. Das Trottoir bildeten Bretter, die mehr oder minder locker waren und Lust zum Klappern zeigten, wenn man darauf ging. In der Mitte der Stadt, den Läden gegenüber, war die allen Städten jenseits der Felsengebirge angeborne „Plaza“, ein großer, nicht umfriedeter ebener Raum, der in der

Mitte einen Freiheitsbaum hatte und sehr nützlich zu Auctionen, Pferdeverkäufen und Volksversammlungen, sowie für Fuhrleute zum Lageraufschlagen war. Wir wurden in der Poststation und auf dem Wege vom Hotel zum Gouverneur verschiedenen Bürgern vorgestellt — unter andern einem Herr Harris, der zu Pferde war. Er begann etwas zu sagen, unterbrach sich aber mit der Bemerkung: „Ich muß Sie für eine Minute um Entschuldigung bitten. Dort ist der Zeuge, welcher beschworen hat, daß ich die von Californien kommende Post berauben geholfen — eine unverschämte Einmischung, mein Herr; denn ich bin mit dem Menschen gar nicht bekannt." Darauf ritt er hinüber und machte ihm Vorwürfe mit einem sechsläufigen Revolver, und der Fremde entschuldigte sich mit einem zweiten. Als die Pistolen geleert waren, nahm der Fremde seine Arbeit (er flickte sich seine Peitschenschnur) wieder zur Hand, und Herr Harris ritt mit einem höflichen Kopfnicken, das Gesicht heimwärts gerichtet, vorüber. Er hatte eine Kugel durch einen seiner Lungenflügel und verschiedene in seine Hüften bekommen, und aus diesen Wunden strömten kleine Blutbächlein, die über die Seiten des Pferdes rieselten und das Thier ganz malerisch aussehen ließen. Niemals sah ich später Harris nach jemand schießen, wo es mir nicht jenen ersten Tag in Carson City ins Gedächtniß rief. Dies war alles, was wir diesen Tag sahen; denn es war jetzt zwei Uhr, und nach Landessitte begann nun der tägliche „Washoe-Zephyr" (Washoe ist ein beliebter Spitzname für Nevada) zu wehen. Eine hochschwebende Staubwehe von der Größe der Vereinigten Staaten kam mit ihm, und die Hauptstadt von Nevada verschwand vor unsern Blicken. Indeß gab es doch mancherlei zu sehen, was nicht ganz ohne Interesse für Neueingetroffne war. Denn die riesige Staubwolke war dicht betüpfelt mit Dingen, die der obern Luft fremd sind, mit lebendigen und todten Dingen, die zwischen den sich dahinwälzenden Staubwolken hierhin und dorthin flatterten, gingen und kamen, erschienen und verschwanden — mit Hüten, Hühnern und Sonnenschirmen, die hoch oben am Himmel hinsegelten, mit Decken, Blechschildern, Salbei-Gestrüpp und Schindeln, die ein wenig tiefer hinflogen, mit Abstreichbretern und Büffelröcken noch tiefer, mit Schaufeln und Kohlenkasten in der nächsten Luftschicht, Glasthüren, Katzen und kleinen Kindern in der folgenden, zerrissnen Holzhöfen, leichten Buggy-Wagen und Schubkarren in der dann nach unten folgenden, und zuletzt, nur dreißig oder vierzig Fuß über dem Erdboden, ging ein wirbelnder Sturm auswandernder Dächer und leerer Baustellen hin. Es war wirklich etwas dabei zu sehen. Ich hätte aber mehr sehen können, wenn ich den Staub hätte hindern können, mir in die Augen zu fliegen."

Die Wohnung Mark Twain's in Carson City verrieth natürlich deutlich, daß er sich auf einem weit vorgeschobenen Posten der Kultur befand. Die

Zwischenwände der einzelnen Zimmer z. B. bestanden lediglich aus einer Art groben Baumwollenzeuges aus alten Mehlsäcken u. dergl. gefertigt. „Gelegentlich verschönerte die bessere Klasse ihre Leinwand auch dadurch, daß sie Holzschnitte aus Harper's Wochenschrift darauf klebte. In vielen Fällen schwangen sich die Reichen und Gebildeten zu Spucknäpfen und andern Beweisen eines Gefallens an Pracht und Luxus empor. Wir hatten einen Teppich und ein Waschbecken von echtem Steingut. Folglich wurden wir von den andern Insassen des Ranchs rücksichtslos gehaßt. Als wir gar noch einen bemalten Fenstervorhang von Wachsleinwand hinzufügten, riskirten wir einfach unser Leben. Um Blutvergießen zu verhüten, zog ich hinauf und schlug mein Quartier bei den titellosen Plebejern in einer der vierzehn schmalen Bettstellen aus Fichtenholz auf, die in zwei langen Reihen in dem einzigen Zimmer standen, welches das zweite Stockwerk enthielt. Die Vierzehn waren eine lustige Gesellschaft. Sie hießen im Volksmunde die „Irische Brigade", obwohl sich unter der ganzen Umgebung des Gouverneurs nur vier oder fünf Irländer befanden. Die gutmüthige Excellenz war sehr verdrießlich über das Gerede, das seine Leibgarde hervorrief, vorzüglich, als sich das Gerücht verbreitete, sie wären bezahlte Meuchelmörder, die er sich mitgebracht, um, wenn es nothwendig wäre, die Zahl der demokratisch Stimmenden in der Stille zu vermindern." Der Gouverneur suchte diese „Brigade", die bei ihm in Kost und Logis lebte, so nützlich wie möglich zu verwenden, und schlug ihnen beispielsweise vor, eine Eisenbahn über die Sierra Nevada zu bauen, ein Gedanke, der mit heroischer Begeisterung von den Vierzehn aufgegriffen wird, ohne indessen vorläufig etwas anderes einzubringen, als erhöhten Appetit, Staub, Müdigkeit, Fußkrankheit und eine sehr ansehnliche Sammlung von Taranteln, welche im Schlafzimmer in bedeckten Weingläsern verwahrt wurden. „Wir hatten von ihnen eine wahre Menagerie, die auf den Simsen in der Stube hin aufgestellt war. Einige dieser Spinnen konnten mit ihren haarigen, muskulösen Beinen über eine gewöhnliche Untertasse hinwegspannen, und wenn ihr Gefühl verletzt oder ihre Würde beleidigt wurde, sahen sie aus wie die ruchlosesten Hallunken, welche die Thierwelt hervorzubringen vermag. Wenn ihre gläsernen Gefängnisse auch noch so leise berührt wurden, waren sie im Augenblick auf den Beinen und kampfbereit. Steif und stolz? In der That, sie pflegten dann einen Strohhalm aufzuheben und sich damit die Zähne zu stochern wie ein Congreßmitglied. Nun wehte wie gewöhnlich auch in der ersten Nacht nach der Rückkehr der Brigade ein wüthender Zephyr, und um Mitternacht wurde das Dach eines benachbarten Stalles fortgeweht und eine Ecke desselben fuhr krachend durch die Seite unseres Ranchs. Es folgte ein gleichzeitiges Erwachen, eine geräuschvolle Musterung der Brigade im Dunkeln und ein allgemeines Stolpern und Uebereinander-Purzeln in dem

schmalen Gange zwischen den Bettreihen. Mitten in dem Getümmel sprang Bob H. aus einem gesunden Schlafe auf und stieß mit seinem Kopfe einen Sims herunter. Augenblicklich schrie er: „Reißt aus, Jungens, die Taranteln sind los!“ Glücklicherweise waren die Taranteln aber ebenso erpicht auf ihr Wohlergehen, wie die aufgeschreckten Schläfer und zogen es daher vor, so rasch wie möglich die langentbehrte Freiheit aufzusuchen.

Inzwischen ist Mark Twain „Beamter der Regierung, Privatsecretair Sr. Majestät des Secretairs geworden, aber es gab noch nicht Schreiberei genug für uns Beide“ und so ließ sich das Bummeln erst recht verantworten. Dieser beneidenswerthen Beschäftigungslosigkeit verdanken wir eine der erhabensten Schilderungen des Buches. Twain und sein Freund Johnny haben viel von der wunderbaren Schönheit des Sees Tahoe gehört, eines wilden Bergsees, hoch oben in der Wildniß himmelanstrebender, schneegekrönter Berge, von unvergleichlich klarem Wasser, weitab von allen menschlichen Kulturstätten. Drei oder vier Mitglieder der Brigade waren dagewesen, hatten etwas Waldland an den Ufern für sich abgegrenzt und in ihrem Lager eine Quantität Lebensmittel aufgehäuft. Sie erreichen den See nach der mühseligsten Wanderung und überfahren ihn mit Anstrengung in einem kleinen Kahn, welcher der Brigade gehörte. „Es war ein köstliches Abendbrot, warmes Brot, gebratener Speck und schwarzer Kaffee. Es war auch eine köstliche Einsamkeit, in der wir waren. Drei Meilen entfernt lag eine Sägemühle mit einigen Arbeitern, aber über den ganzen Umkreis des Sees waren keine fünfzehn andere menschliche Wesen zerstreut. Als die Dunkelheit herabsank, und die Sterne hervortraten und den großen Wasserspiegel mit Juwelen besetzten, schmauchten wir beschaulich unsere Pfeifen in der feierlichen Stille und vergaßen unsere Sorgen und Schmerzen. Zu rechter Zeit breiteten wir unsere Decken über den warmen Sand zwischen zwei Felsstücken und verfielen bald in Schlaf. Wenn es irgend ein Leben giebt, welches glücklicher ist, als das Leben, welches wir die nächsten zwei oder drei Wochen in unserm Waldrauch führten, so muß es eine Sorte Leben sein, von der ich nichts in Büchern gelesen und nichts in Person erfahren habe. Wir sahen während der Zeit außer uns selbst kein lebendes Wesen und hörten keine anderen Töne, als diejenigen, welche der Wind und die Wellen hören ließen, das Seufzen der Fichten und dann und wann den fernen Donner einer Lawine. Der Wald um uns war dicht und kühl, der wolkenlose Himmel über uns strahlte vom Sonnenschein, der breite See vor uns war je nach der Stimmung der Natur klar wie Glas, oder vom Lufthauch leicht gekräuselt, oder schwarz und vom Sturme aufgejagt, und die ihn im Kreise überragenden Bergkuppeln, mit Wäldern bekleidet, durch Bergrutsche benarbt, durch Schluchten und Thäler gespalten und mit Hauben funkelnden Schnees bedeckt, umrahmten passend das edle Bild

und vollendeten dasselbe. Der Augenblick war stets bezaubernd, entzückend, verzückend. Das Auge wurde Tag und Nacht, in ruhiger Zeit oder Sturm nie müde, zu schauen. Es litt nur an einem Kummer, und der war, daß es nicht immer schauen konnte, sondern sich bisweilen zum Schlafe schließen mußte." Bei diesem seligen Leben gehen indessen bald die Lebensmittel zu Ende, neue werden aus dem Lager geholt, hungrig und müde wird die neue Heimath erreicht und sofort ein Kochfeuer im Freien gemacht. Mark Twain eilt nach dem Boote, die Bratpfanne zu holen. Während ich dabei war, hörte ich einen Schrei von Johnny, und als ich aufblickte, sah ich, daß mein Feuer über die Gegend hingaloppirte. Johnny befand sich jenseits desselben und mußte durch die Flammen laufen, um das Seeufer zu gewinnen, und dann standen wir hülflos da und beobachteten die Verwüstung. Der Boden war mit einem dicken Teppich trockner Fichtennadeln belegt, und das Feuer ließ sie auf die erste Berührung aufflammen, als wenn sie Schießpulver wären. Es war wunderbar zu sehen, mit welcher grimmen Hast die hohe Flammensäule sich fortbewegte. Mein Kaffeetopf war verloren und alles Andere mit ihm. In anderthalb Minuten ergriff es einen dicht gewachsenen Busch trocknen Manzanita-Gesträuchs von sechs bis acht Fuß Höhe, und jetzt wurde das Brüllen, Puffen und Prasseln geradezu fürchterlich. Wir wurden durch die durchdringende Hitze nach dem Boote getrieben, und dort blieben wir wie durch Zauber festgehalten. Innerhalb einer halben Stunde war Alles vor uns ein rasender, blendender Flammenstrom. Es brannte an den benachbarten Hügelkämmen empor, überstieg sie und verschwand in den jenseitigen Schluchten, kam plötzlich aus ferneren und höheren Bergrücken wieder zum Vorschein, verbreitete eine großartigere Erleuchtung und tauchte wieder unter. Dann flammte es wieder auf, höher und immer höher am Gebirgshang, sandte Feuerströme wie Plänklerketten hierhin und dorthin aus, die sich dann mit ihren karmoisinrothen Spiralen zwischen fernen Wällen, Rippen und Schlünden hinschlängelten, bis, so weit das Auge reichte, die hochragenden Gebirgsfronten gleichsam mit einem verschlungenen Netzwerk von rothen Lavabächen überzogen waren. Weithin über dem Wasser waren die Felshörner und Bergkuppeln mit grellem rothem Glanz beleuchtet, und das Firmament droben war der Widerschein einer Hölle. Jeder Zug dieses Schauspiels wiederholte sich in dem glühenden Spiegel des Sees. Beide Bilder waren erhaben, beide schön, aber das im See hatte eine verwirrende tiefe Farbenpracht, welche das Auge bezauberte und es stärker fesselte. Vier lange Stunden saßen wir in uns versunken und regungslos da. Wir dachten an kein Abendessen und empfanden keine Ermüdung. Aber um elf Uhr hatte der Brand sich über die Stellen hinaus verbreitet, bis zu denen unsre Augen reichten, und jetzt legte sich allmählich das Dunkel über die Landschaft."

Damit war dem Leben am See Tahoe ein Ende gesetzt. Twain kehrte nach Carson City zurück und erhandelte dort glücklich in einer Auction „den echten mexikanischen Stöpsel", ein Pferd, das besser bocken konnte wie irgend ein anderes in den Vereinigten Staaten. Twain konnte seinen Jubel über den Kauf kaum zurückhalten und brachte das Geschöpf, nachdem es sein Diner eingenommen, auf die Plaza. „Gewisse Bürger hielten es am Kopfe und andere am Schwanze, während ich aufstieg. Sobald ich aufstieg, stellte der Stöpsel alle seine Füße auf eine Stelle zusammen, senkte seinen Rücken, wölbte ihn dann plötzlich und schleuderte mich drei bis vier Fuß gradaus in die Luft. Ich kam ebenso gerade wieder herunter in den Sattel, flog augenblicklich wieder empor, kam beinahe auf den Sattelknopf herunter, schoß abermals empor und kam auf den Hals des Gaules zu sitzen — alles das im Verlaufe von drei oder vier Secunden. Dann stieg er auf und stand fast kerzengerade auf den Hinterbeinen, und ich rutschte, indem ich mich verzweifelt an seinen magern Hals anklammerte, in den Sattel zurück und blieb sitzen. Er kam wieder auf alle Viere zu stehen, aber sofort hob er die Hinterbeine, schlug boshaft nach dem Himmel aus und stand auf seinen Vorderbeinen. Und jetzt kam er wieder nieder und begann das ursprüngliche Exercitium, mich empor fliegen zu lassen, von Neuem. Als ich das dritte Mal emporschoß, hörte ich einen Fremden sagen: „O, kann der bocken!" Selbstverständlich ist das Gefühl, diesen Gaul zu besitzen, sehr bald kein angenehmes mehr. „Ich gab kein Lebenszeichen, aber ich nahm mir vor, wenn das Leichenbegängniß des Bruders des Auctionators während meines Aufenthalts im Territorium stattfinden sollte, alle andern Erholungen zu verschieben und ihm beizuwohnen." Das Pferd war nicht einmal zu verleihen, geschweige denn zu vermiethen oder zu verkaufen, dagegen fraß daß Thier eine Tonne Heu für 225 Dollars in sechs Wochen und würde hundert Tonnen gefressen haben, wenn man's ihm zugelassen hätte. „Diesen selben Tag noch gab ich den echten mexikanischen Stöpsel einem vorüberziehenden Auswanderer aus Arkansas, den das Glück mir in die Hände spielte. Wenn dies jemals seinen Augen begegnet, so wird er sich zweifelsohne der Schenkung erinnern."

Die nun folgende Schilderung der Einwirkung der Regierung der Vereinigten Staaten auf das entlegene Silberland Nevada ist wirklich klassisch zu nennen. Wir entnehmen ihr das Folgende: „Die Leute waren froh, eine gesetzlich geordnete Regierung zu haben, freuten sich aber nicht besonders, daß man Fremden von entlegenen Staaten Gewalt über sie verliehen, ein Gefühl, welches natürlich genug war. Sie dachten, die Beamten hätten aus ihrer eignen Mitte gewählt werden sollen, unter hervorragenden Bürgern, die sich ein Recht aaf solche Beförderung erworben hätten, und mit der Bevölkerung gleich fühlten und ebenso gründlich bekannt wären mit dem, was

das Territorium bedürfe. Sie hatten ohne Zweifel Recht, die Sache so anzusehen. Die neuen Beamten waren „Auswanderer", und das verlieh kein Anrecht auf irgend jemandes Liebe oder Bewunderung. Die neue Regierung wurde mit beträchtlicher Kälte aufgenommen. Sie drängte sich nicht nur von fremd her auf, sondern war arm. Sie war nicht einmal werth, daß man sie rupfte, nur die geringste Sorte der Streber nach Aemtchen fand das. Jedermann wußte, daß der Congreß nur zwanzigtausend Dollars in Staatsnoten jährlich zu ihrem Unterhalt ausgesetzt hatte — ungefähr so viel Geld, um ein Quarz-Pochwerk einen Monat in Betrieb zu erhalten. Und jedermann wußte ferner, daß das Geld für das erste Jahr noch in Washington war, und daß die Herschaffung desselben ein langwieriger und schwieriger Proceß sein würde. Carson City war zu feindselig und zu klug, um dem importirten Wickelkinde mit irgendwelcher unschicklicher Hast ein Conto zu eröffnen. Es liegt etwas halb Ernstes halb Spashaftes in den Kämpfen, mit denen eine neugeborne Territorial-Regierung sich in dieser Welt geltend zu machen sucht. Die unsrige hatte dabei eine schwere Zeit durchzumachen. Die Organische Acte und die „Instructionen" vom Staats-Departement befahlen, daß eine Gesetzgebung in der und der Zeit gewählt und daß ihre Sitzungen an dem und dem Tage eröffnet werden sollten. Es war leicht, Gesetzgeber zu bekommen, selbst für drei Dollars den Tag, obwohl Kost und Wohnung fünfthalb Dollars kosteten; denn Auszeichnung hat ihren Reiz in Nevada ganz so wie anderswo, und es gab eine Menge patriotischer Seelen ohne Beschäftigung. Aber eine Halle für die Gesetzgebung zu beschaffen, war eine ganz und gar andere Sache. Carson City lehnte höflich ab, einen Saal miethfrei herzugeben oder der Regierung einen auf Credit zu überlassen. Aber als Curry von der Schwierigkeit hörte, trat er einsam und allein vor, nahm das Staatsschiff auf die Schultern, hob es über die Barre und machte es wieder flott. Ich meine den „Alten Curry", den „Alten Abe Curry." Wäre er nicht gewesen, so hätte die Gesetzgebung ihre Sitzungen in der Wüste abhalten müssen. Er bot sein großes steinernes Gebäude dicht neben der Stadtgrenze miethfrei an, und es wurde gern genommen. Dann baute er eine Pferdebahn von der Stadt nach dem Kapitol und beförderte die Gesetzgeber gratis. Er lieferte ferner fichtene Bänke und Stühle für dieselbe und bedeckte die Dielen mit reinen Sägespähnen, die Teppich und Spucknapf zugleich vertraten. Ohne Curry wäre die Regierung in den Windeln gestorben. Der Secretär beschaffte eine Zwischenwand von Sackleinwand, um den Senat vom Abgeordnetenhause zu trennen, aber obwohl dieselbe nur drei Dollars und vierzig Cents kostete, weigerten die Vereinigten Staaten sich, dafür Zahlung zu leisten. Als man sie daran erinnerte, daß die „Instructionen" die Zahlung einer reichlichen Miethe für eine Gesetzgebungshalle gestatteten,

und daß dieses Geld dem Vaterlande durch die Großmuth des Herrn Curry erspart worden sei, sagten die Vereinigten Staaten, daß dies die Sache nicht ändere, und daß die drei Dollars vierzig Cents von den achtzehnhundert Dollars Gehalt, die dem Secretär ausgeworfen worden, in Abzug gebracht werden würden — was denn auch geschah!“ Derselben weisen Sparsamkeit begegnete der Secretär in Betreff der von ihm eingesandten Druckrechnung für den der „Instruction“ gemäß ausgeführten Druck der Sitzungsberichte des Abgeordnetenhauses von Nevada. Die Papierdollars der Regierung standen in Nevada damals genau auf vierzig Cents, statt auf hundert. Um den Preis, den die Regierung vorschrieb, war Druck und Papier schlechterdings nur dann zu haben, wenn man Golddollars zahlte. Die „Instructionen“ befahlen dem Secretär, einen von der Regierung ausgegebenen Papierdollar als einem jeden andern von der Regierung ausgegebenen Dollar gleich zu betrachten. Infolge dessen wurde der Druck der Berichte nicht fortgesetzt. Darauf ertheilten die Vereinigten Staaten dem Secretär eine große Rüge wegen Nichtbeachtung der „Instructionen“ und verwarnten ihn für den Fall, daß er keine besseren Wege wandelte. Deshalb ließ er Einiges drucken, sandte die Rechnung mit einer vollständigen Auseinandersetzung der hohen Preise im Territorium nach Washington und lenkte die Aufmerksamkeit auf einen gedruckten Marktbericht, worin man bemerken werde, daß sogar Heu mit zweihundertundfünfzig Dollars die Tonne bezahlt werde. Die Vereinigten Staaten antworteten damit, daß sie den Betrag dieser Drucksachen von dem Gehalte des unglücklichen Secretärs abzogen, und bemerkten außerdem mit würdevollem Ernst, daß er in seinen „Instructionen“ nichts finden würde, was von ihm verlangte, er solle Heu kaufen. Nichts in der Welt ist mit so undurchdringlicher Dunkelheit umhüllt als der Verstand eines Controlleurs im Schatzamt der Vereinigten Staaten. Selbst die Feuerflammen des Jenseits könnten da hinein nur ein mattflackerndes Aufglimmen werfen. In den Tagen, von denen ich spreche, konnte man ihm nie begreiflich machen, wie es kam, daß zwanzigtausend Dollars in Nevada, wo alle Bedürfnisse in enormem Preise standen, nicht so weit reichten wie in den anderen Territorien, wo außerordentliche Wohlfeilheit die Regel war. Er war ein Beamter, der immer nur auf die kleinen Ausgaben sein Augenmerk richtete. Wie ich vorher bemerkte, benutzte der Secretär sein Schlafzimmer als Bureau, und er berechnete den Vereinigten Staaten keine Miethe, obschon seine „Instructionen“ dieselbe vorgesehen hatten und er sich das mit Recht hätte zu Nutze machen können (was ich mit mehr als blitzschneller Fertigkeit gethan haben würde, wenn ich selbst Secretär gewesen wäre). Aber die Vereinigten Staaten zollten dieser Hingebung an ihr Interesse niemals Beifall. In der That, ich denke, mein Vaterland schämte sich, einen so unvorsorglichen Menschen in seinem

Dienste zu haben. Jene „Instructionen“ (wir pflegten als geistige Turnübung jeden Morgen ein Kapitel und jeden Sabbath in der Sonntagsschule ein paar Kapitel daraus zu lesen; denn sie behandelten alle möglichen Dinge unter der Sonne und enthielten neben anderm statistischen Material auch viele schätzbare Sachen religiöser Natur), jene „Instructionen“ also befahlen, daß den Mitgliedern der Gesetzgebung Federmesser, Briefcouverts, Federn und Schreibpapier geliefert werde. So kaufte der Secretär diese Sachen und vertheilte sie, die Messer kosteten das Stück drei Dollars. Es war eins zu viel, und der Secretär gab es dem Schreiber des Abgeordnetenhauses. Die Vereinigten Staaten sagten, der Schreiber des Hauses sei kein „Mitglied“, und zogen wie gewöhnlich jene drei Dollars vom Gehalte des Secretärs ab. — Weiße Leute verlangten für das Kleinmachen einer Ladung Brennholz drei oder vier Dollars. Der Secretär war scharfblickend genug, um einzusehen, daß die Vereinigten Staaten niemals einen solchen Preis zahlen würden, und so ließ er sich von einem Indianer eine Ladung Bureauholz für anderthalb Dollars kleinsägen. Er machte die übliche Empfangsbescheinigung zurecht, aber unterzeichnete sie mit keinem Namen, sondern fügte einfach eine Notiz hinzu, welche erklärte, daß ein Indianer die Arbeit verrichtet und zwar in sehr geschickter und zufriedenstellender Weise verrichtet habe, aber die Empfangsbescheinigung aus Mangel an Kenntniß in der erforderlichen Richtung nicht unterzeichnen könne. Der Secretär hatte diese anderthalb Dollars aus seiner Tasche zu bezahlen. Er dachte, die Vereinigten Staaten würden sowohl seine Sparsamkeit als seine Ehrlichkeit bewundern, daß er die Arbeit für den halben Preis bekommen, und daß er keines angeblichen Indianers Unterschrift unter die Empfangsbescheinigung gesetzt habe, allein die Vereinigten Staaten sahen es nicht in dem Lichte an. Die Vereinigten Staaten waren zu sehr gewöhnt, Anderthalb-Dollar-Diebe in allerhand öffentlichen Aemtern zu beschäftigen, um seine Erklärung der Empfangsbescheinigung für irgendwie thatsächlich begründet zu erachten. Aber das nächste Mal, wo der Indianer Holz für uns sägte, lehrte ich ihm, am Ende der Empfangsbescheinigung ein Kreuz machen — es sah wie ein Kreuz aus, das ein ganzes Jahr lang betrunken gewesen war — und dann „bezeugte“ ich es, und es wurde ganz in der Ordnung befunden. Die Vereinigten Staaten sagten nie ein Wort. Ich bedauerte, die Empfangsbescheinigung nicht über tausend Ladungen Holz ausgestellt zu haben, statt über nur eine. Die Regierung meines Vaterlandes schilt die ehrliche Einfalt aus und streichelt die geriebne Schurkenhaftigkeit, und ich denke, ich würde mich zu einem recht geschickten Spitzbuben entwickelt haben. wenn ich ein oder zwei Jahre im Staatsdienste verblieben wäre.“

Es mag genug sein an diesen Auszügen aus der bedeutendsten Erzählung Mark Twain's in der Grunow'schen Ausgabe „Amerikanischer

Humoristen". Hoffentlich reizen diese gedrängten Bilder den Leser, den übrigen, mindestens ebenso interessanten Theil, welcher die Abenteuer des Verfassers als Silbergräber und Redacteur darstellt, im Werke selbst zu verfolgen. Daß die Kunst des Uebersetzers das englische Original völlig vergessen läßt, uns das liebenswürdige Buch wirklich heimisch macht, dafür sprechen die vorstehenden Auszüge zu sehr für sich selbst, als daß noch ein Wort nöthig wäre. Zum Schlusse nur ein Wort noch an die Leser — unter den Habitués der Grenzboten sind es nicht viele — die nach Mark Twain vielleicht im Conversationslexicon suchen, und dort nur das übliche Vacat finden, welches der klassisch gebildete Deutsche da zwischen den Zeilen liest, wo er vieles sieht, das nicht da ist. Mark Twain ist ein Pseudonym, „Mark Twain" ist ein Lootsenruf bei Lothauswerfen auf dem Mississippi. Der Verfasser dieser köstlichen Humoresken trägt den bürgerlichen Namen Samuel Clemens und lebt in Hartford (Connecticut). Er ist wirklich und leibhaftig sieben Jahre im Silberland Nevada herumgestrichen als Mineur und Redacteur und hat schließlich mit seiner Feder bei weitem mehr Gold geschaufelt als mit dem Grabscheit. Vor wenigen Jahren noch hat er, trotz der ungewöhnlichen Beliebtheit seiner Werke, öffentliche Vorlesungen aus seinen Sachen gehalten. Jetzt thut er dieses nicht mehr. Er mag jetzt mit dem biedern Kutscher in Benedix' „Dienstboten" sagen: „jetzt ist es genug, Christiane." Und wir gönnen es ihm von Herzen.

Plaudereien aus London.

Wohl selten hat sich die englische Metropole eines so ausgezeichneten Herbstes zu erfreuen gehabt, wie dieses Jahr, denn trotz des Novembers, von dem es schon in so manchen englischen Lesebüchern heißt: „there are fogs at London" scheint die Sonne wenn auch nicht allzu warm, so doch freundlich auf die unermeßliche Stadt mit ihren herrlichen grünen Parks, ihrer so reich belebten Themse, ihrem Labyrinth von Straßen und über- und unterirdischen Eisenbahnen, daß es den Fremden um so angenehmer berührt, als er es jetzt am wenigsten erwartet und gehofft hatte. Nur die City ist in eine artig graue Wolke gehüllt, die nur auf Stunden zuweilen etwas sich zertheilt, aber nie ganz verschwindet, aus der aber die Paulskirche mit ihrer schönen Kuppel um so majestätischer herausragt. In London ist es noch nicht Winter, kaum Spätherbst und da ist es denn auch kein Wunder, daß die schönen Straßen des Westend und die daranstoßenden Parks von einheimischen und fremden

Spaziergängern stark belebt sind, die ihre Augen an den so mannichfaltigen Erzeugnissen von Kunst und Industrie, die in den glänzenden Schaufenstern ausgestellt sind, oder an dem schönen ewigen Grün der englischen Rasen und Parks weiden.

Besonders der 9. November hatte Alt und Jung aus den Häusern auf die Straßen gelockt. Dieser Tag ist bekanntlich der Anfang der jeweilig einjährigen Amtsdauer des Lordmayor, und nach althergebrachter Sitte zieht der neuerwählte Bürgermeister in feierlichem Aufzuge durch die Hauptstraßen der City und von Westend. Obgleich nun der Zug selbst durchaus nicht als sehr sehenswerth bezeichnet werden kann, — denn er besteht mit Ausnahme einiger weniger, allerdings prächtiger und des reichen Londons würdiger Staatswagen, aus ganz gewöhnlichen Equipagen, einigen Militairmusikchören, einer Unmasse von Fahnen der Londoner Corporationen und den ganzen Zug einfassenden Husaren; — so läßt sich doch kein Londoner nehmen, seinen neuen gestrengen Herrn schon am ersten Tage seiner Amtsdauer von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, wobei er dann auch, wenn nöthig, die erforderlichen Ausstellungen in Form von harmlosen Witzen gleich an die richtigste Adresse befördert. Der einmal auf diese Weise in der löblichsten Absicht unterbrochene Arbeitstag wird dann im weiteren Verlaufe gleich zum richtigen Volksfest und besonders Abends ergeht sich das Volk in den festlich illuminirten Straßen bis spät in die Nacht hinein mit harmlosen aber darum um so ergötzlicheren Scherzen. Man möchte denken, es wäre plötzlich Fasching geworden, die zahlreichen Schaaren, die Kasperletheater, sonstige improvisirte Schaustellungen und ohrenzerreißende Concerte, natürlich alles auf offener Straße — vereinigen sich um die Illusion möglichst vollständig zu machen.

Und das Alles in London, in der Hauptstadt desjenigen Volkes, das sonst als kalt und egoistisch berechnend verschrien ist, in der Hauptstadt des „Krämer-Volkes"? Wahrlich, wer Gelegenheit hatte, Engländer auf ihren Sommervergnügungsreisen auf dem Continent zu beobachten, wo sie ja bekannter Maßen nichts weniger als Frohsinn und harmlose Heiterkeit, geschweige denn etwa Liebenswürdigkeit zur Schau tragen, und sie dann wieder in England selbst, außerhalb der Geschäfte, bei ihren Vergnügungen, oder gar bei Volksfesten sieht, der kann sich ob des Unterschiedes nicht genug wundern. Aber wie England überhaupt das Land der Contraste ist, so zeigt sich dies auch hier wieder. Im Geschäft, besonders dem Fremden gegenüber, und in der Fremde ist der Engländer egoistisch und kalt, aber ebenso wie er in seinen vier Wänden voll Gemüth ist, wie da das eigene Heim seine tiefe Seele zum Durchbruch kommen läßt, so kann auch nur in der Heimath die Volksseele sich zeigen.

Der Engländer in der Fremde und der in der Heimath sind zwei ganz verschiedene Personen. Dazu kommt noch, daß besonders unter den Vergnügungsreisenden auf dem Continent sich sehr viel — Ausschuß befindet; es ist diese Bemerkung schon sehr oft in Deutschland gemacht worden und es scheint fast, als ob hier Geist und Körper Hand in Hand gingen, denn auch von den viel gerühmten englischen Schönheiten ist auf dem Continent wenig zu sehen, während hier zu Lande desto mehr und zwar ohne die ewige blasse Gesichtsfarbe.

Wenn London schon zu gewöhnlichen Zeiten mit seinen so überaus belebten Straßen und Brücken auf den Fremden und besonders auf denjenigen, der niemals früher in wirklich großen Städten gelebt hat, einen überwältigenden Eindruck macht, wenn er sich kaum in den anscheinend regellosen Tumult wagt, aus Furcht, er möchte buchstäblich darin umkommen, so ist natürlich zu Zeiten, wo Alles sich auf den Straßen nach Schaugeprängen drängt und zudem noch der an sich schon lebhafte Wagenverkehr aus den großen Hauptstraßen in die kleinen Seiten- und Nebenstraßen verdrängt ist und sich da mühsam durchwindet, der erste Eindruck ein noch betäubenderer. Man wird beklommen, man fürchtet irgend welches Unglück vor seinen Augen sich ereignen zu sehen.

Aber nichts von alledem, es hat nur den Schein, als ob irgend ein tückisches Geschick den Menschen zu ereilen laure, die Verwirrung, der Tumult, Alles löst und klärt sich in wenig Minuten, es wickelt sich Alles mit einer eigenartigen Ruhe und doch verhältnißmäßiger Geschwindigkeit ab. Es ist charakteristisch für London, daß die niedern Stände zu solchen Straßenaufzügen oft mit Kind und Kegel ziehen, daß man im dichtesten Gedränge kleine Kinder, die noch auf den Armen getragen werden, und zwar nicht nur vereinzelt sieht, und daß alle diese kleinen Weltbürger, wenn auch häufig schreiend, doch sicher und ohne Schaden wieder nach Hause kommen.

Was ist das Geheimniß dieser so eigenthümlichen, so beruhigenden Erscheinung? Halten etwa einzig und allein die Tausende von Policemen, die in den Straßen aufgestellt sind, die Ordnung aufrecht? Gewiß tragen sie sehr viel dazu bei, aber sie allein sind es nicht, sondern die Gesammtheit des Volkes ist es, welches eine Ehre darein setzt, womöglich ohne irgend welche Polizeihülfe die schwierigsten Verhältnisse zu klären. Wenn wirklich einmal ein Ruhe- und Ordnungsstörer sich bemerklich machen will und ein Policeman einschreitet, so unterstützt das Publikum, wenn irgend nothwendig, denselben bereitwilligst, aber es ist förmlich unangenehm überrascht darüber, daß es überhaupt hat so weit kommen können.

Selbst an Plätzen, wo fünf, sechs ja sieben Straßen sich treffen, kommen Stockungen und Sperrungen sehr selten vor, man hört keine schreienden und

Digitized by Google

sich zankenden Fuhrleute, die sich um den Vorrang streiten und damit mehr Zeit und Lunge vergeuden, als die ganze Sache werth ist. Jeder Wagen wartet bis die Reihe an ihm ist; ein einfacher Wink des Schutzmanns genügt, um den Verkehr zu regeln, und indem sich ein Jeder bemüht, die Ordnung nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten und dabei etwaigen Polizeianordnungen unbedingt Folge leistet, gelangt auch ein Jeder am schnellsten und sichersten zu seinem Ziel.

Welch wohlthuenden Contrast bilden solche Zustände gegen die unserer lieben deutschen Hauptstadt Berlin.

Wer jemals Gelegenheit hatte sich in Berlin sowohl zu gewöhnlichen Zeiten, als besonders zur Zeit von Festlichkeiten aufzuhalten, der wird bemerkt haben, daß an besonders lebhaften Punkten der Stadt die zahlreich zu Roß und zu Fuß aufgestellte Polizei kaum im Stande ist, den Verkehr in Ordnung zu erhalten. Die Wagen fahren häufig durch einander, so daß sie sich verwirren, die Kutscher suchen ihr Recht ihres Gleichen gegenüber, häufig von der Peitsche in der Hand Gebrauch machend, zu beweisen, und wenn bei feierlichen Aufzügen die Polizei für dieselben Platz machen will und etwaige vorlaute Straßenjungens zurecht weist, so wird sie bei der Ausübung dieses ihres nothwendigen Amtes von dem anwesenden Publikum aufs Gröbste durch widerwärtiges Geschrei verhöhnt. Wo überhaupt irgendwo in Berlin die Polizei auf öffentlicher Straße einschreitet und dafür, daß das häufig genug vorkommt, sorgt schon das sich auf den Straßen bewegende Publikum, giebt es eine sehr große Anzahl von Personen, die gegen die Polizei Partei ergreifen, mag dieselbe noch so sehr in ihrem Rechte sein. Man mag mir vielleicht entgegenhalten, daß das Alles nur vom Pöbel gethan werde und ich will das bereitwilligst zugeben, aber dann muß ich einen erstaunlich großen Theil der Einwohnerzahl zum Pöbel rechnen, Kreise, die man sonst nicht dazu zu zählen pflegt. Man wird mir vielleicht erwidern, daß die Polizei selbst eine sehr große Schuld an diesen Zuständen trage, weil ihre niedern Organe vielfach aus rohen, ungebildeten Leuten beständen, die das Publikum nicht richtig zu behandeln wüßten. Auch daran mag viel Wahres sein, aber jedenfalls ist diese consequente Widersetzlichkeit gegen alle Anordnungen der Polizei, die durch so viel Schichten der Berliner Bevölkerung geht, am allerwenigsten dazu angethan, die Polizei und ihre untern Organe zu bessern.

Es wäre wohl eine würdige Aufgabe derjenigen Berliner Presse, die vorzugsweise von den niederen Ständen gelesen wird, das Volk dahin zu erziehen, daß die oben angedeuteten, der deutschen Hauptstadt so unwürdigen Zustände, sich bessern und mildern. Je mehr das Publikum seinen Widerstand abstreift, um so mehr wird sich auch die Polizei bemühen, höflich zu sein; wenn aber ein großer Theil der ebengenannten Presse mit Vorliebe nur die etwaigen

Mißgriffe der Polizei erzählt, ohne gleichzeitig etwaige Parteinahme gegen polizeiliches Einschreiten, das sich auf offener Straße nothwendig machte, mit derselben Strenge und Schärfe zu rügen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch einige Abonnenten zu verlieren, so ist das nicht geeignet, auf die Polizei bessernd und fördernd einzuwirken.

Ich wollte von London berichten und bin dabei nach Berlin gekommen, es ist aber auch zu naheliegend, die hiesigen Zustände mit denen unserer Hauptstadt zu vergleichen, um daraus nach Möglichkeit für uns Nutzen zu ziehen. In jedem Deutschen, der seine Hauptstadt lieb hat, muß der Wunsch rege werden, wenn er die hiesigen Verhältnisse kennen lernt, von denselben möglichst viel für Deutschland nutzbar zu machen und da sind es vor allen Dingen die Verkehrsverhältnisse, die hier wohlthuend in die Augen fallen.

Trotzdem der Berliner Straßenverkehr bei weitem nicht so bedeutend ist, wie der hiesige, trotzdem die Berliner Straßen größtentheils breiter sind wie die hiesigen, macht sich der betäubende Straßenverkehr in Berlin an vielen Punkten in viel unangenehmerer Weise bemerkbar als hier, und es ist das ganz gewiß dem oben gerügten Verhalten der Berliner selbst zuzuschreiben. Alle die Vorschriften, die zur Regelung eines so immensen Verkehrs nothwendig sind, werden hier überall streng befolgt, auch da wo keine Schutzleute aufgestellt sind; in Berlin dagegen selbst da kaum und überall da, wo keine Polizei ist, mit Vorliebe übertreten. Hier ist jeder von dem Gefühl durchdrungen, daß er allen gesetzlichen und polizeilichen Anordnungen unbedingte Folge leisten muß, er weiß, daß er dabei am Besten fährt und so sucht auch auf der andern Seite die Polizei mit rühmlichem Eifer darnach ihre Maaßregeln und Anordnungen immer sorgfältiger, richtiger und praktischer zu treffen. Man ist sich gegenseitig bewußt, daß man nicht nur Rechte sondern auch Pflichten hat, und in dieser Beziehung können wir Deutschen noch sehr viel von den Engländern lernen. Die englischen Zustände sind in dieser Hinsicht beinahe ideale zu nennen, wenigstens werden wir sie, besonders in Berlin nie erreichen, weil die Bevölkerung eine zu verschiedene ist, der Berliner wird nie von seinem scharfen beißenden Spott lassen können, der so leicht zu gegenseitiger Verbissenheit führt und sehr begreiflicher Weise nur die Mißgriffe der Behörden sieht. Man könnte übrigens nach dem oben Gesagten vielleicht glauben, daß in London die Polizei niemals gegeißelt, niemals ins Bereich des Lächerlichen gezogen würde und da diese Ansicht eine falsche wäre, so will ich hier ausdrücklich erwähnen, daß beinahe in jeder Posse ein Policemen als komische Figur erscheint. Der Spott ist aber sehr harmloser Natur und besteht in der Regel darin, daß die Polizeigewalt von Leuten, die die Londoner Verhältnisse nicht kennen, zur Schlichtung von Streit und Unordnung angerufen wird, bei ihrem Erscheinen aber alles schon wieder in schönster Ordnung findet. Die Ge-

sellschaft hat sich selbst geholfen, so daß zu allgemeiner Heiterkeit die Polizei als überflüssig wieder abziehen muß. Es ist das echt charakteristisch für die hiesigen Anschauungen. Wenn auch keineswegs die Schlußfolgerung, daß die Polizei überflüssig sei, richtig ist und auch ernstlich nicht geglaubt wird, so haben in Possen derartige Uebertreibungen doch gewiß ihre volle Berechtigung, und der Kern der Sache ist der, daß die Gesellschaft, wie schon Eingangs bemerkt, eine Ehre darein setzt, ernstliche Unordnungen überhaupt nicht aufkommen zu lassen.

Daß eine derartige Selbstverherrlichung auf der Bühne nichts weniger als schön und nachahmenswerth ist, versteht sich von selbst, ich führe sie auch durchaus nicht etwa als empfehlenswerth an, sondern eben nur als Beleg für das allerdings sehr nachahmenswerthe Bestreben aller Londoner Bevölkerungsschichten, etwaige Ruhestörer von vorn herein in ihre Schranken zurückzuweisen.

Es ist auch nicht dieses Bestreben allein, das die so wunderbare Regelung des immensen Straßenverkehrs bewirkt, sondern es kommt noch eine Reihe von anscheinend unbedeutenden Kleinigkeiten dazu, die, alle vereint, mächtig dazu beitragen, und von denen ich hier einige anführen will. Man findet hier sehr häufig, gerade an den belebtesten Punkten, so z. B. bei der Kreuzung von Fleet-Street, Lodgate Hill und Farringdon Street in der City, daß in Mitten der Straßen große Gascandelaber, Pyramiden oder dergleichen mehr errichtet sind, die alles Fuhrwerk viel wirksamer zwingen die vorgeschriebenen Wege zu machen, als die etwa in Berlin zu demselben Zweck in Mitten der Straßen aufgestellten berittenen Schutzleute, die wirklich um diesen ihren Posten nicht zu beneiden sind. Es wäre schon aus humanen Rücksichten diese Einrichtung sehr empfehlenswerth und wenn vielleicht auch die erste Anlage theuer, so wäre doch die Unterhaltung gewiß billiger. An manchen andern Orten hat man denselben Zweck dadurch erreicht, daß man die Droschkenhalteplätze nicht an die Seiten, sondern in die Mitte der Straße gelegt hat. Derartige feste Gegenstände lassen sich nicht so leicht umgehen wie Menschen, selbst wenn dieselben beritten sind. Es führt das dann naturgemäß zu einer andern Einrichtung, die nicht minder empfehlenswerth ist, nämlich zu der, daß nicht nur das Pflaster an den Seiten der Straßen von derselben Güte ist, wie in der Mitte, sondern sogar sehr oft besser, ja daß sich daselbst oft Bahnen für sehr schweres Fuhrwerk befinden, wie z. B. auf der London Bridge. Es wird dadurch naturgemäß die Breite der Straße in viel umfassenderer Weise ausgenutzt, als z. B. in Berlin, wo trotz der breitesten Straßen sehr häufig nur ein schmaler Streifen in der Mitte sich in fahrbarem Zustand befindet, während der Rest der Straße für Fußgänger und Wagen gleich unpassirbar ist. Hoffentlich wird in Berlin durch die jetzt im

Bau begriffene Canalisation auch hierin eine Wendung zum Bessern eintreten, indem bei Beseitigung der Rinnsteine die Straße wirklich in ihrer ganzen Breite als solche hergestellt wird.

Freilich kosten derartige Anlagen, wie überhaupt Straßenpflaster, welches nach Londoner Begriffen gut sein soll, sehr viel Geld und wir können uns leider in dieser Hinsicht mit London noch lange nicht messen. Aber immerhin könnte in dieser Hinsicht in Berlin, sowie andern deutschen Städten bedeutend mehr geschehen, als es der Fall ist, denn die Städte haben doch von der so außerordentlichen Zunahme von Handel, Industrie und Einwohnerzahl, wenn dieselben auch manche Unannehmlichkeit im Gefolge haben mögen, ihre immensen Vortheile und es ist daher nur recht und billig, wenn der Verkehr von ihnen Gegenleistungen verlangt.

Ebenso traurig, wie mit den Straßen ist es in unsern deutschen Großstädten auch mit den sich auf denselben bewegenden öffentlichen Fuhrwerken bestellt, wenn man sie mit den hiesigen Caps, Handsomes und wie hier die Droschken sonst noch heißen mögen, vergleicht. Man findet hier durchweg gute Wagen, gute Pferde und freundliche Kutscher und diese 3 vorzüglichen Dinge sind allen deutschen Städten aufs dringendste zur Nachahmung zu empfehlen. Wenn die Droschkenbesitzer für die Preise, die jetzt in Deutschland üblich sind, nichts Besseres liefern können, so mögen sie mehr fordern, jedenfalls aber müßten im Interesse des Publikums größere Schnelligkeit und bequemere Wagen gefordert werden. Wer billig fahren will, kann sich des Omnibus bedienen, wer schnell fahren will, kann dafür bezahlen, muß aber dann auch die Garantie haben, daß er wirklich gut bedient wird und diese Garantie hat man in Deutschland beinahe in keiner größeren Stadt. Wer dazu verdammt ist, von einer Berliner Droschke II. Classe, oder z. B. auch einer Leipziger Droschke auf schlechtem Pflaster Gebrauch machen zu müssen und, wenn er nicht sehr frühzeitig aufbricht, dazu noch zu spät auf den Bahnhof kommt, auf der andern Seite aber wieder Gelegenheit hat, Londoner Droschken zu benutzen, der wird den ganzen wohlthätigen Gegensatz tief empfinden. Es ist eigenthümlich, daß in Deutschland, wo z. B. für die Bequemlichkeit des Publikums auf den Eisenbahnen so bedeutend mehr geschieht wie in England und das Publikum über englische Waggons ein entsetzliches Geschrei erheben würde, der Sinn für schnelle und bequeme Fahrt von der Wohnung nach dem Bahnhofe beinahe gänzlich fehlt. In London sucht ein Jeder, der zur Bahn muß, den Weg dahin in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen; es kommt im Vergleich zum Billetpreis der Preis der Droschke auch kaum in Betracht, besonders nicht in Deutschland bei unsern weiten Entfernungen, und trotzdem haben wir gerade in Deutschland so über alle Maaßen schlechte Straßenfuhrwerke, daß man wirklich nicht weiß, was der

unangenehmere Theil einer längeren Reise ist, das mehrstündige Eisenbahnfahren, oder das doch nur kurze Droschkenfahren. Bei kurzen Reisen von nur 3—4 stündiger Dauer ist sicherlich das letztere der Fall. So bin ich auf die Eisenbahn und ihre Verbindungen mit den Straßen gekommen und über diesen Theil des Londoner Verkehrs gedenke ich ein ander Mal zu berichten.

Alfred Blum.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 29. November.

Diesmal also den Lindau'schen „Erfolg"! Wie gesagt, das Stück hat in der Presse großen Lärm gemacht, vorher viel Reclame, nachher viel Entrüstung — Beides unverdienterweise. Es ist, rein objectiv beurtheilt, eins der harmlosesten Lustspiele von der Welt. Gegenüber der mehr als zweifelhaften Atmosphäre, die in desselben Verfassers „Diana" herrscht, oder vielmehr herrschte — denn sie gehört längst zu den Todten —, ist hier eine erfreuliche Wendung zum Bessern zu constatiren. An vielen Stellen wird man lebhaft an Benedix erinnert. Freilich ist auch der „Erfolg" noch weit davon entfernt, Dasjenige zu sein, als was ihn der Dichter selbst bezeichnet: ein Stück wahren Lebens. Die meisten der hier angeführten Situationen sind in der Gesellschaftssphäre, in welche sie Lindau verlegt, mehr oder weniger unmöglich. Immerhin ist die Unwahrscheinlichkeit nicht so auffallend, um den Eindruck des Ganzen zu stören und so kann es bei den höchst bescheidenen Anforderungen, welche das Publikum an die heutige Lustspieldichtung stellt, nicht Wunder nehmen, wenn der Erfolg wirklich „Erfolg" gehabt hat.

Einer strengen Prüfung freilich hält das Stück keinen Augenblick Stand. Die Fabel ist sehr dürftig, die Handlung im Ganzen ziemlich eintönig. Ein Journalist, Fritz Marlow, hat ein Lustspiel, betitelt „Ein Erfolg", geschrieben; es soll demnächst zur Aufführung gelangen. Zu gleicher Zeit wird Marlow von seinem Freunde Klaus zum Heirathen gedrängt. Der letztere hat seine Cousine Eva für ihn in petto. Klaus „besieht" sich dieselbe; sie macht Eindruck auf ihn. Er verräth seinen Freunden, daß er ein Mittel habe, dem kein junges Mädchen widerstehen könne: erst sage er der zu Gewinnenden: „Sie sind ein ganz eigenthümliches kleines Mädchen"; dann schenke er ihr eine Rose; schließlich declamire er das Eichendorf'sche Gedicht: „Die Welt ruht still im Hafen." Ein Intrigant, Baron Fabro, hinterbringt diese Frivolität der kleinen Eva;

sie geräth außer sich über solch bodenlose Schlechtigkeit des Mannes, für den sie „so sehr geschwärmt". Da eben kommt Marlow. Er beginnt die Anwendung seines unfehlbaren Mittels und nun kennt Eva's Zorn keine Grenzen mehr. Er zieht beschämt von dannen und sie zerfließt in Thränen. Am andern Tag Aufführung des Stücks. Eine bezahlte Opposition hat die beiden ersten Acte nahezu zu Falle gebracht. Eben hat der dritte Act begonnen. Eva, die mit ihrer Mutter im Theater ist, kann das traurige Schicksal Marlow's nicht mehr mit ansehen, er „thut ihr gar zu leid"; sie bleibt allein im Foyer zurück. Da stürzt der Dichter heraus, ganz in Verzweiflung. Nun eine lange Bemitleidungs- und Ermuthigungsscene, die mit der unvermeidlichen Liebeserklärung abschließt, während drinnen im Theater der dritte Act selbstverständlich den entschiedensten Erfolg davonträgt. Damit endet auch der dritte Act des Lindau'schen Stücks. Der vierte ist nur noch dazu da, das Hochgefühl des gefeierten Dichters zu veranschaulichen und der heimlichen Verlobung aus dem Foyer die conventionelle Sanction zu geben. Das ist der Kern der Fabel; eine Reihe von Ansätzen, die sich um ihn gruppiren, ist ohne organischen Zusammenhang mit ihm.

Der Schwerpunkt des Ganzen fällt in die Scenen zwischen Marlow und Eva. Sie sind auch die natürlichsten und ansprechendsten des ganzen Stückes. Wie die Backfischnaturen stets Lindau's Force gewesen sind, so ist ihm auch hier wieder der Charakter der Eva am besten gelungen. Viel zu der gewinnenden Wirkung desselben trägt freilich das unübertreffliche Spiel der Frau Hedwig Niemann-Raabe bei, welche mit dieser Rolle ein hoffentlich recht langes Gastspiel an der königl. Bühne begonnen hat. Neben der Eva ist deren Mutter, ein dichtender Blaustrumpf, doch eine gutherzige Frau, am meisten mit individuellem Leben ausgestattet. Was der Dichter an der Figur etwa noch versäumt hat, weiß die geniale Kunst der Frieb-Blumauer hinzuzufügen. Der Held des Stückes dagegen, Fritz Marlow, streift bereits stark ans Schablonenhafte. Die übrigen Personen sind entweder nur skizzenhaft angedeutet, oder man weiß schlechterdings nicht, was man in diesem Rahmen mit ihnen anfangen soll. So die Figur des Baron Fabro. Wer er ist, woher er kommt und wohin er geht, warum er von einen tödtlichen Haß gegen Marlow beseelt ist — darüber, kurz über Alles, was ihn eigentlich als nothwendigen Bestandtheil des Ganzen kennzeichnen könnte, bleiben wir vollständig im Dunkeln. Er soll das böse Prinzip darstellen, „einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Die Aufgabe erfüllt er; warum er sie aber grade in dieser bestimmten concreten Gestalt erfüllt, darüber bleibt er uns jede Rechenschaft schuldig.

Der Dialog ist lebendig, die Sprache theilweise edel und schwungvoll, theilweise aber auch entsetzlich salopp. Wo Lindau den Ton der ungezwungenen

Umgangssprache anschlägt, ist er stets in Gefahr, platt zu werden. Das gleiche Schicksal hat sein Witz; derselbe ist fortwährend hart an der Grenze des Kalauers, wenn er dieselbe, was auch vorkommt, nicht vollends überschreitet.

Alles in Allem ist das Stück, wie gesagt, harmlos und wenig bedeutend. Die Absicht des Dichters ist allerdings eine nichts weniger als harmlose gewesen; den Erfolg des „Erfolges" aber hat er lediglich dem Umstande zu verdanken, daß das große Publikum von dieser Absicht nichts merkt. Die Abhandlung, welche eine Freundin Marlow's im Theaterfoyer über den Unverstand und die Haßseligkeit der Kritik, und die larmoyanten Stoßseufzer welche Marlow selbst in gleicher Richtung zum Besten giebt, werden von der Majorität des Auditoriums geduldig mit in den Kauf genommen, ohne daß man sich etwas Besonderes dabei denkt. Die Berliner Kritik indeß ist nicht so gutmüthig gewesen. Sie hat überall persönliche Anspielungen gewittert und darüber gewaltigen Lärm geschlagen. Herr Lindau versichert nun freilich, daß er an persönliche Anspielungen gar nicht gedacht habe. Dann bleibt aber zum mindesten auffallend, daß seine guten Freunde Wochen lang vor der ersten Aufführung die detaillirtesten Andeutungen über die in dem Stück persiflirten Persönlichkeiten gemacht haben und daß der Autor in der That einer dieser Persönlichkeiten den Wortlaut verschiedener Sätze aus der Kritik eines hiesigen Schriftstellers über seine „Diana" in den Mund gelegt hat. Für den nur halbwegs Kundigen kann kein Zweifel sein, daß Lindau sich mit dem „Erfolg" an seinen Tadlern rächen wollte. Daß die königliche Bühne sich auf diese Weise zum Mittel für des Dichters Privatzwecke hergab, ist immerhin ein starkes Stück. Vielleicht mag die Bühnenleitung von vornherein der Ueberzeugung gewesen sein, daß das Publikum diese Seite des Stücks mehr oder weniger übersehen werde. Aber es ist dem königlichen Schauspielhause nicht erspart geblieben, am Abend der ersten Aufführung der Tummelplatz eines größeren Skandals gewesen zu sein. Hoffentlich ist man in Zukunft etwas sorgfältiger darauf bedacht, den der wahren Kunst gewidmeten Tempel vor solcher Entweihung zu bewahren.

Unter den kleineren Bühnen sei heute in erster Linie des Residenztheaters gedacht. Dasselbe hat im Laufe des Sommers eine höchst vortheilhafte Verjüngung seiner Räume vorgenommen und zählt jetzt, was geschmackvolle Eleganz der Ausstattung anlangt, zu den ersten Etablissements der Hauptstadt. Was die schauspielerischen Leistungen betrifft, so gehören dieselben auch in der gegenwärtigen Saison mit zu dem Besten, was uns außerhalb der königlichen Bühne geboten wird. Es kann freilich bedauert werden, daß diese Leistungsfähigkeit fast ausschließlich an das französische Sensationsdrama verschwendet wird, aus welchem das Residenztheater sich seit Jahren eine

Specialität gebildet hat. Zwar hat es wiederholt den Anlauf genommen, in andere Bahnen einzulenken, so auch jetzt wieder bei seiner Neueröffnung, aber stets ohne Glück. Unter diesen Umständen wird man denn freilich nichts dagegen einwenden können, wenn diese Bühne auch jetzt wieder ihre Hauptaufgabe in der Pflege des genannten Pariser Genres erblickt. In dieser Richtung hat sie uns soeben mit des jüngeren Dumas „Monsieur Alphonse“ bekannt gemacht. Das Stück gehört zu der Gattung der Ehebruchsdramen, aber es ist eine ganz besondere Spielart derselben. Ein biederer Schiffscapitän in bereits vorgerückten Jahren, Herr Montaiglin, besitzt eine reizende, noch ziemlich junge Frau, Raymonde, und einen noch dito Freund, Octave. Der Letztere befleißigt sich eines wenig erfreulichen Lebenswandels, ist außerdem im Begriff, sich mit einer gesellschaftlich und geistig tief unter ihm stehenden Frau, einer Restaurateurswittwe und ehemaligen Köchin von nicht ganz zweifelloser Vergangenheit aber sehr ansehnlichem Vermögen, Madame Guichard, zu verheirathen. Alle Gegenvorstellungen Montaiglin's sind vergebens. Um seinen Plan auszuführen, muß Octave aber noch einen Gegenstand aus dem Wege schaffen. Er hat eine Tochter. Angeblich um sie vor der Guichard sicherzustellen, bittet er den kinderlosen Montaiglin, sie in seinem Hause aufzunehmen. Das elfjährige Kind wird gebracht. Es ist, wie sich bald genug herausstellt, die Tochter von Montaiglin's Frau. Die mißtrauische Guichard hat Witterung von dem Kinde bekommen, sie rückt frischweg in das Haus des Capitäns, zwingt Octave in der demüthigensten Weise zum Geständniß und verlangt dann, daß man das Kind ihr gebe. Octave sagt zu, nach Ablauf einiger Stunden soll die Kleine geholt werden. Begreiflich der Schrecken der wahren Mutter, als ihr diese Kunde kommt. Sie vergißt sich in ihrem Schmerze und — ihr Mann hat Alles errathen. Folgt nun die bekannte Scene der verzweifelten Selbstanklage und, da die Unglückliche natürlich nur das „Opfer eines schmählichen Verraths“ gewesen, der großmüthigen Verzeihung. Von nun an vereinigtes Vorgehen des Ehepaares Montaiglin. Der Notar wird gerufen, Montaiglin erkennt die kleine Adrienne als seine Tochter an und der elende Octave wird gezwungen, als Zeuge zu unterschreiben. Nun erscheint Madame Guichard, die sich inzwischen als Adriennens Mutter in das Civilstandsregister hat eintragen lassen. Man begreift ihre Verwunderung über das vorliegende fait accompli. Aber sie will nicht glauben, daß Octave sich nur einen Scherz gemacht, als er ihr zugestand, Adriennens Vater zu sein. Und richtig, durch eine List kommt sie hinter den vollen wahren Sachverhalt. Nun ein gewaltiges Donnerwetter über den sauberen Herrn Octave, oder, wie er sich in dem Hause, wo sein Kind erzogen wurde, nennen ließ, Monsieur Alphonse, der schließlich als derselbe impertinente Lump abzieht, als welcher er sich das ganze Stück über

gezeigt; darauf unter den Zurückbleibenden gegenseitige Schmeichelei über braven Charakter und endlich Auflösung in allgemeinem Wohlgefallen. Das wenigstens wird der Dichter wohl beabsichtigt haben; dem deutschen Geschmack aber kann er Wohlgefallen und Befriedigung unmöglich einflößen. Das Stück ist für unser Empfinden von Anfang bis zu Ende aus den peinlichsten Situationen zusammengesetzt. Gradezu widerlich wirkt es, daß uns die kleine Adrienne als Meisterin in der Verstellung vorgeführt wird. Sie kennt ihre Mama und liebt sie aufs innigste, verräth dies Geheimniß in Gegenwart Anderer aber mit keiner Silbe und keiner Miene. Ueber den sittlichen Werth des Stücks noch ein Wort zu sagen, ist überflüssig. Die technische Mache entspricht dem, was man von einem gewandten Bühnenschriftsteller von Dumas' Schlage erwartet. Der larmoyante Ton, welcher hie und da einzureißen droht, wird durch das burleske Eingreifen der Guichard immer noch rechtzeitig verdrängt. Gespielt wird das Stück im Residenztheater recht brav und mit großer Sorgfalt. Für die Rolle der Adrienne hat man sich sogar eigens ein recht talentvolles Mädchen vom Wiener Karltheater verschrieben.

Ein anderes französisches Stück hat uns neuerdings das Wallnertheater vorgeführt, eine Posse von Gondinet, betitelt „Die Bureaukraten von Paris." Das Stück ist nach zwei oder drei Wiederholungen vom Repertoir verschwunden, hat also einen eclatanten Mißerfolg gehabt, trotz der vortrefflichen Charakterfigur, welche der Director der Bühne, Herr Lebrun, aus der Rolle des Picaud de la Picaudière geschaffen hatte. Der Grund der ablehnenden Haltung unseres Publikums liegt nicht allein in der Breite der Handlung, sondern mehr vielleicht noch in der gründlichen Verschiedenheit der Anschauungen und Gewohnheiten. Ist doch an der gleichen Klippe schon so manche Wiener Posse bei uns gescheitert!

Uebrigens hat sich das Wallnertheater rasch von der Schlappe erholt. In der vorletzten Woche ist es mit zwei Novitäten vorgegangen, die beide den Beifall verdienen, welchen sie gleich Anfangs geerntet haben. Die erste, „Die Versucherin" von G. v. Moser, ist eine einactige gefällige Kleinigkeit. Weniger harmlos ist die andere, ein dreiactiges „Originallustspiel" von J. B. v. Schweitzer, betitelt „Die Darwinianer." Im Grunde hat der Darwinismus mit dem Stücke weiter nichts zu schaffen, als daß er von einer Person, einem Professor, wirklich bekannt, von einer anderen, einem Allerweltsentrepreneur, als geeignetes Object zu schwindelhafter Ausbeutung betrachtet, von allen übrigen aber gehaßt wird. Das Gros der Handlung besteht in der Schilderung, wie ein um eine vornehme Dame sich bewerbender Baron durch die Erinnerung an seine galanten Abenteuer in allerlei verzweifelte Situationen versetzt wird, in welche er auch seinen zukünftigen Schwager, den Professor, verwickelt. Es mag dem ehemaligen Socialistenführer Schweitzer

ein verdienstliches Werk scheinen, den „demoralisirenden Einfluß der höheren Stände“ zu geißeln. Schade nur, daß er sichtlich mit immer größerem Behagen schildert, je bedenklicher die Lage wird. Im Uebrigen ist Schweitzer Meister in der Situationskomik, und so sind auch seine „Darwinianer“ recht amüsant. Nur dürfen sie nicht „Lustspiel“ genannt werden, denn sie sind eine Posse.

Viel Anziehungskraft hat in letzter Zeit das Stadttheater bewährt. In Laube's „Böse Zungen“ begeisterte Frl. Veneta, in Benedix' „Aschenbrödel“ Frl. Both das Auditorium. Hauptmagnet aber war und ist noch das Gastspiel des Herrn Emmerich Robert. In diesem Schauspieler haben wir einen durch und durch genialen Künstler vor uns. Alle Achtung vor solch einem Hamlet! Wie viele verschiedene Hamlettypen sind bereits über die Bühne gegangen! Die Einen haben aus der Rolle einen systematischen Pessimisten, die Andern einen haarspaltenden Dialektiker gemacht. Emmerich Robert ist frei von jeder Schablone, mit erstaunlich feinem psychologischen Verständniß modelirt er den schwankenden, zerrütteten Charakter des Dänenprinzen nach den wechselnden Eindrücken und giebt so eine zwar realistische, aber durchweg, auch in den Momenten höchsten Affects, von schönem Ebenmaß getragene Kunstleistung von erschütternder Wahrheit. Nicht minder bedeutend ist sein Humbert in Ponsard's „Der verliebte Löwe.“ Da ist Alles aufs Feinste ausgearbeitet, ohne jedoch einen Augenblick den Eindruck des Gekünstelten zu machen. Möglich, daß diese Ausarbeitung hie und da der frischen Unmittelbarkeit einigen Eintrag thut. Als Humbert in dem ebengenannten Stücke, wie als Uriel Acosta, hat Robert Momente, wo sich uns dies Gefühl aufdrängt. Aber wir nehmen diesen kleinen Mangel gern in den Kauf, wenn er die Bedingung ist für die plastisch-vollendete Ausgestaltung der Charaktere. Als Held in dem Gutzkow'schen Trauerspiel zeigte der Künstler in der Scene mit der alten Esther, die durch Frl. Veneta vortrefflich gegeben wurde, eine Tragik von unwiderstehlicher Gewalt. Es ist bedauerlich, ja fast unbegreiflich, daß unsere Hofbühne, der Herr Robert vor einigen Jahren angehörte, eine solche Kraft nicht zu halten wußte. Möge sie jetzt wenigstens bestrebt sein, sie wiederzugewinnen!

X. X.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 29. November 1874.

Die fünfzehnte Sitzung des Reichstags am 21. November war ungewöhnlich reich an interessanten Zwischenfällen. Die bedeutungsvollen Aeußerungen nämlich, welche aus mehr als Einem gewichtigen Munde, auch aus dem gewichtigsten, der im Reichstag spricht, nach ganz verschiedenen Richtungen fielen, kamen mehr oder weniger gelegentlich zum Vorschein und nicht durch den gebotenen Zusammenhang der Debatte. Insofern waren es Zwischenfälle.

Nach einer unbedeutenden Interpellation eines Mitgliedes aus den neuen Reichslanden über die Behandlung zweier Franzosen, verfocht der Abgeordnete Hasselmann den Sonnemann'schen Antrag — der Antragsteller schien abwesend zu sein — auf Unterbrechung des gegen zwei social-demokratische Mitglieder eingeleiteten Strafverfahrens während der Sessionsdauer. Der Reichstag erhob einer constanten Gewohnheit gemäß den Antrag zum Beschluß.

Nun folgte ein ähnlicher und doch sehr verschiedener Antrag des Abgeordneten Liebknecht. Der Antragsteller verlangte die Unterbrechung der Strafhaft für drei verurtheilte Reichstagsmitglieder aus der social-demokratischen Partei. Die Reichsverfassung schreibt bekanntlich im dritten Absatz des Artikel 31 vor, daß jedes Strafverfahren gegen ein Reichstagsmitglied, jede Untersuchungs- und jede Civilhaft gegen ein solches für die Dauer der Session auf Wunsch des Reichstags aufgehoben werden muß. Ausgeschlossen aber ist, wie man sieht, die Strafhaft von denjenigen gerichtlichen Freiheits-Beschränkungen, welche der Reichstag für die Dauer seiner eignen Arbeiten von seinen Mitgliedern nehmen kann. Der Liebknecht'sche Antrag konnte und sollte also nur darauf gerichtet sein, daß der Reichstag den Reichskanzler ersuchen möge, auf die Beurlaubung der verurtheilten Abgeordneten hinzuwirken. Unseres Erachtens ist die Reichsregierung gar nicht competent, einen Verurtheilten, der eine Strafhaft verbüßt, ihrerseits aus dem Gefängniß zu beurlauben. Hierzu kann, wenn überhaupt Jemand, höchstens das Gericht competent sein. Was aber nicht innerhalb der Competenz der Reichsregierung liegt, dazu kann auch niemand competent sein, dieselbe aufzufordern. Unseres Erachtens hätte die Vorfrage gestellt werden müssen, ob der Liebknecht'sche Antrag verhandlungsfähig sei. Wir können es sonst erleben, daß der Herr Abgeordnete beantragt, der Reichstag möge die Revolution decretiren, oder einen ähnlichen Cynismus. Denn auf anderes ist hierbei nicht abgesehen, als durch cynische Beleidigungen in Nachahmung der Rolle Marat's den Reichstag aufzuhalten, in seinen Arbeiten zu stören und herabzuwürdigen. Daß er Marat mit Erfolg nach-

eifert, bewies der Antragsteller unter anderm, als er erklärte, er sei der Letzte, auf die Wahrheit des Satzes zu verzichten, man dürfe einen politischen Gegner unschädlich machen, todtschießen u. s. w., mit andern Worten, daß der Meuchelmord, gut ausgeführt, ein angemessenes und bequemes Mittel sei. Das plumpe Sophisma, durch welches die Socialdemokraten ihren Lästereien einen Schein von Begründung zu geben suchen, ist immer dasselbe. Sie stellen ohne weiteres die bestehende Staatsordnung und die Vertheidigung derselben als den Gewaltterrorismus einer vom Glück begünstigten Classe dar. Weil es ihnen um eine Revolution zu thun ist und nur um die Revolution, ohne festen Glauben an das, was aus der Revolution hervorgehen soll, darum behaupten sie lügenhafter Weise, daß ihnen die Reform auf dem Wege allmählicher Umbildung der praktischen Verhältnisse und theoretischer Bekehrung der maßgebenden Gewalten verschlossen sei.

Wie zu erwarten war, konnte Herr Windthorst, der mit Liebknecht den Haß gegen das Reich, wenn auch nicht den socialdemokratischen Haß gegen die bestehende Gesellschaft, theilt, sich nicht versagen, das Wasser, das ihm der Socialdemokrat auf die Mühle getragen, zum Schwung seines Rades zu benutzen. Nachdem er gegen die Zerstörung der Gesellschaft die unerläßlichen Verwahrungen eingelegt, nachdem er als erfahrener Jurist auch die formelle Unzulässigkeit des Liebknecht'schen Antrages anzuerkennen nicht umhin gekonnt, ließ er seinerseits die Sophismen tanzen, die seinem dafür geschulten Kopf so leicht entspringen. Da hieß es, es sei unklug, die Socialdemokraten im Reichstag nicht zu Worte kommen zu lassen. Nun erbitten wir die Antwort jedes Verständigen, was die Socialdemokraten hindert im Reichstag zu Worte zu kommen. Soll man sie ungestraft Verbrechen begehen lassen, damit dem Reichstag kein Tropfen dieser Weisheit entgehe? Hatte Herr Windthorst an der stundenlangen Rede des Abgeordneten Liebknecht nicht genug? Verlangt ihn wirklich so sehr nach den Offenbarungen der Herren Hasenclever, Bebel und Most? „S' ist nur mein Spaß gewesen", glaubt der Zuhörer zu vernehmen, wenn er hört, wie Herr Windthorst die Anerkennung, daß der Reichstag eine Strafhaft nicht aufheben könne, zu dem Uebergang benutzt, wie wünschenswerth eine solche Befugniß sei, weil die Strafhaft in unsern Tagen so häufig geworden. Herr Windthorst zielt auf die zur Strafhaft gebrachten Bischöfe, er zielt auf den der Sache der Bischöfe freundlichen Botschafter, über dem eine bekannte Criminaluntersuchung schwebt. Den Hauptzweck hatte der welfisch-klerikale Abgeordnete mit diesen burlesken Invectiven erreicht, den Reichskanzler zur Ergreifung des Wortes aufzuregen. Die Ultramontanen, wenigstens ein Theil von ihnen, halten diese Kampfweise für ein diätetisches Mittel, „einen Gegner unschädlich zu machen", was der Abgeordnete Liebknecht für ein Grundrecht erklärt. Seitdem der verstorbene von

Mallinkrodt sich dieser Arbeit nicht mehr unterziehen kann, dispensirt Herr Windthorst den diätetischen — beinah hätten wir einen zwar parlamentarischen, aber doch allzu deutlichen Ausdruck angewendet; wir sagen also die diätetische Behandlung.

Der Reichskanzler zeigte aufs neue, daß er versteht, einem erbosten Gegner die Waffe in der Hand umzukehren. Er that es mit dem einfachen Hinweis, daß die häufige Verhängung der Strafhaft nicht an der Strenge des Gesetzes, sondern an der häufigen Uebertretung desselben liegt; daß für die häufige Uebertretung des Gesetzes die hochstehenden Beispiele derer verantwortlich zu machen sind, die vorzugsweise auf die Achtung vor dem Gesetz halten sollten, außerdem aber die Beschaffenheit des Jugendunterrichtes bei der Art, wie die Staatsaufsicht über denselben in den letzten 25 Jahren geordnet war. Der Reichskanzler schloß mit der stark ironischen Wendung, daß er thun werde, was er könne, um den inhaftirten Abgeordneten die Freiheit zu verschaffen, denn Reden wie die der Herren Hasselmann und Liebknecht seien außerordentlich lehrreich und hätten lange gefehlt.

Es trat nunmehr Lasker der Unermüdliche, auf, um an die Liebknecht-schen und Windthorst'schen Reden allerlei Bemerkungen über den Strafprozeß zu knüpfen, wie er gegenwärtig gehandhabt wird. Es waren diese Bemerkungen Vorwegnahmen der Debatte über den Entwurf der Strafprozeßordnung, welche deßhalb erst bei dieser Debatte zu berücksichtigen sind. Der Liebknecht'sche Antrag rief aber noch Herrn August Reichensperger auf den Rednerstand. Der Redner berief sich gegen die Ausführung des Reichskanzlers, daß aus der häufigen Uebertretung des Gesetzes die häufige Verhängung der Strafhaft folge, wieder einmal auf das katholische Gewissen. Der Reichskanzler entgegnete sofort, daß wenn die Befolgung der Gesetze vom Gewissen abhängen solle, das Gewissen jedes Deutschen die gleiche Berechtigung haben müsse; ein social-demokratisches Gewissen dieselbe Berechtigung wie ein klerikales. Herr August Reichensperger nahm diesen scharfen Hieb sehr empfindlich auf. Er wollte seine Partei durchaus nicht auf gleiche Linie mit den Socialdemokraten stellen lassen, ohne jedoch eine schlagende Abwehr zu finden. Die reichsfeindliche Presse hat sich aber der Aeußerung des Fürsten Bismarck sofort wieder bemächtigt zu neuen Diatriben und Anschuldigungen, daß der Staat, wie ihn Fürst Bismarck versteht, auch das Gewissen reguliren wolle. Die Wahrheit ist, daß ein Conflict zwischen Staat und Gewissen nur eintreten kann, wenn entweder der Staat oder das Gewissen in die Sphäre des anderen übergreifen. Welche Erscheinungen folgen, wenn die äußere Gewalt die Sklaverei des Gewissens erzwingen will, davon hat die römische Kirche die klassischen und abschreckendsten Beispiele der schaudernden Erinnerung aller Zeiten hinterlassen. Welche Erscheinungen folgen, wenn das Gewissen von

sich aus die äußere Sphäre der Staatsgewalt lenken und zum unmittelbaren Organ seiner Anforderungen machen will, davon mag die Schreckenszeit der französischen Revolution als klassisches Beispiel gelten. Das individuelle Gewissen hat dem Staat gegenüber nur das Recht, die Abfassung der Gesetze, so viel es vermag, zu beeinflussen, dann aber dieselben zu befolgen und, wenn es dies nicht zu dürfen glaubt, den Staat zu verlassen, nicht aber das Beispiel der Auflehnung zu geben. Die Staatspflicht der Schonung des Gewissens aber ist eine unbedingte nur insoweit, als der Staat unter keinen Umständen Meinungen, sondern nur Handlungen gebieten und erzwingen darf.

Es folgten kleinere Anträge und Vorlagen, welche an die Geschäftsordnungs-Commission und an die Budgetcommission verwiesen wurden. Den Schluß der Sitzung bildete die erste Lesung einer Regierungsvorlage, betreffend die Steuerfreiheit des Reichseinkommens. Diese Vorlage, sowie andere ähnliche Bestimmungen über die Steuerfreiheit der Reichsbeamten in den Gemeinden u. s. w. würden gar nicht nöthig sein, wenn wir zu einer rationellen Vertheilung der Steuerquellen zwischen Gemeinde-, Orts-, Kreis- und Provinzial-Gemeinde-Einzelstaat und Reich bereits gelangt wären.

Die natürliche Einnahmequelle der Gemeinden ist die Grund- und Gebäudesteuer und von dieser sollten unseres Erachtens auch die öffentlichen Gebäude der Einzelstaaten und des Reichs nicht ausgenommen sein, schon darum nicht, damit Einzelstaat und Reich in den wichtigsten Gemeinden eine unmittelbare Mitwirkung nicht entbehren, wie sie die Folge der Steuerentrichtung sein muß. Da wir in Deutschland den Gemeinden die richtige Steuerquelle noch nicht überwiesen haben, so versuchen diese ihre steuerfordernde Hand auf Alles zu legen, worauf sie kein Recht haben, sogar auf Post und Telegraphie. Dieser Zustand macht Vorlagen wie die erwähnte unvermeidlich. Statt der Palliativmittel sollte man aber ernstlich an die einzige durchgreifende und gesunde Abhülfe denken. —

In seiner 16. Sitzung am 24. November trat der Reichstag in die erste Berathung der drei großen Justizgesetze über die Gerichtsverfassung, die Strafprozeßordnung und die Civilprozeßordnung. Die Gesetzentwürfe sollten in der eben aufgeführten Ordnung zur Lesung kommen, und so ist es auch geschehen. Der Reichstag war jedoch übereingekommen, daß bei der ersten Lesung des Gesetzes über die Gerichtsverfassung die Redner sich gleichzeitig über alle drei Gesetzentwürfe verbreiten dürften. Daher gestaltete sich diese erste Lesung zu einer Generaldiscussion über die deutsche Justizreform im Ganzen, soweit sie bis jetzt dem Reichstag vorliegt. Diese Generaldiscussion nahm zwei Sitzungen in Anspruch, die erste Lesung der beiden anderen Gesetze je eine.

Die Generaldiscussion bei Gelegenheit des ersten Gesetzes, obwohl die

drei Gesetzentwürfe umfassend, führte indeß nicht gerade zur Hervorkehrung eines einheitlichen Gedankens der ganzen Reform. Die Redner wandten sich bald dem einen bald dem andern Gesetz mit ihren Bemerkungen zu. Wir thun deßhalb am Besten, den Discussionsstoff nicht nach den Sitzungen, sondern nach den drei Gesetzen einzutheilen, um welche er sich sammelte.

Trotz des etwas sporadischen Charakters ist auch die viertägige Verhandlung über die Justizreform des deutschen Reichstages durchaus würdig gewesen, würdig eines großen Volkes, dem das seltene Glück zu Theil wird, ein tiefes langentbehrtes Bedürfniß seines nationalen Lebens in gereifter Stunde mit gereifter Kraft lösen zu dürfen.

Das formelle Ergebniß der drei ersten Lesungen war die Wahl einer Commission von 28 Mitgliedern zur gemeinschaftlichen Vorberathung der drei Entwürfe. Am Schluß der ersten Lesung des dritten Gesetzes wurde ein Antrag des Abgeordneten Lasker zum Beschluß erhoben, die Bereitwilligkeit des Reichstags auszusprechen, einem Gesetz zuzustimmen, welches die zur Vorberathung der drei Justizgesetze ernannte Commission ermächtigen würde, ihre Berathungen über die Dauer der gegenwärtigen Session zu erstrecken, und welches den Reichstag ermächtigen würde, das Resultat seiner jetzt gewählten Commission während einer folgenden Session der gegenwärtigen Legislaturperiode in Berathung zu ziehen. Vom Tisch des Bundesrathes erfolgte sogleich die Zusage der Vorlegung eines solchen Gesetzes, und der Antrag Lasker ward einstimmig angenommen.

Wir wenden uns nun zu der Würdigung, welche jedes der drei Justizgesetze bei der ersten Lesung im Reichstag erfuhr. Zuerst das Gerichtsverfassungsgesetz. Bekanntlich enthält die in Betracht kommende Vorlage nicht eine vollständige Gerichtsverfassung, sondern nur Normen für die Organe der streitigen Gerichtsbarkeit, und auch diese Normen nicht vollständig. Man kann es nicht tadeln, daß die Reichsgesetzgebung vermeidet, in die verwaltende Thätigkeit der Justiz z. B. in Vormundschafts-, Grundbuchwesen 2c. einzugreifen. Ebenso mag die Regelung der freiwilligen Gerichtsbarkeit den Einzelstaaten überlassen bleiben. Die einheitliche Regelung der Organe der streitigen Gerichtsbarkeit sollte aber durchgreifend erfolgen, und daß dies nicht geschehen, ward mit Recht in dem vorgelegten Entwurf als ein schwerer Mangel hervorgehoben. Der preußische Justizminister, welcher diesen Gesetzentwurf mit einem Einleitungsvortrag befürwortete, berief sich, um die Unvollständigkeit des Entwurfs, deren Tadel er voraussah, zu entschuldigen, auf den Wortlaut der Reichsverfassung. Man erinnert sich, daß im Mai 1872 die Abgeordneten Lasker und Miquel im Reichstag einen Antrag einbrachten und durchsetzten, auf Erweiterung der No. 13 des Artikel 4 der Reichsverfassung. In dieser No. 13 war ursprünglich auf dem Rechtsgebiet als

Gegenstand der Reichsgesetzgebung bezeichnet: das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren. Die beiden Antragsteller verlangten die Ausdehnung der Reichsgesetzgebung auf das gesammte bürgerliche Recht einschließlich der Gerichtsverfassung. Die Worte „einschließlich der Gerichtsverfassung“ ließen sie jedoch im Laufe der Berathung unglücklicher Weise fallen, weil sie nach ihrer Erklärung nicht der Justizhoheit der Einzelstaaten zu nahe treten wollten und weil — der zweite Grund verträgt sich schlecht mit dem ersten — aus der Einheit des Gerichtsverfahrens die Einheit der Gerichtsverfassung, soweit als nöthig, folge. Die Wahrheit ist, daß aus der Einheit des Gerichtsverfahrens die Einheit der Verfassung wenigstens für die ganze streitige Gerichtsbarkeit folgt. Der Bundesrath hat aber diese nothwendige Folgerung nicht gezogen, weil die particularistische Strömung in ihm zu stark war. Der Reichstag aber macht die unerwünschte Erfahrung, wie peinlich die Folgen unzeitiger Schwäche sind. Dem Abgeordneten Lasker wurde in diesen Briefen bei der damaligen Einbringung des Antrages ein festina lente zugerufen, dem sich die Redaction der Grenzboten nicht anschloß. Wir wünschten in der That, der damalige Sieg wäre nicht mit dem Opfer der Preisgebung des halben Objectes erkauft worden. Der Particularismus im Bundesrath stände heute vielleicht schwächer da, wenn die Erweiterung der No. 13 noch gar nicht unternommen wäre, als jetzt, wo sie in einem wesentlichen Punkte mißglückt ist. Wie dem sei, es giebt keine ernstere Pflicht der patriotischen Presse, als den Abgeordneten Lasker und die Gleichdenkenden im Reichstag darin zu unterstützen, daß die einheitliche Organisation der streitigen Gerichtsbarkeit keine halbe Maßregel bleibe. Eine solche halbe Maßregel würde für die deutsche Nation um juristisch zu reden nicht nur ein großes lucrum cessans, sondern auch ein großes damnum emergens bedeuten. Die neue Organisation will jeden Deutschen zwingen, bei jedem deutschen Richter Recht zu nehmen, und doch soll der deutsche Richter in soviel verschiedene Species zerfallen, in 25—26, als es deutsche Bundesstaaten giebt, denn die Bedingungen der richterlichen Laufbahn sollen nach wie vor von den Einzelstaaten geregelt werden. Das ist wider die Natur der Dinge und wider das Rechtsgefühl. Soll die deutsche Nation das lange Zeit unerreichbar geglaubte Glück einer einheitlichen nationalen Rechtsbildung erleben, so gehört als Träger und Schützer dieser Rechtsbildung zu derselben die große, einheitliche Körperschaft eines gleichartig organisirten Richterstandes. Wie sein Recht, schwebt das deutsche Reich in der Luft, wenn es nicht auf einheitlichen Berufsständen ruht, deren es bis jetzt nur Einen, noch nicht einmal durchgreifend einheitlich organisirten, besitzt, nämlich das Heer. Das Civilreichsbeamtenthum ist bis jetzt noch ein viel zu schwacher Körper. Wie segensreich aber in jeder Nation ein ansehnlicher Richterstand

als moralisch mächtige, unzersplitterte Körperschaft für die Festigkeit und die sittliche Beschränkung aller Lebenszustände wirkt, das bestätigt die Geschichte, wie es aus der Natur der Sache sich ergiebt. Wir dürfen die Gelegenheit nicht versäumen, von der wir nicht wissen, wenn sie wiederkehrt, dieses Gut in seinen Grundlagen jetzt zu erringen. Zunächst wird für dieses Ziel die Reichstagscommission das Ihrige zu thun haben. Die öffentliche Meinung wird ihrer Zeit das hoffentlich für die Einheit der Gerichtsverfassung günstige Werk der Commission zu unterstützen und den Reichstag zu seiner Annahme zu ermuthigen haben, damit die particularistische Strömung im Bundesrath in dieser Angelegenheit von höchster Bedeutung zum Weichen gebracht wird. —

Die Charakteristik der Verhandlungen über die beiden Ordnungen des Strafprozesses und des Civilprozesses bei der ersten Lesung müssen dem nächsten Briefe aufgespart bleiben, welchen die Sitzungen der nächsten Woche, da es nicht immer so fortgehen kann mit den Verhandlungen von Gegenständen ersten Ranges, den nöthigen Raum zur Nachholung lassen werden.

C—r.

Weihnachtsbücherschau.

Im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erscheint auch dieses Jahr eine jener wohlbekannten liebenswürdigen Weihnachtsgaben von Oscar Pletsch (mit Reimen von Franz Bonn), die von Alt und Jung mit gleichem Behagen geschaut und gelesen werden. „Nesthäkchen" heißt Oscar Pletsch's neuester Bildercyclus von 16 Blättern. Der Titel könnte melancholisch angelegte Naturen mit ähnlichen düstern Ahnungen erfüllen, wie sie zulässig erscheinen, wenn Jemand seine „Gesammelten Werke" herausgiebt: dann darf man wohl annehmen, der Mann schafft nichts mehr hinzu. Und so könnte man denken, wenn Pletsch schon bis zum „Nesthäkchen" gekommen ist, so wird sein Griffel nichts mehr zu thun finden, wenn das Kleinste flügge geworden und der Kinderstube den Rücken gekehrt hat. Unbegründete Furcht! Keines dieser sechszehn Blätter sieht nach Uebermüdung oder Greisenhaftigkeit aus. Keines ist hier etwa untergebracht, wie ungelesene Producte von Schriftstellern in gesammelte Werke untergebracht werden, um damit zu räumen. Vielmehr bekundet jedes dieser Blätter die alte Frische und Freude des Schaffens, die Oscar Pletsch's erste Zeichnungen zu Reichenau's unvergänglichem Idyll deutschen Familienlebens „Aus unsern vier Wänden" (Leipzig F. W. Grunow) berühmt machten.

Aus Reichenau's Feder bietet allerdings der Grunow'sche Verlag dieses Jahr keine Novität. Es ist früher schon einmal darauf hingedeutet worden, wie schwer und langsam dieser Dichter schafft, wie selten ihn die Muse mit jener wolkenlosen Heiterkeit grüßt, die in allen seinen Sachen sich offenbart. Und wozu auch wiederum etwas Neues aus seiner Feder, da die alten Geschichten „Aus unsern vier Wänden", „Liebesgeschichten", „Am eigenen Herd" uns so lebendig und innig anmuthen, als seien sie heut erst der deutschen Heimstätte abgelauscht. Wozu etwas Neues, da diese vor längerer und kürzerer Zeit geschriebenen Idyllen alle die gleiche Zugkraft bis heute bewahrt haben und stets bewahren werden, so lange deutsche Kinder aufwachsen, deutsche Liebe sich offenbart und Häuser gründet.

Dagegen bringt der Verleger Reichenau's, F. W. Grunow in Leipzig, auf den dießjährigen Weihnachtsbüchermarkt eine Novität, welche in jeder Hinsicht das beste Lob und die weiteste Aufmerksamkeit verdient, nämlich Goethe's Erzählungen für erwachsene Mädchen, gesammelt von F. Siegfried, mit sechs Tondruckbildern nach Zeichnungen von K. Kögler und H. Merté. Kaum ein pädagogisches Problem ist so schwer zu lösen, als die Frage, welche Lectüre erwachsenen Mädchen vorzugsweise zu empfehlen sei. Hierzu Goethe's Erzählungen auszuerwählen, ist sicherlich ein Unternehmen, welches der freudigsten Zustimmung werth ist und den jungen Damen bei ihrem Eintritt in die Reihen der Erwachsenen den reichsten Segen bringen wird. Mit feinem Sinn und kluger Berechnung ist aus des Altmeisters Werken der erzählende Stoff ausgewählt worden, der dieser Stufe der weiblichen Jugend am meisten entspricht. So wird bei Zeiten den jungen Mädchen Sinn für unvergleichliche Reinheit und Hoheit Goethe'scher Sprache geweckt werden.

Wenn wir die Schriften lesen, die, zur Zeit der Goethe'schen Alleinherrschaft im Reiche der Geister, Sr. Maj. allertreueste Opposition verfaßte, z. B. des liebenswürdigen ungelenken Schwaben Wilhelm Hauff's „Memoiren des Satan", „aus der Leihbibliothek" u. s. w., so stoßen wir auf zahlreiche Zeugnisse für die merkwürdige Erscheinung, daß Walter Scott lange Jahre hindurch das „gebildete" deutsche Publikum bei weitem mehr interessirte, als selbst der deutsche Dichterfürst. Gerade diejenigen, welche am meisten Ironie vorräthig hatten für den schottischen Dichter, wie Wilhelm Hauff, vermochten sich am wenigsten dem Einfluß desselben zu entziehen. Die schönste Dichtung Hauff's, „Lichtenstein", ist durchaus vom Geiste Walter Scott's durchdrungen. Seine sonst so freundliche Novelle „das Bild des Kaisers" geht für die rege nationale Empfindung unsrer Tage weit hinaus über die bedenklichste Seite der Walter Scott'schen Stoffe: Hauff feiert im „Bild des Kaisers" die heroische Gestalt des Schirmherrn des Rheinbundes so unverfroren, daß uns

Deutschen von heute ganz seltsam zu Muthe wird. Auch Walter Scott's Romane stellten zum großen Theile das particulare Selbstgefühl der schottischen Hochlande in bewußten, vortheilhaften, dem britischen Stolze empfindlichen Gegensatz zum nivellirenden Unitarismus des dreieinigen Königreiches. Und selbst wenn so ausschließlich nationale Helden gefeiert werden, wie Richard Löwenherz im „Ivanhoe", läßt der Dichter die wärmsten Gefühle seines Herzens in das Dunkel leuchten, in dem die vergangene Herrlichkeit der Angelsachsen sich vor dem herrschenden Geschlechte der Normannen bergen muß. Aber das alles sind berechtigte Stufen der Entwickelung einer Volks- und Staatsgemeinschaft. Den Landesverrath der kleinen Kronen gegen das nationale Staatsbewußtsein, den Bund mit dem Erbfeind aus dynastischem Interesse, hat Walter Scott nie gefeiert. Seine Schriften tragen im Gegentheil, trotz aller Vorliebe für die schottischen Eigenthümlichkeiten der Volksseele, einen ausgeprägt national-englischen Charakter, und es ist kein Zufall, daß der vornehmste Dichter der Mark Brandenburg und der Geschichte des Werdens und Ringens des märkischen Volkes und Fürstenhauses, daß Willibald Alexis, seinen ersten Roman im Geist und Geschmack der Waverley-Romane zu schreiben versuchte. Wir Modernen aber schätzen Walter Scott's Schriften, besonders seitdem uns durch deutsche Forschung sein persönliches Lebensbild in den jüngsten Jahren so menschlich nahe gerückt worden ist, um so höher, je mehr wir erkennen, wie fern er sich hielt von den Verirrungen seiner Zeitrichtung, wie er die Phantasiefülle und den Farbenreichthum der Romantik vereinigt mit protestantischer Zucht und historischer Pflichtstrenge, und wie die reine keusche Seele des Dichters in allen seinen Gestalten und Erzählungen treu sich spiegelt. Dieser hohe Werth der Walter Scott'schen Romane gerade für das Jünglings- und Jungfrauenalter hat den bekannten Leiter des „Daheim" Robert Koenig und die Verleger des „Daheim", Velhagen u. Klasing (Bielefeld und Leipzig), veranlaßt, Walter Scott's schönste Romane herauszugeben, in neuer Uebersetzung von Robert Koenig. Bis jetzt ist „Der Talisman", „Quentin Durward" und „Ivanhoe" in dieser sehr stattlichen Ausgabe erschienen. Die Uebersetzung ist treu und sehr lesbar und zeichnet sich vortheilhaft aus vor der großen Mehrzahl der deutschen Walter-Scott-Ausgaben. Die geschmackvollen Bilder von Grotjohann, von denen acht jedem Bande beigegeben sind, gereichen dieser splendiden Ausgabe zu besonderer Zierde. Ueberhaupt verdienen die Bücher, mit denen die Verlagsbuchhandlung Velhagen und Klasing den Weihnachtsmarkt betritt, das wärmste Lob: in der Tendenz, die ihnen allen inne wohnt, wie in der reinen und oft künstlerischen Form, in der sie uns vor Augen treten. Kaum eine andere deutsche Verlagshandlung bringt eine solche Fülle guter und schöner Bücher allen Altersstufen der Jugend zum

Christfest entgegen, wie die Verleger des Daheim. Für junge erwachsene Mädchen bieten die drei Büchlein von Clementine Helm: Princeßchen Eva, das Kränzchen, Frau Theodore, feinsinnige fesselnde Lectüre. Die Reihenfolge, in der hier die drei Bücher genannt sind, deutet zugleich die Stufenfolge der Jahre an, für welche diese Schriften bestimmt sind. Princeßchen Eva wird für jüngere Mädchen, etwa bis zu vierzehn Jahren, besonders geeignet sein. Das Kränzchen, das in der jetzt vorliegenden zweiten Ausgabe namentlich durch die hübschen Illustrationen von Eugen Klünsch eine wesentliche Bereicherung erfahren hat, ist dem „Backfischalter" aus der Seele geschrieben. Und „Frau Theodore" werden auch junge Frauen noch gern und mit Nutzen lesen. Jünglinge und Knaben dagegen finden in diesem Verlag einen reichen Schatz von Unterhaltung und Belehrung angesammelt. Dem schönen Streben der Verlagshandlung, durch ihren Jugendschriften-Verlag in unserer männlichen Jugend patriotischen Sinn, pietätvolle Würdigung der Helden unseres Volkes und seiner Großthaten zu erziehen, sind drei neue gute Bücher für das reifere Knabenalter entsprungen: Kaiser Wilhelm der Siegreiche von Wilhelm Petsch (mit 12 Tonbildern von Lüders u. A.), Helmuth Graf Moltke von Wilhelm Petsch (mit 8 Tonbildern von Fritz Schulz) und General von Werder von O. Höcker. Diese drei Novitäten schließen sich in würdigster Weise den patriotischen Jugendschriften früherer Jahre von Wilhelm Petsch an: „Der eiserne Prinz (Friedrich Karl), „Unser Fritz", „des deutschen Knaben Friedrich Wilhelm Schulze Fahrten und Abenteuer im Kriege gegen Frankreich" und der schönen vaterländischen Erzählung Robert Koenig's „der alte Nettenbeck", die wir bereits früher in d. Bl. rühmend erwähnt haben. „Robert des Schiffsjungen Fahrten und Abenteuer auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte" von Max Bischoff mit acht Tonbildern von C. Offterdinger bildet einen passenden Uebergang von den patriotischen Jugendwerken des Klasing'schen Verlags zu jener ebenso gediegenen Sammlung von Jugendschriften desselben Verlags, welche den Zweck verfolgen, die Jugend über ferne Länder und Völker in der Geschichte der Entdeckungen zu belehren. Diese Sammlung steht weit über ähnlichen Unternehmungen anderer Bücherhandlungen.

Namen wie Richard Andree, Theodor Vogel, Reinhard Zöllner u. A. haben die Bearbeitung dieser geographisch-ethnographischen Sammlung übernommen. Die Tonbilder und Karten sind nicht etwa, wie dieß in einer großen Bücherfabrik Deutschlands üblich ist, alten Clichés entnommen, die seit Jahren und theilweise Jahrzehnten, durch alle möglichen illustrirten Bücher gelaufen sind, sondern die Bilder sind von H. Merté nach den besten wissenschaftlichen Aufnahmen künstlerisch gezeichnet, die Karten in der geogr. lithogr. Anstalt von Velhagen und Klasing mit wissenschaftlicher

Strenge gefertigt. So sind Werke zu Stande gekommen, welche der freudigsten Empfehlung, auch für die reifste Altersklasse unserer Jugend würdig sind. Richard Andree z. B. hat in dem Buche „Die deutschen Nordpolfahrer“ einen authentischen Auszug aus den compendiösen Fachwerken der deutschen Nordpolexpeditionen von 1868—72 geliefert, der auch genauen Kennern der letzteren die Originale, bis auf die streng wissenschaftlichen Abhandlungen dieser Werke, ersetzen kann. Und die Illustrationen und Karten befleißigen sich (bis auf unbedeutende Unrichtigkeiten) genau der Anlehnung an die schönen Vorbilder der offiziellen Ausgaben. Mit historischer Treue und dennoch mit lebhafter und fesselnder Darstellungsgabe führt uns Theodor Vogel in das Zeitalter der Entdeckungen (v. 1440—1540), in die Geschichte der großen Seefahrten und Entdeckungen der Spanier und Portugiesen und die Schicksale ihrer vornehmsten Führer, während zwölf Tonbilder und eine Karte dem Anschauungsunterricht dienen. Der schwarze Erdtheil endlich und seine Erforscher erfreuen sich einer durchaus sachverständigen, auch Erwachsene sehr befriedigenden Charakterisirung und Würdigung durch Reinhard Zöllner. Die großen Entdeckungsfahrten von Speke, Grant, Baker, Livingstone, Vogel, Nachtigall, Rohlfs, Barth, Overweg, Heuglin, Steudner, Künzelbach, Munzinger, von Beurmann, Andersson, Krapff, der Tinné u. A. sind hier in gerechter und quellenmäßiger Weise mitgetheilt. Die Illustrationen sind gleichfalls sämmtlich offiziellen Reisewerken von Innerafrika entnommen; die beigegebene Karte ist, neben der in Flemming's Verlag in Glogau erschienenen, die beste, die existirt, und bis auf die allerneueste Zeit fortgeführt.

Während so der Verlag von Velhagen & Klasing für die Bedürfnisse der reifen Jugend in bedeutsamer Weise gesorgt hat, ist das Kindesalter keineswegs leer ausgegangen. Im Gegentheil wird jedes kleine Herz höher schlagen, wenn es der Herrlichkeiten ansichtig wird, die Gottlob Dittmar's Kinderlust (in zweiter sehr vermehrter Auflage) und vor Allem Robert Reinick's Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch (gleichfalls in zweiter vermehrter Auflage) ihm bieten. Ueber das letztere Buch haben wir bereits vor zwei Jahren uns mit warmer Anerkennung ausgesprochen. Text und Bild wetteifern miteinander, dem Kinderherzen das Schönste und Beste entgegenzutragen. Eine kerngesunde Lebensfreude durchdringt jede Zeile des Dichters, jede Linie des Bildners; wer mit Kindern dieses Buch gelesen, geschaut und genossen hat, wird von den Kleinen immer „noch einmal Reinick“ hören, und durch die eigne Empfindung dazu gestimmt werden, in kindlicher Freude sich mit zu freuen. —

Fast ausschließlich für das kindliche Alter sind die Novitäten bestimmt, mit denen dieses Jahr Carl Flemming's Verlag in Glogau den Weih-

nachtsbüchermarkt betritt. Für die reifere Jugend sind allerdings auch einige der schönen Gaben da, die wir alljährlich aus diesem Verlage zu erhalten gewohnt sind: der reich illustrirte und gehaltvolle zwanzigste Band des Töchter-Albums von Thekla von Gumpert, „Bunte Farben, Erzählungen für die reifere Jugend" von R. Koch, mit sechs Bildern von Leopold Venus, „Zehn Thüren" von Julie Ruhkopf, mit vier Bildern von Venus, u. a. Bücher. Aber vornehmlich die jüngere Kinderwelt ist hier reich bedacht. In erster Linie erinnern wir an das im vorigen Jahre eingehender besprochene Märchenbuch von Godin, welches die gesammte Presse, auch die pädagogische, als eines der unstreitig besten, sorgfältigst ausgewählten und am geschmackvollsten ausgestatteten Märchenbücher allgemein anerkannt hat. Es darf jedes Jahr als neue Erscheinung begrüßt werden, denn es veraltet nicht. Dann folgen Gulliver's Reisen in zweiter Auflage, unter dem Titel: „Seltsame Abenteuer unter Zwergen und Riesen" von Ferdinand Schmidt bearbeitet, mit vier Illustrationen von H. Stelzner, dann „Daheim", Erzählungen für die Jugend von Emma Bunsen, mit sechs Bildern von R. Leineweber, „Unter dem Christbaum", Parabeln, Erzählungen und Märchen von Lena Fäsi, mit vier Bildern von B. Mühlig, alles sehr empfehlenswerthe Schriftchen für das kleinere Volk. Diesen reihen sich an: Kinderscherz für's Kinderherz, Lieder und Reime von Louise Thalheim in zweiter Auflage — ein herziges Bilder- und Merkbüchlein für die ersten Semester, in denen die Kleinen Memorirübungen anstellen; und der neunzehnte Band von Herzblättchens Zeitvertreib von Thekla von Gumbert mit ebenso reichem und gediegenem Inhalt in Wort und Bild, wie seine achtzehn Vorgänger. Die Bilder sind von H. Bürkner, A. Diethe, K. Fröhlich, B. Mühlig, L. Venus u. A.; die Farbendrucke namentlich — in denen der Flemming'sche Verlag überhaupt Vorzügliches leistet — meist von künstlerischer Vollendung. — Unter all diesen Schriften für das jüngere Kindesalter stellen wir aber am höchsten das soeben in zweiter Auflage erschienene „Roggenkörnlein, ein Büchlein für kleine Kinder von F. und H. Jähde, mit (farbigen) Bildern von Leopold Venus. Die ewige Poesie, das unerforschliche Geheimniß, die in der Entwickelung des Samenkornes zur Frucht, zur Reife, zum Absterben, zur Erneuerung desselben Kreislaufes, liegen, sind von sinnigen Menschen mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet und erfaßt worden, solange es Menschengeschichte giebt. Die wunderbare Entwickelung und Verwandlung des Roggenkorns zum Brode ist hier in vorzüglichster Weise: in jedem Kinde faßlichen Versen, und in wirklich vortrefflichen Bildern dem kindlichen Verständniß nahe gebracht. Und die äußere Ausstattung entspricht durchaus dem werthvollen Kern des Buches.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 50.

Ausgegeben am 11. December 1874.

Inhalt:

	Seite
Zur Geschichte des Septennats. III. Erfolglose Arbeiten der Dreißiger-Commission. Schluß der Wintersession. G. Zelle.	401
Plaudereien aus London. 2. Alfred Blum.	414
„Um die Erde" von Eduard Hildebrandt und „Malerische Reiseziele" von Eugen Krüger.	421
Vom deutschen Reichstag. C—r.	426
Weihnachtsbücherschau.	438

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu drei literarische Beilagen.

Leipzig, 1874.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von

C. RADENHAUSEN.

Verfasser der „ISIS“

Erster Band, erste Hälfte.

23 Bogen gr. 8°. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Werk enthält den Versuch einer ausführlichen Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart. Es soll seinen besondren Werth haben im Darstellen und Begründen der durchgehenden Bezüge, welche die kleinsten und niedersten Stufen der Welt durch Zwischenreihen mit der höchsten erkennbaren verbinden.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

Wetterstudien

zur Benutzung der täglichen Witterungsberichte.

Von **N. Hoffmeier.**

Preis 12 Sgr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Unsere Arbeiter der Neuzeit.

Skizzen aus der Arbeiterwelt

Friedrich Bücker.

Mit 13 Illustrationen von Lüders, Löffler und Toller. Cart. Preis 1 Thlr. 24 Ngr.

!Zur Geschichte Frankreichs!

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. J. Honegger, Prof. in Zürich. Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten.

Inhalt. Geist und Gang der Geschichte. — Aufsteigen der französischen Macht bis auf Ludwig XIV. bezw. Die französische Weltmachtstellung auf ihrer Höhe: Ludwig XIV. — bis zur Scheide der Jahrhunderte. — Politischer Verfall des Staates, Herrschaft der revolutionären Literatur. — Frankreich seit der Revolution. XIV. u. 400 Seiten. gr. 8. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr. = 7 M. 50 Pf.

Früher erschienen:

Karl Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der 2. Hälfte des XIX. Jahrh. Eindrücke und Erfahrungen. 2. umgearb. u. vermehrte Aufl. 8. $1\frac{2}{3}$ Thlr. = 5 M.

E. Sugenheim, Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

MEYERS

HANDLEXIKON

Gibt in ***einem Band*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist soeben erschienen:

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.**

Siebente vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile der Namens-Unterschrift. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr., in engl. Einband 2 Thlr.

Die erste Ausgabe kam aus der Feder der Frau v. Berg, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen.

Diese neue Auflage ist wiederum sorgfältig durchgearbeitet, durch mannichfaltige Zusätze wesentlich bereichert und ihrer eleganten Ausstattung wegen, welche durch ein dem Buche vorgesetztes schönes Bildniß der Königin aus deren jüngeren Jahren, das die Anmuth ihrer Erscheinung besonders glücklich zum Ausdruck bringt, noch erhöht wird, namentlich zu Festgeschenken zu empfehlen.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Septennats.

III.

Erfolglose Arbeiten der Dreißiger-Commission. Schluß der Wintersession.

Nachdem durch die Annahme des Mairesgesetzes der dringendsten Anforderung des Herzogs von Broglie Genüge geleistet war, wandte sich die Aufmerksamkeit der Regierung wie der Parteien wieder den Arbeiten des Dreißigerausschusses zu, dem eine Aufgabe gestellt war, die derselbe beim besten Willen nicht zu lösen vermochte. Er sollte den Entwurf einer Verfassung liefern, und wußte doch nicht, auf welche Grundlage er diese Verfassung stellen sollte. Der gegenwärtige Zustand war vollkommen unregelmäßig, halb Anarchie, halb Gewaltherrschaft. Die Souveränität war von Rechts wegen und dem Namen nach in den Händen einer Versammlung concentrirt, die sich längst nicht mehr als Vertreterin der öffentlichen Meinung ansehen konnten. Und da die Nationalversammlung ihre Souveränität doch nur im Auftrage des Volks, des alleinigen höchsten Souveräns, seit dem Sturze des kaiserlichen Regimes, ausübte, so mußte die Stellung der Versammlung von dem Augenblick an gefährdet sein, wo sich ein Gegensatz zwischen ihren und den im Volke herrschenden Anschauungen unzweideutig herausstellte. Daß dieser Gegensatz vorhanden sei, war die beständig wiederholte Behauptung der Republikaner und auch der Bonapartisten und alle Ersatzwahlen, auf die wir noch an einer anderen Stelle zurückkommen werden, bewiesen ja in der That, daß das Königthum, dessen Wiederherstellung doch noch immer das höchste Ziel der parlamentarischen Mehrheit war, im Volke allen Boden verloren hatte. Die entschiedenen Republikaner hatten denn daher auch von Anfang dieser Versammlung jede constituirende Befugniß abgesprochen, ihre ungesäumte Auflösung und die Wahl einer constituirenden Versammlung gefordert. Die gemäßigten, sogenannten conservativen Republikaner waren im Princip im Grunde mit jenen ganz einverstanden, scheuten sich aber doch, die Consequenzen des Princips zu ziehen, weil sie fürchteten, daß aus Neuwahlen eine radicale Versammlung hervorgehe und der Ver-

fassung ein ultrademokratisches Gepräge aufdrücken würde, während das Ideal der conservativen Republikaner, die sich um Thiers geschaart hatten und ihn als Führer verehrten, eine parlamentarische Republik war, welche genügende Bürgschaften gegen die von den Radicalen angestrebte Alleinherrschaft der Demokratie böte. Denn mochte auch in Frankreich jede Partei es für nothwendig halten, mit Worten sich zum demokratischen Princip zu bekennen: in der That bestand doch zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft ein eben so schroffer Gegensatz, wie zur Zeit des Julikönigthums; ja, die noch frische Erinnerung an den mit Mühe unterdrückten Communeaufstand trug nur dazu bei, den Classenhaß zu immer höherer Erbitterung zu steigern; und wie sehr man sich auch bemühte, die socialen Leidenschaften zu verhüllen: daß unter der trügerischen Asche die Gluthen des Hasses fortglimmten, ohne daß es künstlicher Mittel bedurfte, um sie zu schüren, das wußte man auf der einen, wie auf der anderen Seite. War doch der Schrecken, mit dem einige Wahlerfolge der Radicalen die besitzenden Classen erfüllt hatten, eine der treibenden Ursachen zu Thiers' Sturz geworden. Durch diese Erfahrung belehrt, waren die Radicalen vorsichtiger geworden, und ihre Zurückhaltung schien die besitzenden Classen einigermaßen beruhigt zu haben; sobald sie aber bei irgend einer Gelegenheit von den Gemäßigten sich trennten und ihre Farbe zeigten, wurde es offenbar, daß die Beruhigung nur sehr oberflächlich gewesen war; es bedurfte nur eines handgreiflichen Hinweises auf das Dasein der Radicalen, um von Neuem Schrecken und Sorge in den der Ruhe bedürftigen Kreisen der Bevölkerung zu erwecken. Hinter den staatsrechtlichen und Verfassungsfragen, welche im Grunde nur die Politiker erhitzten, lauerte drohend die sociale Frage, um welche die Bevölkerung sich gruppirt. Zuweilen trat, trotz aller Vorsicht, selbst in der Nationalversammlung, der Classengegensatz schroff zu Tage, so gelegentlich der Steuerdebatte, die mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde. Die Finanznoth war groß; vor Allem die Militärverwaltung nahm ungeheuere Summen in Anspruch und konnte dabei doch dem kriegerischen Eifer der Versammlung kaum genug thun; ja es kam vor, daß die Regierung Mehrausgaben, welche von besonders eifrigen Mitgliedern, wie Gambetta, gefordert wurden, aus finanziellen Rücksichten ausdrücklich zurückweisen mußte. Leon Say wünschte eine augenblickliche Ersparniß durch Herabminderung der Schuldenamortisationsquote um 50 Millionen zu erzielen; aber sein hierauf bezüglicher Antrag wurde den Wünschen des Finanzministers entsprechend abgelehnt. Als einziges Mittel zur Befriedigung der an den Staat gestellten Ansprüche bot sich also nur die Einführung neuer und die Erhöhung älterer, und zwar weit überwiegend indirekter Steuern dar, da, wie wir schon an einer anderen Stelle ausgeführt haben, eine einigermaßen erhebliche Einkommensteuer in Frankreich

als entschieden socialistische oder wenigstens dem Socialismus in die Hände arbeitende Einrichtung gilt. Die Aufgabe Magne's war unter diesen Umständen sehr schwierig: um nicht eine Classe ausschließlich zu belasten, mußte er ein höchst verwickeltes, die verschiedenartigsten Gegenstände des Verbrauchs und des Erwerbs treffendes System von Steuern vorschlagen. Die Folge davon war aber, daß von allen Seiten Lärm geschlagen wurde, daß bald der Ackerbau, bald Handel und Industrie über übermäßige Belastung Klage erhoben: hatte doch auch Thiers schon ähnliche Erfahrungen machen müssen. Die einzige finanzielle Macht, die auf Magne's Seite stand und ihm allerdings eine überaus starke Stütze gewährte, war die Börse, welche vor Allem eine glückliche Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten von dem Staate forderte und in dieser Beziehung zu Magne's Energie und gutem Willen ein fast unbegrenztes Vertrauen hatte. Bei Gelegenheit der Steuertabelle nun kam es vor, daß Magne sich über den engherzigen Eigenmuth der Industriellen und Kaufleute beschwerte, die nur darauf bedacht wären, alle Lasten von ihren Schultern abzuwälzen. Dies Wort wirkte wie ein Feuer, das in eine Pulvertonne geworfen wird, das Signal zu einem Classenkampfe war gegeben. Lockroy von der äußersten Linken benutzte die Gelegenheit, um einen heftigen Angriff gegen die Capitalisten, Rentiers und Grundbesitzer zu richten, dem Dufaure, als Vertreter des Bürgerthums, mit einem eben so heftigen Ausfall gegen die Dummen, Faulen und Neidischen und einer Lobrede auf den Patriotismus und die einsichtsvolle Uneigennützigkeit der Reichen erwiderte. Die Organe der Linken selbst bemühten sich, durch Desavouirung Lockroy's den peinlichen Eindruck, den seine Worte auf die wohlhabenden Classen gemacht hatten, abzuschwächen. Aber das Wort war einmal gesprochen, und keine Mißbilligung desselben konnte hindern, daß es als unwillkürlicher Ausbruch eines glühenden Hasses, der für die Zukunft die furchtbarsten Stürme in Aussicht stellte, aufgefaßt wurde. Was hatte man zu erwarten, wenn die Partei, als deren Wortführer Lockroy aufgetreten war, einst ans Ruder käme? Ihr Generalstab und ein großer Theil ihrer bewaffneten Macht befand sich auf den Bagnos und in Neucaledonien: würde aber ein Regiment der gemäßigten Linken dem Verlangen nach Amnestie und Zurückberufung der Verbannten auf die Dauer Widerstand leisten können?

Daß unter solchen Verhältnissen die gemäßigten Republikaner einen Sieg ihrer radicalen Bundesgenossen fast eben so fürchteten, wie die Pläne ihrer monarchischen Gegner ist erklärlich genug: und daher wünschten sie Nichts sehnlicher, als daß es der gegenwärtigen Versammlung gelingen möge, die Republik mit solchen Institutionen auszustatten, die eine sichere Schutzwehr gegen das Andringen der revolutionären Elemente böten. Die Frage, ob die radicale Partei in verfassungsmäßigen Bestimmungen ein Hinderniß für die

Verfolgung ihrer Pläne sehen würde, ließ man dabei ganz außer Acht. Man möge nur die Republik constituiren, die Regierung mit parlamentarischen Einrichtungen umgeben, dann werde Vertrauen und innerer Frieden zurückkehren. Es war das eine thörichte Hoffnung, aber begreiflich ist es immerhin, daß man sie hegen konnte, daß man trotz aller traurigen Erfahrungen an dem Vertrauen auf die Kraft der Institutionen festhielt. Denn wer diese Hoffnung aufgab, dem blieb ja nur die Zuflucht zu der starken persönlichen Regierung des Kaiserthums übrig: des Kaiserthums, dem man schweigend gegrollt hatte, so lange es bestand, und das man für Frankreichs Unglück verantwortlich machte, nachdem es gefallen war.

Ueber die verfassungsmäßigen Bürgschaften würde sich zwischen den constitutionellen Republikanern und den gemäßigten Monarchisten, die ja derselben politischen Schule angehörten, wohl eine Verständigung haben erzielen lassen, wenn die Oberhauptsfrage sie nicht getrennt hätte. Hier lag doch die unüberwindliche Schwierigkeit, an deren Ueberwindung die Dreißigercommission sich vergebens zerarbeitete, das Problem, das sich um so unlösbarer erwies, je eifriger man nach einer Lösung suchte. Man lebte in einem jeder Organisation entbehrenden Zustande, den man Republik nannte und nennen mußte, eben weil es nicht die Monarchie war. Jetzt sollte man diesen Zustand organisiren. Dazu waren die Republikaner, wenigstens die gemäßigten, bereit, und die radicalen würden sich sehr gern gefügt haben. Man war bereit, die Herrschaft Mac Mahon's auf sieben Jahre anzuerkennen, aber ausdrücklich als eine republikanische Gewalt. Die Republikaner hatten bei der Gründung des Septennats deshalb ihre Zustimmung von der Bedingung abhängig gemacht, daß die Constituirung der Republik der Vollmachtenverlängerung vorangehen müsse. Mit diesen Vorlagen waren sie nicht durchgedrungen, das Septennat war gegründet, war die einzige staatsrechtlich feststehende, von der Frage nach den Verfassungsgesetzen ganz unabhängige Thatsache geworden: sie hatten diese Thatsache anerkannt, forderten aber jetzt, daß bei der Berathung und Beschlußfassung über die Verfassungsgesetze die Republik ausdrücklich als verfassungsmäßige Staatsform mit einem auf sieben Jahre gewählten Präsidenten an der Spitze anerkannt werde. Die Gegner der Republik faßten dagegen das Septennat, so weit sie es überhaupt als unantastbar anerkannt, als eine ganz besondere, keineswegs principiell republikanische Institution auf, als eine Institution, die nicht die Republik begründen, sondern die Monarchie vorbereiten solle. Aber auch unter den Monarchisten selbst herrschten verschiedene Ansichten. Abgesehen von denjenigen, welche die bindende Kraft des Beschlusses vom 20. November überhaupt in Frage stellten, wollten einige das Septennat als ein rein persönliches Regiment organisiren, andere wollten ihm insofern einen unpersönlichen Charakter geben, als sie in die

Verfassungsgesetze eine Bestimmung aufgenommen zu sehen wünschten, welche die Uebertragung der Vollmachten Mac Mahon's für den Fall seines Rücktritts, seines Todes oder des Ablaufs seiner siebenjährigen Präsidentschaft regelte. Diesen Standpunkt nahmen die Orleanisten ein, weil sie als mächtigste parlamentarische Partei überzeugt waren, daß es ihnen mit Hülfe eines aus Mitgliedern ihrer Partei zusammengesetzten Senates gelingen werde, den Herzog von Aumale die Nachfolge zu sichern: während die Bonapartisten darauf bestanden, daß Mac Mahon's Nachfolger nur von dem Volke selbst ernannt werden könnte.

Die Republikaner hatten bei diesem chaotischen Gewirr der verschiedenartigsten Absichten und Ansichten den Vortheil, daß sie mit einem bereits in seinen Grundzügen ausgearbeiteten Verfassungsentwurfe in die Schranken treten konnten. Denn die Dufaure'schen Entwürfe, die der Versammlung vor der verhängnißvollen Katastrophe im Mai des vorigen Jahres vorgelegt waren, galten den conservativen Republikanern, von einigen durch die Verhältnisse bedingten Abänderungen im Einzelnen abgesehen, als vollkommenstes Ideal der Verfassung einer Republik, wie sie dieselbe sich dachten. Nach diesem Entwurf sollte neben die aus 500 Mitgliedern bestehende Repräsentantenkammer mit fünfjährigem Mandat ein Senat aus 250 Mitgliedern bestehend, treten, gewählt durch das allgemeine Stimmrecht, aber aus bestimmten Kategorien; eine weitere Beschränkung war, daß die Mitglieder das dreißigste Lebensjahr überschritten haben sollten, während für die Wählbarkeit zur Abgeordnetenkammer nur ein Alter von 25 Jahren erfordert wurde. Das Mandat der Senatoren sollte zehnjährig sein, alle zwei Jahre sollte ein Fünftel ausscheiden. Der Präsident sollte auf 5 Jahre durch ein aus dem Senat, der Repräsentantenkammer und je drei Delegaten der Generalräthe erwählt werden und das Recht zur Auflösung der Repräsentantenkammer unter Zustimmung des Senates haben. Diesen Dufaure'schen Entwurf faßten in seinen wesentlichen Bestimmungen die Republikaner auch jetzt noch ins Auge, wenn es sich um die Constituirung der Republik handelte, während ihn alle Fraktionen der conservativen Partei einstimmig für völlig unannehmbar erklärten. Schon der eine Umstand, daß in dem Entwurfe die Präsidentenwürde als eine bleibende, regelmäßige Institution organisirt wurde, genügte zur Verurtheilung der ganzen Vorlage. Auch ein aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangener Senat entsprach weder den Wünschen der Mehrheit, noch denen der Regierung, die für sich selbst einen hervorragenden Antheil an der Bildung der höchsten politischen Körperschaft forderte. Ein dritter Mangel des Entwurfs war vom Standpunkt der Conservativen mit Ausnahme der Bonapartisten die unbeschränkte Anerkennung des allgemeinen Stimmrechts,

an dessen Modification oder „Moralisirung“ man nun schon seit einigen Jahren, jedoch ohne den geringsten Erfolg, arbeitete.

Man hat die Mehrzahl häufig beschuldigt, daß es ihr an dem guten Willen fehlte, dem bestehenden Zustande durch Herstellung einiger organischer Einrichtungen eine feste Form und die Bürgschaft einer gewissen Dauer zu geben. Dieser Vorwurf war indessen nicht ganz gerecht. In der Zeit freilich, wo die monarchischen Parteien sich der Hoffnung auf eine unmittelbar bevorstehende Wiederherstellung des Königthums hingaben, dachten sie nicht daran, einen Zustand zu organisiren, dem man ja gerade ein rasches Ende bereiten wollte. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß zu der Erbitterung der Conservativen gegen Thiers, welche die Katastrophe vom 24. Mai herbeiführte, das Verlangen, einer Berathung der constitutionellen Gesetze aus dem Wege zu gehen, wesentlich mit beigetragen hatte. Aber damals war die Mehrheit doch nicht sowohl über die Zumuthung überhaupt, dem Provisorium eine gewisse Festigkeit zu geben, erbittert gewesen, als vielmehr über jene bestimmten Gesetze, welche Thiers der Nationalversammlung aufdrängen wollte. Hätten sich die Dufaure'schen Gesetze als provisorisch angekündigt, hätten sie in keiner Weise der Zukunft vorgegriffen, so würde man sich dieselben mit einiger Modification ohne Bedenken haben gefallen lassen. Aber ein Gesetz über die Präsidentenwahl mußte von allen monarchischen Parteien zurückgewiesen werden. Während der Fusionsbestrebungen ruhten natürlich alle auf Verfassungsfragen bezüglichen Arbeiten. Nach der Verlängerung der Vollmachten Mac Mahon's lag es aber augenscheinlich im Interesse der Conservativen selbst, die Organisationsarbeit ernstlich und nicht etwa bloß zum Schein in die Hand zu nehmen. Man hatte Mac Mahon eine Stellung eingeräumt, die ihn thatsächlich aus einem Beamten in einen Herrscher mit ganz unbestimmten und darum unbeschränkten Vollmachten verwandelte. Begrenzen konnte man seine Macht nur durch organische Gesetze. Mac Mahon forderte dieselben in Folge des natürlichen Triebes jeder Regierung, sich mit Institutionen zu umgeben, die, wenn sie ihr gewisse Schranken ziehen, ihr doch andererseits den Charakter der Regelmäßigkeit und damit eine moralische Sicherheit verleihen, deren auch die kräftigste Dictatur entbehrt. Indessen Mac Mahon konnte der constitutionellen Gesetze im Nothfall immer entbehren. Die Majorität bedurfte ihrer aber um so dringender, weil sie sich vor einer Vergewaltigung durch die neben ihr emporgekommene, ihr bereits überlegene Macht und durch eine, wenn auch nur auf die Dauer von 7 Jahren berechnete Organisation der Staatsgewalten, durch eine feste Regelung ihrer Beziehungen zu einander schützen konnten. Wenn die Legitimisten und z. Th. auch die Bonapartisten einer Organisation des Septennats abgeneigt waren, so hatte das einfach in ihrer theils entschieden feindlichen, theils zweideutigen

und abwartenden Haltung dem Septennat gegenüber seinen Grund; ein Theil der Bonapartisten wünschte auch wohl, in der Hoffnung, Mac Mahon völlig für die kaiserliche Sache gewinnen zu können, ihn in einer möglichst unabhängigen, von allen constitutionellen Schranken freien Stellung zu sehen. Die große Mehrzahl der Conservativen aber hatte alle Ursache, den Wünschen Mac Mahon's nach Organisirung des Provisoriums bereitwillig entgegenzukommen, und zwar möglichst rasch, denn wer konnte wissen, ob Mac Mahon nicht mit der Zeit zu der Einsicht gelangen werde, daß gerade die Regellosigkeit der öffentlichen Zustände ihn zum Schiedsrichter über die Zukunft des Landes machen müsse? Einen besonderen Grund zur Beschleunigung der Organisationsarbeiten, der sich allerdings nicht ganz unumwunden aussprechen ließ, hatten die Orleanisten: sie waren die einzige Partei, die auf parlamentarischem Wege an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen hofften, sie bedurften daher der constitutionellen Gesetze als Mittel, um die geplante orleanistische Restauration vorzubereiten und einzuleiten.

An dem guten Willen, das Septennat zu organisiren, wie der stehende Ausdruck war, gebrach es also der überwiegenden Mehrheit der Conservativen nicht, sondern nur an der Fähigkeit. Auch die Legitimisten und Bonapartisten würden sich schließlich zur Mitarbeit an den Verfassungsgesetzen haben bereit finden lassen, wenn alle Gruppen der Mehrheit sich auf neutralem Boden zusammengefunden hätten. Die Regierung sagte zwar: das Septennat ist der neutrale Boden, in der That aber war und blieb das Septennat der Ausgangspunkt für alle möglichen Sonderbestrebungen. Es war eben unmöglich, eine Verfassung zu ersinnen, die in keiner Weise der Zukunft vorgegriffen hätte. Bei der Zusammensetzung des Senats, bei den Bestimmungen über die Uebertragung der Gewalten handelte es sich, von den Republikanern, um die man sich damals wenig kümmerte, abgesehen, doch vorzugsweise um die dynastische Frage. Man mochte bei irgend einem diese Punkte betreffenden Vorschlag die Tendenz aufs Sorgfältigste verhüllen, in diesen Dingen besaßen die rivalisirenden Parteien einen durch ein sehr gerechtfertigtes Mißtrauen zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Scharfblick, der alle Hüllen, hinter denen der Gegner seine Gedanken und Absichten zu verstecken suchte, durchdrang. Der Waffenstillstand, auf dem die Existenz der Majorität beruhte, war zu locker und zu wenig aufrichtig, um auf die Probe einer Verfassungsdebatte gestellt werden zu können.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn der Ausschuß, trotz allen Fleißes und guten Willens nicht von der Stelle kam. Um die Arbeiten zu theilen und zu beschleunigen, hatte man einen Nebenausschuß von 9 Mitgliedern ernannt, und demselben den Auftrag ertheilt, die Organi-

sation der öffentlichen Gewalten in Erwägung zu ziehen, während der Dreißigerausschuß selbst sich an dem Wahlgesetze abarbeitete. Aber statt Rath zu ertheilen, brachte es die Neunercommission nur dazu, Fragen aufzuwerfen, über welche die Gesammtcommission zu entscheiden hätte. Das „Quästionnär" der Neuner deutete eine Lösung und Entscheidung nicht einmal an, es gab nur ein abschreckendes Bild der Schwierigkeiten, mit welchen man zu kämpfen hatte. Welchen Titel soll der Staatschef führen? soll ein Vicepräsident ernannt werden? Dann eine Anzahl Fragen nach der Zusammensetzung und den Befugnissen des Senats, dem Auflösungsrecht des Präsidenten u. s. w. u. s. w. Alles Fragen, die hundertmal erörtert waren, und durch deren systematische Zusammenstellung die Berathungen der Commission, die nicht nach Problemen, sondern nach Lösungen Verlangen trug, nicht im geringsten gefördert wurden.

Der parlamentarischen Initiative darf auch unter den günstigsten Umständen, wenn eine nicht nur im Verneinen und im Widerstande, sondern auch in ihren Zielen einige Mehrheit vorhanden ist, nicht zu viel zugemuthet werden. Große Versammlungen, gesetzgeberische Körperschaften bedürfen der Leitung, und diese Leitung können nicht einige Parteiführer, sondern muß die Regierung übernehmen. Versäumt sie diese Pflicht, so verliert sie die Herrschaft über ihre Anhänger, und diese, im Gefühl der Rathlosigkeit und Hülflosigkeit, büßen den Zusammenhang unter einander und mit der Regierung ein; die Mehrheit nutzt sich ab, zerfällt, hört auf, eine Stütze der Regierung zu sein. In wie viel höherem Grade werden aber diese Uebelstände hervortreten müssen, wenn die sich selbst überlassene Mehrheit nur eine scheinbare, wenn als einziges einigendes Band nur der Haß gegen einen gemeinsamen Feind vorhanden ist. In dieser Lage aber befand sich die Mehrheit der französischen Nationalversammlung. Sie sollte constituiren und zerfiel in Gruppen, deren jede ein anderes Ziel vor Augen hatte. Natürlich kam der Ausschuß, in dem alle Gegensätze der Versammlung vertreten waren, nicht von der Stelle; dabei drängte die Regierung, vielleicht mehr noch, um ihren Eifer zu zeigen, als in dem aufrichtigen Wunsche, die Verfassungsarbeit rasch zum Abschluß zu bringen. Wenigstens konnte sie sehr wohl wissen, daß alles Drängen vergeblich sein mußte, so lange sie den Ausschuß sich selbst überließ, und daß das einzige Mittel seine Arbeiten zu beschleunigen, sich in der sachlichen Leitung der Versammlung bot. Mit einem Worte: Wollte die Regierung rascher zum Ziele kommen, so mußte sie selbst die Entwürfe ausarbeiten und der Versammlung, resp. dem Ausschuß zur Berathung vorlegen. Der Erfolg einer solchen Maßregel wäre natürlich immerhin im hohen Grade zweifelhaft gewesen; ohne dieselbe mußten aber die Arbeiten des Ausschusses *unzweifelhaft* erfolglos bleiben. Jede Initiative in der Ver-

fassungsfrage lehnte die Regierung aber ab, unter dem Vorwand rücksichtsvollster Wahrung der Privilegien der souveränen Versammlung, der in der constitutionellen Frage das erste Wort gebühre, in der That aber, weil sie sich vor einer Maßregel scheute, die, wenn sie nicht den Beifall der Mehrheit gefunden hätte, die Stellung des Ministeriums in hohem Grade compromittirt haben würde. Jeder suchte dem Andern mit der Initiative auch die Verantwortung zuzuschieben, und gerade dieser Mangel an Selbstbewußtsein und moralischem Muth war eins der schlimmsten Symptome der Erschlaffung des öffentlichen Geistes.

Von Zeit zu Zeit sah sich Herr von Broglie allerdings genöthigt, in der Dreißigercommission zu erscheinen, zur Eile zu mahnen und einzelne Andeutungen über die Wünsche der Regierung zu geben, die aber viel zu unbestimmt waren, um den unglücklichen Mitgliedern des Ausschusses als Leitstern zu dienen. Es war dem Ausschuß wenig damit geholfen, wenn der Minister gelegentlich erklärte, ein Oberhaus nach dem Entwurfe des Herrn Dufaure würde noch radicaler ausfallen, als die zweite Kammer; wenn er ganz allgemein andeutete, er werde es vorziehen, daß der Senat theils von der Regierung, theils von den Generalräthen, gelehrten Körperschaften u. s. w., ernannt werde, wenn die Regierung über die gefährlichste aller Fragen, die Uebertragung der Gewalten hin und wieder ein dunkles Räthselwort vernehmen ließ. Besonders dringlich waren Broglie's Mahnungen, die Berathung des Wahlgesetzes zu beschleunigen, und in der That hatte er alle Ursache, über das bedächtige und bis zur Pedanterie gründliche Verfahren des Ausschusses ungehalten zu sein. Zwei und zwanzig Sitzungen hatte man bereits mit der Prüfung aller denkbaren Wahlsysteme hingebracht, ohne daß irgend eins Gnade vor den Augen der strengen Kritiker gefunden hätte. Neue Anträge, z. B. von Lacombie, vermehrten nur die Verlegenheiten, unter dem vielen Guten das Beste zu wählen. Nun erschien eines Tages Broglie im Ausschuß, nicht nur eine bestimmte Ansicht zu äußern, nicht nur ein sic volo, sic jubeo zu sprechen, sondern um alle bisher gemachten Vorschläge zu kritisiren und die Sache von allen Seiten zu beleuchten, was der Ausschuß selbst schon wochenlang gethan hatte. Außer den Radicalen waren so ziemlich alle Parteien von der Verwerflichkeit des Listenscrutinismus überzeugt, natürlich auch Herr von Broglie. Nichtsdestoweniger fiel es ihm durchaus nicht ein, sich wenigstens über diesen Punkt klar auszusprechen, vielmehr trieb er die Objectivität und Unparteilichkeit so weit, den Nachtheilen des Systems gewissenhaft die Vortheile gegenüber zu stellen. Als er im Laufe des Februars wieder einmal den Ausschuß zur Eile trieb, forderte ihn Tallon endlich auf, doch selbst den Entwurf eines Wahlgesetzes einzubringen, was Broglie indessen unbedingt ablehnte.

Nach endlosen Debatten brachte man endlich einen Entwurf zu Stande, der mancherlei Beschränkungen in Bezug auf Dauer des Wohnsitzes, Alter, Incompatibilität enthielt, die grade weit genug gingen, um den Entwurf unpopulär zu machen, aber nicht weit genug, um sich von demselben einen großen Einfluß auf die Wahlen versprechen zu können. Aber unmittelbar nach Einbringung der Vorlage wurde (24. März) ein Antrag angenommen, die Sitzungen der Versammlung vom 28. März bis 12. Mai zu vertagen, womit also auch die Beschlußfassung über das einzige Gesetz, welches die Commission zu Stande gebracht, bis ins Unabsehbare verschoben wurde. Zugleich gelangte ein Antrag der Regierung zur Annahme, nach welchem die Wahlen der Municipalräthe, die gesetzlich vor dem 30. April stattfinden mußten, bis nach dem Zustandekommen des Wahlgesetzes vertagt wurden.

Das also war das Ergebniß der Session in Betreff der Verfassungsfrage: ein mühsam zu Stande gebrachter Gesetzentwurf, dessen Schicksal noch im hohen Grade zweifelhaft war, der Lösung der eigentlich constitutionellen Fragen war man aber noch nicht um einen Schritt näher gekommen, ja man begab sich mit der festen Ueberzeugung in die Ferien, daß man am Schlusse der nächsten Session noch auf derselben Stelle stehen werde, wie gegenwärtig. Der Gedanke, im Laufe des Sommers die Entscheidung herbeizuführen, konnte bereits am Schluß der Wintersession als aufgegeben gelten.

Wenn die Regierung den constitutionellen Fragen gegenüber sich stets mit großer Zurückhaltung geäußert hatte, so war sie um so mehr bemüht, zu zeigen, daß sie die Vollmachtsverlängerung als unwiderruflich ansehn und jeden Versuch, dieselbe in Frage zu stellen, als ein Attentat gegen den Nationalwillen zurückweisen und ahnden werde. Gleich bei Veröffentlichung des Mairesgesetzes im Januar hatte Broglie ein Rundschreiben an die Präfekten gerichtet, in welchem die verfassungsmäßige Reichsbeständigkeit des Septennats nachdrücklich betont und die Präfekten angewiesen wurden, die Regierung Mac Mahon's im Interesse der von ihr vertretenen moralischen Ordnung aufs Entschiedenste zu unterstützen und bei der Bestätigung, resp. Entlassung der bisher im Amte befindlichen Maires — durch das neue Gesetz waren die Vollmachten sämmtlicher Maires erloschen — vorzüglich ihre Stellung dem Septennat gegenüber ins Auge zu fassen. Die Republikaner waren mit diesem Erlaß, wenngleich ihnen die in Aussicht gestellte Maßregelung aller republikanischen Maires höchst anstößig war, doch, da er den Royalisten alle Hoffnung abzuschneiden schien, nicht ganz unzufrieden, und beabsichtigten den Herzog von Broglie durch eine Interpellation zu einer entschiedenen Erklärung in ähnlichem Sinne von der Tribüne zu veranlassen. Die Interpellation wurde indessen bis in den März hinein verschoben, und dann von Broglie in einer halb ausweichenden Weise beantwortet, die Niemand ganz befriedigte, aber

auch nach keiner Seite hin eine entschiedene Blöße bot. Sehr entrüstet waren über das Rundschreiben dagegen die Legitimisten, denen Broglie in seiner doppelgängigen Weise vor der Abstimmung über das Gesetz nach ihrer, von der andern Seite jedoch bestrittenen Behauptung erklärt haben sollte, daß das Septennat kein Dogma sei. Vollkommen befriedigt sprachen sich, ihrer allgemeinen Haltung gegenüber dem Septennat entsprechend, nur die Orleanisten aus, die Broglie Alles verziehen, so lange sie ihn als ihr Werkzeug glaubten ansehen zu können. Einen noch bedeutendern Eindruck machte es, daß Mac Mahon selbst in einer Unterredung mit dem Präsidenten des Handelstribunals in Paris seine Verwunderung darüber aussprach, daß man in Betreff der Stabilität der Regierung sich Befürchtungen hingeben könne und dann hinzufügte: die Nationalversammlung hat mir die Executivgewalt auf 7 Jahre anvertraut und als Chef der vollziehenden Gewalt werde ich während dieses Zeitraums dafür Sorge tragen, daß dieser Beschluß der Nationalversammlung aufrecht erhalten wird.

Das war ein stolzes Wort. Die Parteien fühlten, daß sie sich einen Gebieter gegeben hatten, daß die Gewalt von dem rechtmäßigen Souverän auf den Delegirten der Nationalversammlung übergegangen war. Das war eine Thatsache, mit der jede Partei, die nicht wie die Legitimisten, ausschließlich den Eingebungen des Verdrusses und der Leidenschaft folgte, rechnen mußten. Selbst die Bonapartisten, wie sehr mit ihren Hoffnungen auch ihr Hochmuth gewachsen war, sahen ein, daß ihr Vortheil es erheischte, sich mit dem Septennat auf möglichst guten Fuß zu stellen, trotz Broglie und den Orleanisten, die jede Gelegenheit benutzten, um mit ihrem Mac-Mahonismus Staat zu machen. Ein bonapartistisches Provincialblatt, das sich unehrerbietig über das gegenwärtige System ausgesprochen hatte, erhielt von Rouher eine Zuschrift, in welcher der Führer der Bonapartisten erklärte, man müsse das Septennat respectiren, denn dasselbe sei der Ausdruck des Willens der Nation und lasse doch die Zukunft offen. Zu bedauern sei nur, daß Mac Mahon in seiner Unparteilichkeit nicht besser gegen kleinliche Intrigue geschützt werde. Das Septennat sei ein Waffenstillstand und dürfe von der Partei nicht als eine Art von Schirm gemißbraucht werden, hinter den man sich erst versteckt, um ehrgeizige Pläne zu schmieden. Eine directe Berufung an den Willen der Nation sei erforderlich, um alles durch den Aufstand vom 4. September 1870 herbeigeführte Unheil wieder gut zu machen. Wenn der Tag dieser Berufung gekommen sei, werde sich zeigen, daß es nur zwei Formen für die Regierung Frankreichs gebe: die Republik oder das Kaiserthum.

Diese Erklärung für das Septennat war allerdings außerordentlich verclausulirt, aber sie enthielt doch immer eine Anerkennung, die für Mac Mahon sehr werthvoll war, namentlich auch deshalb, weil selbst ein bedingter

Anschluß der Bonapartisten ihm eine freiere Stellung den lästigen und compromittirenden Zudringlichkeiten der Orleanisten gegenüber gab. Innerlich stand er den Orleanisten doch zu fern, um nicht die Rolle, die sie ihm aufnöthigen wollten, als eine Demüthigung zu empfinden und es mußte ihm daher sehr willkommen sein, wenn orleanistischer Einfluß dem bonapartistischen das Gegengewicht hielt. Und vor Allem: Mac Mahon bedurfte außer der parlamentarischen Unterstützung, welche ihm die Orleanisten boten, auch eine Stütze im Volke selbst, und diese fand er, wenn er sich nicht den Republikanern in die Arme werfen wollte, nur in den Bonapartisten, deren Behauptung, daß sie allein von allen conservativen Parteien im Stande seien, in den Volkskreisen selbst dem Radicalismus Widerstand zu leisten, noch im Laufe der Session durch einen Wahlerfolg, dem ersten seit langer Zeit, dem sich indessen bald weitere Triumphe anreihen sollten, eine Bestätigung fand.

Seit dem 2. Juli 1871 bis zum Ende des Jahres 1873 hatten im Ganzen 138 Wahlen zur Nationalversammlung stattgefunden, von denen nur 20 zu Gunsten der monarchischen Partei, 118 zu Gunsten der Republikaner ausgefallen waren. Besondere bonapartistische Candidaturen waren nur ganz vereinzelt und schüchtern aufgetaucht; die Bonapartisten sahen sehr wohl ein, daß ihre Zeit noch nicht gekommen war, und waren zu klug, um sich durch Niederlagen zu compromittiren. Sie agitirten im Stillen mit glänzendem Erfolge in den Massen und warteten geduldig die Zeit ab, wo sie es auf eine Kraftprobe ankommen lassen konnten. Besonders trostlos war an diesen Wahlergebnissen für die Monarchisten der Umstand, daß sich in ihnen ein stetiges Wachsen der republikanischen Strömung aussprach. Bei den Wahlen vom 2. Juli 1872 hatten sie von 42 Abgeordneten noch 10 ihrer Candidaten durchgesetzt, am 7. Januar von 17 noch 5, von da bis zum 11. Mai 1873 bei allen Ersatzwahlen überhaupt nur noch 5. Aus den Wahlen vom 12. October, 16. November und 14. December 1873 waren 10 Republikaner und nicht ein einziger Monarchist hervorgegangen. Einen um so größeren Eindruck machte es, als bei den Ersatzwahlen vom 8. Februar, während im Departement Haute Saone der monarchistische Candidat dem Radicalen Herisson unterlag, im Departement Pas de Calais der Bonapartist Sens mit 70,997 gegen 67,474 Stimmen über seinen republikanischen Gegner den Sieg davon trug. Für die Bedeutung dieses unerwarteten Erfolges sprach der Aerger und die Niedergeschlagenheit der Orleanisten und Republikaner noch mehr, als der Jubel der Sieger. Bei den nächsten Wahlen (am 1. März) unterlag zwar ihr Candidat dem Republikaner Lepelit in Vienne, aber mit verhältnißmäßig geringer Minorität. Als einen großen Erfolg konnten sie es aber betrachten, daß die Legitimisten und die Regierung selbst sich genöthigt gesehen hatten, eine offen bonapartistische Candidatur zu unterstützen,

zum großen Verdruß der Orleanisten, die immer mehr den Muth verloren, bei den Wahlen ihre Farben zu bekennen. An demselben Tage wurde in Vaucluse Ledru-Rollin gewählt, ein Ereigniß, welches von den Conservativen und vor Allem von den Bonapartisten ganz in der Art ausgebeutet wurde, wie im Mai des vorigen Jahres die Wahl Barodot's.

Zu einer großartigen imperialistischen Demonstration gestaltete sich die Volljährigkeitsfeier des jungen Prinzen in Chislehurst. Dem Eindruck derselben thaten die Maßregeln, welche die Regierung ergriff, um alle Beamte von der Huldigungsreise zurückzuhalten, durchaus keinen Abbruch, eben so wenig, wie der offene Bruch des Prinzen Napoleon mit dem Chislehurster Hofe: der Prinz war bei allen Parteien zu sehr in Mißcredit gerathen, als daß der kaiserlichen Partei aus seinem Abfall irgend ein Nachtheil hätte erwachsen können.

Mit ungetheilter Befriedigung konnte Mac Mahon am Schluß der Session auf den ersten Abschnitt seines Septennats keineswegs zurückblicken. Seine Beziehungen zu den Legitimisten waren entschieden feindselig. Mit dem Clerus stand die Regierung auf sehr gespanntem Fuße, seit sie sich, um Reclamationen von Seiten der auswärtigen Diplomatie vorzubeugen, genöthigt gesehen hatte, einigen Bischöfen, welche sich in ihren Hirtenbriefen die unsinnigsten Ausfälle gegen Deutschland und Italien erlaubt und dadurch der zurückhaltenden und vorsichtigen Politik des Herzogs von Decazes die größten Hindernisse in den Weg gelegt hatten, zu einer besonnenen Haltung zu mahnen, und das Hauptorgan der Ultramontanen, den „Univers", auf zwei Monate zu suspendiren. Die Orleanisten waren eigennützige, und, soweit es sich darum handelte, dem Septennat im Lande Anhänger zu werben, viel mehr schädliche als nützliche Bundesgenossen. Die Republikaner waren wohl bereit, sich Mac Mahon anzuschließen, aber um einen Preis den dieser zu zahlen weder Willens noch im Stande war. Auch die Bonapartisten stellten Bedingungen, die Mac Mahon wenigstens nicht ausdrücklich annehmen konnte. Der erste Versuch, die gesammte Majorität zu einer Septennatspartei zu verschmelzen, war als völlig mißlungen zu betrachten. Allerdings war die Regierung entschlossen, sich dadurch von weitern Versuchen nicht abschrecken zu lassen; aber die Aussichten auf Erfolg waren äußerst gering.

Die eine Thatsache stand jedoch fest, daß, wie unsicher auch Mac Mahon's parlamentarische Stellung war, er doch die wirkliche Macht in Händen hatte, und daß in demselben Maße, wie dies Allen offenbar wurde, die Macht der Nationalversammlung abnahm. Hier liegen offenbar die Keime eines künftigen Confliktes. Mit Sorge sah man daher von allen Seiten der nächsten Session entgegen. Positive Ergebnisse erwartete Niemand von derselben: man war

zufrieden, daß man nur hoffen durfte, daß ein Zusammenstoß werde vermieden werden; die Nationalversammlung war fast soweit gekommen, daß sie, seit sie am 12. Januar bei Gelegenheit der Debatte über das Mairesgesetz die Waffen gestreckt hatte, in ihrer Schwäche und Unfähigkeit die einzige Bürgschaft für ihre Existenz sah.

Georg Zelle.

Plaudereien aus London.

2.

Während sich der Engländer mit Stolz rühmt, der Individualität und Originalität des Einzelnen freien Spielraum zu lassen und nichts so sehr verabscheut, als äußeren Zwang, selbst wenn derselbe aus den besten Absichten entspringt, so folgt er andererseits doch beinahe sklavisch den jeweiligen Richtungen der Mode und hält mit einer Zähigkeit, die wirklich oft einer besseren Sache werth wäre, an alten Einrichtungen und Gebräuchen fest, die zwar im Allgemeinen manches Gute haben mögen, aber gerade den Einzelnen mit dem allerschlimmsten Zwang belegen.

Wer erinnert sich nicht noch der Meetings, die allerwärts in England vor wenigen Monaten gehalten wurden, um der deutschen Regierung und dem deutschen Volke Sympathiebezeugungen zu dem Kampfe mit Rom zu übersenden? Und nun, da die Consequenzen dieses Kampfes immer mehr und schärfer hervortreten, da die Regierung gezwungen ist, gegen Rebellen, theilweise unter Anwendung von äußerer Gewalt, einzuschreiten, nun nehmen hervorragende Organe der Presse mehr oder minder offen für diese Rebellen Partei und beinahe die ganze englische Presse zieht in einer oft geradezu gehässigen Weise gegen die deutsche Regierung und die nationalgesinnte Presse los, wo es sich um den Fall Arnim handelt.

Damals war es Mode, Deutschland zu huldigen, jetzt ist das Gegentheil der Fall, damals war Gladstone's antiultramontane Richtung am Ruder und jetzt haben sich die Engländer durch die patriotischen Briefe einiger hervorragenden Katholiken Sand in die Augen streuen lassen und können nicht begreifen, warum wir Deutschen nicht desgleichen thun. Die englische Presse, die sich soviel auf ihre Unabhängigkeit zu Gute thut, ist jedenfalls sehr abhängig von der öffentlichen Meinung und es ist wohl außer Frage, daß es besser ist, einer einmal als gut erkannten Regierung treu, eventuell auch gegen die öffentliche Meinung, zu folgen, als stets den Mantel nach dem Winde

der schon in der Bibel, auf die der Engländer doch sonst so viel gibt, so treffend charakterisirten Volksstimme zu drehen.

Doch der Leser verzeihe diese politischen Betrachtungen, die sich mir im Anschluß an den Eingang des Briefes unwillkürlich aufdrängten, ohne beabsichtigt zu sein. Ich wollte weit harmlosere Dinge berühren und zwar zunächst einiges über die bekannte, um nicht zu sagen berüchtigte, englische Sonntagsfeier bemerken.

Ueberall auf dem Continent ist der Sonntag nicht allein ein Tag der Ruhe und Erholung, sondern vor allen Dingen ein Tag der Lust und des Vergnügens, dem sich besonders die mittleren und niederen Stände voll hingeben. Daß dabei dann sehr häufig von Erholung nicht viel die Rede ist und Ausschreitungen mancherlei Art vorkommen, liegt in der Natur der Sache. Außerdem aber ist der Sonntag auf dem Festland für eine große Masse von Kaufleuten und Beamten nicht nur kein Ruhetag, sondern dieselben müssen gerade mit verdoppelter Anstrengung ihre Geschäfte und Obliegenheiten besorgen und es liegt meiner Ansicht nach ein bedeutender, aber auch der einzige Vorzug der englischen vor der festländischen Sonntagsfeier darin, daß dies hier nicht der Fall ist, sondern Jedermann wirklich seinen vollen Ruhetag hat. Es ist gewiß viel werth, wenn der Familienvater mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, am Sonntag sich ganz seiner Familie hingeben zu können, wenn der Kaufmann unbesorgt darauf, etwa seine Kundschaft an einen seiner Concurrenten zu verlieren, seine volle Sonntagsruhe genießen kann, weil er weiß, daß alle seine Concurrenten deßgleichen thun, wenn der vielgeplagte Schaffner durch das Ausfallen der Güterzüge seinen freien Sonntag hat. In dieser Hinsicht ist die englische Einrichtung nachahmenswerth, aber gewiß in keiner andern, denn alle sonst damit in Verbindung stehenden Gebräuche sind so unerträglich lästig, daß eben ein auf seine althergebrachten Einrichtungen stolzer Engländer dazu gehört, um sich den Schein zu geben, ihrer froh zu werden, denn daß er sie selbst im Ernste lobenswerth finde, möchte ich stark bezweifeln. An schönen Tagen ist es noch einigermaßen erträglich, indem wenigstens die reizenden Umgebungen Londons für manche sonstige Entbehrung entschädigen können. Da sieht man denn auch Alt und Jung per Omnibus, Dampfschiff oder Eisenbahn hinausströmen, sehr häufig das Gebetbuch in der Hand und, wie der Engländer an Werktagen während der Fahrt seine Zeitung liest, so liest er am Sonntag im Coupé seinen Psalm oder sein heiliges Lied, was denn oft zu ergötzlichen Bildern führt. Es hat wirklich den Anschein, als ob ein bestimmtes Quantum geistlichen Stoffes verarbeitet werden müßte und es ist nur gut, daß der Lokomotivführer und das sonstige Zugpersonal davon ent-

bunden zu sein scheinen, sonst könnten sich sehr leicht die komischen Scenen in tragische verwandeln.

Man denke sich aber eine Stadt von nahezu 4 Millionen Einwohnern an einem trüben Regentage in die sonntägliche Langeweile gehüllt. Alle Läden, ja selbst die Restaurationen, mit Ausnahme der Conditoreien und einer höhern Sorte von Branntweinläden sind geschlossen. Die unzähligen Massen aller derer, die weder Familie noch einen sonstigen geselligen Kreis haben, in dem sie verkehren können, deren Heim sich auf eine düstere Schlafsstelle beschränkt, sind auf die Straße, und was sich in und an derselben darbietet angewiesen. Sie ziehen, Männer und Weiber, von früh bis Abends von einer Branntweinkneipe in die Andere, gehen zwischen durch einmal aus purer Langeweile in die Kirche und sind schließlich froh, wenn der Tag zu Ende ist. Keine Kunstsammlung ist geöffnet, die ihnen Belehrung böte, kein Concert, kein Theater gewährt ihnen Zerstreuung, ein derartiger Tag ist trostlos öde. Wie anders ist ein Sonntag in Deutschland mit seinen frohen Festen und den fröhlichen Gesichtern, mit unseren Museen, unseren Kunstschulen und zoologischen und botanischen Gärten, die nicht nur geöffnet, sondern auch besucht, und zwar vorzugsweise von den niedern Ständen besucht sind und in denen sich oft ein heiteres vergnügtes Treiben entfaltet. Wahrlich ein deutscher Sonntag ist einem englischen unendlich vorzuziehen, selbst mit allen seinen Ausschreitungen und zwar dadurch, daß er dem Volk Gelegenheit giebt, sich edlen Vergnügungen hinzugeben, wird er, trotz des schwächern Kirchenbesuchs, auch auf eine würdigere Weise gefeiert als in England.

Kurz vor 6 Uhr Abends, bevor die Speisehäuser geöffnet werden um die Hungernden aufzunehmen und zu sättigen, sammeln sich vor deren Thüren Gruppen von Herren und Damen, Fremden und Einheimischen an, die sehnsüchtig auf das Oeffnen harren, wie es sonst wohl häufig vor den Cassen der Theater zu sehen ist. Da kann man alle Sprachen der Erde hören, mancher traute heimatliche Laut schlägt an das Ohr, und während allerdings die Meisten die Verwünschungen über die englische Sonntagsfeier hübsch bei sich behalten, macht sich manchmal dieser oder jener Luft und nicht am seltensten sind es deutsche Zungen, die sich da vernehmen lassen.

Da wir gerade vor einem Speisehaus stehen, sei es gestattet, auch einen Blick hinein zu werfen. In allen Londoner Restaurationen, auch in den weniger feinen, herrscht eine sehr wohlthuende Reinlichkeit, die verbunden mit andern vortheilhaften Einrichtungen sehr wesentlich dazu beiträgt, daß man stets mit Appetit ißt und trinkt. Man mag über die englische Küche denken, wie man will, — und über den Geschmack läßt sich ja bekanntlich nicht streiten — so wird man doch zugeben müssen, daß man nicht nur überall ausgezeichnetes Fleisch findet, sondern daß vor allen Dingen auch die Art und Weise der

Zutheilung der Speisen an den Gast sehr nachahmenswerth ist. Vor den Augen eines jeden Gastes wird von dem großen schönen Braten, die auf kleinen Rolltischchen durch die Speisesäle gefahren und in Metallgefäßen wohl zugedeckt warm gehalten werden, durch die Zuschneider ganz nach den Wünschen der Speisenden der Teller mit saftigen Stücken belegt. Ebenso geschieht es mit den Gemüsen, die stets zum Braten gegessen werden, und der Suppe, und wenn die beiden letztgenannten Gerichte auch zu den schwächsten Seiten der Engländer gehören, so ändert das nichts an der Thatsache, daß man überall in London sehr preiswürdig speist. Die anscheinend hohen Wirthschafts-Preise reduciren sich sofort, wenn man die Höhe sämmtlicher Lebensmittelmarktpreise bedenkt. So kostet z. B. ein Pfund Rindfleisch 12—14 Sgr.; die Kartoffeln, en gros auf dem Bahnhof der Great Nothern Bahn, dem Haupt-Kartoffelmarkte Londons, pro Tonne (20 Centner) 30 Thlr. und mehr und da alle andern Preise, höchstens die für Fisch ausgenommen, in demselben Verhältnisse höher sind als die deutschen, so erscheinen schließlich die Preise der fertigen Speisen, die nicht wesentlich höher sind als z. B. die Berliner, besonders auch in Anbetracht der ausgezeichneten Qualität, eher niedrig als hoch. Es zeigt sich auch hier wieder der echt germanische Zug, der überall in England scharf ausgeprägt ist, während er leider in Deutschland vielfach durch den leidigen französischen Einfluß verdrängt wurde, daß der Kern das wesentliche jeder Sache ist und Reellität in jeder Hinsicht auch eines hohen Preises werth ist.

Wohl in keinem Falle tritt der eben ausgesprochene Satz so offen zu Tage als bei Betrachtung des nebst der Nahrung wichtigsten menschlichen Lebensbedürfnisses, der Wohnung.

Man findet nirgends einen größern Contrast zwischen dem äußern und innern Ansehen als bei englischen Wohnhäusern und zwar ist derselbe durch folgende Umstände bedingt. Während auf dem Continent in den großen Städten und vor allen in Berlin nicht nur ein Nebeneinander-, sonder vor allen Dingen auch ein Uebereinanderwohnen stattfindet, welches leider schon mit dem Kellergeschoß beginnt und erst im Dachgeschoß sein Ende erreicht, gehört es in London und andern englischen Städten zu den größten Seltenheiten, daß in einem Hause überhaupt mehr als eine Familie wohnt. Der Engländer strebt danach, in seiner Wohnung möglichst nach Außen hin ganz abgeschlossen und allein zu sein und aus diesem Streben entspringt nicht nur die Einrichtung der Häuser selbst, sondern auch die Gestaltung ganzer Stadttheile, ja sogar ganzer Städte. Ueberall da, wo der Verkehr den Werth der Läden und Geschäftslokale und dadurch auch den Werth des Grund und Bodens, der Häuser, in die Höhe treibt, nimmt die Zahl der Wohnungen und der Bewohner in unverhältnißmäßiger Weise ab. Sobald ein Haus in

seinen untern Theilen zu Geschäftszwecken benutzt wird, fühlt sich der Engländer in demselben beunruhigt, er strebt danach, ein ruhigeres Heim zu suchen und so macht es sich sehr schnell, daß ganze Straßen vollständig zu Geschäftsstraßen werden, die früher Wohnungszwecken dienten. Nicht nur in der City, sondern auch in den verkehrsreichen Theilen des Westend nimmt die Bevölkerung stetig ab und in demselben Verhältniß steigen die Büreaux und Expeditionen in die höhern Stockwerke. So trennt sich die Stadt, abgesehen von der City, die nur Geschäftsstadt ist, streng in Wohnungsstraßen und -Bezirke und solche, die Geschäftszwecken dienen. In den letztern und vorzüglich in der City sieht man denn auch dem entsprechend stattliche Gebäude gediegenster Ausführung, mit Marmor und polirtem Granit, von der Macht und dem Reichthum der Handelsherrn beredtes Zeugniß ablegen. Durch die Schaufenster und Expeditionen ausgedehnter Großhandlungen bedingt, für die eine Trennung in verschiedene Stockwerke im höchsten Grade unbequem wäre, zeigt sich dort überall eine mehr und mehr um sich greifende Ausdehnung in die Breite, sehr häufig werden mehrere Häuser niedergerissen um sie zu einem vereinigt wieder neu erstehen zu lassen.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den eigentlichen Wohnhäusern. Da, wie gesagt, jede Familie ihr eigenes Haus haben will und doch dieses Haus nur eine Wohnung, sehr oft von bescheidener Ausdehnung, bei theurem Grund und Boden, enthalten soll, so folgt naturgemäß, daß die Häuser möglichst schmale Fronten erhalten, während nach Möglichkeit die Höhe zur Unterbringung der Wohnräume benutzt wird. Weniger wie 2 Fenster Front pro Haus habe ich nicht gesehen, weniger läßt sich auch nicht gut herstellen, aber die Zahl dieser Häuser ist sehr groß und jedenfalls viel bedeutender als die Zahl der Häuser mit 4 Fenster Front, ja sogar wohl größer als die Zahl derjenigen mit 3, doch will ich das nicht bestimmt behaupten.

Diese Einrichtung hat unstreitig ihre guten Seiten, denn sie verhindert ein allzu intensives Ausnutzen des Bauplatzes mit nichtsnutzigen Miethskasernen, die der Erbauer, selbst wenn er sie errichten wollte, den hiesigen Sitten gemäß, überhaupt nicht vermiethen könnte. Die absolute Unmöglichkeit, die Häuser schmaler zu machen als ein Zimmer Breite hat, und die Größe der Wohnung, setzen den Dimensionen des Hauses ganz bestimmte Grenzen; höher als 3 Stockwerke sind sie sehr selten; und wenn man hinzu rechnet, daß es, Dank der ausgezeichneten Communikationsmittel Londons, ganz gleichgültig ist, in welcher Gegend der Stadt oder deren Umgebung bis Sydenham und Richmond hin man wohnt, so findet man eine Erklärung für diese billigen Wohnungsmiethen. Unsere deutschen Miethen, die besonders in Berlin oft ein Drittel und mehr des ganzen Einkommens verschlingen, sind eine so große

Calamität geworden, daß das Studium der Londoner in dieser Hinsicht gewiß viel gesündern Verhältnisse, sehr zu empfehlen ist.

Während nun diese Wohnungen im Innern mit allen möglichen Bequemlichkeiten aufs reichlichste ausgestattet sind, und bei dieser Ausstattung mit allem Zubehör in wirklichen Wohnungsgegenden bei 5—6 Zimmern für 300 – 400 Thaler zu haben sind, so bieten sie dafür im Aeußern einen geradezu ärmlichen Anblick dar. Man denke sich ganze Straßen derartiger schmaler Häuser, die der größern Billigkeit wegen eins wie das andere vollständig gleich, förmlich fabrikmäßig hergestellt worden sind und in ihrem einfachen glatten Ziegelrohbau ohne Verzierungen, ohne Hauptgesims, ja sogar ohne Fensterverkleidungen sich dem Beschauer darbieten. Man vermuthet nicht in denselben allen Comfort der reichen Weltstadt zu finden, die solidesten Möbel, bei denen freilich oft die Eleganz fehlt, die feinsten Teppiche und reichsten Vorhänge. Man möchte unwillkürlich aus der Straße eilen, weil man ihres ärmlichen Eindrucks wegen glaubt, in schlechte Stadtviertel gerathen zu sein, wenn nicht die vornehme Ruhe dafür zeugte, daß man sich doch in guter Gesellschaft befinde und die unansehnliche Hülle doch einen guten und soliden Kern einschließen müsse.

In neuerer Zeit hat man vielfach derartige Häusergruppen zu einem Ganzen zusammenzufassen gesucht, wenigstens im Aeußern, indem man symmetrische Risalite, gemeinschaftliche Giebel, durchgehende Gesimse und dergl. mehr anbrachte, aber alle derartigen Versuche, den äußern Eindruck zu bessern, werden so lange mißlingen, als das einzelne Haus nicht mehr Frontbreite hat, und da hierzu keine Aussicht vorhanden ist, so müssen die Londoner wohl überhaupt darauf verzichten ihre Wohnhäuser zu architectonischer Wirkung kommen zu lassen.

Da es in London althergebrachte Sitte ist, die Häuser auf 7, 14 oder 21 Jahre zu miethen und in letzterem Falle, der sehr häufig ist, der Miether die Verpflichtung übernimmt, alle Reparaturen auszuführen, auch den Anstrich des Hauses alle 7 Jahre erneuern zu lassen, so kann es bei einer der oben erwähnten einheitlichen Façaden sehr leicht vorkommen, daß der eine Theil nach einer Reihe von Jahren in ganz anderer Farbe prangt, als ein anderer, selbst wenn die einzelnen Häuser nicht durch Veräußerung an andere Eigenthümer übergehen sollten, was doch auch möglich ist. Derartige Fälle sind denn auch schon mehrfach zu beobachten und wenn nun gar die Grenze nur einen kleinen Theil eines Giebelfeldes abschneidet, oder mitten durch eine Nische geht, so ist der hervorgebrachte Anblick ein so entsetzlicher, ein so urkomischer, daß man als ernster Mensch nur wünschen kann, daß die Häuser, jedes für sich, in ihrer nackten Einfachheit verbleiben mögen, daß man in dieser Beziehung nicht in die Fußtapfen Wiens trete, wo derartige Häuserzusammen-

fassungen, der vollständig andern Verhältnisse wegen, gewiß ebenso berechtigt sind, als in London unberechtigt.

Die Trennung der Wohnung in 2, 3 und mehr Stockwerke, die sich hier überall zeigt, hat aber gewiß auch ihre großen Nachtheile und Unbequemlichkeiten. Es ist wahr, man ist innerhalb seiner Wohnung ganz unbeachtet, kommt mit Niemandem in Berührung, den man nicht sehen will und vor allen Dingen wird dem Geklatsche der Dienstboten auf die wirksamste Weise vorgebeugt, dafür hat man aber immerwährend Trepp auf, Trepp ab zu steigen; und wenn man sich auch das Haus so eintheilen kann, daß man am Tage möglichst nur in einem Stockwerke bleibt, so bin ich doch fest überzeugt, daß unseren deutschen Hausfrauen, die glücklicher Weise selbst überall im Hause nachsehen, diese Zustände nicht recht behagen würden.

Ich glaube auch, daß sich die Calamitäten, die sich in unseren Großstädten in dem Namen Wohnungsnoth zusammenfassen, auch ohne Einführung von Londoner Wohnhäusern, die von so vielen Seiten angepriesen worden sind, beseitigen lassen, wenn wir die nächsten Umgebungen der Städte derart mit den Verkehrsmittelpunkten in Verbindung bringen, daß der Geschäftsmann nicht gezwungen ist, in der Stadt zu wohnen.

Jetzt muß der Geschäftsmann und der Handwerker, Dank der entsetzlich mangelhaften Communikationen innerhalb und außerhalb der Städte, im Innern dieser selbst wohnen, wenn er nicht seine kostbarste Zeit verlieren will. Jetzt muß der arme Tagelöhner in elenden Kellern oder Dachstuben wohnen. So wie wir aber zwischen dem Innern der Städte und den ländlichen Umgebungen Eisenbahnverbindungen haben werden, wie sie jetzt für Berlin und Hamburg geplant und theilweise in Ausführung sind, wird auch die ganze Wohnungsnoth mit ihren Schrecken verschwunden sein, auch ohne daß wir zu dem Wohnungshaus Englands unsere Zuflucht nehmen, welches ich für deutsche Verhältnisse für unbequem und unpraktisch halte. Wenn wir dereinst auch so reich sind, daß sich jede Familie soviel Dienstboten halten kann, daß die Hausfrau nur noch zu befehlen braucht, dann könnten wir es vielleicht thun, aber ich glaube nicht, daß das englische System jemals in Deutschland Eingang und Anklang finden wird. Wenn sich unsere großen Städte mehr nach außen hin ausdehnen, dann werden auch vielfach Stockwerke, die jetzt in mehrere Wohnungen getheilt sind, nur zu einer benutzt werden, die Wohnungen werden überhaupt geräumiger werden. Darin liegt aber der Schwerpunkt der ganzen Frage, daß unsere Wohnungen, durch die Wohnungsnoth auf ein ungebührliches Maaß eingeschränkt worden sind, und daß es dringend geboten ist, sie menschenwürdiger, geräumiger zu machen. Ob eine Wohnung von 6 Zimmern in 3 Stockwerken vertheilt, oder in einem vereinigt ist, ist gewiß für die Bequemlichkeit nicht gleichgültig, ich ziehe die

letzte Anordnung entschieden vor, sobald die Wohnung sich durch eine Thüre vollständig abschließen läßt, und das zu erreichen, ist überall nicht schwer. Während jetzt die äußerlich so unscheinbaren, ja geradezu häßlichen Londoner Häuser im Innern aufs vortrefflichste eingerichtet sind, zeigt sich in den deutschen Großstädten leider oft das gerade Gegentheil: auf das Aeußere wird viel gegeben, während das Innere vernachlässigt wird. Sicher ist also bis jetzt das englische Verfahren besser, weil solider und reeller; aber hoffentlich haben die traurigen Zeiten unserer beschränkten Wohnungsverhältnisse am längsten gedauert und wenn wir unsere Häuser im Innern erst vollkommen machen, dann sind wir den Engländern überlegen, denn das äußere Haus welches sicherlich nicht vernachlässigt werden darf, kann bei unserm Wohnungssystem, selbst beim einfachsten Miethshaus architectonisch und ästhetisch ausgebildet werden, während das beim englischen Haus mit 2 Fenstern Front eine reine Unmöglichkeit ist. — Ferner hat das continentale System, welches sich übrigens auch in Schottland stark verbreitet findet — woraus hervorgeht, daß sich auch der Britte damit befreunden kann — außer den angeführten Vorzügen auch noch das für sich, daß dabei eine viel bessere Ausnutzung des Grund und Bodens ermöglicht wird. Jetzt geht dieselbe zu weit; sowie aber auf dem Continent diejenigen Verkehrserleichterungen geschaffen sein werden, die in englischen Städten schon längere Zeit bestehen, so wird sich das ganz von selbst reguliren, und man müßte annehmen, daß schließlich vermöge der bessern Bodenausnutzung die continentalen Stockwerkswohnungen schließlich billiger werden müßten als die englischen Hauswohnungen.

Hoffentlich erreichen wir diesen Zustand recht bald; hoffentlich bieten alle Behörden, vor allen Dingen die städtischen Alles auf, um Zuständen ein Ende zu bereiten, die beinahe trostlos scheinen und einen wesentlichen Antheil an allen den Erscheinungen haben, die die besitzenden Classen der großen Städte jetzt so oft mit Schrecken und mit sicherlich übertriebenen Besorgnissen erfüllen. Alfred Blum.

„Um die Erde“ von Eduard Hildebrandt und „Reiseziele“ von Eugen Krüger.

Der Verlag von R. Wagner in Berlin hat in den letzten Jahren durch die Herausgabe der Aquarelle von Eduard Hildebrandt, welche der leider so früh verstorbene Künstler auf seiner letzten Reise um die Erde auf-

genommen, die berechtigte Aufmerksamkeit aller Kunstkenner und Kunstfreunde auf sich gezogen.

Dieses großartige Unternehmen liegt nun abgeschlossen vor uns. Unter den dreihundert Aquarellen Hildebrandt's, die er als letzte Ernte von der letzten großen Reise seines Lebens heimgebracht, hatte R. Wagner zur Vervielfältigung von Anfang an, um die Sammlung nicht zu kostspielig zu machen, nur vierunddreißig der vorzüglichsten Blätter ausgewählt, die nun alle in treuestem, herrlichstem Chromo-Facsimile vollendet vorliegen. Die ersten sechs dieser Bilder hat der Künstler selbst noch gesehen. Er gab kurz vor seinem Hingang seine Freude darüber in den allbekannten Worten zu erkennen: „die mir vorliegenden sechs Chromo-Facsimiles meiner Aquarelle „die Reise um die Erde" sind mit wunderbarer Treue und einem bei technischen Vervielfältigungen dieser Art seltenen künstlerischen Verständnisse nach meinen Originalen gefertigt." Und die letzten vier Blätter dieser Sammlung sind erst in diesen Tagen ausgegeben worden. Es hat also mehr als ein halbes Jahrzehnt gedauert, bis diese verhältnißmäßig kleine Anzahl von Blättern den Schöpfungen des Meisters nachgebildet war. Und daß hier das alte deutsche Sprüchwort sich bewahrheitet hat: was lange währt, wird gut, das beweist die stets wachsende Theilnahme der besten Kreise des Publikums, die stets stärker verlangte und immer erneute Auflage des kostbaren Werkes. Wenn man so oft leider im Rechte ist, davor zu warnen, daß die erhöhte Kauflust des Publikums den Beweis liefere für die Vortrefflichkeit der Waare: so erkennt man mit doppelter Freude hier die Reinheit des Geschmackes der Käufer an, die Vortrefflichkeit der Leistung, den Erfolg einer für den Herausgeber und seine Mitarbeiter gleich rühmlichen Unternehmung.

Man geht nicht zu weit, zu sagen: so neu und erhaben Hildebrandt's Aquarelle waren in der Zeit, da er zum ersten Mal mit seiner Kunst die tropische Farbengluth und Tonfülle in Wasserfarben wiedergab, so unerreicht er in den höchsten Leistungen seiner Kunst geblieben: so neu und großartig und unvergleichlich ist das Meisterstück deutscher Kunstindustrie, das diese Blätter darstellen. Wenn die Griechen den höchsten Ruhm des bildenden Künstlers in der vollendeten Täuschung fanden, die das Werk des ersten Meisters sogar auf die Sinne des nächststrebenden Genossen hervorbrachte, so haben diese Erzeugnisse des deutschen Farbendrucks sogar die der alten Welt denkbar höchste Grenze der künstlerischen Production überschritten. Denn nicht nur einer der ersten Kunstkenner Berlins begehrte, die gedruckten Kopien als Originale zu kaufen; der Meister selbst verwechselte aus geringer Entfernung die Nachbildung mit dem Erzeugnisse seines Pinsels. Diese vollendete Nachahmung ist denn aber freilich auch ebenso sehr das Product wirklicher Kunst, als einer aufs äußerste gesteigerten Technik und Maschinenindustrie. Schon bei der

bloßen Nachzeichnung der Originale mit Lupe und Mikroskop sind wirkliche Künstler thätig gewesen. Jede Platte mußte in Form und Linie der Bilder aufs Haar mit den Vorbildern übereinstimmen. Damit war aber erst der Umriß, der wesenlose Schatten des Originals gewonnen. Die Hauptarbeit blieb erst noch zu thun: Die Facsimilirung der meisterhaften Farbengebung Hildebrandt'scher Aquarelle, das Abstimmen der Töne, die Vereinigung der höchsten Weichheit in den Nüancen mit der entschiedensten Ausprägung des Charakteristischen in Linie, Ton und Empfindung, im Totaleindruck wie im geringfügigsten Detail. Um das zu erreichen, waren endlose Experimente nöthig, die von den hochverdienten Leitern dieser Chromo-Facsimiles, den Herren Steinkopf und Loeillot und den von ihnen beschäftigten Künstlern und zugezogenen Sachverständigen mit feiner Empfindung unternommen und mit größter Pflichtstrenge zu einem gedeihlichen Ende geführt wurden. Selbst die todte Maschine erhielt unter diesen verständigen Händen Leben. Noch in dem Stadium der Arbeit, in dem ihr scheinbar allein den Rest zu thun oblag, wurde ihr bald stärkerer, bald geringerer Druck gegeben, um in der Copie selbst die Ausschwenkung des Pinsels, die weichen oder energischen Spuren des Tupfpinsels, die kräftige oder leisere Führung des Waschschwamms, die das Original verrieth, nachzuahmen.

Noch in frischer Erinnerung steht uns die Zeit, wo Hildebrandt's Aquarelle zum ersten Male zur Kenntniß des Publikums gelangten, und alle Kennerkreise der Hauptstadt in zwei feindliche Lager spalteten, die für und gegen die Malart des Künstlers leidenschaftlich Partei nahmen. Es liegt uns daher sehr fern, die Gegner der Hildebrandt'schen Malweise und Technik etwa für schlechthin unverständig oder die von der „Reise um die Erde" heimgebrachten Aquarellen für absolut tadellos, für das in der Wasserfarbenlandschaftsmalerei in allen Beziehungen Unerreichte hinzustellen. Im Gegentheil: es soll bereitwillig zugestanden werden, daß Hildebrandt auch Aufgaben hier zu lösen suchte, an denen er gescheitert ist, weil das Aquarell nie ihnen gewachsen sein kann; daß nur wenige dieser Blätter als ganz vollendete Staffeleibilder gelten können, dagegen viele anderen seiner Aquarelle von der Reise um die Erde, trotz aller vom Künstler darauf gewandten Mühe und Arbeit den Eindruck des Skizzenhaften und Flüchtigen machen, während z. B. die kleine, jetzt in Privatbesitz befindliche Sammlung seiner auf einer früheren Reise aufgenommenenen Aquarelle von Madeira eine Durcharbeitung und Vollendung aufweist, von der selbst Karl Werner's fleißigste Detailmalerei in Schatten gestellt wird.

Aber trotz dieser Schwächen — die übrigens nur dem edelsten Schaffensdrang entsprungen sind, der einen großen Künstler beseelen kann — stehen die Aquarelle Hildebrandt's durchaus auf der höchsten Höhe, welche diese Kunst

in der Landschaftsmalerei bisher erreicht hat. In den meisten dieser Blätter hat Hildebrandt in Wasserfarben Probleme der Malerei gelöst, an die selbst Meister der Oelfarbe sich selten vor ihm gewagt hatten. Und zugleich hat er eine Kraft und Tiefe der Farbe, einen Wohllaut des Vortrags und eine Sicherheit in der Charakteristik der südlichen Landschaft errungen, die man in ihrer vollen Bedeutung erst recht erfaßt und würdigt, wenn man Aquarelle anderer bedeutender Künstler daneben hält.

Es würde Bogen statt Seiten erfordern, wollten wir diese hohen Vorzüge an all den einzelnen 34 Blättern verfolgen, die R. Wagner's Kunstverlag durch die nun abgeschlossene Sammlung von Chromo-Facsimiles zum Gemeingut der Nation gemacht hat. Es mag genügen zu sagen, daß, wenn man die ganze Reihe noch einmal Revue passiren läßt, es kaum möglich ist, zu bestimmen, welches dieser Blätter weniger kunstvoll reproduzirt sei, als die übrigen. Namentlich stehen auch die neuesten vier Blätter, welche das Werk abschließen, in nichts hinter den andern zurück. Die „Straße in Alexandrien," die „Brücke bei Pecking," zählen vielmehr zu den interessantesten Städtebildern, „Colombo" auf Ceylon und der „Hafen von Foo-choo-foo" zu den reizendsten Tropenlandschaften der ganzen bedeutenden Sammlung. —

Wie nun der bei Lebzeiten Eduard Hildebrandt's ungenirt erhobene Tadel über dem Rasen des Frühverstorbenen allmählich verstummt ist und neidlos Alle heute die hohen Vorzüge seiner Kunst anerkennen, so ist er auch dem jungen Geschlecht zum höchsten Vorbild der Nacheiferung geworden. Seit Eduard Hildebrandt haben sich sehr bedeutende junge Talente ausschließlich oder doch vorzugsweise der Aquarell-Landschaftsmalerei gewidmet und darin theilweise vorzügliches bereits geschaffen. Einer der vornehmsten und am meisten versprechenden Künstler auf diesem Gebiete ist unstreitig Eugen Krüger. Bereits sein erster größerer Aquarell-Cyclus, deutsche Wald- und Wildstudien, bei Brücker in Hamburg erschienen, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler. Die Landschafts-Aquarelle vom Kriegsschauplatz 1870—71, die Krüger (in demselben Verlage) dann folgen ließ, erweckten den Nachhall jener Begeisterung, die unser Volk während der glorreichsten Tage des Jahrhunderts gehoben hatte. Aber auch heute, wo so Viele, ja wohl die Meisten nur zu sehr wieder in die Alltagsstimmung zurückgekehrt sind, und Jeder mit ruhigerem Blute jene Schlachtengefilde, im Frieden der Krüger'schen Darstellung, betrachtet, bleibt das volle Lob bestehen, das ihnen beim ersten Anblick geschenkt ward.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke der R. Wagner'schen Kunsthandlung, gerade diesem Künstler die schöne Aufgabe zu übertragen, die malerischsten Punkte in ganz Europa aufzusuchen und diese „Reiseziele" künstlerisch zu fixiren und einzubringen in treuen, feinen Aquarellen. Eugen Krüger

führt in der That einen sehr feinen, einen sehr anmuthigen und doch kräftigen Pinsel im Aquarell. Er ist der stillen Harmonie der architektonischen Linien und Massen ebenso gewachsen, wie den satten Tiefen einer Mondnacht am Meerstrand oder dem weichen Blau der Hochlandberge. Dafür hat er schon Beweise gegeben. Die hier, im ersten Hefte der „Reiseziele" vorliegenden bestätigen nur die erfreuliche Thatsache des steten Wachsens und Vorwärtsstrebens in seiner Kunst und geben die Gewißheit, daß er die ganze Vielseitigkeit des Könnens und Erfassens besitzt, welche die Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder voraussetzt, die in dem vorliegenden Unternehmen dargestellt werden sollen. Die fünf vollendeten Blätter des ersten Heftes schon sind die Früchte von Wanderungen in die verschiedensten Gegenden und Länder Europas. Da liefert Norwegen die schneegekrönten Höhen des Hardanger Fjords im Abendgolde; mondbeglänzt stürzt die Meereswelle der Fresh-Water-Bai dem felsigen Gestade entgegen; in lieblicher Morgenbläue erheben sich duftig die Bergketten des Chiemsees; wie ein luftiges Traumbild vergangener Tage steigen die reichen Formen und Kuppeln von Venedigs Palästen und Thürmen aus dem Hintergrunde der blauen Adria, auf der die farbigen Segel dahin gleiten; mit steifbeschnittnen Hecken und Schnörkeln ragt Isola Bella aus dem herrlichen See, den in der Ferne die schönen Zacken des Gebirgs säumen; endlich springt in der Tiefe auf weit vorgeschobener Landzunge das Kabinetsbild eines wirklich malerischen Kleinstaates, Monaco, hervor aus der tiefen Bläue des Mittelmeers, das ganze Bild nicht ohne Ironie umschlossen und überwölbt von den Zweigen eines einzigen gewaltigen Baumes. —

Eine große Reihe gleich bedeutender Bilder soll diese Sammlung noch zu Tage fördern: Moscau und den finnischen Meerbusen, Oliva und einen holsteinischen Buchwald, die Kieler Bucht, die Trollhätta-Fälle, Ostende oder Scheveningen, ein Motiv aus Schottland, Irland und der Normandie, Marseille, aus der Sierra Nevada, Palermo, den Monte-Rosa, ein Motiv aus dem Engadin, dem Schwarzwald, vom Rhein, aus Steyermark, Athen, Constantinopel mit dem Bosporus, Odessa, u. s. w.

Rufen wir dem schönen Unternehmen ein fröhliches Glückauf! zu. Seine Ausführung ist in den besten Händen. Denn der Künstler selbst überwacht auch die Reproduction, die Steinbock's Offizin ausführt.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 6. Dezember 1874.

Wir gehen zunächst auf die letzte Novemberwoche zurück, um die erste Lesung der beiden Prozeßordnungen nachzuholen.

Kaum minder wichtig als die Beschaffenheit ihres Richterstandes ist für eine Nation die Gestaltung ihres Strafprozesses. Die Bedeutung des Strafprozesses liegt keineswegs allein in der wirksamen Repression der Verletzung des Gesetzes. Die Art, wie das Strafrecht zur Anwendung gebracht wird, ist eines der ausschlaggebendsten Momente für die Entwicklung der sittlichen Darstellungen, für die Würdigung der Handlungen der Menschen überhaupt. — Die Probleme, deren neue, den Anforderungen der gesellschaftlichen Entwicklung entsprechende Lösung die gegenwärtige Strafprozeßordnung sich zum Ziel setzen mußte, waren vornehmlich folgende drei:

1) die sachgemäße Betheiligung des Laienelementes an der Strafrechtspflege;

2) die Regelung oder Beseitigung des Instanzenzuges in der Strafrechtspflege;

3) die Durchbildung oder Nichtdurchbildung der strafrechtlichen Verfolgung zu einem Parteiprozeß.

Was den ersten Punkt betrifft, so war der erste Strafprozeßentwurf, wie er aus dem preußischen Justizministerium an den Bundesrath gelangte, auf die durchgehende Einführung der Schöffen, auf allen Stufen der Strafgerichte und für alle Grade des Verbrechens basirt. Der Verfasser dieser Berichte ist einer der überzeugtesten Anhänger des Schöffengerichts in der vollständigen Ausbildung, wie sie jener Entwurf, unter Beseitigung aller andern Formen der Betheiligung des Laienelementes an der Strafrechtspflege, erstrebte. Der Verfasser dieser Briefe weiß aber sehr wohl, daß er die Redaction d. Bl. in dieser Frage nicht auf seiner Seite hat.*) Es handelt sich indeß hier vorzugsweise um historische Berichterstattung. Die Schöffengerichte wurden im vergangenen Frühjahre auf dem Altar der Popularität geopfert, als die Frage schwebte, ob die Friedensstärke des Heeres auf dem Budgetwege oder auf dem Wege des dauernden Gesetzes festzustellen sei. Bekanntlich ist auch diese Frage nicht zum reinen Austrag gekommen, weil dieselbe ihrerseits der höchsten Frage der Gegenwart, dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst untergeordnet werden mußte. Wir tadeln beide Unterordnungen nicht im min-

*) Die Gegnerschaft der Redaction dieses Blattes gegen die Schöffen ist nicht nur criminal politischen Gründen, sondern auch Gründen der praktischen Erfahrung entnommen, die der Redacteur dieses Blattes in seiner Eigenschaft als sächsischer Rechtsanwalt zu sammeln in der Lage war. D. Red.

desten. Es ist ein Wort, des Fürsten Bismarck würdig, welches damals halbamtlich geschrieben wurde: „wer einen großen Kampf auf sich genommen hat, darf sich während desselben nicht in heterogene Händel einlassen.“ Wenn eine Cardinalfrage, wie die Sicherstellung des deutschen Heeres, aufgeschoben werden mußte, um die Organe des Reiches im Kampfe mit Rom nicht der Gefahr einer Spaltung auszusetzen, so durfte noch vielmehr die beste Construction des Gerichts, so wichtig der Zweck ist, Aufschub erleiden. Wenn die deutsche Staatsleitung riskirte, das Schwert nach Außen einstweilen minder dauerhaft zu schmieden, als sie für nothwendig erkannte, so durfte sie auch das Schwert nach Innen — um das Gericht einmal mit einem bei unsern überrheinischen Nachbarn beliebten Vergleich zu bezeichnen — zu demselben Zweck minder vollkommen schmieden. Eine weise Staatskunst hat sich unter anderem auch zu zeigen in der Schonung der Vorurtheile ihres Volkes bei der rechten Gelegenheit. Man erzählt, was vollkommen glaubwürdig ist, der Fürst Bismarck habe einem bekannten national gesinnten Abgeordneten aus Baiern schon im vorigen Jahre die Versicherung gegeben: „obgleich er, der Kanzler, für die Schöffengerichte sei, so werde er doch aus dieser Einrichtung niemals eine politische Frage machen.“ Nach dieser Aeußerung konnte man erwarten, es werde das Schöffengericht in der Gestalt, die ihm das preußische Justizministerium geben wollte, wenigstens zur Discussion vor den Reichstag kommen. Die Anhänger der Schöffengerichte durften, wenn nicht auf den Gewinn der Majorität für ihre Ueberzeugung, doch auf die erschöpfende Darlegung derselben in Rede und Gegenrede der berufensten Sachverständigen vor dem deutschen Volke rechnen. Es scheint aber, daß die süddeutschen Enthusiasten des Schwurgerichts ihre geliebte Institution nicht einmal dem Feuer einer öffentlichen Discussion im Reichstag, die eine viel eingreifendere Bedeutung hat als jede andere, unterworfen sehen wollten. Die Schöffen wurden bereits im Justizausschuß des Bundesraths geopfert, d. h. als consequente Gestalt des Laienelementes in der Strafrechtspflege. Ganz ausgeschlossen hat man sie nicht. Der Entwurf der Strafprozeßordnung und der Gerichtsverfassung in den hier einschlagenden Bestimmungen, wie ihn der Bundesrath nunmehr vorgelegt, hat aber durch die ungleichartige Gestalt des Laienelementes nichts weniger als gewonnen. Es ist nicht bloß die äußere Symmetrie zu vermissen, wenn wir als Strafgericht unterster Ordnung den Einzelrichter mit Schöffen, als Strafgericht mittlerer Ordnung das reine Richtercollegium, und als Strafgericht höchster Ordnung den Schwurgerichtshof vorgeschlagen sehen. Die drei Gerichtsformen sind vielmehr ihrem Wesen nach so ungleichartig, daß die Seele der Rechtspflege, die Einheit, welche sie belebt, dabei nicht bestehen kann. Man kann sehr versucht sein, die Gerichtsverfassung lieber auf dem reinen gelehrten Richterthum aufzubauen und den schwerfälligen Apparat des

Schwurgerichts nur als Ausnahme darauf zu setzen, wie es im Ganzen ja bisher gewesen ist.

Die ungleichartige Gestalt der Gerichtsstufen bringt noch eine weitere, starke Inconvenienz mit sich. Die Abgrenzung der Thätigkeit der drei Gerichtsstufen nämlich war allerdings schon in dem Entwurf des preußischen Justizministeriums auf die dreifache Eintheilung der strafbaren Handlungen basirt, wie sie das deutsche Strafgesetzbuch aufstellt. Dieselbe Abgrenzung ist in dem jetzt vorgelegten Entwurf beibehalten. Nun hat bei den Verhandlungen der ersten Lesung der Abgeordnete Lasker mit Recht hervorgehoben, wie mechanisch diese Abgrenzung ist. Auch darin hat der genannte Abgeordnete Recht, daß die Wichtigkeit eines strafrechtlichen Erkenntnisses für die gesammte Rechtspflege nicht zu schätzen ist nach der Höhe des etwa in Anwendung kommenden Strafmaßes; zumal bei dem weiten Spielraum, welchen das deutsche Strafgesetzbuch dem Richter in der Strafzumessung gewährt, die Unterscheidung der strafbaren Handlungen nach den Strafmaßen illusorisch wird. Aber freilich, es wäre eine sehr weitführende Reform, wenn man eine Abgrenzung der Thätigkeit der Gerichte etwa nach der Wichtigkeit des in Frage kommenden Rechtsgebiets versuchen wollte. Die Zeit mag kommen auch für eine solche Reform, und dann wird wohl auch die Zeit gekommen sein, wo der Richter bei der Aufsuchung des Strafmaßes nicht mehr gebunden sein wird an irgend eine Systematik der strafbaren Handlungen eines Gesetzbuches, sondern an die individuelle Würdigung des Verbrechens und des Verbrechers in allen ihren concreten Beziehungen.

Dann wird wohl auch die Zeit gekommen sein, wo die Modalitäten der Strafvollziehung dem Richterspruch genau angepaßt sind und wo in Folge dessen Richter an der Spitze der Gefängnißverwaltung stehen und Gefängnißbeamte als solche Mitglieder der Gerichte sind. Das alles sind Fortschritte der Zukunft heilsamster Art, deren Voraussicht das Herz der Humanität höher schlagen machen kann. Aber unmöglich kann unsere überlastete Gegenwart schon jetzt an diese Aufgaben gehen, wie wünschenswerth die Lösung derselben sei. Wir rufen dem Abgeordneten Lasker wiederum ein festina lente zu. Wir erkennen aber, daß mit der Gliederung der Strafgerichte des jetzigen Entwurfs diese Aufgaben nie angefaßt werden können. Mit der Nothwendigkeit einer organischen Gliederung der Strafgerichte wird die Frage der durchgebildeten Schöffengerichte immer wieder auftreten. Das ist der Trost für diejenigen, welche die Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe theilen.

Die zweite Aufgabe, welche die neue Strafprozeßordnung sich stellen sollte und auch wirklich mit Ernst gestellt hat, war die Beseitigung des Instanzenzuges im Strafgerichtsverfahren. Es bedarf nicht der Ausführung, wie die Berufung durch mehrere Instanzen das Wesen der Strafrechtspflege aufhebt.

Es ist eine der wenigen heilsamen Wirkungen, welche dem Schwurgericht ernstlich nachzurühmen sind, daß es dazu beigetragen, die Gemüther innerhalb und außerhalb der juristischen Welt von dem Glauben an die Unentbehrlichkeit der Berufung zu entwöhnen. Aber freilich, wenn ein einziges Gerichtsverfahren die Strafsachen endgültig entscheiden soll, so muß die Beschaffenheit der Gerichte alle erreichbaren Bürgschaften bieten. Das war bei einer so ungleichartigen Gestalt und bei einer so unorganischen Gliederung der Strafgerichte, wie sie in dem Entwurf der Gerichtsverfassung und des Strafprozesses auftreten, nicht zu leisten. Es wäre aber sehr zu bedauern, wenn der Entwurf der Strafprozeßordnung im Sinne der Reichstagsredner abgeändert würde, welche, aus Verzweiflung, die gute Construction finden oder, wenn gefunden, dieselbe herstellen zu können, zur Berufung zurück wollten. Man hat viel davon gesprochen, die ausreichenden Kräfte zur Besetzung des Laienrichteramtes nicht finden zu können. Es ist aber noch viel mißlicher, den Stand der besoldeten Berufsrichter zu einem Heer anwachsen zu lassen. Man könnte in den Provinzen, wo die Kräfte für das Laienrichteramt augenblicklich zu fehlen scheinen, einstweilen mehr besoldete Berufsrichter anstellen, bei Erledigung der übernormalmäßigen Richterstellen aber den Antrag der Provinzialvertretung auf Einführung der Laienrichter erwarten. Jedenfalls führt die materielle Appellation nur in anderer Weise, als die Besetzung der Richtercollegien mit lauter Berufsrichtern, eine Ueberfüllung des Richterstandes, ein richterliches Proletariat — wenn man nicht etwa einen Justizhaushalt von ungemessener Höhe haben will — und eine Verschwendung der richterlichen Arbeit herbei, abgesehen von dem schon angedeuteten nachtheiligen Einfluß auf den Eindruck, die Sicherheit und das Selbstgefühl der Rechtspflege.

Wir kommen zu dem dritten Probleme, welches die neue Strafprozeßordnung zu lösen hatte, vielleicht dem interessantesten, das aber bei näherer Betrachtung sich ganz als Ausfluß der Frage nach der Gestaltung des Laienelementes darstellt. Dieses dritte Problem enthält die Frage, ob das Strafverfahren als Parteiprozeß durchzubilden ist und, bei Verneinung dieser ersten Frage, die zweite, wo der Einschnitt zu machen ist zwischen den verschiedenen Theilen des strafgerichtlichen Verfahrens. Denn die Herstellung der Einheit des Strafverfahrens durch völlige Beseitigung des Anklageprozesses befürwortet heute Niemand mehr. Wir werden gleich sehen, wie dieses dritte Problem ganz und gar hervorgeht aus der Frage nach der Gestaltung der Laienelemente in der Strafrechtspflege. Weist man nämlich das Schöffengericht zurück und will man mindestens für die sogenannten schweren Straffälle bei dem Geschwornengericht stehen bleiben, so ist doch die Beibehaltung des sogenannten deutsch-französischen Schwurgerichts angesichts der ungleichartigen Ausbildung und Handhabung desselben, welche nur gleichartig ist in der

Herbeiführung zahlloser praktischer Mißstände und unlösbarer Probleme der theoretischen Construction, eine Unmöglichkeit. Jenes Verfahren in seinen mancherlei Typen, die es schon allein auf dem deutschen Boden angenommen hat, ist eine Mißbildung, beruhend auf der falschen Einsicht der Gesetzgeber der französischen Revolution in das englische Schwurgericht und sodann auf dem Ueberbau der falschen Einsicht der deutschen Gesetzgebung und Praxis in die französische Gerichtsverfassung. Alle competenten Stimmen der Theorie und Praxis sind nachgerade in Deutschland wenigstens darüber einig, daß die Trennung der sogenannten Thatfrage von der Rechtsfrage aufgegeben werden muß, infolge davon aber auch das ganze System der jetzigen Fragestellung an die Geschworenen. Will man aber durch die Geschworenen die Rechtsfrage in ihrer Totalität und in ihrer unzertrennlichen Verbindung mit der Thatfrage entscheiden lassen, so kommt man nothwendig auf das englische System der Rechtsbelehrung und Lenkung der Geschworenen durch den vorsitzenden Richter, welcher der einzige rechtsgelehrte Richter des Schwurgerichtshofes ist. Die wirkliche Folge dieses Systems ist, wie jeder Kenner der englischen Jury weiß, die alleinige Entscheidung durch den Richter und die Entwickelung der Jury zu einer Staffage von Strohmännern. Das ist aber bei weitem nicht das Schlimmste, wir hätten beinah gesagt, es ist das Beste an der englischen Jury. Die entscheidende Stellung des vorsitzenden Richters macht die Leitung des Verfahrens durch denselben zur Unmöglichkeit. Die Folge hiervon ist, daß der Prozeß ganz in die Hände der Parteien gelegt werden muß, daß sogar die Vernehmung der Zeugen Sache der Parteien im sogenannten Kreuzverhör wird. Eine weitere Folge ist die Oeffentlichkeit der Voruntersuchung, die wichtigste Folge von allem aber ist die Gründung des ganzen Verfahrens auf den Indicienbeweis, der nun wieder das Mittel für den Vorsitzenden wird, die Geschworenen ganz seiner Leitung zu unterwerfen. Sowie man das System der specialisirten Fragestellung verläßt, welches in seiner verschiedenen Handhabung, auch wenn die Beschränkung der Geschworenen auf die Thatfrage aufgegeben wird, doch immer noch die Möglichkeit offen läßt, einzelne bedeutende Momente der Rechtsfrage dem Gerichtshof allein zu reserviren, sowie man also jenes System verläßt und doch das Schwurgericht nicht verlassen will, bleibt in der That nichts als das englische System der Durchbildung des Strafverfahrens zum Parteiprozeß. Die sittliche Anschauung der deutschen Bildung von Recht und Rechtspflege hat sich jedoch bisher immer gegen diese Consequenz gesträubt und nicht minder hat sich die specifisch juristische Bildung Deutschlands gegen die Barbarei des Indicienbeweises gesträubt. Neuerdings aber, als bei dem Unternehmen der einheitlichen Gestaltung des deutschen Strafprozesses durch das Reich die Frage des Schöffengerichts in nachhaltige Anregung gekommen, der Schritt zu dieser Reform

aber aus den oben erwähnten äußerlichen Gründen von Seiten der Reichsregierung nicht gewagt worden war, da unternahm es Rudolph Gneist in seinen „Vier Fragen zur deutschen Strafprozeßordnung" die völlige Adoption des englischen Strafprozesses in das deutsche Rechtsleben zu empfehlen. Der Entwurf der Strafprozeßordnung indeß, welchen der Bundesrath jetzt dem Reichstag vorgelegt, wagt auch diesen Schritt nicht, er begnügt sich vielmehr im Anschluß an die bisherige Praxis, um Gneist's Ausdrücke anzuwenden, mit dem „halben Anklageprozeß, der halben Oeffentlichkeit und der halben Mündlichkeit". Mit andern Worten, der Anklageprozeß ist auf ein präparatorisches Verfahren gebaut, welches wie bisher die Oeffentlichkeit ausschließt. Ebenso ist bei dem Hauptverfahren die Entscheidung der ungetheilten Frage durch die Geschworenen nicht eingeführt und in Folge dessen auch hier nicht die Leitung des Verfahrens durch die Parteien oder die Durchbildung zum Parteiprozeß angenommen.

Diese inconsequente Gestaltung des Strafverfahrens hat nun dem Entwurf im Reichstag lebhaften Tadel zugezogen, am meisten von Seiten des Abgeordneten Lasker. Wir müssen bekennen, daß uns die geistige Abhängigkeit Lasker's von Gneist nie so unangenehm gewesen, als in diesem Falle. Es ist ehrenvoll, den rechten Spuren eines großen Denkers zu folgen, und im höchsten Grade löblich, das leugnen wir am wenigsten. Lasker's großes Verdienst ist sein uneigennütziger Fleiß, sein unermüdliches Lernen, sein selbstloses Suchen des Wahren und Besten. Dadurch hat er diese eminente Stellung eines maßgebenden Führers im Reichstag, und es giebt keine Eigenschaften, durch welche diese Stellung besser verdient werden könnte. Lasker besitzt entfernt nicht die geniale Intuition Gneist's, noch dessen damit in Wechselwirkung stehende Gelehrsamkeit, noch Gneist's architektonische Kraft. Desto besser ist er in den nächsten praktischen Beziehungen jeder heimathlichen und gegenwärtigen Frage zu Hause, oder arbeitet sich in dieselben hinein. Das aber macht den eigentlichen Praktiker, ist wenigstens jedem Praktiker unentbehrlich. Wo Lasker noch nicht Zeit gehabt hat, sein emsiges Studium der Anwendung eines Theorems auf gegebene Zustände zu beginnen, da folgt er den Traditionen des abstracten Liberalismus oder des Fortschritts, oder einer Autorität, die er erprobt gefunden, wie diejenige Gneist's bei der Kreisordnung. Diesmal ist ihm aber diese Autorität zum Irrlicht geworden.

Die „Vier Fragen zur deutschen Strafprozeßordnung" sind eine der interessantesten und für ihren Urheber am meisten charakteristischen Schriften von allen, welche aus Gneist's Feder geflossen. Diese Arbeit giebt gleichsam ein Compendium aller Vorzüge und aller Fehler ihres ausgezeichneten Verfassers. Aber so interessant die Schrift individuell ist und so anregend durch den Widerspruch, den sie herausfordert, der aber nur durch allseitiges Eindringen

in die Sache siegreich zu begründen ist, so wenig kann sie an objectiver Bedeutung bei der Irrigkeit ihres Gesammtresultates neben andere Schriften ihres Verfassers gestellt werden. In seinen Arbeiten über das englische Staatsrecht hat Gneist sich unvergängliche Verdienste um die Kultur unseres politischen Denkens erworben. Er hat das ganz entstellte Bild von dem englischen Staatswesen zerstört, welches den Continent so lange beherrscht und zu so viel vergeblichen Experimenten verleitet hat. Der englische Staat ist nicht der Ausdruck der souveränen Gesellschaft, und das englische Parlament ist nicht der Vereinigungs- und Ausgleichungspunkt der gesellschaftlichen Interessen, sondern die englische Freiheit ist erwachsen auf dem Boden der durchgeführten Zwangsleistung im unentgeltlichen Dienst der Gesellschaftsklassen für den Staat. Das englische Parlament ist oder war wenigstens in seiner großen Zeit nicht der Sammelpunkt des Dilettantismus, der Kritik und der egoistischen Socialinteressen, sondern der Brennpunkt des Staatsdienstes, der freiwilligen, lokalen im Unterhaus, und des berufsmäßig centralen im Oberhaus. Die Verschiebung der Staatssouveränität auf das Parlament ist das Erzeugniß einer durchaus anomalen Entwickelung und einer dynastischen Entartung. Das Parlament hat die Last der Souveränität so lange tragen können, als es die Zusammenfassung des wirklichen Staatsdienstes war. Seitdem das System der persönlichen Zwangsleistung für den Staat, wesentlich in Folge des Uebergangs der factischen Souveränität auf das Parlament, nicht fortgebildet worden, seitdem die neu sich fortbildenden Kräfte diesem System nicht mehr unterworfen, die neuen Staatsbedürfnisse nicht mehr durch das alte großartige Mittel, sondern durch büreaukratische Einrichtungen befriedigt werden, seitdem zeigt das englische Staatsgebäude überall die Spuren eines Verfalls, von dem wir nicht wissen, ob und wann ihm Einhalt gethan werden kann.

Indem Gneist die ewige Grundlage der staatlichen Größe, Wohlfahrt und Sittlichkeit, welche dasselbe mit Freiheit ist, in der rigoristisch durchgeführten Staatspflicht, in der Unterwerfung der gesellschaftlichen Interessen und in der unentgeltlichen Zwangsleistung der gesellschaftlichen Classen an einem Staatwesen entdeckte, dessen Außenseite dem Auge des Aus- und Inlandes eine ganz andere Grundlage lange Zeit zu verrathen schien, zeigte er sich wahrhaftig nicht als Anglomane, wie man ihm fälschlich vorgeworfen. Er hob aus dem englischen Staatswesen die wahre Grundlage aller Staaten in der Epoche ihrer Gesundheit und Größe. Er empfahl uns auch nicht den specifisch englischen Aufbau dieser Grundlage, sondern nur das ewig gültige Wesen derselben zur Durchbildung in unserm Staat, im Anschluß an unsere historischen Voraussetzungen, und unter Benutzung unserer eigenthümlichen Anlagen. Dagegen ist die Schrift über die vier Fragen der deutschen Strafpro-

zeßordnung von dem Vorwurf der Anglomanie nicht freizusprechen. Der englische Strafprozeß ist eine in sich durchaus consequente Rechtsbildung, entspricht aber einer niedrigen Stufe des sittlichen Lebens. Ihn zur Nachahmung empfehlen, ist gerade, als wollte man uns das Bildungsgesetz der chinesischen Sprache empfehlen (? d. Red.), einer Sprache, welche mit wunderbarer Consequenz und Sicherheit, bei dem elementarsten Stande der Sprachform die Ausdrucksmittel für ein entwickeltes Vorstellungssystem hervorbringt. Es ist sicherlich Anglomanie, wenn man ein einzelnes Formgebilde von dort zum Muster nimmt, anstatt die große Triebfeder des staatlichen Bildungsweges selbst zu erkennen und auf die höheren Bildungsbedingungen unseres Bodens zu übertragen. Der englische Strafprozeß ist ein beredtes Beispiel unter anderen, daß in England oftmals der staatsrechtliche Gedanke auf dem eigensten Gebiet des Staats nicht, wie er sollte, den privatrechtlichen Gedanken geschlagen hat.

Die tiefen Gedanken der Gneist'schen Schrift, die aber, weil sie gleichwohl nicht die erschöpfenden Prämissen ausmachen, in den Conclusionen nur zu glänzenden Irrthümern geführt, haben den Geist Lasker's gänzlich unterworfen. Namentlich hat ihm die geforderte Oeffentlichkeit der Voruntersuchung eingeleuchtet, und im Reichstag exemplificirte er sogar, um diese Oeffentlichkeit zu empfehlen, auf den Prozeß Arnim, ohne den Namen zu nennen. Die Oeffentlichkeit der Voruntersuchung ist aber ein leerer Name, so lange man die technische Gestaltung derselben nicht in bestimmten Zügen vor Augen hat. Will man bloß, daß der Anklagebeschluß in einem öffentlichen, die einzelnen Resultate der Untersuchung zusammenfassenden Verfahren festgestellt werde, so wird wenig dagegen zu sagen sein. Soll aber jeder einzelne Akt von dem ersten Verdachtsmomente an ein öffentlicher sein, so ist es sonderbar, auf den Fall Arnim zu exemplificiren. Sollte etwa der Beschluß der Verhaftung und Haussuchung in öffentlicher Gerichtssitzung unter Verlesung der Denunziation gefaßt werden! Wir möchten wissen, in welchem Fall es dann gelingen sollte, die Spuren entwendeter Urkunden oder beabsichtigten Mißbrauchs derselben aufzufinden. Gneist nimmt bei Empfehlung der öffentlichen Voruntersuchung seine Beispiele lediglich aus der Kategorie der gemeinen und schweren Verbrechen, wo die Untersuchung das gesammte, nicht der Verbrecherwelt angehörige Publikum zum natürlichen Bundesgenossen hat oder haben sollte. Aber selbst der deutsche Reichstag, der für Lasker's Wort soviel Aufmerksamkeit hat, vernahm Ausrufe des Erstaunens und der Befremdung aus allen Reihen, als der Redner die ungeheuerliche Behauptung aussprach: die englische Criminaljustiz sei die prompteste bei den gebildeten Völkern. Wahrscheinlich hat der Redner die märchenhaften Erzählungen von den Wunderthaten englischer Detectives für pure Wahrheit gehalten, womit die produc-

tive Phantasie der Reporter die Rubrik „Vermischtes“ in den Zeitungen schmückt. — Die Oeffentlichkeit der Voruntersuchung kann bis zu einem gewissen Grade auch in dem präparatorischen Verfahren des Untersuchungsrichters, heiße er nun wie er wolle, ihre Stelle finden. Aber wie sie hier gefordert wird, ist sie ein Ausfluß der Gestaltung des Strafverfahrens zum Parteiprozeß, welche der deutschen Bildung und sittlichen Anschauung wohl nimmer wird annehmbar gemacht werden können.

Die Commission zur Vorberathung der drei Justizgesetze steht vor einem großen und schweren Werk. Bei der Vervollkommnung des Vorschlages zur theilweise einheitlichen Gerichtsverfassung, wie er aus dem Bundesrath hervorgegangen, steht die Commission vorzugsweise politischen Schwierigkeiten gegenüber, welche sie Hoffnung haben darf, durch die begeisterte Zustimmung des Reichstags zur Schaffung eines wahren, gleichartigen, deutschen Richterstandes zu überwinden. Bei der Strafprozeßordnung steht die Commission nicht dem particularistischen Widerstreben gegenüber, an ihrer Seite den unwiderstehlichen Bundesgenossen des Nationaldranges nach einem großen und edlen Rechtsleben, sondern sie steht vor einem Problem, über welches die öffentliche Meinung der Laien und Juristen noch in zahlreichen ungelösten Widersprüchen befangen ist. Es wird sehr schwer sein, hier bereits etwas Vollkommenes zu schaffen, in dem Sinne, wie menschliche Werke allerdings vollkommen sein können und sollen, so nämlich, daß die künftige Verbesserung eine organische Fortentwickelung des ursprünglichen Werkes darstellt. Es steht sehr zu befürchten, das eine inconsequente, widerspruchsvolle Bildung zu Tage tritt. Es wäre vielleicht am Besten, man schlösse sich so eng als möglich an das mangelhafte Bestehende an, weil, wenn doch nur Mangelhaftes zu erreichen ist, gewohnte Mängel besser sind als neue.

Bei der Civilprozeßordnung dagegen steht die Commission nach der fast übereinstimmenden Meinung auch des Reichstages einem bereits nahezu vollendeten Werk gegenüber. Hier hat sie eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe, die ihr neben den beiden schweren Aufgaben zu gönnen und nöthig ist. Der Entwurf der Civilprozeßordnung ruht bekanntlich auf dem System der Mündlichkeit und auf der Durchbildung des Verfahrens zum Parteiprozeß, welche bei dem Civilprozeß ebenso naturgemäß, als bei dem Strafprozeß dem Wesen des Strafrechts widersprechend ist. Wir stimmen demnach nicht mit demjenigen Abgeordneten überein, welcher die Frage aufwarf, welcher von den drei bisher in Deutschland vorherrschenden Prozeßgestalten bei der Grundlegung für eine deutsche Civilprozeßordnung den Vorzug verdient habe. Er entschied sich für die Hannoversche Prozeßordnung, weil sie in der Durchführung der Mündlichkeit und des Parteiprozesses das moderne Princip der Selbstthätigkeit der Bürger zur Geltung bringe.

Wir wagen zum Schluß dieser Betrachtung über die erste Lesung der Justizgesetze die Frage aufzuwerfen, deren Beantwortung wir im Reichstage vermißten: welches der gemeinsame Grundzug dieser drei bedeutsamen Reformgesetze ist. Wir erblicken denselben in Nichts so wenig, als in der Ausdehnung der privaten Selbstthätigkeit auf Kosten des Staats, was uns kein moderner Gedanke, sondern eine moderne Ephemere ist. Wir erblicken diesen Grundzug vielmehr in der Annäherung an die Gestalt der edelsten Cultur, wo die Organe der öffentlichen Sittlichkeit oder des Staats als Bürgschaft objectiver Thätigkeit nicht mehr, oder immer weniger gebunden sind an das äußerlich niedergelegte Schema des Gesetzes, sondern wo sie mit der sittlichen und wissenschaftlichen Durchbildung des Geistes in der Befugniß zur freiesten Anwendung des Gesetzes die sachbeherrschende Objectivität zu bewahren wissen. „Ἀυτοὶ γάϱ εἰσι νόμοι“, sagt Aristoteles von den Regenten auf der vollkommensten Stufe der Staatsentwickelung.

(Nachtrag.) Während ich alle anderen Reichstagsvorgänge seit der ersten Lesung der Justizgesetze auf den nächsten Brief verschiebe, glaube ich den Lesern dieser Berichte heute mindestens noch eine Besprechung der Sitzungen vom 4. und 5. Dezember schuldig zu sein.

Die Sitzung am 4. Dezember eröffnete mit der Verlesung von vier Schreiben des Reichskanzlers. Das letzte davon benachrichtigte den Reichstag, daß die bei den Ausgaben des auswärtigen Amtes gestellte Forderung der Besoldung eines Reichsgesandten beim päpstlichen Stuhl zurückgezogen werde. Die Mittheilung dieses Schreibens rief im Reichstag bereits eine große Bewegung hervor. Seitdem der Papst die Betrauung eines Cardinals mit dem Posten eines Reichsgesandten beim päpstlichen Stuhl nicht zugelassen, ist dieser Posten vakant. Die Aufnahme der Besoldung desselben unter die Reichsausgaben war also eine bloße Formalität, indem bei der Rechnungslegung die Position als nicht verausgabt in Einnahme gesetzt wurde. Immerhin hatte diese Formalität die Bedeutung, daß die Reichsregierung jeden Augenblick in der Lage war, einen ordentlichen Gesandten beim päpstlichen Stuhl zu beglaubigen, und daß das Fehlen eines Gesandten bei diesem Stuhl als eine Zufälligkeit erschien. Um die Bedeutung der zurückgezogenen Besoldungsforderung zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, daß vor Kurzem die „Neue freie Presse“ in Wien die Mittheilung brachte, das deutsche Reich habe auf irgend welchen Wegen im Vatikan den Wunsch und die Bereitwilligkeit zur Ausgleichung der obwaltenden Streitigkeiten kund gethan. Es hat keine geringe Wahrscheinlichkeit, daß das Erscheinen dieser Nachricht in diesem Blatt, das zwar nicht römisch ist, aber zu diplomatischen Manövern

vielfach geeignet befunden wird, ein römischer Fühler war. Das Dementi, welches die Reichsregierung sogleich entgegen setzen ließ, konnte man als die Abweisung dieser Friedensofferte deuten. Nicht etwa, als ob das deutsche Reich um jeden Preis kriegerisch gegen Rom aufzutreten gedächte, aber die Staatsleitung desselben weiß, daß Rom sehr schwer und auf keinen Fall schon jetzt auf annehmbare Bedingungen zum Frieden bereit ist. Unter diesen Umständen war die Zurückziehung der Besoldung, mit andern Worten, die Aufhebung der Stelle eines deutschen Gesandten beim römischen Stuhl, eine zweite und noch weit nachdrücklichere Abweisung des von Rom in seltsamer Form, aber immerhin mit Wahrscheinlichkeit geäußerten Friedenswunsches. Sei es nun, daß von dem Schreiben des Reichskanzlers bezüglich der römischen Gesandtschaft schon etwas verlautet hatte, sei es, daß im Geiste des bekannten Centrumsmitgliedes, des Herrn Jörg, der Plan zu einem Angriff sogleich bei der Verlesung des Schreibens entsprang, genug der genannte Abgeordnete wandte sich gelegentlich der Ausgaben für den Bundesrath und seine Ausschüsse, insonderheit der Ausgaben für den auswärtigen Ausschuß, mit überlegter Perfidie gegen die auswärtige Politik des Reichskanzlers, um denselben dem Ausland als Störer des europäischen Friedens zu denunciren, dem Inland als denjenigen, der Deutschland in völlige Abhängigkeit von Rußland gebracht habe. Man konnte diesen Insinuationen sehr viel Aerger und Böswilligkeit, aber daneben freilich auch die Verlegenheit ansehen, welche zu den abgeschmacktesten Mitteln greift. Alle, die der Sitzung beiwohnten, konnten dem Reichskanzler anmerken, daß er antworten werde, und er that es. Nachdem er mit bewundernswerther Ruhe und sachlicher Herrschaft den Versuch widerlegt, die Zurückweisung französischer Beleidigungen in amtlichen Dokumenten und die Bemühung, in Spanien einer Regierung die europäische Anerkennung zu verschaffen, welche in den internationalen Verkehr wenigstens nicht den Mord einführt, zu Interventionen zu stempeln, sprach er über das Verhältniß des Mörders Kullmann zur Centrumspartei. Herrn Jörg gebührt das Verdienst, diesen Mörder auf die Tribüne des Reichstags gezogen zu haben. Was der Kanzler in Folge dieser unerhörten Herausforderung seiner Person aussprach, waren nur nackte Thatsachen. Man kann wohl das Opfer eines Mordversuches nicht stärker reizen, und nur aus der Absicht zu reizen und die Person auf das Tiefste zu verletzen, ist es wohl zu erklären, wenn Jemand das Verbrechen in Gegenwart des Opfers als eine Kleinigkeit darstellt. Der Fürst antwortete nur, indem er die Aeußerungen aus Kullmann's eigenem Mund anführte, wie derselbe sein Verhältniß zur Centrumsfraktion angesehen. Als der Fürst geendet, entwickelte sich eine Scene, deren Beschreibung die Leser schon vielfach vor Augen gehabt haben, wenn ihnen dieser Bericht vor Augen kommt. Gerade bei dem, was man unbeschreiblich

nennt, ist vielleicht die Wiederholung der Beschreibung erklärlich. Ich will mich aber nur auf einige allgemeine Züge beschränken. Man weiß, daß in einer Weise, wie es deutsche Parlamente wohl noch nicht erlebt haben, das Centrum und der übrige Theil des Reichstags minutenlang gegeneinander tobten. War es das Toben des Centrums, welches die nationalen Reihen mit ihrem Beifall ersticken wollten, oder wollte das Centrum mit seinen Mißlauten den Beifall ersticken?

Ich hatte den Eindruck, daß der Beifall eine gewaltige spontane Bewegung war, hervorgerufen durch einen der seltenen Momente, wo die geistige Größe eines Mannes in unmittelbarer Gegenwart für die augenblickliche Wahrnehmung erscheint. Der Lärm der Ultramontanen entsprang weniger dem Bedürfniß ihre Gegner zu übertäuben, als dem imponirenden Einfluß des gehaßtesten Feindes auf ihr eigenes Gefühl! Das blutige Epigramm, welches nach dem bezeichnenden Ausdruck der „National-Ztg.", der Kanzler auf die Schultern eines der rohesten unter den Lärmern heftete, wird unvergeßlich bleiben. In dem Augenblick, als es gesprochen wurde, hatte die erregte Empfänglichkeit den Höhepunkt schon verlassen. Die Debatte lenkte bereits in den Streit mit Argumenten ein, der einer deutschen Versammlung so natürlich ist. Auch der Reichskanzler, als er zum zweiten Mal gegen Windthorst's dialektische Künste das Wort nahm, bewegte sich in dem Geleis der Argumente, als Lasker in dem unseres Erachtens sehr berechtigten Gefühl der unerhörten Schmach, welche die Rede des Jörg der deutschen Nation angethan, die Aeußerungen desselben als Verbrechen bezeichnete. Der Präsident mußte Lasker zur Ordnung rufen. Aber die Mehrheit des Reichstags gab dem Redner Recht, wie nur je. Vergebens suchte Windthorst die Verurtheilung Jörg's durch das grobe Sophisma zu entkräften, das Abrathen vom Kriege könne patriotisch sein, wie Thiers' Abrathen 1870 patriotisch gewesen. In diesem Augenblick geschärfter Wahrnehmung am wenigsten konnte der Rabulist auch nur ein einziges Mitglied darüber täuschen, daß es zweierlei ist, gegen den Krieg sprechen, wenn er in Frage ist, und das eigene Land des Krieges verdächtigen, das im vollen Ernst den Frieden sucht.

Dies die großen Züge der denkwürdigen Sitzung.

Als Fürst Bismarck dem Centrum zurief; „der Verbrecher heftet sich an Ihre Rockschöße"; da leuchtete es wie ein Blitz durch den Saal, der die Schrift erhellt: das Verbrechen heftet sich an Euer Thun. Wie maßlos elend sind die Waffen, mit denen diese Fraktion kämpft, in der so viele an sich achtbare Männer streiten! Nehmen wir an, es wäre wahr, daß den Katholiken Unrecht geschähe von der deutschen Reichsregierung, einer der erfolgreichsten Regierungen, die es gegeben. Wäre da nicht die sittlichste Waffe die wirksamste, mit stillem Ernst hinzuweisen auf den dunklen Flecken

auf dem glänzenden Schild ruhmreicher Thaten! Aber dieses Begeifern, Lästern, Verhetzen der Größe einer Nation, deren Geschicke man zu berathen in Anspruch nimmt, das ist eine Waffe, die nur für eine schlechte Sache geführt werden kann. Der Weg der Ultramontanen führt zum Vaterlandsverrath in der schwärzesten Gestalt, und wenn sie zu diesem Ziel gelangt sind, von welchem sie den Sieg ihrer Sache erhoffen mögen, dann wird es mit derselben für immer in Deutschland vorbei sein.

Die Beleuchtung, in welcher der Ultramontanismus am 4. Dezember erschien, war kein vergängliches Licht. Die Mittheilungen des Kanzlers am 5. Dezember haben es sogleich aufs neue fixirt. Dennoch steht es außer Zweifel, was so lange gemuthmaßt, aber nie bestätigt worden, daß bei der französischen Kriegserklärung von 1870 ultramontane Einflüsse den Ausschlag gegeben, daß man das Concil abkürzte, um es wieder zusammentreten zu lassen unter der Aegide des unwiderstehlichen Schiedsrichteramtes in Europa, welches die Besiegung Deutschlands dem französischen Kaiser verliehen. Nach dem Vorgang der „Germania" wollte Herr August Reichensperger die ultramontane Tendenz der napoleonischen Politik in Zweifel ziehen. Es ist wahr, auch dieser Kaiser konnte dem Papstthum sich nicht bloß unterwerfen, aber er wollte es zum Stützpunkt seiner gesicherten Herrschaft machen, und mußte ihm daher das Meiste, wenn schon nicht Alles, gewähren, was es von ihm fordern wollte.

Die direkte Aeußerung aus dem Munde eines hochbetrauten Dieners der Curie, daß dieselbe nöthigenfalls durch die Revolution zum Ziel kommen werde, hat bei ihrer beglaubigten Mittheilung ein gewaltiges Aufsehen erregt. Auch sie fixirt das Licht, in welches der deutsche Ultramontanismus, der ja nichts sein will als Roms Werkzeug, sich am 4. Dezember gestellt hat.

C—r.

Weihnachtsbücherschau.

Unter den Weihnachtsbüchern für „Große" nennen wir heute an erster Stelle die Erzählungen von L. Budde, frei nach dem Dänischen von Walter Reinmar. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1875.) — Es wird uns versichert, daß der Verfasser des Originals wie der Uebersetzung, Beide, dem starken Geschlecht angehören, sonst würden wir geneigt sein, sie zu dem Geschlecht der besten Blaustrümpfe zu zählen, die es je gegeben hat. Denn der Verfasser besitzt ein Talent für feine weiche Beobachtung der menschlichen und sog. todten Natur, wie wir es in Deutschland nur bei den hervorragendsten Schriftstellerinnen gewahren. Der Uebersetzer seinerseits ist nach

derselben Richtung hin sprachlich und stilistisch ganz besonders beanlagt. Aber diese Bemerkung soll keineswegs etwa den Werth des Originals oder dieser deutschen Ausgabe desselben herabsetzen. Der Deutsche, der in dänischer Literatur zu Hause ist, wird es oft eigenthümlich empfunden haben, daß der Däne eine Weichheit und Bewegung des Gefühls, der Naturschilderung, der Charakteristik für die landesüblichen Bedürfnisse vorräthig hält, die wir bei unsern männlichen Schriftstellern höchst selten antreffen und im Allgemeinen nicht für absolut nothwendig ansehen, dagegen sehr anerkennenswerth finden, wenn sie aus Frauenfedern entflossen sind. Es ist das ein Beitrag zu dem merkwürdigen Problem, daß die Völker, die im rauhesten Kampfe mit der Natur ihr Dasein fristen müssen, Gebirgsbewohner und Inselstämme u. s. w., den innigsten, weichsten Regungen des Herzens, der feinsten Beobachtung besonders zugänglich sind und ihr geistiges Leben darin besonders zu bethätigen lieben. Für uns Norddeutsche, die wir in dem Kampfe um unsere Existenz auch keineswegs auf Rosen von Schiras gebettet sind, hat die dänische und skandinavische Poesie, solange sie uns erschlossen ist, immer besondere Anziehungskraft geübt, und auch diese Erzählungen von L. Budde verdienen unser vollstes Interesse. Denn auch im Humor, in der freien germanischen Würdigung der Individualität, des Menschen im Menschen, gleichviel welchem Stande der Einzelne angehört, in dem schönen Bewußtsein der Pflicht, die Jeder an seinem Theile gegen Andre und die große menschliche Gesellschaft zu üben hat, in der er lebt, sind diese Erzählungen, trotz ihrer nördlicheren seeländischen Herkunft doch ein treues Spiegelbild unserer Volksseele. Ja, in ihnen allen ist die Anerziehung oder der Durchbruch dieses Bewußtseins der Kern der „Moral", der Entwickelung und Verwickelung der kleinen Handlung, welche das sinnige Gemüth des Verfassers uns abspinnt. Wir sind überzeugt, niemand wird diese freundlichen herzlichen Geschichten ohne tiefen bleibenden Eindruck lesen. Für den Weihnachtsabend eignen sie sich ganz besonders, da einige der besten von ihnen die Weihnacht zur Peripetie ihrer Handlung auserkoren haben.

Von den Prachtwerken, welche dieses Jahr sich zur Bescheerung besonders empfehlen, sei in erster Linie der beiden schönen Erzeugnisse des Verlags von Alphons Dürr gedacht: „Die schönsten deutschen Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer, mit trefflichen Holzschnitten nach Zeichnungen von Piloty, Ramberg, Ludw. Richter, M. v. Schwind, Thumann u. A., einer illustrirten Prachtausgabe, die jedem deutschen Hause zur Zierde gereicht, Jung und Alt eine Quelle wahrer, lauterer Freude werden wird; und dann jene edle Ausgabe von Cornelius Loggienbildern, facsimilirt gestochen nach den eigenhändigen Entwürfen des Meisters zu den bekannten Fresken in der Münchner Pinakothek. Hier an dieser Stelle soll auf das hochbedeutsame Werk nur verwiesen werden, um

auf dasselbe später eingehender zurückzukommen. Bis zum Tode König Ludwig's von Baiern lagen die Zeichnungen des Meisters, nach denen die hier vorliegenden Stiche durchgepaust sind, der Welt verschlossen, in königlichem Privatbesitz. Langjährigen kunstsinnigen Bemühungen ist diese Ausgabe zu danken, die dem Münchner Ernst Förster den erklärenden Text, Prof. Große die schön gedachte Zeichnung des Umschlags dankt, und in Verbindung mit den gewaltigen Entwürfen von Cornelius selbst eine der großartigsten Darstellungen der Kunstgeschichte bietet, die denkbar sind. —

Die Deutsche Kunstgenossenschaft in einer ihrer würdigsten Vertretungen, in der Vereinigung des Düsseldorfer „Malkasten", huldigt auch schon seit Jahren der löblichen Gewohnheit, sich zum höchsten Jahresfeste in ihrem „Künstler-Album" um die Weihnachtsgunst des Publikums zu bewerben. Und mit Recht ist dieses Jahrbuch deutschen Kunststrebens und deutscher Kunstleistung in Wort und Bild längst ein gern gesehener Gehülfe unsrer Weihnachtsfreude geworden. Auch der vorliegende achte Band (Düsseldorf, Verlag von Breidenbach & Comp. verdient dieß im vollsten Maße zu sein. Herausgegeben ist er von Ernst Scherenberg, dem kräftigen, tapfren Dichter, dessen gesammelte Lieder soeben in stattlichster Ausgabe bei Ernst Keil in Leipzig erschienen sind, und ebensowohl durch die Reinheit und Tiefe ihrer Lyrik wie durch die Macht und Klarheit ihres vaterländischen Pathos weit über die Massenproduction unsrer Tage hervorragen. Ernst Scherenberg übt sein Amt als Herausgeber des Künstler-Albums in diesem Bande durch pietätvolle Verse zum Gedächtniß an Wolfgang Müller von Königswinter, der bekanntlich von 1851—53 und von 1860—67 das deutsche Künstler-Album herausgegeben. Demselben edeln rheinischen Dichter ist auch das erste Blatt des deutschen „Arabeskenkönigs" Casp. Scheuren geweiht. Und wie in den Gedichten die vornehmsten Sänger des deutschen Parnasses sich vereinigen, so auch in den Bildern! Jeder wird stolz sein, dieses Werk sein eigen zu nennen.

Last not least erbitten wir die ganz besondere Aufmerksamkeit unsrer Leser für das im Verlage von E. Köhler in Darmstadt erschienene Aquarell-Prachtwerk von Ludwig Rohbock „das Berner Oberland", Text von Eduard Osenbrüggen. Wer hat nicht, inmitten der in ihren Formen und Massen, in der Abwechslung von Gebirg, Stromfall, Thal und See einzigen Naturschöne des Berner Oberlandes den Schmerz empfunden, wieder scheiden zu müssen aus dieser reichen Gebirgswelt? Wem ist nicht, wenn er von Thun oder von der Brünigstraße aus zuerst dieser Wunderwelt des Berner Hochlandes entgegeneilte oder von diesen Stellen aus zum letzten Male auf dieselbe zurückblickte der stille Wunsch aufgestiegen: ach, könnte man doch nur eine einzige dieser Herrlichkeiten mit nach Hause nehmen! Die „Souvenirs" an das Oberland, die in Interlaken, Bern, Luzern 2c. in geschnitzten Rahmen, in einer Art von Oelfarbenanstrich oder bunten Lithographien zu kaufen sind, beleidigen mehr unser Auge und unsre heilige Erinnerung an die Reize des Oberlandes, als daß sie daheim uns erfreuen könnten. Und ähnlich verhält es sich wegen des Mangels aller Farbe, wegen der Unmöglichkeit, den Duft der Hochlandsferne wiederzugeben, mit den Photographien und Stereoskopen vom Berner Oberlande. In dem vorliegenden Prachtwerke aber hat sich einer der hervorragendsten Landschafter verbunden mit dem zur Zeit wohl unbestritten bedeutendsten Schilderer der Schweizer Volks- und Gebirgsnatur, Prof. Osenbrüggen, um uns ein Werk zu schaffen, das eine der schönsten Gegenden der Erde in Bild und Wort in mustergültiger Weise uns vorführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 51.

Ausgegeben am 18. December 1874.

Inhalt:

Seite

Preußische Geschichten. Wilhelm Maurenbrecher. . . . 441

Die General-Direction der Sächs. Staatseisenbahnen, das Reichseisenbahngesetz und das Publikum. Max Krenkel. . . 454

Eine neue Ausgabe von Jeremias Gotthelf. B. 467

Vom deutschen Reichstag. C—r. 469

Weihnachtsbücherschau. 476

Ein Brief Friedrich Fischbach's an die Redaction. 480

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu zwei literarische Beilagen. E. Koschny in Leipzig. Meyer'sche Hofbuchhandlung in Detmold.

Leipzig, 1874.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Die soeben erschienene No. 50 der **Jenaer Literaturzeitung**, im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von Anton Klette, Jena, Mauke's Verlag (Hermann Dufft) enthält Besprechungen von:

J. Köstlin, Martin Luther: von H. Holtzmann. H. Weingarten, Zeittafeln zur Kirchengeschichte: von F. Nippold. H. Thiele, die Vaterlandsliebe der Christen: von R. Ehlers. J. Chr. K. v. Hofmann, die Offenbarung Johannis. — J. Wiesinger, d. Gährungsprocess unserer Zeit: von W. Grimm. F. v. Holtzendorff, Rechtslexicon: von Th. Muther. C. Walcker, d. russ. Agrarfrage: v. A. v. Miaskowski. F. Merkel, Untersuchungen aus dem anatomischen Institut zu Rostock: von G. Schwalbe. R. Sturm, darstellende Geometrie: v. F. Lindemann. A. v. Lasaulx, das Erdbeben von Herzogenrath: von E. Schmid. F. Sauter, diplomatisches ABC: von W. Schum. W. Arndt, Schrifttafeln: von W. Schum. B. Capasso, historia diplomatica regni Siciliae inde ab anno 1250—1266: von W. Bernhardi. M. Ritter, die Union und Heinrich IV.: v. G. Droysen. C. Otto, Johannes Cochleaus: v. C. Bursian. Rivista di filologia: von L. Jeep. Aeneae T. poliorceticus, ed. A. Hug: von F. K. Hertlein. A. Rosenberg, die Erinyen: von K. Dilthey. Jean de Flagy, girbers de Metz, herausgegeben von E. Stengel: von H. Suchier.

Das December-Heft der **„Deutschen Blätter"**, begründet von Dr. **G. Füllner**, herausgegeben von Dr. **E. F. Wyneken**, Verlag von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha**, bringt folgende Aufsätze:

Zum Reichsvereinsgesetz. Von einem Volkswirth. Die Statistik der sittlichen Thatsachen und die sittlichen Wissenschaften. Von **Schmidt.** Patriotismus und Wissenschaftlichkeit. Von einem Patrioten. Gewerbe und Gewerbegesetzgebung in Deutschland von der Reformationszeit bis zur Constituirung des Norddeutschen Bundes. Von **Marpe.** Die sociale Frage keine kirchliche Frage. Von einem Chiliasten. Die kirchenpolitische Lage und die religiösen Richtungen in der reformirten Kirche des Cantons Bern. Von **Hugendubel.** Aus der Neuchäteller Kirche. Schreiben an den Herausgeber.

!Zur Geschichte Frankreichs!

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. J. Honegger, Prof. in Zürich. Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten.

Inhalt. Geist und Gang der Geschichte. — Aufsteigen der französischen Macht bis auf Ludwig XIV. herab. Die französische Weltmachtstellung auf ihrer Höhe: Ludwig XIV. — bis zur Scheide der Jahrhunderte. — Politischer Verfall des Staates, Herrschaft der revolutionairen Literatur. — Frankreich seit der Revolution. XIV. u. 400 Seiten. gr. 8. Preis 2½ Thlr. = 7 M. 50 Pf.

Früher erschienen:

Karl Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der 2. Hälfte des XIX. Jahrh. Eindrücke und Erfahrungen. 2. umgearb. u. vermehrte Aufl. 8. 1⅔ Thlr. = 5 M.

S. Sugenheim, Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8. 1½ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Begründet von Joseph Lehmann. 43. Jahrgang. Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

No. 49 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Wider die Sozialdemokraten. 713. — Geschichte der Stadt Köln. 714. — **Oesterreich-Ungarn.** Vereinsleben bei den Siebenbürger Sachsen. 715. — **Belgien.** Der Krieg von 1866, ein Werk Bismarcks. (Nach der Revue de Belgique.) 717. — **Frankreich.** Friedensliguen und Völkertribunale. 720. — Der neueste Roman Daudets. 721. — **Indien.** Bericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Abgeordneten Dr. Eberty. IV. 721. — **Orient.** Eschmunazars Grabschrift. 722. — **Kleine literarische Revue.** Am Genfer See. 723. — Maurice Block, Statistique de la France, ouvrage couronné par l'Institut. 724. — Henry Ward Beechers ausgewählte Predigten. 724. — Geschichtsstudien in Amerika. 724. — The International Gazette. 724. — Eduard VI. gegen die Suprematie des Papstes. 724. — Häusliche Krankenpflege. 725. — **Sprechsaal.** Frankreich und die Karlisten. 725. — Fritz van de Kerkhove. 726. — Ecole libre des sciences politiques. 726. — Brief aus den russischen Ostsee-Provinzen. 726.

No. 50 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Fortschritte der Menschheit. 729. — Neue literarische Erscheinungen und Weihnachtsgaben. I. Varnhagen und Rahel, Otto Lange, Mylius, Ernestine. Richard Kaufmann, Prediger Buchmann, Bruno Bucher und A. Gnauth, J. Lessing. 731. — **Spanien.** J. L. Klein, Geschichte des spanischen Dramas. I. 733. — **Italien.** Gabrio und Camilla. Zeitgeschichtlicher Roman von Guilio Carcano. 731. — **Frankreich.** Die Krisis in der reformirten Kirche in Frankreich. 736. — **England.** Zu Ehren Shakespeares. 736. — **Indien.** Nana Sahib. 737. — Bericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Abgeordneten Dr. Eberty. V. (Schluß.) 738. — **Kleine literarische Revue.** Jugend- und Volksschriften zum Weihnachtstisch. 740. — Kleinkinder-Geschichten von Laboulaye. 741. — Die Geschichte Indiens, von seinen eigenen Geschichtsschreibern erzählt. 741. — Auguste Brachet. 741. — La Roumanie contemporaine. 741. — Les Grammairiens français. 741. — Bädekerromane. 742. — **Sprechsaal.** Alter Zeit in den französischen Lyceen. 742. — Albert Lemoine. 742. — Pädagogische Schriften. 742.

Digitized by Google

Preußische Geschichten.

Nicht ganz ungegründet ist der Vorwurf, den manche Freunde der Geschichtswissenschaft ihren Jüngern machen, daß gegenwärtig keine irgendwie genügende Darstellung deutscher Geschichte vorhanden ist. Die alte fable convenue, die man für die Geschichte des deutschen Volkes ausgegeben hat, ist an den meisten Stellen erschüttert. Die neuere kritische Forschung ist in voller Thätigkeit, an ihrer Stelle ein neues Gebäude aufzuführen; — diese Thätigkeit ist aber noch nicht vollendet; und so entschließt sich ein wissenschaftlicher Historiker einstweilen nicht leicht, eine zusammenhängende und alles umfassende Darstellung zu geben. Es bleibt heute anderen Händen überlassen, Grundrisse und kurze Handbücher zu verfassen. Jedenfalls was von größeren und ausführlicheren Werken über deutsche Gesammtgeschichte in letzter Zeit ausgeboten worden, wird nicht wirklich empfohlen werden dürfen.

Anders steht es mit der Preußischen Geschichte. Nicht als ob man sagen könnte, wir besitzen eine allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Gesammtgeschichte des preußischen Staates; — aber hervorragende Historiker haben sich an diese Arbeit gemacht und es liegen Werke über preußische Geschichte vor, an die man den Maaßstab wissenschaftlicher kritischer Geschichtschreibung anlegen darf. Wir erinnern kurz an die älteren Versuche, um dann die neueren Bearbeitungen genauer zu charakterisiren.

Die Geschichte des preußischen Staates wächst heraus aus der Geschichte des brandenburgischen Kurfürstenthumes. Um die Wende des 16. auf das 17. Jahrhundert trat die höher hinaufstrebende Tendenz der Brandenburger zu Tage, da begann die brandenburgische Landesgeschichte einen anderen Charakter anzunehmen als die der anderen deutschen Landesfürstenthümer. In dieser Zeit und aus diesen Verhältnissen der kühner emporkommenden brandenburgischen Politik heraus schrieb der erste brandenburgische Historiker Leutinger seine Werke über die Geschichte der heimischen Lande.

Im 17. Jahrhundert hat sodann der große Kurfürst aus dem von seinen Vorfahren gewonnenen Materiale den neuen brandenburgisch-preußischen Staat gebildet. Während seiner Regierung entwickelte sich das eigenthümliche Gepräge des neuen deutschen Zukunftsreiches. Damals griffen Viele zur

Feder, dies neue Staatswesen zu schildern, Lockelius, Rentsch und in den nächsten Nachwirkungen dieser Regierung unter seinen beiden Nachfolgern Gundling, Zwantzig, Abel und Mylius. Den großen Kurfürsten hatte Leti, einer der italienischen Vielschreiber, sich neben seinen anderen zahlreichen Geschichtsbüchern zum Gegenstand einer lebhaften und amüsanten Schilderung gemacht; und der Kurfürst selbst hatte einen der ersten europäischen Gelehrten Pufendorf herbeigerufen, Herold seiner Thaten zu werden. Das kurfürstliche Staatsarchiv stand Pufendorf offen; er benutzte mit großem Geschick und mit politischem Verständniß die geheimsten Papiere der Regierung, — ein merkwürdiges Beispiel von richtiger Erkenntniß der Bedeutung und des Nutzens archivalischer Forschung, mit dem unser Vaterland damals Andern die Wege gewiesen!

Unter unsern preußischen Historikern ist mit besonderem Nachdruck unser größter König und Staatsmann zu nennen, König Friedrich der Große. Er hat bekanntlich nicht allein die Geschichte seines Lebens und seiner Regierung verfaßt, sondern auch eine Skizze der vorhergehenden Geschichte des Landes und des Fürstenhauses geliefert, ein kleines aber bedeutendes Buch, voll der genialsten historischen Blicke, gesättigt und getränkt von dem historisch-politischen Urtheil eines der gewaltigsten und originalsten politischen Genies. Der König, der wie keiner die Leistungen und Fähigkeiten und Aufgaben seines Volkes zu ermessen und zu leiten verstand, kritisirte in scharf pointirten Sätzen Thun und Lassen, Tugenden und Fehler seiner Vorgänger: beim Studium preußischer Geschichte wird man heute noch diese Urtheile zu erwägen und zu berücksichtigen haben.

Während der Regierung dieses Königs wurde das Königreich Preußen europäische Großmacht; es lohnte sich immer mehr seiner Geschichte nachzugehen. Der Hallenser Professor Pauli hat damals ein umfangreiches Werk aus gewissenhaften Studien verfaßt; von Band zu Band wächst mit dem Aufschwung der großen Ereignisse und Thaten des siebenjährigen Krieges Kraft und Muth des preußischen Historikers: wir können heute immer noch die acht Quartanten von Pauli nicht entbehren. Um Pauli gruppiren sich, ihn ergänzend und ausführend, die Arbeiten und Studien von Buchholz, Gallus, Thile, Wöhner, Fischbach, Hering, Baczko u. A.: eine Anzahl von Monographien ist damals entstanden, ohne deren Hülfe auch heute noch Niemandem — leider! — gerathen werden könnte, preußische Geschichte zu treiben!

Am Ausgang des vorigen und Eingang dieses Jahrhunderts hat sich der Geister in ganz Europa eine neue politische Tendenz und Auffassung bemächtigt: wie sie das öffentliche Leben in allen Culturländern zu beherrschen und allmälig umzuwandeln sich bestrebte, so drang sie auch in die politischen und

historischen Wissenschaften ein. Auf dem Gebiete, das wir betrachten, entstand daraus die sehr interessante historisch-politische Kritik, welche der Franzose Mirabeau, einer der Führer der neuen Tendenzen, über den preußischen Staat geschrieben: anregende und fruchtbare Discussionen rief dergleichen natürlich hervor.

Seitdem konnte man nicht wohl mehr bei der hergebrachten Regenten- und Volksgeschichte sich begnügen; man empfand das Verlangen die maßgebenden politischen Faktoren der preußischen Geschichte zu begreifen; und eine von politischem Geiste eingegebene Geschichte des preußischen Staates war und blieb nun ein Thema, das vor, während und nach den Freiheitskriegen manche Geister reizen mußte. Dieser preußische Staat, der damals Deutschland aus fremdem Joche errettet, dem die Deutschgesinnten ihre Blicke immer intensiver zuwandten, war eine Erscheinung, mit der die neue politische Doctrin sich in irgend einer Weise abfinden mußte: in manchen Stücken sah sie in ihm verwandtes, andererseits aber auch manches, was sie abstoßen und zurückschrecken mußte; — von den verschiedenen Seiten, die der Betrachtung sich boten, galt es seine Geschichte zu verstehen oder zu studiren. Das nationale und patriotische Gefühl steigerte das Interesse an der Aufgabe; — und doch ist trotz vieler Anläufe diese Aufgabe damals nicht gelöst worden.

Wir wissen, daß Friedrich's II. Minister Herzberg sich mit der Absicht einer Geschichte getragen. Es ist bekannt, daß der gefeiertste Historiker seiner Zeit, Johannes von Müller ein großes Werk dieser Art zu schreiben, nach Berlin berufen war: aus seiner nachmals gehaltenen Rede über Friedrich II. schöpfen wir das Gefühl dankbarer Befriedigung darüber, daß er nicht damit zu Stande gekommen. Dagegen bedauern wir es auf das Lebhafteste, daß der Schöpfer unserer kritischen Geschichtsforschung, B. G. Niebuhr seinen Gedanken einer Preußischen Geschichte nicht ausgeführt hat: er wäre der Mann für diese Sache gewesen! Der Anstoß, den er ernsten und eindringenden Studien gegeben, wirkte natürlich auch auf diesem Felde förderlich weiter; kritische und grundlegende Forschungen wurden unternommen: man braucht nur an die Namen von W. von Raumer, Klöden, Lancizolle, Riedel u. A. zu erinnern, um die Bedeutung und die Resultate vieler monographischer Untersuchungen und vieler archivalischer Forschungen hervorzuheben. Daneben hatten auch in Berlin die Professoren Rühs, Stuhr, Siegfried Hirsch, in Königsberg Schubert die Absicht, preußische Gesammtgeschichten zu schreiben; von allen aber sind nur Fragmente fertig geworden sehr verschiedenen Werthes. In den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen ist manches ernstlich gemeinte Buch über einzelne Abschnitte preußischer Geschichte zu Stande gekommen; es ist durch energischen Sammlerfleiß für die ältere Zeit das urkundliche Material zusammengetragen; es sind auch einzelne

Partien schon mit historisch-politischem Geiste behandelt. Wir geben hier kein Verzeichniß solcher Monographien.

Nur zwei merkwürdige Erscheinungen jener Tage mag es gestattet sein, kurz zu berühren. Der feudale Publicist Adam Müller unterwarf den modernen Charakter, den schon Friedrich II. der preußischen Staatsgeschichte aufgeprägt, einer scharfen Kritik, während Manso, der liberal gesinnte Historiker sich vorgenommen, nach der Katastrophe von 1807 den Niedergang des preußischen Staates durch historische Darlegung zu erklären. Die beste Kritik des Buches von Manso haben die Ereignisse geliefert: das Jahr 1813 strafte den Historiker Lügen, der 1807 als den nothwendigen Ausgang seiner Geschichte in Aussicht genommen; und so stehen hier Anfang und Ende des Geschichtswerkes in seltsamem Widerspruche zu einander. Nur wer in die Endziele unserer Geschichtsentwickelung ein unerschütterliches Vertrauen gewonnen, war im Stande für eine preußische Gesammtgeschichte die richtige Tonart zu wählen.

Unvollendet geblieben sind die Werke von Lancizolle's (1828) und Helwing's (1833), beide Kinder ernsten und eindringenden kritischen Studiums, beide etwas schwerfällig gearbeitet, für größere Kreise nicht anziehend, aber dem wissenschaftlichen Studium preußischer Geschichte lohnend und gewinnreich. Helwing hat dabei auch die inneren Verhältnisse ernsthaft genommen, die so leicht der Tummelplatz oberflächlicher Behauptungen und tendenziöser Phrasen zu sein pflegen. Mit Unrecht sind die genannten beiden Bücher durch das Werk von Stenzel in den Hintergrund gedrängt worden.

Wie das große Unternehmen des Buchhändlers Perthes, die Sammlung europäischer Staatengeschichten überhaupt, so ist auch die Preußische Geschichte Stenzel's für das Bedürfniß des größeren Lesepublikum bestimmt und berechnet. Von 1830 bis 1854 sind fünf Bände fertig geworden, welche bis 1763 reichen. Die einzelnen Theile sind sehr ungleichen Werthes: anfangs kaum mehr als eine Compilation aus fremden Arbeiten, beruht das spätere auf eigenen selbständigen Studien. Der erste Band erzählt synchronistisch die Geschichte der einzelnen Theile der späteren preußischen Monarchie, „ein Potpourri pommerscher, schlesischer, preußischer und polnischer und Gott weiß! noch welcher Provinzialgeschichten." Stenzel folgt dem offenbar unrichtigen Gedanken, die Geschichten aller derjenigen Länder, die nachher den preußischen Staat gebildet haben, nebeneinander zu erzählen, statt aus der Geschichte der Mark Brandenburg den brandenburgisch-preußischen Staat zu entwickeln. So hoch man auch immer das anschlagen mag, was Preußen und die Rheinlande und noch später Schlesien für das Ganze des Staates geworden sind, es bleibt doch eine schiefe Auffassung, wenn nicht von vornherein festgehalten wird, daß Wiege und Fundament unseres Staates Brandenburg gewesen ist. Wer aber

in die Vorgeschichte Preußens eine falsche Disposition hineinbringt, verfehlt den historischen Grundgedanken und erschwert das Verständniß der Beziehungen, in welchen die Theile zum Ganzen stehen.

Die zwei nächsten Bände umfassen die Geschichte des Jahrhunderts von 1640 bis 1740. Man kann sagen, hier findet sich das Bild fixirt, das der patriotisch gesinnte, mäßig unterrichtete, nach historischer Bildung strebende Liberalismus der vormärzlichen Jahre sich von preußischer Geschichte gemacht hat: die populäre Karrikatur Friedrich Wilhelm's I. als des Despoten in seiner Familie und seinem Staate wird uns ohne jede kritische Prüfung der Ueberlieferung, durch die sie getragen ist, als wirkliche Geschichte vorgeführt: von der Bedeutung dieses großen Organisators in Preußen hat der Autor keine Ahnung, für einen so eigenartigen Charakter kein Verständniß. Grade weil man sich vielfach für die Jahre 1688—1740 veranlaßt sieht, Stenzel's Buch als das maßgebende zu behandeln, gerade deßhalb muß betont werden, daß dieser Abschnitt bei ihm nicht auf eigenen Studien, nicht auf eigenem Urtheile beruht. Dem Lobe, das 1842 Häusser über Stenzel ausgesprochen hat, wird Niemand mehr beipflichten können, der an historische Arbeit und historisches Urtheil etwas strengere Forderungen erhebt; wie alle Welt so sah auch Häusser damals Preußen an mit den Augen des süddeutschen Liberalen, dem die Behauptung preußischer Eigenart und die Hervorhebung preußischer Verdienste um die nationale Sache damals noch als „Borussomanie" erschien. Ein wirkliches Verständniß der inneren Entwickelung Preußens ist bei Stenzel nicht zu finden; ja in den zwei letzten Bänden, die 1851 und 1854 erschienen und die Jahre 1740—1763 behandelten, stellte er selbst sich in Gegensatz zu der richtigeren wissenschaftlicheren Behandlung preußischer Geschichte, welche damals schon versucht worden war. Man sollte es heute kaum für möglich erklären, daß damals (1851) bei einem Vergleich von Stenzel und Ranke selbst Häusser sich auf die Seite des Ersteren geschlagen.

Leopold von Ranke, der vor jetzt fünfzig Jahren seine kritischen Arbeiten zur Geschichte des neueren Europa begonnen, hatte zwei Jahrzehnte hindurch fast ausschließlich das Reformationsjahrhundert als Hauptobjekt seiner Forschung behandelt: der kritischen Behandlung und Beleuchtung historischer Quellen hatte er die neuen Bahnen gebrochen, dem archivalischen Studium eine bis dahin ganz ungewohnte Ausdehnung gegeben und in der Auffassung der historischen Ereignisse und Personen dem Historiker eine eigenthümliche neue Haltung angewiesen: durch alles dies war er in der That der Meister der historischen Studien und der Führer der vielen in seiner Schule gebildeten Historiker geworden. Auf der Höhe seiner schaffenden Kraft an-

gelangt, widmete er nun den vaterländischen Dingen seine Bemühungen: 1847 und 1848 erschienen seine „Neun Bücher Preußischer Geschichte.“

Die Aufnahme epochemachender historischer Werke durch das Publikum, dem sie zuerst zugehen, läßt sich häufig ganz anders an, als die Werthschätzung, der dieselben Werke nachher zu begegnen gewohnt werden. Wer die ersten kritischen Aeußerungen über die großen Geschichtswerke Ranke's einmal durchmustert, wird in ihnen auf staunenswerthe Sätze stoßen: man würde vielleicht das Urtheil wagen dürfen, daß erst das letzte Jahrzehnt angefangen, Ranke's Bedeutung annähernd richtig zu würdigen, ja daß sogar heute eine volle und ganze Werthschätzung seiner großartigen Werke erst bei wenigen Personen sich vorfindet. Damals war man an die Albernheiten Rotteck's und die drastischen Aeußerungen historischen Unverstandes, mit welchen Schlosser die Welt erfreuete, noch allzusehr gewohnt, als daß man sich durch Ranke's objectives historisches Wesen befriedigt gefühlt hätte. Ueber seine preußische Geschichte war man ziemlich einig im Urtheile — eine bestellte „Hofhistoriographie“ (Ranke war zum preußischen Historiographen ernannt worden), eine „schönfärbende Künstelei“ betitelten die einsichtigeren und sachverständigen Kritiker sein Werk: es bedarf kaum einer längeren Ausführung, wie die Stimmen der gewöhnlichen Publicistik ihn mitnahmen! Ueber das letztere darf man sich doch nicht allzusehr wundern. Ranke's Buch fällt ja gerade in eine Zeit, in welcher die gebildete Welt, unbefriedigt und geärgert durch die politischen Experimente des preußischen Königs Friedrich Wilhelm's IV., jenes Fürsten, dem der mildeste historische Beurtheiler nicht viel angenehmes wird nachrühmen können, zu nichts weniger gestimmt war als zu einer vorurtheilsfreien Anerkennung des preußischen Königthumes. Unbeirrt von dieser Strömung der Tagesmeinung, setzte Ranke in lichtvoller, alle Seiten des historischen Lebens beleuchtender Erörterung die fundamentalen Leistungen der preußischen Könige auseinander: scharf und blank kam bei ihm die Thatsache zum Ausdruck, daß der preußische Staat eine Schöpfung seiner Könige ist, ein Urtheil, das heute nur die bodenloseste Unwissenheit noch bestreiten könnte, das damals zuerst von Ranke in so bestimmter Weise und in so weitem Umfang aufgestellt wurde. Ranke hatte dann die Anfänge Friedrich's II. in ihrer so blendenden Virtuosität aus neuem Stoffe mit neuen Thatsachen gemalt, in einer Zeichnung, die wohl kaum viele Verbesserungen noch erwarten dürfte.

Es hieße Wasser ins Meer schöpfen, wenn man heute die Forschung Ranke's als eine wissenschaftliche erst besonders preisen wollte. Damals flüchtete sich der Aerger über seine Resultate hinter die Bemängelung seiner Studien als ungründlich und eilig gleichsam allein ad hoc gemachter. Allerdings bei allem Licht bietet uns seine preußische Geschichte auch Schatten. Auf

ein paar Seiten drängt sich die ganze Geschichte bis 1688 zusammen; selbst König Friedrich Wilhelm I. wird mehr beurtheilt als dargestellt: was so oft bei Ranke unbequem ist, — seine offenkundige Abneigung bekanntes zu erzählen, oft erzähltes zu wiederholen, — das stört hier in ganz besonderer Weise den Leser; hier wird viel, ja zu viel als bekannt vorausgesetzt; und die Darstellung erhält dadurch etwas zerrissenes, unfertiges, fragmentarisches; es rächt sich selbst bei Ranke, wenn er ausschließlich für die Kenner preußischer Geschichte zu schreiben wagt.

Immerhin war hier der Zusammenhang preußischer und deutscher Geschichte in einer neuen Weise gezeigt, es waren die charakteristischen Momente preußischer Entwicklung mit sicherem Griffe aus der Masse der Thatsachen hervorgeholt, es war das persönliche Verhältniß und die innere Bedeutung der drei großen Regierungen des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. mit festen Zügen gezeichnet: der eigentliche Inhalt, die historische Idee dieser preußischen Geschichte war aufgedeckt. Es galt dies neue Licht weiterhin auf alle Theile der Geschichte zu werfen, die Skizze Ranke's zu einem das ganze Leben wiedergebenden Bilde auszuführen.

Wie gesagt, als das Buch erschien, verhielt man meistens ihm gegenüber sich ablehnend. Ranke's kühle und vornehme Zurückhaltung, seine unbefangene Anerkennung des Königthums mußten damals ihn als Gegner der Wünsche des Jahres 1848 darstellen. Ohne großen Eindruck von dem Werke empfangen zu haben ging die öffentliche Meinung an ihm vorüber.

Die Hoffnungen, welche deutsche und preußische Patrioten damals 1848 und 1849 über die deutsche und preußische Zukunft gehegt, waren bald zerronnen: die liberalen und nationalen Parteien hatten ihr Ziel nicht erreicht. Entmuthigung und Abspannung bemächtigte sich dann der Geister. Aber grade in der Zeit des heftigsten politischen Katzenjammers der nationalen Partei, grade in der traurigsten Periode politischer Erbärmlichkeit in Preußen, im Jahre 1855 trat Einer der Vorkämpfer unserer nationalen Wünsche und Hoffnungen von 1848 mit einem groß und gewaltig angelegten historischen Werke über Preußen auf, das wie eine historische Rechtfertigung aller gehegten Ideale und wie ein prophetisches Trostwort auf eine bessere Zukunft aussah, wir meinen die Geschichte der preußischen Politik von J. G. Droysen. Von den Anfängen der Mark, von den Ahnherren des Zollernschen Hauses an unternimmt dieser Autor es die deutsche Politik Brandenburg-Preußens nachzuweisen: was 1848 die Frankfurter Kaiserpartei erstrebt, wurde als das traditionelle Programm preußischer Geschichte und preußischer Politik gezeigt. Eine Erfrischung gesunkener Hoffnungen, eine Belebung ersterbender Wünsche wurde hier den Vaterlandsfreunden dargereicht. Und es war nicht ein politisches Pamphlet, nicht eine leichte, schnell

zu verwehende Broschure, sondern ein Werk solider und massiver Gelehrsamkeit, nicht eine Frucht augenblicklicher Laune, sondern das Resultat langer und mühsamer Studien. Die Geschichte unsrer nationalen Entwicklung in den beiden letzten Jahrzehnten läßt sich nicht verstehen, wenn man von Droysen's preußischer Politik absehen wollte!

Doch das ist seine Wirkung auf das öffentliche Leben unserer Zeit. Prüfen wir seinen wissenschaftlichen Charakter.

Zuerst ist darauf hinzuweisen, daß Droysen nicht eine preußische Geschichte, sondern eine Geschichte der preußischen Politik schreibt, und in hervorragender Ausdehnung nur die auswärtige Politik behandelt; ja wenn man genauer hinsieht, beschränkt Droysen's Thema sich noch enger auf die deutsche Politik Preußens: was der preußische Staat für die nationalen Aufgaben und Bestrebungen Deutschlands geleistet, das im Einzelnen hinzustellen und die einzelnen Thatsachen und Erscheinungen des historischen Lebens als Glieder einer zusammenhängenden Kette, als Aeußerungen eines bleibend und einheitlich gedachten nationalen Programms aufzuweisen ist die leitende Idee seiner Arbeit. Große Mühe und viele Studien hat er aufgewendet, in der früheren Geschichte bis 1640 die einzelnen Ansätze dieser Richtung aufzuspüren und als solche zu beleuchten; dem Zeitraum, den man als die Vorgeschichte des preußischen Staates verstehen und ansehen muß, hat er allein drei Bände gewidmet. Das ist nicht nur ein Fehler der künstlerischen Composition, sondern auch ein Fehler des historischen Gedankens selbst: man kann nicht von einer constanten traditionellen preußischen Politik reden für eine Epoche, in der das noch gar nicht vorhanden ist, was man den preußischen Staat nennt. Es wird bereitwillig zugegeben und gern anerkannt werden müssen, daß diese ersten Bände Droysen's für die deutsche Geschichte des 15. Jahrhunderts sehr schätzenswerthe Resultate enthalten oder doch den Studien über dies Gebiet erfreuliche Anregungen bringen; auch für das 16. Jahrhundert kann man manches aus Droysen lernen. Aber die preußische Geschichte gehen diese Dinge nicht viel an; ja sie rufen sehr leicht und sehr oft eine falsche Auffassung der Thatsachen brandenburgischer Geschichte hervor. Das was späterhin den Brandenburgern eigenthümlich gewesen, wird hier in die frühere Zeit hineingetragen: Personen und Ereignisse früherer Epochen erhalten ein Licht über sich ausgegossen, das nichts anderes als der Reflex der späteren Dinge ist. So wird eine objective und ruhige Erwägung die Glorificirung des Kurfürsten Friedrich I. als eine einseitige Betrachtung auf ein anderes Urtheil ermäßigen, die Bewunderung Albrecht Achilles' als ganz unmotivirt, die Joachim I. beigelegte höhere Bedeutung als eine ungerechtfertigte Ueberschätzung bezeichnen müssen: im 15. und 16. Jahrhundert spielt weder in der deutschen noch in der allgemeinen Geschichte Brandenburg die Rolle, die

Droysen ihm zuweist. In die letzten Jahre des 16. und in den Anfang des 17. Jahrhunderts erst fällt die aufdämmernde Ahnung einer neuen Zukunft dieses Landes. Für den allgemeinen Standpunkt Droysen's wäre es besser gewesen, wenn er nicht 3 Bände, sondern höchstens 300 Seiten dieser Vorbereitung seines Hauptwerkes gewidmet.

Mit dem großen Kurfürsten beginnt der preußische Staat: eine spezifisch preußische Politik ist erst durch ihn ins Leben gerufen. Bei diesem Abschnitt erbreitert sich Droysen's Darstellung noch um ein bedeutendes. Sein bleibendes Verdienst ruht in den Forschungen über das erste Jahrhundert der eigentlich preußischen Staatsgeschichte. Von 1640 bis 1740 reichen sechs Bände; die Jahre 1740—1742 umfaßt der jüngst erschienene Theil. Die Darstellung des großen Kurfürsten in 3 Bänden ist eine monumentale Leistung. Mit ausgedehntester Benutzung der gedruckten Literatur verbindet sich eine rastlos unermüdliche Forschung in Archivalien. Sorgfältiges und eingehendes Detailstudium des Berliner Archives ist das charakteristische Merkmal Droysen's: auf den Aktenstücken des preußischen Staatsarchives, auf den ächtesten unverfälschtesten und sichersten Zeugnissen, welche die preußische Politik und Diplomatie und Verwaltung von sich selbst hinterlassen, beruht alles, was wir in diesen sieben Bänden lesen.

Es ist eine Arbeit hier angehäuft, die nicht leicht Jemand in dieser Weise unternimmt und in diesem Umfange durchführt.

Droysen's Studium hat sich im wesentlichen selbst die Beschränkung auf das Berliner Archiv gesetzt; er zieht nicht fremde Archive zur Controle und Ergänzung hinzu. Dies Verfahren aber beruht auf freiem Entschlusse des Forschers; er folgt dabei einer festen Methode und einem eigenen kritischen Gedanken. Droysen entwickelt vornämlich den Inhalt der preußischen Staatspapiere; er spiegelt in seinem Buche die Auffassung der Welt wieder, wie sie den preußischen Staatsmännern während ihrer politischen Arbeit sich dargestellt hat; er schildert die Wechselbeziehungen und Verflechtungen preußischer mit österreichischen, französischen, englischen Dingen, aber er bleibt dabei abhängig von der Auffassung, wie sie im Lauf der Geschäfte die preußischen Politiker gehabt haben. Recht oft würden dieselben Dinge, von französischer oder englischer oder österreichischer Seite aus angesehen, eine ganz andere Farbe oder Gestalt annehmen. Gewiß ist es für den politischen Praktiker ein unerläßliches Gesetz, nur von seinem Standpunkte aus die Ereignisse zu sehen und zu beurtheilen; und auch dem Historiker mag es gestattet sein, auf diesen Standpunkt eines bestimmten politischen Praktikers zu treten und mit dessen Augen die politische Welt zu sehen. Der methodische Standpunkt Droysen's ist als ein berechtigter sicher zuzugeben; die Geschichte eines mächtigen Staates oder einer kräftigen Nation zieht aus solchem Boden, der ihr

eigener ist, ganz besonders wirksame Säfte und Kräfte: Ton und Farbe der ganzen Darstellung wird und bleibt eine nationale Schöpfung: so manche nationale Eigenschaft und Bestrebung wird nur von dem Geiste der eigenen Nation und aus dem Geiste derselben begriffen und verstanden. Droysen's Methode fechten wir nicht in ihrer Berechtigung an; wohl aber behaupten wir, daß sie nicht die einzig berechtigte sei: die universale Auffassung, die es versteht von verschiedenen Standpunkten aus eine Sache zu sehen und aus dem Zusammenwirken der vielseitigen Bilder das Endresultat und Endurtheil zu gewinnen, sie ist nicht nur neben der Droysen'schen Weise berechtigt, sondern sie hat auch den Vorrang vor ihr zu behaupten.

Eine andere Eigenthümlichkeit Droysen's ist neuerdings wiederholt bemerkt worden. Seine Erzählung ist bemüht, sich möglichst genau dem aktenmäßigen Verlaufe der Ereignisse anzuschließen; er geht jeder Windung und Biegung seiner Straße gewissenhaft nach; von Monat zu Monat, oft von Tag zu Tag begleitet er jede kleine Abwandlung, welche die politischen Geschäfte durchmachen, mit aufmerksamer Feder. Also beachtet er nicht immer die Grenzlinie, die das Geschäft von der Geschichte scheidet. Bei besonders wichtigen Gelegenheiten ist es natürlich jedes Historikers Bestreben, möglichst ins Detail der historischen Vorgänge zu dringen; aber durchgehends diese minutiöse tagebuchartige Erzählung festzuhalten ist ebenso ermüdend als es von dem eigentlichen Verständnisse der Geschichte ableitet. Des Historikers Sache ist es aus dem unabsehbaren Meere der täglich vor sich gehenden Thatsachen das zu wählen, was wirklich Geschichte ist: nicht alles was geschieht, ist deßhalb auch Geschichte. Aus der Fülle seines Materials theilt Droysen oft zu viel mit; sein Leser verliert die Straße, die er wandeln soll: er geht unter bei allen den auf ihn einstürmenden Eindrücken und Gesichtspunkten und Erwägungen.

Droysen's Darstellung des großen Kurfürsten ist von mehreren Historikern der Vorwurf gemacht worden, daß bei seiner Betonung der „Politik" die Persönlichkeit des Kurfürsten nicht zu vollem Ausdrucke gelangt. Dieser Einwand ist nicht unbegründet. Von dem persönlichen Antheil des Herrschers und seiner einzelnen Staatsminister ist weniger die Rede, als es sein könnte. Auch die ganze Originalität der Person Friedrich Wilhelm's I. zeigt er uns nicht. Dagegen werden selbst jene Kritiker zugeben müssen, daß Friedrich's II. persönliche Figur und Wesen zu zeichnen von Droysen nicht verschmäht worden ist.

Die auswärtige Politik ist, wie gesagt, der Hauptinhalt dieses Werkes: auf diesem Gebiete hat Droysen das Verdienst, ganze Abschnitte neu geschaffen, ganze Kapitel preußischer Geschichte neu entdeckt zu haben. Und wenn er auch bisweilen die inneren Verhältnisse berührt, so erregt doch grade sein

Werk das Verlangen nach einer ähnlichen Arbeit archivalischen Fleißes über preußische Verfassung und Verwaltung und preußisches Rechtsleben. Noch nicht zu Ende geführt ist dies Unternehmen wahrhaft großartiger Studien; die eigentliche Glanzzeit preußischer Diplomatie, die Heldenepoche des großen Königs, ist nur erst eben eröffnet: mit Spannung sieht man der Fortsetzung entgegen.

Und nun, nachdem Droysen das Jahr 1740 erreicht hatte, in welchem früher Ranke's preußische Geschichte erst zu eigentlicher Darstellung ausgeholt hatte, hat auch der Altmeister selbst noch einmal seine frühere Leistung einer erweiternden Umarbeitung unterzogen. In einer neuen Ausgabe wurden aus den früheren neun jetzt zwölf Bücher. Die wichtigen Momente, welche die Genesis des preußischen Staates bewirkt haben, wünschte Ranke, — man kann nicht sagen, in Rivalität oder im Gegensatze zu Droysen, wohl aber neben Droysen — in seiner Weise noch einmal etwas genauer darzulegen. So ist ein sehr interessantes und geistvolles Buch entstanden. Auch jetzt erzählt Ranke nicht den historischen Verlauf, er erörtert vielmehr die hervorstehenden und maßgebenden Punkte desselben. Er benutzt selbstverständlich das, was Droysen mittlerweile geboten; er ergänzt manches aus eigenen Studien; er bemüht sich neben der preußischen Anschauung der preußischen Staatspapiere auch von anderen Stellen her Erläuterungen und Aufklärungen herbeizuschaffen. Da er sich nicht auf die äußeren Verhältnisse beschränkt, gelingt es ihm meistens mit seiner allseitigen Betrachtung und seiner mehrseitigen Erwägung das Nebeneinander und Ineinander der einzelnen Faktoren sehr gut zur Anschauung zu bringen. Irren wir nicht, so wird diese Neubearbeitung der preußischen Geschichte durch Ranke leichter und dauernder die Schaaren der Leser um sich versammeln, als dies bisher Droysen möglich gewesen ist. Aber will man dem letzteren damit nicht Unrecht thun, so muß man stets festhalten, daß es für einen erfahrenen Historiker großen Stiles immer leichter ist, in kurzen Zusammenfassungen die Verkettungen des historischen Lebens anschaulich zu machen, als in detaillirt ausgeführtem Bilde der wechselnden Ereignisse die historischen Richtwege in jedem Augenblicke durchscheinen zu lassen.

Die Auffassung preußischer Geschichte im Großen und Ganzen gelangt bei Ranke und Droysen zu denselben Ergebnissen: im einzelnen weichen sie wohl ab. Doch muß man hier sagen, daß wo Detailausführungen der Beiden nebeneinander vorliegen, z. B. betreffs 1740—1742, Droysen eine Bestätigung gebracht dessen, was Ranke vor jetzt 27 Jahren geschaffen.

Droysen's ganze Seele ist mit der preußischen Politik verwachsen. Ranke äußert nicht so entschieden seine eigene Meinung; bei allen seinen preußischen Sympathien bestrebt er sich, über den patriotischen Gefühlen zu stehen und

in ganz objektiver Haltung Preußens Conflikte mit äußeren und inneren Gegnern zu erzählen. Dieser Unterschied des Temperamentes tritt in manchen Stellen auch bestimmend für ihr Urtheil auf. Es ist sicher, Ranke's Entwickelung der Stellung von Preußen zu Oesterreich ist von einer recht versöhnlichen Tendenz durchhaucht. Droysen's Buch athmet den entschiedensten Gegensatz des Preußen gegen das Haus Habsburg und trägt keine Scheu jenen unauslöschlichen Haß, den der Preuße gegen den Oestreicher eben wegen der früheren Vorfälle zwischen beiden immer haben soll, offen zu bekennen. Bei dieser durch das Ganze sich hindurchziehenden Differenz der Auffassung wird man gestehen dürfen, daß die Geschichte des letzten Jahrhunderts bei Droysen besser als bei Ranke vorbereitet ist. Und damit hängt ein Anderes zusammen. Der preußische Staat war in der Periode seines Emporsteigens von zwei Nachbaren arg bedrängt und bedrückt, von Sachsen und von Hannover; von dem letzteren wurde er auf Schritt und Tritt gehemmt und chicanirt, ganz besonders seit der Kurfürst von Hannover die englische Krone trug. Ranke schwächt auch diesen Gegensatz der Zollern und der Welfen ab; bei ihm empfängt die welfische Ränkesucht der Hannoveraner nicht das ihr zukommende Licht. Droysen's lebhafteres, weil exclusiveres Gefühl für den preußischen Staat verdient in diesen und ähnlichen Fällen unseres Erachtens den Vorzug vor jener objektiveren und kühlen Auffassung Ranke's.

Wie immer, so hat Ranke auch diesmal seine ganze Meisterschaft gezeigt in der künstlerischen Gestaltung und Abrundung. Die Disposition des Stoffes ist, wie wir bei ihm gewohnt sind, ein Meisterstück; Sprache und Stil sind plastisch wie immer. Damit hält Droysen keineswegs gleichen Schritt. Schon die Anordnung des Ganzen läßt erhebliches zu wünschen, und der nervöse unruhige Vortrag gestattet ebenfalls seltener, als man wünschen möchte, dem Leser zu ruhigem Genusse zu kommen.

Alles in Allem, bei einem Vergleiche der beiden großen Geschichtswerke, — und man liebt es ja von altersher derartige Vergleiche anzustellen und man ist in der That durch manches in diesem Falle zu Vergleichen herausgefordert, — wird man sich gestehen, daß sie in merkwürdiger Art einander ergänzen und ablösen. Ein jedes will nach seinen Absichten verstanden und beurtheilt werden; einem jeden eignen Vorzüge, die das andere nicht oder doch nicht in dem Umfange hat. Und wenn man durchaus die Frage beantwortet haben wollte, welchem von beiden der größere Preis zuzusprechen sein würde, so würden wir mit dem bekannten Worte unseres Dichters antworten: „man solle sich freuen, daß zwei solcher Kerle nebeneinander da sind!“

Neben diesen großen wissenschaftlichen Gesammtdarstellungen besitzen wir eine große Literatur von Monographien, deren Reichthum und Mannichfaltigkeit auch nur annähernd zu bezeichnen hier nicht möglich ist. Auch an po-

pulären Büchern ist kein Mangel; freilich die in letzter Zeit versuchten ausführlicheren Geschichtserzählungen von Cosel und von Eberty müssen als mißlungene Versuche bezeichnet werden, dagegen dürfen mehrere kürzere übersichtliche Abrisse als empfehlenswerth gelten: wir zeichnen das Buch von F. Voigt unter ihnen aus.

Bisher sind nun ganz besonders die äußeren Beziehungen Preußens zu seinen Nachbaren, zur europäischen Politik, zur deutschen Nation erörtert und erforscht worden. Ueber den großen Kurfürsten verbreiten neben Droysen manche kleinere Arbeiten noch ergänzendes Licht: auch die Akten und Urkunden dieser Zeit selbst hat man zu sammeln und zu drucken unternommen. Für die Epoche Friedrich's des Großen fehlt uns allerdings noch jeder Ansatz, die Aktenschätze des Staatsarchives in ähnlicher Weise zu veröffentlichen; die Klagen über die unter der Aegide Friedrich Wilhelm's IV. erschienene Ausgabe seiner Werke sind leider nur zu sehr begründet. Dagegen haben, wie früher Preuß, so Ranke, Schäfer, Max Duncker u. A. sehr dankenswerthe Studien über Friedrich's auswärtige Politik schon geliefert; und die Publikationen aus dem Wiener Archive, die wir Arneth und Beer verdanken, verbreiten auch über König Friedrich manches neue Licht. Nicht so günstig stehen wir der Geschichte der Freiheitskriege gegenüber; jeder neue Schritt lehrt uns, wie ungenügend und unzureichend das Material gewesen, auf das Häusser seine Erzählung gegründet. Diese Periode wird von Grund aus neu aus dem archivalischen Stoffe zu bearbeiten sein. Und was die Jahre nach 1815 angeht, so wissen wir noch sehr wenig und sehr wenig Zusammenhängendes. Aber auch über dieses unbekannte Land winkt ja die Hoffnung baldiger Aufschlüsse.

Was heute am meisten und am schmerzlichsten vermißt wird, ist eine Geschichte der inneren Entwickelung, es fehlt an einer gehörig begründeten Kenntniß der preußischen Verwaltung. Alle Welt spricht heute den Satz aus, daß durch seinen Beamtenstand Preußen das geworden ist, was es heute ist: wer aber kennt die Geschichte dieses Beamtenstandes, seiner Einrichtungen und seiner Leistungen? Auf diesem Felde tappen wir noch vollständig im Finstern. Unsere Kenntniß fängt eben erst an vorbereitet und angebahnt zu werden: erst weniges wissen wir über die ältere Zeit durch die Arbeiten von Kühns und Isaacsohn; und die in allmählichem Erscheinen begriffenen Studien von Schmoller über die Epoche Friedrich Wilhelm's I. harren noch der Vollendung und des Abschlusses. Gerade von Schmoller erhoffen und erwarten wir eine Geschichte unserer preußischen Verwaltung und Verfassung, — ein Werk, das allerdings erst aus lange und emsig betriebenen Detailstudien allmählich zusammenwachsen kann. Wenn heute fast jeder brave Durchschnittspolitiker den Mund voll nimmt von Lobeserhebungen über die Stein'schen

Reformen und die großen Leistungen der preußischen Gesetzgebung von 1807—1811, so werden von diesen Lobrednern ebenso wie von den junkerlichen Tadlern derselben Dinge nur sehr wenige eine Ahnung davon haben, daß unsere Kenntniß dieser Reformepoche unseres Staates eine äußerst lückenhafte und zusammenhangslose und einseitige ist: so beschämend es klingt, man muß diesen Sachverhalt eingestehen und daraus die Ermahnung schöpfen, möglichst schnell und möglichst gut Abhülfe zu schaffen.

Mit vollem Rechte bezeichnen wir es als ein Ergebniß unserer historischen Erkenntniß, daß wir jetzt wissen, wie gerade durch den Kampf mit den Landständen seiner verschiedenen Territorien der große Kurfürst unserm Staate das Leben gegeben hat. Und doch wie gering ist unsere Kenntniß von dem Detail dieser Kämpfe, von den ständischen Einrichtungen überhaupt! Soeben hat Ranke als eine vor allem erforderliche Arbeit eine auf das einzelne eingehende historische Darstellung der Landtagsverhandlungen bezeichnet, die wir bisher weder für die Mark Brandenburg noch für das Herzogthum Preußen besitzen; es wird nöthig sein, was von ständischen Papieren jener Jahrhunderte noch vorhanden ist, dem wissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen.*) Erst wenn auch dies Material vorliegt, wird man zu abschließenden Resultaten gelangen können.

Wir würden im Stande sein, ähnliche Bemerkungen zu wiederholen über die Geschichte unseres Heeres, unseres Gerichtswesens, unserer Schulen; überall ist unsere Kenntniß eine lückenhafte. Alle diese Lücken müssen ausgefüllt werden, ehe wir auf eine allen Anforderungen wissenschaftlicher Geschichtsschreibung entsprechende preußische Geschichte zählen dürfen. Bis dahin heißen wir jeden Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Aufgaben gern willkommen.

Wilhelm Maurenbrecher.

Die Generaldirection der Sächs. Staatseisenbahnen, das Reichseisenbahngesetz**) und das Publikum.

In einer am 30. April d. J. abgehaltenen Sitzung der zweiten Kammer wendete sich der Abgeordnete Philipp in längerer Rede gegen die königliche

*) Der in der Provinz Preußen 1872 entstandene historische Verein hat mit vollem Rechte als seine erste und wichtigste Aufgabe die Herausgabe der Preußischen Ständeakte in Angriff genommen (noch früher als die mahnenden Worte Ranke's vorlagen); durch ihn sind schon zwei Lieferungen, von dem Gymnasialdirektor Töppen in Marienwerder bearbeitet, zur Ausgabe gebracht (bei Duncker & Humblot in Leipzig). Aus der Provinz Brandenburg wissen wir ähnliches bis jetzt nicht zu vermelden.

**) Der in der nachstehenden actenmäßigen Darstellung enthaltene ungewöhnliche Vorfall

Generaldirection der sächsischen Staatseisenbahnen, wies tadelnd auf das in derselben „so außerordentlich überwiegend juristische Element“ und „die von dort aus ergehenden theilweise geradezu unbegreiflichen Verordnungen“ hin und schloß mit der Mahnung, „man möge sich vor allen Dingen hüten, daß, wie es jetzt scheint, ein gewisser junkerlicher, sporenklirrender Ton in der Generaldirection wiederklingt.“

Unter dem Ausdruck seines Bedauerns über diese „ziemlich starken Angriffe“ entgegnete hierauf der Staatsminister v. Friesen u. a. wörtlich: „Ich kann aus meiner Erfahrung seit der Zeit, wo die Generaldirection eingerichtet wurde, versichern, daß sie ihre Pflicht mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt und wesentlich dazu beigetragen hat, unsere Eisenbahnen auf den Standpunkt zu bringen, auf dem sie sich gegenwärtig befinden. — Ich kann nur wiederholen, daß die Generaldirection sich, wie ich hoffe, im Lande und auch im Auslande allgemeine Achtung und Anerkennung erworben hat und daß es doch wirklich nicht ganz gerechtfertigt ist, wenn man wegen einzelner Vorkommnisse, wenn nämlich vielleicht hie und da einmal ein kleines Versehen vorgekommen ist, ein solches allgemeines Urtheil ausspricht.“ — Wenn ein Lenker des Staates in einer Rede vor der Volksvertretung bekundet, daß er sich über die öffentliche Meinung des Landes in einem Irrthume befindet, der leicht dadurch folgenschwer werden kann, daß er nothwendige Reformen hindert oder erschwert, dann ist es Pflicht jedes Staatsbürgers, der sich hierzu befähigt fühlt, aufklärend und berichtigend seine Stimme zu erheben. Dieser Pflicht wünschte ich durch die nachstehende Veröffentlichung zu genügen, aus welcher sich ergeben wird, daß die Hoffnung des Herrn Ministers, so weit sie sich auf das Inland bezieht, vor der Hand eben nur eine Hoffnung ist.

Am 3. Juli v. J. richtete ich an die kgl. Generaldirection der sächsischen Staatseisenbahnen folgende Beschwerde:

„Gestern, Mittwoch d. 2. Juli kehrte ich mit einem hiesigen Vereine in einem Wagen dritter Klasse des 8 U. 30 M. Abends von Tharand abgehenden Zuges nach Dresden zurück. Unterwegs stiegen in ein vorher leeres

---

sollte im letzten Landtage zur Sprache gebracht werden. Das Talent der Regierung, sich durch einen plötzlichen Landtagsschluß der öffentlichen Erörterung dieses Falles und anderer ihr gleichfalls nicht zum höchsten Ruhme gereichender Vorgänge zu entziehen, verdient unzweifelhaft hohe Anerkennung. Seit dem raschen Schluß der Stände im Juni 1866 ist eine solche Uebung dieses Talentes nicht mehr erlebt worden. Dadurch sind von selbst die für den Landhaussaal in Dresden in Aussicht genommenen Erörterungen vor das Forum der deutschen Presse gedrängt worden. Das gilt namentlich von denjenigen Fällen, über welche nicht der biedere Sächsische Landtag, sondern der Deutsche Reichstag in letzter Instanz zu entscheiden hat, da hierbei eine — sagen wir eigenthümliche Auslegung von Reichsgesetzen in Frage kommt. Dahin gehört unseres Erachtens der vorliegende Fall, dahin die sogenannte Amtsblattfrage. Und deßhalb hielten wir uns verpflichtet, diese scheinbar rein persönliche, in Wahrheit aber durchaus öffentliche und das ganze Reich interessirende Angelegenheit hier mitzutheilen. D. Red.

Coupé desselben Wagens mehrere Personen ein, von denen sich ein Mann in höchst anstößiger Weise bemerklich machte. Als ihm sein unanständiges Benehmen gegen eine mitfahrende Dame von seinem Nachbar, einem älteren Herrn, verwiesen wurde, wendete er sich voll Erbitterung gegen denselben, drängte ihn in die Ecke und insultirte ihn während der ganzen übrigen Fahrt, indem er u. a. äußerte: „Wenn Sie ein junger Kerl wären, hätte ich Sie schon längst an die Wand geschmissen und Ihnen ein Paar in die — gegeben." Da der alte Herr, der ihm oft mit Anzeige gedroht, offenbar aus Furcht vor Thätlichkeiten sich nicht mehr zu rühren wagte, hielten meine Reisegefährten und ich es für unsere Pflicht, uns desselben anzunehmen und beschlossen, den Excedenten bei der Ankunft in Dresden arretiren zu lassen. Sobald der Zug stand, setzte ich den Schaffner von unserm Vorhaben in Kenntniß und bat ihn, uns einen Polizisten zu besorgen. Der Schaffner sagte, daß er das betreffende Coupé nicht öffnen werde und daß wir uns um dasselbe stellen möchten, im Uebrigen verwies er mich an einen den Perron daherkommenden, durch ein rothes Behänge kenntlichen Beamten. Während ich mich an diesen wendete, öffneten die Insassen das betreffende Coupé und stiegen aus. Indeß einige meiner Freunde dem bewußten Excedenten möglichst zur Seite blieben, sagte ich jenem Beamten, daß wir den vor uns gehenden Mann, den ich ihm bezeichnete, verhaften zu lassen wünschten, und bat ihn bei der Dringlichkeit der Sache um seinen Beistand und um Nachweisung eines Polizisten. Indem er nicht die geringste Neigung zeigte, uns zu unterstützen, erwiderte er: „Sie wollen jemand arretiren lassen? Weswegen wollen Sie ihn denn arretiren lassen?" Ich antwortete, daß ich Alles vertreten würde und eine ganze Anzahl Zeugen für das unanständige Gebahren jenes Mannes hatte, worauf er, ohne seine Schritte zu beschleunigen, versetzte: „Da halten Sie ihn nur fest!" Da wir auf dem von vielen Menschen gefüllten Perron das nicht wagen durften, ohne die ernstesten Conflicte für uns befürchten zu müssen, bat ich ihn wiederholt um seinen Beistand, erhielt aber nur die Antwort: „Was geht das mich an? Da müssen Sie sich an den — wenden." (Hier nannte er einen Beamten des Zuges, wenn ich nicht ganz irre, den Zugführer, was, wie ich nachher erfuhr, er selbst war.) Er ging dabei, mit anderen Leuten plaudernd, möglichst langsam den Perron entlang und gab auf meine Vorstellungen barsche und nicht zur Sache gehörige Antworten, ja er hielt es nicht einmal der Mühe werth, mir zu sagen, wo ich einen Gensdarmen finden könne. Nachdem ich vergeblich auf dem Perron einen solchen gesucht, fand ich endlich einen Polizisten nahe der Treppe, wo die Droschkenmarken ausgegeben werden, aber mittlerweile war es dem Excedenten, dem meine Freunde im Gedränge nicht mehr zur Seite bleiben konnten, gelungen, durch einen Nebenausgang zu entkommen. In unserer ganzen Ge-

sellschaft herrschte nur eine Stimme darüber, daß die Hauptschuld hiervon den gedachten Bahnbeamten treffe. Als derselbe uns nahe am Ausgange einholte, sagte ich ihm, daß ich mich morgen über ihn beschweren würde. Der Mann, welcher bis dahin unhöflich gewesen war, wurde jetzt gradezu grob, er hielt an das Publikum, das sich auf dem Platze vor der Billetausgabe angesammelt hatte, laute Reden über den Vorgang, suchte mich dabei lächerlich zu machen und die Sache jetzt so darzustellen, als ob wir seine Intervention nicht rechtzeitig und in der rechten Weise angerufen hätten, während er früher gethan hatte, als ob ihn die ganze Angelegenheit nichts angehe. Er äußerte u. a.; „da sagen Sie, Sie wollen jemand arretiren lassen und als ich dazukomme, ist der fort" (während er doch sichtlich sein Dazukommen so lange verzögert hatte). „Ich muß doch erst wissen, weswegen Sie ihn wollen arretiren lassen." Zweimal sagte er zu mir: „Sie denken wohl, ich bin Ihr dummer Schuljunge?" Da ich nicht Lust hatte, mich weiter insultiren zu lassen, verlangte ich das Beschwerdebuch. Er verweigerte mir die Vorlegung desselben mit den Worten: „Ich habe weiter nichts mit Ihnen zu reden." Als ich hierauf den Polizisten fragte, wer dieser Beamte sei, wollte er demselben die Beantwortung dieser Frage mit den Worten verbieten: „Sagen Sie es nicht!" Trotzdem theilte mir der Polizist mit, daß es der „zugführende Oberschaffner des Tharander Zuges" sei. Bald nachher, während wir noch in der Nähe waren, erging er sich gegen den Gensdarmen in lauten Reden über den Vorfall und sagte u. a.: „Ich denke, der Herr ist besoffen."

Auf Grund dieser Thatsachen ersuchte ich schließlich die kgl. Generaldirection, den mehrerwähnten Beamten zur Verantwortung zu ziehen, indem ich die Hoffnung aussprach, daß es derselben „gewiß nicht gleichgiltig sein werde, wenn auf den ihr unterstehenden Bahnen Anstand und Sitte von Reisenden offen verletzt wird, und andere Reisende, welche gegen derartiges Unwesen auf gesetzlichem Wege einschreiten wollen, bei dem Beamten, der ihnen vom Schaffner als competent bezeichnet wird, keinerlei Unterstützung finden, ja vielmehr von demselben in schroffer Form zurückgewiesen werden und für ihren guten Willen nur Aerger und Beleidigungen ernten. Für den Fall, daß jener Beamte eine der von mir angeführten Thatsachen leugnen sollte, bat ich die kgl. Generaldirection, ihn mit mir zu confrontiren, und machte als Zeugen für die Wahrheit meiner Angaben den Secretär der Dresdner Handelskammer und drei Gymnasialoberlehrer namhaft. Endlich erlaubte ich mir, der Generaldirection die Frage zur Erwägung anheimzugeben, ob es sich nicht, um die Wiederholung derartiger Vorgänge zu vermeiden, empfehlen dürfte, bei Ankunft der Züge einen Gensdarm auf dem Perron aufzustellen. — Auf dieses Schreiben erhielt ich am 27. Juli (also nach länger als 3 Wochen) folgende vom 23. Juli datirte Antwort: „Auf

Ihre Beschwerde vom 3. d. M. erwidern wir nach den angestellten Erörterungen Folgendes: Wenn Sie sich am 2. d. M. an den Packmeister G. mit dem Ersuchen gewendet haben, Ihnen einen Polizeibeamten zu verschaffen und dadurch zur Arretur eines Reisenden behilflich zu sein, der genannte Beamte sich aber nicht sofort willfährig gezeigt hat, so bedauern wir, nachdem wir Ihre Darstellung gelesen, zwar, daß G. Ihnen nicht mehr zu Willen gewesen ist, noch Sie sofort an den bei Ankunft und bei Abgang jedes Zugs auf dem Perron anwesenden, an einer rothen Mütze kenntlichen Vertreter der Bahnhofsinspection, zu dessen Obliegenheiten das Schlichten unter Passagieren ausgebrochener Differenzen gehört, gewiesen hat, können aber dem Ersteren keinen besondern Vorwurf machen, weil er im Momente der Ankunft des Zugs durch seine Dienstgeschäfte stark in Anspruch genommen, übrigens aber auch gar nicht in der Lage war, zu erkennen, worauf der von einem Passagier ausgesprochene Wunsch auf Verhaftung des anderen beruhte. Dieser Beamte hat zu Protokoll erklärt, Sie hätten, auf ihn zuschreitend, in heftigem Ton zu ihm gesagt: „Verschaffen Sie mir einen Gensdarm!“ und auf seine Frage: „Weshalb?“ hätten Sie erwidert: „Das geht Sie nichts an, Sie dummer Mensch!“ Darauf mögen nun allerdings auch seine Aeußerungen den Ausdruck des Unwillens angenommen haben. — Er gibt nämlich zu, auf Ihr wiederholtes Verlangen, Ihnen einen Polizeibeamten zu verschaffen, geantwortet zu haben: „Nun, da suchen Sie sich selbst einen“ und, auf Ihr Drängen nach Nennung seines Namens, sich mit den Worten: „Denken Sie denn, ich bin Ihr dummer Junge?“ entfernt zu haben. — Wir mißbilligen beide Aeußerungen, weil wir genöthigt sind, unsere, wenn auch noch so sehr geplagten Zugsbeamten auch dann zur Höflichkeit anzuhalten, wenn sie von Gebildeten oder Ungebildeten öffentlich beleidigt werden. — Dagegen verwahrt sich G. entschieden gegen die Behauptung, daß er mit Beziehung auf Sie gesagt habe: „Ich denke, der Herr ist besoffen“ und will vielmehr mit den Worten: „Es ist jemand betrunken gewesen“ den entkommenen Ruhestörer genannt und die muthmaßliche Ursache des Streites bezeichnet haben. — Die letztere Auffassung wird von dem zugegen gewesenen Gensdarmen Clement mit dem Bemerken bestätigt, daß aus dem ganzen Benehmen G.'s ersichtlich gewesen, wie er Ihnen durchaus nicht habe zu nahe treten wollen. Das gemäß § 71 des Bahnpolizeireglements für das deutsche Reich auf jedem Bahnhof ausliegende, dem Publikum stets zugängliche Beschwerdebuch befindet sich in der Verwahrung der Bahnhofsinspection, deren Vertreter, wie schon erwähnt, bei Ankunft und bei Abgang jedes Zuges auf dem Perron anwesend ist und auch im vorliegenden Falle anwesend war. Wir können nicht annehmen, daß Ihnen irgend eine Schwierigkeit zur Erlangung dieses Buches, über welches der Zugführer gar keine Dispositionsbefugniß hat, gemacht

worden sei. Hiernach allenthalben bietet uns der ganze bedauerliche Vorfall zu einem Einschreiten gegen G., — dem übrigens von seinen unmittelbaren Vorgesetzten bezüglich seiner Artigkeit gegen jedermann das beste Zeugniß gegeben wird, keine Veranlassung. — Ob die königliche Polizeidirection Ihrer Ansicht, es sei bei Ankunft eines jeden Zuges ein Gensdarm auf dem Perron aufzustellen, beipflichten würde, lassen wir dahingestellt sein. Gegen uns hat bis jetzt noch niemand solchen Wunsch ausgesprochen.

Dresden, am 23. Juli 1873. Königliche Generaldirection der
Herrn Dr. phil. Max Krenkel sächsischen Staatseisenbahnen.
hier. Freiherr v. Biedermann.

Als ich diesen Bescheid gelesen hatte, war ich um eine Erfahrung reicher. Bis dahin hatte ich es nämlich nicht für möglich gehalten, daß ein Collegium, in dem, um mit Philipp zu reden, das juristische Element außerordentlich überwiegt, so leicht durch eine Aussage zu täuschen sei, welche das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn trägt. Selbst wenn mir die königliche Generaldirection die Rohheit zutraute, welche sich in der mir von G. angedichteten Aeußerung bekundet, hätte sie mich doch nicht für so unklug halten sollen, einem Beamten eine derartige Beleidigung, die für mich leicht unangenehme Folgen haben konnte, an einem öffentlichen Orte und vor vielen Zeugen ins Gesicht zu schleudern. Und das konnte sie sich wohl auch sagen, daß ein gebildeter Mann, einem Beamten, den er um Beistand angeht, nicht in demselben Augenblicke durch ganz unmotivirte Grobheiten, die Neigung, diesem Verlangen zu entsprechen, gründlich benehmen wird. Wie endlich die Generaldirection, nachdem sie sich um meine vier Zeugen nicht im Geringsten gekümmert hatte, von „angestellten Erörterungen“ sprechen konnte, war mir gleichfalls nicht völlig verständlich. — Der denkwürdige Bescheid wurde zunächst von diesen vier Zeugen durch folgendes Schreiben beantwortet:

„An die königliche Generaldirection der sächsischen Staatseisenbahnen hier. — Die königliche Generaldirection hat auf die Beschwerde des Herrn Dr. Krenkel vom 3. Juli d. J. eine Antwort ertheilt, welche uns, die ergebenst Unterzeichneten, als Augenzeugen des in dem gedachten Schreiben berührten Vorfalles zu nachstehender Erklärung veranlaßt: Wir sind bereit, die uns bekannte Sachdarstellung des Herrn Dr. K., jeder an seinem Theile, mit unserm Zeugnisse zu vertreten. Ja, diese Darstellung läßt, weit entfernt, irgendwie zu übertreiben, das Benehmen des Packmeisters G. in noch zu mildem Lichte erscheinen, wie denn z. B. in derselben nicht ausdrücklich erwähnt ist, daß G. Herrn Dr. K. verspottend, die Stimme desselben in carrikirender Weise nachgeahmt hat. Wir lassen dahingestellt, ob G.'s Unwillfährigkeit durch die Behauptung genügend entschuldigt wird, daß derselbe im Momente der Ankunft des Zuges durch anderweite Dienstgeschäfte stark in Anspruch genommen gewesen

sei. Das aber können wir bezeugen, daß derselbe kurz nach Ankunft des Zuges und zwar noch vor dem Entkommen des Excedenten im Gespräche mit anderen langsam den Perron einherschritt, überdies leuchtet ein, daß er in derselben Zeit, in welcher er Herrn Dr. K. eine Reihe ausweichender Antworten gab und ihn an den „Zugführer" verwies (eine Aeußerung, deren sich Dr. F. mit Bestimmtheit erinnert), ihn ebenso gut an den Bahnhofsinspector verweisen konnte. Wenn G. sagt, daß er nicht in der Lage war, zu erkennen, worauf der von einem Passagier ausgesprochene Wunsch auf Verhaftung des anderen beruhte, so können wir dem gegenüber bezeugen, daß Herr Dr. K. ihm gesagt hatte, er habe für das unanständige Benehmen jenes Excedenten eine ganze Anzahl Zeugen. Die von G. dem Dr. K. zugeschriebene Aeußerung: „Das geht Sie nichts an, Sie dummer Mensch", ist von keinem der Unterzeichneten gehört worden, obwohl dieselben, mit einziger Ausnahme des erst später hinzugekommenen Dr. H., von Anfang an Augen- und Ohrenzeugen des Auftrittes waren. Zudem wird niemand, der genannten Herrn auch nur oberflächlich kennt, denselben einer so unmotivirten, rohen Aeußerung für fähig halten. Wohl aber hat G., während Dr. K. in durchaus höflicher Weise sein Ansuchen stellte, von Anfang an kurze und barsche Antworten gegeben und, nachdem Dr. K. seine Absicht, sich zu beschweren, geäußert, ihn in höchst unpassender, lauter und grober Weise angeschrieen und sich den Umstehenden gegenüber in heftigen Reden über den Vorfall ergangen. Nicht minder unhaltbar ist die Behauptung G.'s, daß er mit Bezug auf den entkommenen Ruhestörer geäußert: „Es ist einer betrunken gewesen." Im Gegentheil erinnert sich Dr. D. genau, daß seine Worte lauteten: „Ich denke, der Herr ist besoffen" und wem diese Worte galten, ergiebt sich daraus, daß er im Zusammenhange mit dieser Aeußerung die Stimme des Herrn Dr. K. in markirender Weise nachgeahmt hat, wie dies außer Dr. D. auch Dr. F. bezeugen kann. — Einen Punkt, den die königliche Generaldirection mit Stillschweigen übergangen hat, fühlen wir uns gedrungen, noch besonders zu betonen, daß nämlich G. nicht nur die Nennung seines Namens verweigerte, sondern auch hiervon den Gensdarm, welchen Dr. K. fragte, wer dieser Beamte sei, mit den Worten abmahnte: „Sagen Sie es nicht!" — Für die Wahrheit unserer vorstehenden Aussagen treten wir ein und sind bereit, Herrn Dr. K. erforderlichen Falles durch unser Zeugniß auch weiterhin zu unterstützen.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnen u. s. w.

Dresden den 22. August 1873."

Gleichzeitig mit dieser Erklärung ließ ich der Generaldirection folgende Antwort zugehen: „Die königliche Generaldirection der sächsischen Staatseisenbahnen hat auf meine Beschwerde vom 3. Juli d. J. eine vom 23. desselben Monats datirte Zuschrift an mich gerichtet, welche erst am 27. Juli unmit-

telbar vor Antritt einer Reise bei mir abgegeben worden ist und von mir erst jetzt nach meiner Rückkehr beantwortet werden kann. Ich habe von diesem Schreiben mit dem allergrößten Befremden Kenntniß genommen. Es war zu erwarten, daß ein Beamter, der sich gegen einen Reisenden in der beleidigendsten Weise benommen, alles Mögliche versuchen werde, um unliebsame Folgen seines Benehmens von sich abzuwenden. In dieser Voraussicht hatte ich in meinem Schreiben vier hochachtbare, in öffentlichen Aemtern stehende Männer namhaft gemacht, welche Augenzeugen des gedachten Vorgangs gewesen waren, und die königliche Generaldirection ersucht, diese Männer so wie mich selbst mit dem betreffenden Beamten zu confrontiren, falls derselbe eine der von mir angeführten Thatsachen leugnen sollte. — Obwohl nun dieser letztere, Packmeister G., eine von der meinigen wesentlich abweichende, ihm ungleich günstigere Darstellung des Sachverhaltes gegeben, so hat es die königliche Generaldirection doch nicht für geboten erachtet, auf mein Gesuch einzugehen, sondern ihr Urtheil über den „bedauerlichen Vorfall" lediglich auf den einseitigen Bericht jenes Beamten und auf eine Bemerkung des Gensdarmen C. gegründet, welcher jenem Vorfalle nur zum geringsten Theile beigewohnt hat. Während aber die königliche Generaldirection das Zeugniß von vier hochachtbaren Männern als völlig unerheblich ignorirt, nimmt dieselbe keinen Anstand, auf die Aussage eines Zugsbeamten hin, der laut seines eigenen Zugeständnisses mehrfache Unziemlichkeiten gegen mich begangen hat, die Beschuldigung gegen mich auszusprechen, daß ich einen ihrer Beamten öffentlich beleidigt habe. — Ich weise diese Beschuldigung als vollständig unwahr und unbegründet mit Entrüstung zurück. Gegenüber der unbewiesenen und durchaus wahrheitswidrigen Behauptung G.'s erkläre ich hiermit und bin bereit, jederzeit eidlich zu erhärten, daß ich weder die Aeußerung gethan: „das geht Sie nichts an, Sie dummer Mensch!" noch irgend einen andern injuriösen Ausdruck gebraucht habe. Vielmehr habe ich mit G. lediglich in den unter Gebildeten üblichen Formen und in einem höflicheren Tone verkehrt, als derjenige ist, den die königliche Generaldirection in ihrem Schreiben gegen mich anzuschlagen für passend befunden hat. — Wenn übrigens die königliche Generaldirection die Unwillfährigkeit G.'s, mir behufs Festnehmung eines Excedenten Beistand zu leisten, entschuldigt und nur bedauert, daß derselbe mich nicht an den Vertreter der Bahnhofsinspection als den in diesem Falle competenten Beamten gewiesen habe, so befindet sich dieselbe in einem offenen Widerspruche mit den Bestimmungen der §§ 12 und 69 des „Bahnpolizeireglements für die Eisenbahnen im norddeutschen Bunde"*), welche u. a. besagen: § 72. „Zur Ausübung der Bahnpolizei sind zunächst berufen und verpflichtet folgende Eisenbahnbe-

*) In Kraft getreten am 1. Januar 1871, veröffentlicht in dem Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1870 S. 377—396.

amte: 1) der Betriebsdirector, beziehungsweise der Oberingenieur, 2) der Oberbetriebsinspector, 3) die Betriebsinspectoren und die Betriebscontroleure 4) die Eisenbahnbaumeister, beziehungsweise Abtheilungsbaumeister und Ingenieure, 5) die Bahnmeister und die Oberbahnwärter, 6) die Bahn- und Hilfsbahnwärter, 7) der Bahncontroleur, 8) die Stationsvorsteher, beziehungsweise Bahnhofsinspectoren, 9) die Stationsaufseher, 10) die Stationsassistenten, 11) die Weichensteller, 12) die Zugführer, Packmeister und Schaffner, 13) die Portiers und Nachtwächter." § 69. „Die zur Ausübung der Bahnpolizei berufenen und verpflichteten Eisenbahnbeamten (§ 72) sind ermächtigt, jeden Uebertreter der obigen Vorschriften*), welcher unbekannt ist und sich über seine Person nicht auszuweisen vermag oder letzteren Falles nicht eine der angedrohten Strafe entsprechende angemessene Caution erlegt, deren Höhe jedoch das Maximum der Strafe in keinem Falle übersteigen darf, wenn er bei der Ausführung der strafbaren Handlung oder gleich nach derselben betroffen oder verfolgt wird, vorläufig zu ergreifen und festzunehmen. Enthält die strafbare Handlung ein Verbrechen oder Vergehen, so kann sich der Schuldige durch eine Cautionsstellung der vorläufigen Ergreifung und Festnahme nicht entziehen." — Somit stand es keineswegs in dem Belieben des Packmeisters G., ob derselbe mich bei Ergreifung eines Excedenten unterstützen wollte oder nicht. Völlig unzutreffend ist es übrigens, wenn die königliche Generaldirection den Vorfall, welcher den nächsten Anlaß zu meiner Berührung mit G. gab, unter den Gesichtspunkt einer „zwischen Passagieren ausgebrochenen Differenz" und eines „Streites" stellt, während es sich vielmehr um ein von einem Passagier ausgegangenes Attentat auf Anstand und Sitte handelte, welchen wir, meine Freunde und ich, denen die beiden beleidigten Personen gänzlich unbekannt waren, im Interesse der öffentlichen Ordnung entgegenzutreten uns gedrungen fühlten. — Nicht minder hat G. gegen ff. Bestimmungen des § 76 verstoßen: „Die Bahnpolizeibeamten haben dem Publicum gegenüber ein besonnenes, anständiges und soweit die Erfüllung der ihnen auferlegten Dienstpflichten es zuläßt, möglichst rücksichtsvolles Benehmen zu beobachten und sich insbesondere jedes herrischen und unfreundlichen Auftretens zu enthalten." — Wenn die königliche Generaldirection sich damit begnügt, G.'s Unwillfährigkeit zu „bedauern" und seine gegen mich gethanen Aeußerungen zu „mißbilligen", so entspricht dies keinesfalls den Anforderungen des ebengedachten Paragraphen: „Unziemlichkeiten sind von ihren Vorgesetzten streng

*) Folglich auch des § 64, welcher lautet: „Wer die vorgeschriebene Ordnung nicht beobachtet, sich den Anordnungen der Bahnpolizei nicht fügt oder sich unanständig benimmt, wird gleichfalls zurückgewiesen und ohne Anspruch auf den Ersatz des gezahlten Personengeldes von der Mit- und Weiterreise ausgeschlossen."

zu rügen und nöthigenfalls durch Ordnungsstrafe zu ahnden." — Andere in dem Schreiben der königlichen Generaldirection enthaltene Unrichtigkeiten zu beleuchten, sehe ich mich hier um so weniger veranlaßt, als derselben gleichzeitig mit diesem Briefe eine Zuschrift der vier früher genannten Herren zugehen wird, aus welcher sie entnehmen kann, daß meine Darstellung der Sache, weit entfernt, irgendwie zu übertreiben, hie und da noch zu mild gewesen ist, wie ich denn z. B. nicht ausdrücklich erwähnt habe, daß G., mich verspottend, in carrikirender Weise meine Stimme nachgeahmt hat. — Wenn schließlich die königliche Generaldirection erklärt, daß ihr „hiernach allenthalben der ganze bedauerliche Vorfall zu einem Einschreiten gegen G. keine Veranlassung biete", so wird die Gegenbemerkung gestattet sein, daß bei einem so ungewöhnlichen, den anerkanntesten Rechtsgrundsätzen widersprechenden Verfahren, bei welchem die Aussagen des Angeklagten allein als maßgebend betrachtet und die gewichtigsten Belastungszeugen nicht einmal gehört worden, überhaupt selten oder nie ein wie immer „bedauerlicher" Vorfall zum Einschreiten gegen einen Beamten Veranlassung bieten dürfte. Dann fordert aber die Rücksicht gegen das reisende Publicum, dasselbe von diesem Verfahren in Kenntniß zu setzen, denn niemand wird sich zu den Opfern an Zeit, Mühe und Aerger, welche mit Anbringung einer Beschwerde verbunden zu sein pflegen, leicht entschließen, wenn er weiß, daß derselben eine Behandlung zu Theil wird, bei welcher der Vortheil so überwiegend auf Seiten des Angeklagten und mit größter Wahrscheinlichkeit vorauszusehen ist, daß dieser im Wesentlichen entschuldigt oder gerechtfertigt aus der Untersuchung hervorgehen werde. — Selbstverständlich werde ich bei der Entscheidung der königlichen Generaldirection nicht Beruhigung fassen, sondern habe bereits einen Advocaten mit Einleitung weiterer Schritte behufs Wahrung meines Rechtes beauftragt. Ueberdies behalte ich mir vor, die ganze Angelegenheit in weitverbreiteten Organen der deutschen Presse zu veröffentlichen und dabei auch dem Antwortschreiben der königlichen Generaldirection diejenige Kritik angedeihen zu lassen, auf welche dasselbe vermöge seines Inhaltes wie seines Tones berechtigten Anspruch hat.

Dresden, am 25. August 1873. Max Krenkel, Dr. phil.

Da die Generaldirection sich nicht bewogen fand, auf die beiden vorstehenden Schreiben eine Antwort zu ertheilen, so erhob ich gegen den Packmeister G. die Anklage wegen Beleidigung. Im festen Vertrauen auf die Güte meiner Sache begnügte ich mich mit Abhörung von zwei Zeugen, um den anderen eine Mühe zu ersparen. Der Richter erster Instanz erklärte hierauf, daß er nicht die volle rechtliche Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen habe, und sprach denselben klagfrei. Wer unser Gerichtsverfahren kennt, wird ein erstinstanzliches Urtheil nicht für unfehlbar

halten und es begreiflich finden, daß ich Einspruch erhob. In der öffentlichen Verhandlung, welche am 27. Februar d. J. vor dem kgl. Bezirksgerichte in Freiberg stattfand, ließ ich durch meinen Anwalt erklären, daß es mir nicht sowohl auf eine strenge Bestrafung des Angeklagten, als vielmehr auf das einfache „Schuldig" ankomme und beantragte Vervollständigung der Beweisaufnahme mittelst Abhörung der zwei noch rückständigen Zeugen. Ich hatte die Genugthuung, daß die fünf Richter zweiter Instanz, ohne auf diesen Antrag einzugehen, alle Klagepunkte für bewiesen erachteten und in einem gründlich motivirten, die Aufstellungen des Vorderrichters allseitig widerlegenden Erkenntnisse das Urtheil fällten, daß G. gemäß § 185 des Reichsstrafgesetzbuches mit einer Geldstrafe von drei Thalern zu belegen und die Kosten der Untersuchung zu bezahlen, mir aber gemäß § 200 die Befugniß zuzusprechen sei, die Verurtheilung des Privatangeklagten auf dessen Kosten in einem Dresdner Localblatte bekannt zu machen.*)

Nachdem so durch richterlichen Spruch entschieden war, wer Recht, wer Unrecht habe, theilte ich der Generaldirection dieses Erkenntniß brieflich mit, in der Erwartung, daß dieselbe mir wegen ihrer Antwort auf meine Beschwerde ihr Bedauern ausdrücken und G. zu mir schicken werde, um mich wegen der mir zugefügten Beleidigungen um Verzeihung zu bitten. So handelte wenigstens die Direction eines hiesigen Dienstmanninstitutes, nachdem ich einen ihrer Leute, von dem ich übervortheilt worden, zur Anzeige gebracht hatte. Ich würde in diesem Falle wahrscheinlich von der Veröffentlichung des Urtheils gegen G. und meiner Verhandlungen mit der Generaldirection abgesehen haben. Allein ich hatte von letzterer zu viel erwartet. Da sie beharrlich schwieg, machte ich zunächst in Nr. 81 des „Dresdner Anzeigers" das obige Urtheil bekannt und gab etwa 7 Wochen später im Anschluß an Philipp's bereits erwähnte Kritik eine kurze Darstellung der Angelegenheit in der „Dresdner Presse" (Nr. 126). Jetzt endlich fand sich die Generaldirection veranlaßt, aus ihrem Stillschweigen herauszutreten. In Nr. 129 der genannten Zeitung erschien nämlich folgende, nach Mittheilung des Redacteurs auf diese Behörde zurückzuführende Entgegnung:

„In Bezug auf die in Nr. 126 d. Bl. abgedruckte, gegen die Generaldirection der Staatseisenbahnen gerichteten Artikel des Herrn Dr. Krenkel bemerken wir auf Grund erhaltener Auskunft, daß der Genannte den an die

*) In dem Erkenntnisse 2. Instanz ist ausdrücklich gesagt, daß „sowohl das Benehmen als die Ausdrücke des Privatangeklagten geeignet waren, den Privatankläger vor den Augen des Publikums lächerlich zu machen und an seiner Ehre zu kränken, und daß der Privatangeklagte sich dessen bei seiner vorsätzlichen und rechtswidrigen, weil dem Privatankläger gegenüber völlig unbefugten Kundgebung bewußt sein mußte." Ferner bekennt das Gericht den Eindruck gewonnen zu haben, „als habe es der Privatangeklagte bei dem fraglichen Vorfall an dem guten Willen, dem Publikum gegenüber zuvorkommend zu sein nicht unmerklich fehlen lassen."

Oeffentlichkeit gebrachten Vorfall vermieden haben dürfte, wenn er nicht an den vor Allem zur Bedienung aussteigender Passagiere verpflichteten Schaffner ein Verlangen gerichtet hätte, welches dieser abzulehnen berechtigt war und welches auch im § 72 des Bahnpolizeireglements seine Begründung nicht findet. Auch ist die Sache vom Gerichte erster Instanz zu Gunsten des Schaffners entschieden worden, also zweifelhaft gewesen. Im Uebrigen hat uns die Generaldirection ihre Bereitwilligkeit erklärt, jedem, der an der Sache persönlich interessirt ist, Näheres mitzutheilen."

Dürftiger ist wohl kaum jemals eine amtliche Vertheidigung in öffentlichen Blättern ausgefallen. Erstlich scheint die Generaldirection ein ziemlich kurzes Gedächtniß zu haben, wenn sie ihren Beamten G., den sie in dem Bescheide auf meine Beschwerde noch ganz richtig als Packmeister bezeichnet, jetzt auf einmal zum Schaffner degradirt. Zweitens wird durch diese Degradation an der Schuld G.'s nicht das Geringste geändert, denn nach § 72 des Reglements (s. oben) sind neben den Zugführern und Packmeistern auch die Schaffner „zur Ausübung der Bahnpolizei zunächst berufen und verpflichtet". § 75 lautet: „Die Bahnpolizeibeamten werden von der competenten Behörde vereidet. Sie treten alsdann in Beziehung auf die ihnen übertragenen Dienstverrichtungen dem Publikum gegenüber in die Rechte der öffentlichen Polizeibeamten" und nach § 77 erstreckt sich „die Aufmerksamkeit der Bahnpolizeibeamten auf die ganze Bahn und die dazu gehörigen Anlagen". Wenn endlich die Generaldirection wirklich so bereitwillig ist, jedem an der Sache persönlich Interessirten Näheres mitzutheilen, wie kommt es, daß dieselbe den mehrerwähnten vier Augenzeugen, welche nächst mir in erster Linie an der Sache interessirt waren und dies durch ihre gemeinschaftliche Erklärung zur Genüge bekundet hatten, bis auf den heutigen Tag mit keiner Silbe geantwortet hat?

Bald nach Veröffentlichung meines Artikels hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß mein Vorgehen gegen die kgl. Generaldirection sich der ungetheilten Zustimmung des Publikums erfreue. Von vielen Seiten wurde mir warme Anerkennung und der Wunsch ausgesprochen, daß mein Beispiel Nachahmung finden möge, da es dann in mancher Hinsicht besser stehen würde. Selbst höhere sächsische Bahnbeamte bezeugten mir ihren Unwillen über den Bescheid der Bahndirection und ihre Befriedigung über die derselben von mir zu Theil gewordene Zurechtweisung und ein ihr nicht fern stehender Mann äußerte: „Uns thäte ein Lasker dringend noth!" Wenn es aber unzweifelhaft ist, daß meine Beschwerde seitens der Generaldirection nicht die ihr gebührende Berücksichtigung gefunden hat, so erfordert doch die Billigkeit, schließlich noch zu fragen, ob bei Beurtheilung des Verfahrens dieser Behörde nicht etwa mildernde Umstände in Betracht kommen. Diese Frage glauben

wir mindestens in Bezug auf den Unterzeichner jenes Bescheids, Freiherrn v. Biedermann, unbedenklich bejahen zu dürfen, wenn wir den Umfang und die Vielseitigkeit seiner außerordentlichen Thätigkeit ins Auge fassen. Herr v. Biedermann ist nämlich, wenn wir seinem Selbstzeugnisse Glauben schenken, ein Sprachkenner und Literarhistoriker, der seines Gleichen sucht. Hören wir ihn selbst: „Es mangelt noch an einer allgemeinen Darstellung der Formen der Dichtkunst, wodurch das historische Vorkommen jeder der verschiedenen Formen, die geographische Verbreitung derselben, die Mannichfaltigkeiten in ihrem Auftreten und ihrer Ausbildung, sowie das Weichen der einen Form vor der andern durch vergleichende Betrachtung in möglichst vollständigem Umfange nachgewiesen wird. Ein solches ebenso für die allgemeine Culturgeschichte wie für die Erkenntniß des geschichtlichen Begriffes der Dichtkunst wichtiges Werk hat mir schon seit Jahren als verlockende Aufgabe vorgeschwebt und es liegt ein ziemlich reicher, von mir gesammelter Stoff mit den Dichtungen aus etwa 200 Sprachen und Mundarten (ungerechnet die allein fast schon dreimal so stark vertretenen germanischen) vor mir, doch fehlte mir immer noch die Muße, ohne welche das Ordnen und Gestalten desselben nicht möglich ist.“ Und im weiteren Verlaufe des Aufsatzes, der durch diese Worte eingeleitet wird*), weiß uns Herr v. Biedermann nicht nur von Römern und Griechen, sondern auch von Juden, Aegyptern, Phöniciern, Syrern, Arabern, Persern, Armeniern, Indern, Siamesen, Birmanen, Chinesen, Malaien, Mongolen, Mandschus, Kalmücken, Kirgisen, Finnen, Esthen, Lappländern, Grönländern, Ostjaken und den poetischen Leistungen dieser Völker zu erzählen. Daß die bei einer solchen Arbeit in Frage kommenden Studien, wenn sie anders gründlich betrieben werden, höchst zeitraubend sind, wird kein Sachverständiger leugnen. Und Gründlichkeit darf man doch wohl bei einem Manne voraussetzen, der über einen Gelehrten von Herder's Verdiensten mit beneidenswerthem Selbstgefühl also urtheilen kann: „Herder, der in seinen Untersuchungen über vorgeschichtliche Erscheinungen immer mehr den geistreichen Gebildeten als den gründlichen Sachkenner und Forscher verräth“.**) Darf man einem solchen Manne zumuthen, daß er seine kostbare Zeit damit verliere, unerquickliche Beschwerden

*) „Der Parallelism in der Dichtkunst“ im Johannes-Album herausgegeben von Fr. Müller, Bürgermeister zu Chemnitz. Zweiter Theil S. 70 ff.

**) a. a. O. S. 73. Freilich hat der „geistreiche Gebildete“ Herder nicht so wundersame Entdeckungen gemacht, wie der „gründliche Sachkenner und Forscher“ v. Biedermann, der in seinem Buche „Goethe und Leipzig (Th. 1 S. 28) die Bibel „von einer Quelle erzählen“ läßt, „welche dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht.“ Dieser Fabel scheint eine dunkle Erinnerung an das Gesetz 4. Mos. 5, 12—31 zu Grunde zu liegen, über welches sich Herr von Biedermann aus Schenkel's Bibellexikon (Art. Fluchwasser) Belehrung erholen kann. Auch in Betreff der Behandlung seiner Muttersprache dürfte es der so abfällig beurtheilte Herder recht wohl mit Herrn v. Biedermann aufnehmen, der

des reisenden Publikums eingehend zu erörtern? Wenn aber dies billigerweise von Herrn v. Biedermann nicht zu verlangen ist und gleichwohl das Publikum ein Recht darauf hat, daß seine begründeten Beschwerden nicht kurzer Hand abgewiesen, sondern nach Gebühr berücksichtigt werden, was soll dann geschehen? Wir meinen, dieses Dilemma löst sich am einfachsten dadurch, daß das Finanzministerium, als die Herrn v. Biedermann vorgesetzte Behörde für ihn ein gutes Wort bei dem Cultusministerium einlegt und dieses letztere ihn recht bald in eine Professur der vergleichenden Literaturgeschichte an der Universität Leipzig beruft, der ein Mann von seinen Kenntnissen nur zur Zierde gereichen wird. Damit erhält er die erwünschte Muße zum Ordnen und Gestalten seines reichen Stoffes und kann endlich die gelehrte Welt mit dem Werke beschenken, das ihm schon seit Jahren als eine lockende Aufgabe vorschwebt. Seine Stelle wäre dann mit einem weniger gelehrten und vielseitigen Nachfolger zu besetzen, der eben vermöge seines beschränkteren geistigen Horizontes mehr Zeit und Neigung hätte, sich mit so unerquicklichen und prosaischen Dingen, wie Beschwerden des Publikums sind, zu befassen. Daß ein Eisenbahndirector literargeschichtliche Untersuchungen anstellt und etwa 200 fremde Sprachen versteht, ist nicht nöthig daß er aber die wohlbegründeten Beschwerden gebildeter Reisender genau untersucht und ihnen gegenüber die Sprache zu reden versteht, die man sonst von Behörden des 19. Jahrhunderts zu hören pflegt, das ist allerdings nöthig.

Max Krenkel.

Eine neue Ausgabe von Jeremias Gotthelf.

Die Grenzboten haben schon mehrfach eine Lanze eingelegt für den sein Volk so treu wiederspiegelnden und doch im Volk noch nicht genug gekannten und gewürdigten Dichter des Schweizer Dorfes, Jeremias Gotthelf.

Eine Lanze eingelegt — denn von namhaften Kritikern ist's dem guten Landprediger schon gar oft herzlich schlecht ergangen, hat doch ihre ästhetische Entrüstung sogar schon im Namen der beleidigten Geruchsnerven Protest eingelegt gegen die Atmosphäre der Gotthelf'schen Schriften.

z. B. in dem nur erwähnten Buche die Präposition „wegen" mit dem Dativ verbindet („wegen Irrthümern", Th. 1 S. 50), einen jungen Mann „nach sorgfältig genossener häuslicher Erziehung" auf die Hochschule gehen läßt (Th. 1 S. 185) und folgende ganz der „Dresdner Nachrichten" würdige Participialconstruction leistet: „Nur beiläufig bemerkend, daß unter dem bestellten Papier sogenanntes Untersatzpapier, zum Aufziehen von Kupferstichen verstanden war, sind dagegen die thätigen Söhne Weigel's näher zu beachten." (Th. 2 S. 170.)

Auch seine Verehrer (und wir bekennen uns hiemit öffentlich zu diesen) können den derben, oft verletzenden Realismus aus Gotthelf's Werken nicht hinweg läugnen, aber wenn seine Erzählungen uns Verhältnisse und Menschen vorführen, die in ihrer rohen Natürlichkeit namentlich das verfeinerte Gefühl des Städters beleidigen, so liegt dies an dem Volk, das er schildert und nicht an dem Dichter.

Die Nachkommen jener Bauern, die bei Morgarten Felsblöcke herabwälzten auf den anziehenden Feind, fassen auch heute noch weder das Leben, noch ihre Gegner mit Glacé-Handschuhen an, oder, um die engere Heimath der Gotthelf'schen Gestalten nicht zu verlassen, die Söhne jener Männer und Frauen, die zu Ende des letzten Jahrhunderts mit Sensen, Dreschflegeln, Heugabeln bewaffnet, sich der „großen Nation" entgegen werfen und im verzweifelten Einzelkampf den Aposteln der Civilisation unterliegen, sind auch heute noch durchaus unschuldig an Europens übertünchter Höflichkeit.

Mit Entschiedenheit aber müssen wir den Vorwurf zurückweisen, daß Gotthelf mit Vorliebe nur die Ausschreitungen dieses Volksgeistes schildert. Gerade durch Gotthelf mag der Deutsche den festen, gesunden Kern erfassen lernen, den die rauhe Hülle birgt, und der allerdings auf der vielgetretenen Heerstraße des alljährlichen Fremdenzuges in Hôtels, Pensionen, bei Fremdenführern und Spekulanten nicht oder sehr selten zu finden ist.

Die innere Tüchtigkeit des Schweizer Landvolks, seinen urgesunden Humor, sein treues Zusammenhalten und Sichgegenseitigaushelfen weiß gerade Gotthelf zu schildern wie kein Andrer und in der durchaus urwüchsigen Umgebung weiß doch auch Gotthelf liebliche und sinnige Gestalten erstehen zu lassen, die fast fremdartig aus dem rauhen Rahmen sich abheben (Erdbeeri-Mareili, Anneli in der Käserei auf der Vehfreude u. s. w.), oder die durch ihre Fülle von schlichter Liebeskraft ihren ganzen Kreis erwärmen und emporheben zu ihrer unbewußten Größe.

Solch eine Gestalt ist Käthi, die Großmutter, die arme, alte Frau die um 7½ Thaler halbjährliche Zinsen sich Monate hindurch abquält, und die verzweifelnd dem Winter entgegenblickt, da die Kartoffeln mißrathen.

Diese Käthi ist nicht nur die Insassin ihres Heimathsdorfes. In ihrem aufopfernden, mütterlichen Wirken, in ihrer so durchaus unpädagogischen und in ihrer Lebenswahrheit so rührend geschilderten Erziehung oder vielmehr Verziehung ihres Enkels ist sie das prächtigste Urbild aller prächtigen Großmütter, „so weit die deutsche Zunge klingt".

Die Verlagshandlung von Julius Springer bietet diese einzelne Erzählung in neuer, wohlfeiler Ausgabe, so recht als ein Volksbuch dem Volke. Und zwar sind im Auftrag des Unternehmers all die eingestreuten, politischen Abhandlungen, die nur der Zeit galten, in der die Erzählung geschrieben

wurde, und die jetzt dem größeren Publikum fremd und beinahe unverständlich geworden, von berufener Hand, dem Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt, in pietätvoller Weise ausgeschieden worden.

Es ist damit ein Haupthinderniß der allgemeinen Verbreitung Gotthelf'scher Werke aus dem Wege geräumt, und ein kurzes, einführendes Wort verspricht, daß diesem ersten Band bald weitere Erzählungen folgen sollen, die in gleicher Weise für das Verständniß der Jetztzeit bearbeitet werden.

Jeder Freund einer kräftigen und gesunden, geistigen Nahrung kann dem Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen. B. B.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 13. Dezember 1874.

Es sind zunächst die Vorgänge seit dem 27. November nachzuholen, an welchem die erste Lesung der Justizgesetze schloß.

Wir brauchen die Sitzung vom 28. November nur flüchtig zu erwähnen. Sie beschäftigte sich mit der ersten und zweiten Lesung des Vertrags zur Gründung eines allgemeinen Postvereins, mit einer Interpellation von Schulze-Delitzsch, betreffend die Gesetzgebung über die Arbeiterklassen, mit der ersten Lesung eines Gesetzes über die Ausdehnung des Reichsgesetzes betreffs Quartierleistung, mit der ersten Berathung des Haushaltes der unmittelbaren Reichslande. Die erste Berathung des letzteren Gegenstandes erstreckte sich in die Sitzung vom 30. November hinein, wo sie dem Reichskanzler Anlaß gab, auf die erheuchelten Beschwerden der klerikalen Abgeordneten aus den Reichslanden Einiges zu erwidern. Der Kern der Erwiderung lag, wie es nicht anders sein konnte, in der Wiederholung einer bereits in der vergangenen Reichstagssession an die Vertreter der Reichslande gerichteten Erklärung. Die frühere Erklärung lautete: „Wir haben Sie nicht erobert, um Sie glücklich zu machen." Wie wirkungsvoll der Kanzler wiederum sprach, sich selbst übertreffen konnte er nicht, obwohl man diese Rede zuweilen anwendet, wenn Jemand seine Sache erst so gut macht, wie er kann. — Das Haushaltsgesetz für die unmittelbaren Reichslande wurde einer Commission überwiesen, und der letzte Theil der Sitzung dem Abschluß technischer Vorlagen gewidmet.

Am ersten Dezember gelangte der Gesetzentwurf, betreffend die Aufnahme einer Anleihe für Zwecke der Marine und der Telegraphenverwaltung zur ersten Berathung. Diese Vorlage wird an die Budgetcommission überwiesen,

und die gesammten Ausgaben für die Marine werden nachträglich auf denselben Weg verwiesen, während sie erst zu denjenigen Theilen des Reichshaushaltes hatten gehören sollen, deren zweite oder Einzelberathung der Reichstag ohne Commission im Plenum vornimmt. Die zweite Lesung der zur unmittelbaren Berathung im Plenum gestellten Theile des Reichshaushaltes begann nunmehr, und zwar mit den Ausgaben des Reichskanzleramtes. Unter diesen Ausgaben erschien zum ersten Mal die Ausstattung eines neuen Reichsjustizamtes unter einem eigenen Director, der aber, wie das ganze Amt nicht nur dem Reichskanzler unterstehen, sondern als eine Unterabtheilung dem Reichskanzleramt angeschlossen werden soll. Diese Einrichtung veranlaßte den Abgeordneten Lasker zur Wiederholung seiner altbekannten Ausführung, wie wünschenswerth Reichsministerien seien, wie der Reichskanzler nicht für alle Geschäftszweige des Reiches verantwortlich sein könne, wie derselbe bei lebendigem Leibe durch den von keinen menschlichen Schultern zu tragenden Umfang der Verantwortlichkeit zu einer Abstraction verflüchtigt werde. Der Präsident Delbrück antwortete zunächst correct aus dem Stand der Sache heraus, wie er zur Zeit vorliegt. Er sagte im Wesentlichen: eine besondere Behörde zur bloßen Vorbereitung der Gesetze ist unfruchtbar, wenn sie nicht mit der Verwaltung in enger organischer Beziehung steht. Deßhalb hat man für jetzt das neue Gesetzgebungsamt mit dem Amt der inneren Reichsverwaltung organisch verbunden. Wenn die große Reichsreform der deutschen Justiz durchgeführt sein wird, dann wird vielleicht eine Reichsjustizverwaltung erforderlich, und dann kann für diese und die Vorbereitung der Gesetze ein selbstständiges Justizamt errichtet werden. Jetzt ist es noch nicht an der Zeit.

Die Ausführung des Abgeordneten Lasker hatte jedoch die persönliche Stellung des Kanzlers wieder zu sehr zum Augenmerk genommen, als daß dieser mit der aus der augenblicklichen Sachlage geschöpften Erwiderung, wie sie Präsident Delbrück gegeben, sich hätte begnügen dürfen. Er ergriff auch seinerseits das Wort über einen Gegenstand, den er nicht zum ersten Mal behandelte. Sehr erinnerlich ist die ausführliche Rede, welche er am 16. April 1869 im Reichstage des Norddeutschen Bundes über dasselbe Thema hielt, wo der Abgeordnete Twesten bereits den Antrag auf verantwortliche Bundesministerien, namentlich für auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Marine, Finanzen und Handel gestellt hatte. Die damalige Ausführung des Kanzlers gipfelte in der bekannten Verurtheilung der collegialischen Ministerverfassung, wie sie in Preußen besteht. Später ist der Kanzler auf dasselbe Thema am 10. Februar 1870 durch den Vergleich der preußischen Ministerien mit acht Bundesstaaten in drastischer Weise zurückgekommen. Dagegen haben nun seine diesmaligen Aeußerungen bei einem Theil der liberalen Partei große Befriedigung erweckt, obwohl wir nicht finden können, daß er irgend etwas

die früheren Aeußerungen Modificirendes gesagt, denn schon am 16. April 1869 sagte er dem Abgeordneten Lasker, daß es ihm auf ein halb Dutzend Ministertitel nicht ankomme, wenn in dem verlangten Gesammtministerium dem Kanzler die Stellung des englischen Premierministers, des ersten Schatzlords, wie er dort heißt, eingeräumt werde. Diesmal gestand er die Nothwendigkeit unumwunden zu, für die großen Geschäftszweige des Reiches besondere Aemter mit eigenen Vorständen zu bilden, die auch den Namen „Minister" führen könnten. Aber er verlangte wiederum, wie früher, den maßgebenden Einfluß des Kanzlers, er bekämpfte wiederum, wie früher, den Schluß von der Unmöglichkeit der allseitigen technischen Verantwortlichkeit des Kanzlers auf die Unmöglichkeit der umfassenden moralischen Verantwortlichkeit desselben. Dadurch erklärte sich nun der treffliche Lasker äußerst beruhigt, befriedigt und beinah beglückt. Wir glauben aber der Sache einen Dienst zu leisten, wenn wir ohne Scheu und mit Nachdruck darauf hinweisen, daß diese schöne Eintracht ganz und gar auf einem Mißverständniß beruht. Selbst Lasker und ein Theil der Nationalliberalen kann sich nichts Schöneres denken, als das englische parlamentarische Ministerium mit seinem maßgebenden Chef, und sie möchten dem Kanzler um den Hals fallen, daß er ihnen die Freude macht, sich zu demselben Ziel zu bekennen. Wenn die Herren aber sich nicht zu schnell der Freude überlassen und dafür recht genau zuhören wollten, würden sie finden, daß der Kanzler doch ein ganz anderes Ziel im Auge hat. Er seinerseits hat es an der nöthigen Deutlichkeit nicht fehlen lassen. Der Unterschied, der durchschlagende Unterschied, liegt in der Art, wie der maßgebende Einfluß des leitenden Ministers gesichert werden soll. Der Kanzler sagte am 1. December: „Es giebt nur zwei Wege. Entweder es muß dem Kanzler gegen seine Collegen ein Entlassungsrecht eingeräumt werden, und das verträgt sich nicht wohl mit der Monarchie; oder der Kanzler muß in sämmtlichen Geschäftszweigen das Recht der Oberaufsicht und der unmittelbaren Verfügung haben." Dem englischen Premierminister steht keines dieser beiden Mittel zu Gebote. Sein Einfluß beruht lediglich darauf, daß er als Bindeglied zwischen der ministeriellen Majorität und dem Ministerium einen nicht harmonirenden Collegen durch die Drohung zur Niederlegung bewegen kann, andernfalls seinerseits niederzulegen, was die Auflösung des Ministeriums bedeutet. Die Stellung des englischen Premierministers beruht also ganz auf der nothwendigen Führung der Majorität durch ein Glied des Ministeriums, welches in der Regel Premierminister, und wenn einmal nicht Premierminister, stets die eigentliche Seele des Ministeriums ist. Der deutsche Kanzler verlangt dagegen für die Kanzlerstellung den etwaigen Reichsministern gegenüber oder, wie wir sie lieber genannt sehen würden, gegenüber den Vorständen der Reichsämter, ein Uebergewicht der gesetz-

lichen Amtscompetenz. Die Forderung ist durchaus richtig und sachgemäß. Denn wir haben nicht die monarchische Organisation der Hauptparteien im Parlament und können sie nicht haben, welche den Führer einer Hauptpartei zum unumgänglichen Premierminister macht, neben welchem die anderen Minister zurücktreten, weil sie nicht dieselbe Stellung in der regierenden Partei haben. Bei uns würde jeder Minister bei der formell losen Verfassung des englischen Ministeriums seine eigene Partei im Reichstage und, was noch schlimmer wäre, im Bundesrath haben. Die Einheit der Reichsregierung würde sich in klägliche Trümmer auflösen.

Die Stellung des Reichskanzlers findet in der That bisher noch ein merkwürdig geringes Verständniß. Der Kanzler ist nach der Reichsverfassung der vom Kaiser ernannte Vorsitzende des Bundesrathes. Seine erste und vornehmste Aufgabe ist, die einheitliche Action des Bundesraths herbeizuführen, eine Aufgabe, die während einer langen Zukunft die erste Kraft erfordern wird, welche sich zur Zeit in der Nation befindet. Denn es ist nicht abzusehen, wie das deutsche Reich jemals eine Action seiner Regierung, also des Bundesrathes ertragen könnte, die auf planlosen, unzusammenhängenden Majoritätsbeschlüssen beruht. Wenn der Kanzler aber die Aufgabe vollbringt, ein einheitliches, auf der Höhe der Reichsbedürfnisse stehendes Handeln des Bundesraths herbeizuführen, so kann er denselben Tanz nicht noch einmal in einem collegialischen Ministerium und zum dritten Mal in einem Reichstag mit von sich bekämpfenden Regierungseinflüssen zersetzter Majorität anfangen. Das geht nicht nur über die Fähigkeit, sondern selbst über die Vorstellbarkeit menschlicher Leistungen hinaus. Es genügt auch nicht das englische Mittel, daß der Premierminister das Spiel zeitweise abbricht. Denn sowie das deutsche Reich nach Innen und Außen beschaffen ist, steht bei der Unterbrechung des Spiels durch den einzigen Mann, der es machen kann, das ganze Reich auf dem Spiel. England ist in der glücklichen Lage, wenn man das für ein Glück halten will, daß der Schlendrian fortgeht, ob der Anstoß des Staatswagens bald von der Seite, bald von jener kommt. Der deutsche Staatswagen, und so wird es auf unabsehbare Zeit bleiben, erfordert die beste und geübteste Kraft, um sich gehörig zu bewegen, um nicht sofort aus den Geleisen zu gerathen. Das ist unbequem, aber auch ein heilsamer Zwang zur Selbstbeherrschung, Weisheit und Anschauung aller patriotischen Kräfte. Wir wollen deßhalb die Engländer nicht allzusehr beneiden, vor Allem aber ihre Einrichtung nicht ungeschickt nachahmen. Mögen die wohlgesinnten Männer im Reichstag, welche nicht nur gesonderte Reichsämter verlangen, was wir vollständig billigen, sondern an der Spitze derselben verantwortliche Reichsminister, nur ja nicht vergessen, was dem deutschen Kanzler dann unentbehrlich ist: nämlich ein Uebergewicht der gesetzlichen Amts-

competenz, nicht aber nur die der Person geltende Unterstützung der Majorität, welche in England auf der nicht herüber zu nehmenden Organisation der Parteien beruht und welche bei uns als eine Grundlage von Sand sich erweisen würde.

Das Uebergewicht der amtlichen Competenz, wie es Fürst Bismarck am 1. December verlangte, wenn Reichsministerien eingerichtet werden sollten, besaß übrigens der preußische Staatskanzler, solange dieser Posten bestand.

Die Sitzung vom 1. December hat in ziemlich unscheinbarer, unbemerkter Weise noch einen anderen Gegenstand, wir können nicht sagen zum Austrag gebracht, aber in die Wege des Austrages geleitet, der für das Reichsstaatsrecht und seine künftige Entwickelung mindestens ebenso wichtig ist, als die angeregte Errichtung eines collegialischen Reichsministeriums. Bei der Abstimmung über die Ausgaben des Reichskanzleramtes, welche diesmal den ersten zur Beschlußfassung gelangenden Theil des Reichshaushaltes bildeten, erklärte nämlich der Präsident von Forkenbeck, er werde, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß durch die Billigung der Ausgabetitel die Reichsregierung nicht nur an die Titel im Ganzen gebunden werde, sondern an jede einzelne Position, wie sie unter jedem Titel enthalten ist, die Abstimmung nicht titelweise, sondern nur positionenweise vornehmen lassen. Diese Erklärung rief am Tische des Bundesrathes starkes Kopfschütteln, aber keine bestimmte Erklärung der Unzulässigkeit des vorgeschlagenen Verfahrens hervor. Wir unsererseits halten mit der Ansicht nicht zurück, daß dieses Verfahren den äußersten Bedenken unterliegt, daß es nicht nur jede Selbständigkeit der Verwaltung aufhebt, sondern auch die Tüchtigkeit der Verwaltung ganz entschieden gefährdet. Es werden sich wohl noch Anlässe finden, unsere Ansicht zu begründen. Den Hauptvorwurf aber, daß der Präsident des Reichstages einen so gefährlichen Weg einschlagen konnte, müssen wir diesmal gegen die Reichsregierung erheben. In dem gegenwärtig dem Reichstag zum zweiten Mal vorgelegten Gesetz über die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reiches findet sich nämlich ein § 7, dessen zweiter Absatz folgendermaßen lautet: „Unter dem Titel eines Specialetats ist im Sinne dieses Gesetzes jede Position zu verstehen, welche einer selbstständigen Beschlußfassung des Reichstags unterlegen hat u. s. w." Um die Bedeutung dieser Definition zu ermessen, vergegenwärtige man sich, daß der erste Absatz des § 7 alle Mehrausgaben gegen die vom Reichstage genehmigten Titel der Specialetats als Etatsüberschreitungen bezeichnet, so weit nicht einzelne solche Titel ausdrücklich als übertragungsfähig mit anderen bezeichnet sind. Man traut seinen Augen kaum, wenn man jenen zweiten Absatz liest. Wie er lauten sollte, ist nicht schwer zu finden. Es sollte heißen: „Als Titel eines Specialetats ist jede Position anzusehen, welche mit Zustimmung des Bundesraths einer selbst-

ständigen Beschlußfassung des Reichstags unterworfen worden." Daß die Worte „mit Zustimmung des Bundesraths" fehlen, ist ein Mangel, für den wir keine Erklärung haben. Der Reichstag natürlich thut recht, seine Macht soweit vorzuschieben, als die elastische Grenze noch nachgiebt und Herr von Forckenbeck ist es nicht, der Tadel verdient, wenn er kurzer Hand aus jeder Position eines Ausgabetitels durch seine Leitung der Abstimmung einen selbstständigen Titel macht. Seine Sorge ist es nicht, wie mit einer solchen Zwangsjacke eine große Verwaltung geführt werden kann; seine Sorge ist es auch nicht, wo die Selbstständigkeit der Verwaltung bleibt, die, wenn von sämmtlichen Positionen des Haushaltgesetzes bei der übermäßigen Specialisirung keine einzige inne gehalten wird, den Reichstag hundertmal um Indemnität anflehen muß. Im März 1862 hatte im preußischen Abgeordnetenhaus der Abgeordnete Hagen bereits denselben Antrag gestellt, alle zur Information der Abgeordneten bestimmten Positionen der Haushaltsvorlage in gesetzlich bindende Vorschriften durch den Beschluß der Abgeordneten zu verwandeln. Als der Antrag die Majorität erhielt, stürzte das Ministerium der sogenannten neuen Aera. — Sieht man sich in den Motiven des jetzigen Reichsgesetzentwurfes über die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben nach der Begründung des § 7 um, so findet man nur den lakonischen Satz: „Der Paragraph reproducirt die vom Reichstag im Jahre 1872 genehmigte Definition der Etatüberschreitungen." Das Verfahren, welches Herr von Forckenbeck am 1. December eingeschlagen, wird vermuthlich die Wirkung haben, die Reichsregierung, insonderheit den Leiter der Reichsfinanzverwaltung auf den erwähnten § 7 nachdrücklich hinzulenken. Die Aussichten für das Zustandekommen des Gesetzes über die Verwaltung der Reichseinnahmen und Ausgaben noch in dieser Session werden durch dieses sorgfältigere Studium kaum gewinnen. Allein dieser Aufschub ist kein Unglück, vielmehr ein Glück, wenn er die richtige Regelung dieser wichtigen Materie herbeiführt, die auf dem Wege war, gründlich verdorben zu werden. Insofern hat die Reichsregierung nur Ursache, Herrn von Forckenbeck dankbar zu sein.

Die Sitzung vom 3. Dezember mit der Berathung des Antrages, in die Reichsverfassung einen Artikel aufzunehmen, welcher für jeden Bundesstaat eine Wahlkammer vorschreibt, übergehen wir. Der Antrag will den Leiden Heilung bringen, welche Mecklenburg durch seine feudale Verfassung zu tragen hat. Wir wünschen diesen Leiden die gründlichste Heilung, glauben aber nicht, daß dieselbe vom Reichstag kommen kann, höchstens daß die immer wiederkehrende Besprechung des Schadens an den entscheidenden Stellen die Sache nicht einschlafen läßt. — Der Tage des 4. und 5. Dezember haben wir schon gedacht. Die Sitzung vom 7. Dezember brachte im Verfolg des Haushalts-

gesetzes die Beschlußfassung über verschiedene Ausgaben und Einnahmen, die Sitzung vom 9. Dezember Wahlprüfungen und die ersten Lesungen zweier kleinen technischen Gesetze.

Am 11. Dezember begann die zweite oder Einzelberathung der Ausgaben des Reichsheeres auf Grund mündlicher Berichte der Budgetcommission. Erhebliche Streitpunkte haben sich bei dieser Berathung bis zum Schluß nicht ergeben. Man kann sich denken, daß Herr Eugen Richter in den Berathungen der Commission das Mögliche gethan hat, Anträge zur Annahme zu bringen, welche den Streit zur Folge gehabt hätten. Er hat aber bereits in der Commission so wenig durchgesetzt, daß die Verständigung mit der Heeresverwaltung im Reichstag selbst wohl nicht fehlen wird. Auf die Einzelheiten brauchen wir bis jetzt nicht einzugehen.

Am 12. Dezember gelangte ein Schreiben des Stadtgerichts, worin die Einziehung zur Strafhaft des Abgeordneten Majunke, des Redakteurs der „Germania", dem Reichstag angezeigt wurde, zur Verlesung. Dasselbe rief einen von Lasker und Mitgliedern aller Fraktionen gestellten Antrag hervor, die Geschäftsordnungscommission mit schleuniger Berichterstattung zu beauftragen, ob die Einziehung zur Strafhaft eines Reichstagsabgeordneten während der Thätigkeit des Reichstags nach Art. 31 der Verfassung zulässig ist. Artikel 31 verordnet, daß Reichstagsmitglieder während der Session nur mit Genehmigung des Reichstags zur Untersuchung gezogen werden dürfen, außer wenn es sich um eine Ergreifung in flagranti handelt. Es ist schwer, einzusehen, wie die Geschäftsordnungscommission aus diesem Artikel, der in sonnenklaren Worten nur von Untersuchung und in einem besonderen Absatz noch von Schuldhaft spricht, ein Verbot der Einziehung zur Strafhaft herauslesen soll. Der Antrag Lasker fand indeß einstimmige Annahme, und wir glauben auch, daß, nachdem der Antrag gestellt war, für den Reichstag kein Grund vorlag, nicht ein Uebriges zu thun und den Bericht seiner Geschäftsordnungscommission einzufordern. — Hierauf beendigte der Reichstag die Einzelberathung der Heeresausgaben. Der rasche Gang dieser Berathung verstärkt die Hoffnung, daß der Reichstag das Wesentliche seiner Aufgabe, mit Ausnahme des Bankgesetzes, in diesem Jahr erledigen wird.

Am 9. Dezember ist der Prozeß Arnim in das Stadium der öffentlichen Verhandlung getreten. Eine allseitige Besprechung wird erst nach der Beendigung am Platze sein. Was aber den allgemeinen Eindruck betrifft, so wäre jedes Wort zu wenig, um die Fülle des Merkwürdigen zu schildern, welche die Verhandlungen bereits bis jetzt in politischer, psychologischer und criminalistischer Beziehung geboten haben. Dieser Prozeß wird seine eigene

Literatur vielleicht in mehr als Einer Sprache erhalten, und die Nachwirkungen, die er nach vielen Seiten hinterlassen wird, lassen sich noch in keiner Weise abschätzen. Wohl aber läßt sich schon jetzt sehen, wer von allen direkt und indirekt Betheiligten am ruhmvollsten daraus hervorgeht. C—r.

Weihnachtsbücherschau.

Mit einem der vorzüglichsten Werke aus Friedr. Bruckmann's Verlag in München schließen wir die im letzten Hefte begonnene Uebersicht der Prachtwerke für den Weihnachtstisch ab. Als solches sind zu nennen die Waidmanns-Erinnerungen von F. v. Pausinger, mit Text von Karl Stieler, eine Sammlung von zwölf Photographien aus dem Leben des Wildes und Jägers im deutschen Tief- und Hochlande. Da treffen wir das Wild bald im Stillleben der Waldestiefe, bald im Kampf mit Seinesgleichen, bald im erbitterten Streit mit seinen Todfeinden, den Raubthieren oder dem Menschen; einige Scenen (von den zahlreichen eingestreuten Holzschnitten) deuten auch auf die ewige Fehde zwischen Waidmann und Wilddieb. Alle diese Bilder sind einer langen reichen Erfahrung entnommen — v. Pausinger ist bekanntlich der stete Begleiter des Kaisers von Oesterreich auf dessen Hochgebirgsjagdzügen — und mit der Virtuosität eines vollendeten Künstlers wiedergegeben. Die Landschaft steht überall im schönsten Einklang mit dem bewegten Leben des Wildes, das in diesem tiefen Waldinnern oder in dieser rauhen Gebirgswelt sich abspielt. Aber gleiches Lob gebührt auch unserm liebenswürdigen Mitarbeiter Karl Stieler. Der Herr Dr. juris hat schon bei andern Gelegenheiten kein Geheimniß daraus gemacht, daß er mit Wild und Wald, mit dem Jägerleben der bairischen Hochebene und des bairischen Hochlandes eng vertraut sei. Sein Text zu diesem Werke giebt uns dafür volle Gewißheit. Er erhebt stolz und kühn das Haupt zur Freiheit des Waldlebens und seiner Bewohner. Er erhebt sich in diesem Bewußtsein selbstempfundener thatkräftiger Ungebundenheit weit über die landläufigen Bildercommentare. In das Leben des Waidmannes, Wildes und Wilddiebes, in die uralten Jagdsagen und Jagdlieder des Volkes dringt sein klarer Blick, sein empfängliches Gemüth, und wir Alle freuen uns der Arbeit, die er in seiner Erholung geschaffen. Das äußere Gewand, das die Verlagshandlung dem Werke gegeben, ist ein äußerst glänzendes und ansprechendes. —

Es kann nicht die Absicht dieser gedrängten Anzeigen der empfehlens-

werthen Schriften für das Fest sein, den größeren literarischen Kritiken dieses Blattes zur Ergänzung zu dienen oder gar mit denselben in Widerspruch zu treten. An erster Stelle dieses Heftes ist ein berufsmäßiges Urtheil gefällt worden über die vornehmsten Schriften preußischer Geschichtskunde. Der Mann der Wissenschaft hat die besten Namen preußischer Geschichtsforschung uns vorgeführt. Wir würden gering denken von unsern Lesern, wenn wir annähmen, daß sie nicht ihr Streben und ihren Stolz darein setzen wollten, diese Werke ersten Ranges zu besitzen. Aber nicht Alle sind in der Lage, diesem Wunsche sofort Raum zu geben. Und Allen ist es doch Bedürfniß, eine zuverlässige, moderne, auf der Höhe der Zeit stehende Ausgabe Preußischer Geschichte zu besitzen, welche dem Historiker von Fach wohl zu wenig Quellenwerk bieten mag, aber die doch die Resultate der neuesten Quellenstudien Allen zu Nutze macht. Als ein solches zuverlässiges, von gründlicher Sachkenntniß und dem besten nationalen Geiste getragenes Werk über Preußische Geschichte können wir das unter diesem Titel bei Gebr. Paetel in Berlin jetzt in dritter Auflage erschienene zweibändige Buch des Prof. Dr. William Pierson empfehlen, das die gesammte Entwickelung des Preußischen Volkes und Staates von den sagenhaft verklärten Anfängen bis mitten in den heute entbrannten „Kulturkampf" hinein, uns vorführt.

Auch der Historiker von Fach erkennt die volle Wahrheit über die Absicht und den Werth der Preußischen Politik ebensosehr aus den Lebensäußerungen und Thaten der Feinde Preußens, als aus den mehr und mehr entschleierten Geheimnissen des Preußischen Staatsarchivs. Nichts ist belehrender für die Hoheit und Würde der Politik der deutschen Vormacht, als der ohnmächtige Ingrimm der deutschen Kleinstaaterei gegen Preußen, als es auf dem schmalen Wege zur Einheit unerbittlich vorwärts drängte. Nichts zeigt uns deutlicher den Verfall preußischer Staatskunst, als wenn die Wiener Hofburg unter Metternich oder die kleinen Höfe ihre allerhöchste Zufriedenheit nach Berlin vermelden. Endlich als dritter Gesichtspunkt der Vergleichung dient vornehmlich die Schilderung des Volkslebens und der Regierungsmethode in den deutschen Kleinstaaten im Unterschied oder im Gegensatz zu Preußen. In dieser letzten Richtung ist Karl Braun, der bekannte Volkswirth, Politiker und Abgeordnete, seit Jahren in bemerkenswerther Weise thätig gewesen. Er hat aus dem verflossenen Mikrokosmus des Herzogthums Nassau, aus dem weil. Dalwigk'schen Großherzogthum Hessen, aus Schwaben, Kurhessen u. s. w. Bilder der deutschen Kleinstaaterei von so typischer Bedeutung und von so unvergänglichem Humor gesammelt, daß man noch in späten Jahren, wenn dem Lebenden die Erinnerung an diese Mißstände längst entschwunden sein wird, Karl Braun's Arbeiten auf diesem Gebiete als sehr schätzbare Beiträge zur Kultur- und Staatengeschichte Deutschlands lesen wird.

Einige der tollsten und grausamsten Leistungen des deutschen Kleincäsarenhochmuths sind nun von Karl Braun in den beiden Bänden „Mordgeschichten" zusammengestellt, die bei Carl Rümpler in Hannover soeben erschienen sind. Darunter sind die lebensfähigsten Schilderungen, welche die vier Bände „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" enthielten, und aus der Sammlung „Während des Krieges" die düstere venetianische „Mordgeschichte" Ziobà, und „Deutsche in Paris" hier herübergenommen. Ganz neu ist dagegen in dieser Sammlung die werthvollste Studie beider Bände, die an den Schluß des ersten Theiles gestellt ist: „Deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahr Neunzehn!" Diese ernste, und durchaus auf zeitgenössische Quellen, mündliche Ueberlieferungen u. s. w. gestützte Arbeit bietet die interessantesten Aufschlüsse über die politische Stimmung der deutschen Jugend nach den Freiheitskriegen, die erste deutsche Burschenschaft, das Wartburgfest und den inneren causalen Zusammenhang des Treibens der drei Brüder Follen und der „Schwarzen" in Gießen mit der unseligen Mordthat Ludwig Sand's und dem Mordversuch des Apothekers Löning auf den nassauischen Staatsrath van Ibell u. s. w. — Da selbstverständlich alle diese Mordgeschichten keineswegs etwa im larmoyanten Ton sentimentaler Criminalgeschichten geschrieben sind, sondern wie alle Sachen Braun's dem Humor überall zu seinem Rechte verhelfen, wo immer dessen Recht begründet ist — und dieses Gebiet ist bei Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei um so weitläufiger, als wir selbst für an sich und in ihrer Zeit tragische Ereignisse heute den Humor besitzen, sie von der heitern Seite zu betrachten — so waren wir wohl berechtigt, diese neueste Schöpfung der Braun'schen Feder, trotz ihres düsteren Titels, sogar unter der Weihnachtsliteratur zu empfehlen.

Eine humorvolle, oftmals satirische, überall aber von hohem Fluge der Gedanken und Poesie getragene dichterische Gabe zum Weihnachtsfeste ist der „Till Eulenspiegel redivivus" von Julius Wolff (Meyer'sche Hofbuchhandlung, Detmold). Hier ist der Reiz der deutschen Landschaft, vor allem der Rheinlande, das deutsche Bürgerthum in allen Klassen und Ständen, hier sind die höchsten Strebungen der Gegenwart auf allen Gebieten des öffentlichen, socialen, wissenschaftlichen Lebens — an dem Faden einer Reise des Dichters mit Till Eulenspiegel durch Deutschland — mit feinem Humor und mit vollendeter poetischer Kraft geschildert. Sehr häufig erinnert die Sprache und die Gedankenform und -Richtung an Goethe's Faust. Die Ausstattung des Werkes ist geschmackvoll. — Auf die neueste, sehr bedeutende Dichtung Friedrich's von Schack „Nächte des Orients" (Stuttgart, J. G. Cotta), welche die meisterhafte Sprachgewandtheit des Dichters und seine treue Sehnsucht zum Wunderlande des Ostens so rein und schön ausprägt, gedenken wir bei Gelegenheit eines besonderen Essays über

Friedrich von Schack zurückzukommen. Einstweilen mögen unsere Leser auch die wenigen Worte für eine freudige Empfehlung nehmen. —

An Jugendschriften sind noch besonders zu erwähnen, (bez. eingegangen, seitdem wir diese Rubrik verlassen): unter den Schriften des Spamer'schen Verlags in Leipzig: Ost-Afrika von Hermann von Barth, welche den Osten des schwarzen Erdtheils vom Limpopo bis zum Somalilande aus sachkundiger Feder und gut illustrirt darstellt; dann, der wärmsten Empfehlung würdig, Central-Asien von Friedrich von Hellwald, dem bekannten und verdienstvollen Redacteur des „Ausland," mit großentheils authentischen bildlichen Erläuterungen über Land und Leute; weiter die dritte Auflage des guten Buches von Dr. Karl Oppel „das alte Wunderland der Pyramiden" und endlich die vortreffliche Mythologie unsres geehrten Mitarbeiters Prof. Dr. Hermann Göll unter dem Titel: „Göttersagen und Kulturformen," gleichfalls bereits in dritter Auflage, an welcher der Text weit über den Illustrationen steht. Ueber die hervorragendsten sonstigen Jugendschriften des Spamer'schen Verlags, die ihre Lebensfähigkeit und Beliebtheit großentheils auch dieses Jahr durch neue Auflagen bekunden, wie C. Lausch, Buch der schönsten Kindermärchen (6. Auflage), „Jahrbuch der Welt der Jugend von Ernst Stützen (1875), der Skalpjäger v. Th. Bade und Franz Otto (4. Auflage), das Deutsche Flottenbuch v. Heinrich Smidt (4. Auflage) u. A.: haben wir uns schon früher günstig ausgesprochen. Neu hinzugetreten ist der Wegweiser durch die drei Reiche der Natur von Eduard Teller, dessen Text das redlichste und tüchtigste leistet in knapper Form — freilich ohne besondere Anziehungskraft für jüngere Naturforscher — aber dagegen in einer großen Anzahl von Abbildungen bestimmt zu sein scheint, einer Reihe wohlbekannter Clichés ein fröhliches Rendezvous zu geben.

Weit höher steht die Ausstattung, das Bilderwerk und die fesselnde Kraft der Darstellung in dem „Reich der Luft" von C. Flamarion, deutsch bearbeitet von W. Schütte (Leipzig, Brandstetters Verlag). Alle die zahlreichen Erscheinungen, welche im Reiche der Luft zur Erscheinung gelangen: Wind und Wetter, Schatten und Licht, Electricität und Feuchtigkeit u. s. w. finden hier die interessanteste Erörterung, basirt auf die Grundlage ewig waltender Naturgesetze und zeichnen sich dadurch an Solidität und Unanfechtbarkeit sehr vortheilhaft aus vor jener Denkschrift des Sächs. Kultusministeriums in Sachen des höheren Schulwesens gegen die Grenzboten, welche in demselben Verlag vor einigen Jahren vorübergehend das Licht der Welt erblickte. —

Ein Brief Friedrich Fischbach's an die Redaction.

Wir erfüllen hiermit den Wunsch des Herrn Fr. Fischbach, nachstehenden Brief zu publiciren. Die Redaction.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Ich bitte Sie um die gefällige Aufnahme dieser Zeilen, welche lediglich bezwecken, Mißdeutungen zu verwischen, die ja stets das Ungewohnte und Auffallende begleiten.

Als kürzlich meine Selbstbiographie in Ihrem geschätzten Blatte erschien, war wohl Niemand von derselben mehr überrascht wie ich selbst. Hätte ich dieselbe direct veranlaßt oder gewünscht, so hätte ich für die Oeffentlichkeit Vieles anders ausgedrückt, als es in zwangloser Weise in einem Privatbriefe geschieht. Ich erhielt nicht einmal den Correcturbogen zu der üblichen Durchsicht, resp. Aenderungen zugeschickt und somit kann ich eigentlich meinem anonym auftretenden Freunde B. in N. den Vorwurf einer, wenn auch gut gemeinten Uebereilung kaum ersparen. — Er hatte mich ersucht, ihm zur Besprechung meines neuen Werkes „Ornamente der Gewebe" biographische Notizen zu geben, weil er wußte, daß ich unter den wechselvollsten Ereignissen 15 Jahre lang an diesem Werke gearbeitet habe und diese Ereignisse für die Vollendung, wie für die Anlage des Werkes von Einfluß waren. Ein Rückblick auf vergangene Tage ist uns von Nutzen und zur Selbstkenntniß so nothwendig, wie die Addition einer langen Zahlenreihe. An den Feuilleton-Styl gewöhnt, der ja nichts mehr und nichts weniger ist, als die künstlerische Form im Gegensatze zur rein wissenschaftlichen Abhandlung, erhielt daher mein Brief die Form eines Feuilletons, welche meinen Freund verführte, dasselbe selbst in dem primitiven Negligé-Zustande mit einem stark gepfefferten Lobe Ihren Lesern zu präsentiren. Die Zuschriften vieler Ornamentisten und Zeichenlehrer, welche sich in Folge der Publication Rath erbaten und das wachsende Interesse für ein in Deutschland schwach vertretenes Fach, versöhnen mich zwar mit der Uebereilung meines Freundes, jedoch halte ich es für angemessen, die nöthige Nachsicht Ihrer Leser durch obige Mittheilungen mir zu erbitten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Hanau, den 10. Dec. 1874. Friedr. Fischbach.

Mit **Januar 1875** beginnt die Zeitschrift das I. Quartal ihres 34. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 7 Mark 50 Pfennige.

Leipzig, im Dezember 1874. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXIII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 52.

Ausgegeben am 25. December 1874.

Inhalt:

Seite
Die Münzkrisis und die erste Lesung des Bankgesetzes im Reichstage. Von Max Wirth. 481
Wilhelm Endemann's neuestes Werk. H. B. 487
Plaudereien aus London. 3. Alfred Blum. 491
Statistisches und Topographisches vom Orusland. H. Schmolke. 501
Der Prozeß Arnim. 508
Vom deutschen Reichstag. C—r. 515

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von Eduard Trewendt in Breslau.

Leipzig, 1874.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes

Digitized by Google

Die Münzkrisis und die erste Lesung des Bankgesetzes im Reichstage.*)

Von Max Wirth.

Die Verhandlungen des Reichstages bei Gelegenheit der ersten Lesung des Bankgesetzentwurfes waren nicht blos deshalb von hohem Interesse, weil sie mit der Verweisung an die Commission endigten und damit die Hoffnung auf den Sieg der Reichsbank-Idee stärkten, sondern auch weil sie die Aussicht gewähren, daß die Krisis, in der wir uns befinden, glücklich gelöst werde, nachdem das Urtheil über die Lage durch die im Reichstage gegebenen Aufschlüsse geklärt worden ist. Dieselben sind nach ihrem Gegenstande in zwei Theile zu theilen, in die eigentliche Bankfrage und in die damit zusammenhängende Frage der Ausführung der Münzreform. Die Vertreter der Reichsregierung wiederholten das schon in den Motiven des Gesetzentwurfes ausgesprochene Geständniß, daß der Bankgesetzentwurf eigentlich hauptsächlich den Zweck habe, die Ausführung des Münzgesetzes zu sichern und ergriffen dabei die Gelegenheit, die Interpellation theilweise zu beantworten, welche in Beziehung auf die letztere Frage formulirt worden waren. Indessen sind die Geständnisse des Präsidenten des Reichskanzleramtes Staatsminister Delbrück derart, daß wir auch nicht ein Wort unserer früheren Erörterungen zurückzunehmen haben. Aus den Erklärungen des Letzteren erfahren wir zunächst, daß am Ende des vorigen Jahres 178½ Millionen Thaler in Noten in Umlauf waren, welche auf Beträge unter 100 Mark lauteten. Derselbe nimmt an, daß 78½ Millionen davon auf 25-Thaler-Scheine zu rechnen sind, welche leicht durch 100-Marknoten ersetzt werden können und giebt selbst zu, daß die Note von 100 Mark nicht geeignet sei, die Banknoten von 1, 5, 10 und 20 Thalern zu ersetzen, welche noch im Betrage von 100 Millionen Thalern umlaufen. Delbrück gesteht, daß durch den Wegfall dieser kleinen Noten eine wesentliche Beschränkung des Zettelumlaufes eintreten werde. Dieser Ausfall ist daher mit 50 Millionen Thaler eher zu gering angeschlagen und die

*) Wegen Ueberhäufung mit dringlicherem Stoff können wir diesen Artikel unseres geehrten Mitarbeiters leider erst heute bringen. D. Red.

Circulationsmittel würden in Folge der Annahme des Entwurfes sich unter den Normalbedarf vermindern und die Gefahr bringen, die Preise später ebenso zu drücken, wie sie bisher gesteigert worden sind.

Der Vertreter der Reichsregierung betheuerte, daß dieselbe es sich als ihre Aufgabe gestellt habe, bei der Ausführung des Münzgesetzes sowohl für einen starken Vorrath von Goldmünzen zu sorgen, als auch die Prägung von 1-Markstücken, von 20-Pfennigstücken, sowie von Nickel- und Kupfermünzen sich angelegen sein zu lassen. Wir müssen gestehen, so gern wir diese Betheuerung vernehmen, so wenig steht sie mit den Thatsachen in Uebereinstimmung. Uns scheinen die Prägungen, namentlich der Scheidemünzen, mit ungewöhnlicher Langsamkeit vorzugehen, insbesondere, wenn man bedenkt, daß noch keinem Staate in ähnlicher Lage soviele Münzstätten zu Gebote standen, wie dem deutschen Reiche, dem überdies noch die Hilfe der österreichischen Präge-Anstalt ohne Zweifel zugestanden werden würde. Man muß in der That staunen, wenn man bedenkt, daß die Ausprägung sämmtlicher Schweizer Münzen bei der Münzreform 1852 innerhalb eines Jahres vollendet war, während am 10. October d. J. im deutschen Reiche erst 11 Millionen Thaler an Silbermünzen, 1 Million Thaler an Nickelmünzen und 0,5 Millionen Thaler an Kupfermünzen ausgeprägt waren. Denn bedenkt man, daß nach Artikel 4 des Münzgesetzes der Gesammtbetrag der Reichssilbermünzen bis auf 410 Millionen Mark und nach Artikel 5 die Nickel- und Kupfermünzen bis auf 102 Millionen Mark erhoben werden können, und daß diese Summe von zusammen 170 Millionen Thaler von dem Verkehre, der bisher an das Silber gewöhnt war, auch vollständig in Anspruch genommen werden wird, so hätte man 10 Jahre zu prägen, wenn man in dem Tempo fortfahren würde, welches in diesem Jahre eingehalten worden. Auch die Herstellung der Reichsgoldmünzen hätte mehr beschleunigt werden können; indessen würden wir uns in Beziehung auf sie leichter zufrieden stellen lassen, wenn sie nur vorsichtiger zurückgehalten worden wären. Denn in diesem Falle ließe sich von jetzt an in kurzer Zeit der nöthige Vorrath ergänzen, um die Ausführung des Münzgesetzes rasch zu vollenden. Leider ist dies nicht geschehen. Unsere Befürchtung bleibt vielmehr nach den Geständnissen des Präsidenten des Reichskanzleramtes bestehen. Derselbe hat nämlich die nachfolgende Erklärung abgegeben:

„Wir hatten am Schlusse des vorigen Monats 362 Millionen Thaler in Gold geprägt. Von diesen befinden sich 40 Millionen im Reichskriegsschatz zu Spandau und, von dem Rest von 322 Millionen ist in Abzug zu bringen der, gewissen Schwankungen unterliegende Bestand, welcher dauernd in der Bank steckt. Der Baarvorrath, den die deutschen Banken, mit Ausnahme der baierischen, Ende September hatten, betrug 289½ Millionen. Es

wird auf die unbedingte Fortdauer eines Baarvorraths in dieser Höhe kaum zu rechnen sein und noch weniger ist es bestimmt zu sagen, wie viel dieses Vorraths gemünztes Gold ist. Allein nach meinen Schätzungen können wir den Vorrath gut und gern auf 150 Millionen Thaler rechnen. Es würden mithin von den bisher geprägten Reichsgoldmünzen 172 Millionen Thaler übrig bleiben. Von dem Bestande ist zunächst ein Theil bestimmt, diejenigen metallischen Umlaufsmittel zu ersetzen, welche mit Erlaß des Bankgesetzes aus dem Verkehr zurücktreten. Es sind dies zunächst in Gold 30,800 Thaler, sodann an 2-Thaler-Stücken 6 Millionen Thaler, in Kron- und Conventionsthalern 3,790,000 Thaler, in 2-Guldenstücken 8,400,000 Thaler, und in Einthalerstücken 19,020,000 Thaler, zusammen 68 Millionen Thaler."

Herr Minister Delbrück gesteht also mit dieser Erklärung zu — vor Allem durch die Erwähnung, daß er nicht bestimmt zu sagen wisse, wieviel der Vorrath an gemünztem Golde bei den deutschen Banken sei, daß die bisher geprägten 362 Millionen Thaler Reichsgoldmünzen größtentheils dem Verkehr übergeben worden sind. Aus seiner Bemerkung, daß 172 Million davon übrig bleiben, geht nicht hervor, ob dieselben im Staatsschatze liegen. Da Minister Camphausen in derselben Sitzung erwähnte, daß bei den preußischen Banken allein 171 Millionen in Goldmünzen und Barren sich befinden und da Delbrück den Gold-Vorrath der deutschen Banken nur auf 150 Millionen schätzt, so sollte man fast glauben, daß der obige Rest der Goldmünzen bei den preußischen Banken deponirt ist. — Sei dem aber, wie ihm wolle, soviel geht aus der Erklärung des Ministers Delbrück unzweifelhaft hervor, daß wenigstens 190 Millionen Thaler Reichsgoldmünzen dem Verkehr übergeben worden sind. Diese sollen noch um 68 Millionen zur Einziehung der oben genannten alten Münzen vermehrt werden. Da nun bis Ende September an alten Silbermünzen nur gegen 37 Millionen Thaler eingezogen worden waren und die eingezogenen oder noch einzuziehenden alten Goldmünzen nach Soetbeer (s. Deutsches Handelsblatt No. 44) nur auf 15 Millionen Thaler zu schätzen sind, so wäre der Metallgeldvorrath des deutschen Reiches durch die Ausgabe der Reichsgoldmünzen um eine ungeheuere Summe vermehrt worden, welche mit 30pct. eher zu niedrig angesetzt ist. Wir waren daher sehr begierig, aus dem Munde des Ministers zu erfahren, mit welchen Argumenten er dieses Experiment zu rechtfertigen gedenkt, wie er der Gefahr zu begegnen gedachte, daß entweder die Preise um 30pct. stiegen, oder nach Beginn des Sinkens des Silberpreises die Goldmünzen in einem ähnlichen Betrage eingeschmolzen oder ausgeführt werden, — ein Fall, der wirklich eingetreten ist, und den die Vertreter der Reichsregierung zwar abzuschwächen versuchten, aber nicht zu leugnen vermochten. Der einzige Grund, den wir finden und welcher auch wohl das Hauptmotiv des Reichskanzleramtes ge-

wesen sein wird, ist in dem nachfolgenden Satz enthalten: „Das Geheimniß unserer Zeit ist, keine Zinsen zu verlieren, keine überflüssigen Cassenbestände zu haben." Dieser Satz scheint denn auch dem zweiten Vertreter der Reichsregierung, Herrn Finanzminister Camphausen etwas zu gewagt zu erscheinen, denn er lehnte einestheils für seine Person die Solidarität mit dem Reichskanzleramt ab, indem er über einige Bemerkungen Bamberger's wörtlich sagt: „Was seine Kritik über die bisherigen Operationen zur Durchführung der neuen Währung betrifft, so habe ich schon früher bemerken müssen, daß ich weder die Rechte noch die Pflichten eines Finanzministers gegenüber dem Reiche habe. Es ist das Sache des Reichskanzleramtes." Andererseits gesteht er offen zu, „daß wir unter erhöhten Uebelständen zu leiden haben würden," wenn wir die Doppelwährung (die gegenwärtig factisch besteht, — auch) gesetzlich eingeführt hätten. An einer andern Stelle machte Camphausen folgende, dahin bezügliche Bemerkung: „die preußische Regierung hat jederzeit ein rascheres Tempo in der Einziehung der Silbermünzen empfohlen; in Süddeutschland hat sich indessen ein solches nicht durchführen lassen" und fügte dann später hinzu: „wir haben keineswegs so leichtsinnig darauf los gewirthschaftet."

Diese Bemerkung wird aber vollständig in Schatten gestellt durch das wichtige Geständniß, „daß bei der preußischen Bank seit einem Jahre die Hälfte des gesammten Silbervorrathes abgeflossen sei." Herr v. Camphausen sagt uns zwar, dies sei geschehen, weil der Verkehr das Silber gebraucht habe und verschweigt den wirklichen Grund. Da er aber oben selbst indirect zugestanden hat, daß wir Nachtheile aus der eingetretenen factischen Doppelwährung haben müssen, so wollen wir nachstehend an seiner Stelle den wahren Grund angeben: das Silber ist von den preußischen, sowie auch von den anderen deutschen Banken abgeflossen, weil die Banken natürlicherweise lieber das höher im Curs stehende Metall — das Gold in ihren Baarschätzen behielten, denn das Sinken des Silberpreises hatte schon vor zwei Jahren begonnen. Das Gold bildet also bei den Baarschätzen der deutschen Banken, — welche, so lange die alten Silbermünzen gesetzliche Kaufkraft nach ihrem Nominalwerth haben, natürlich lieber mit diesem zahlen, — die unterste Schicht des Geldreservoirs, die von dem Noteneinlösungsgeschäft wenig oder gar nicht berührt wird. Da nun aber der größte Theil der früher in den Kellern der Banken gehüteten Silberschätze in den Verkehr geflossen ist, so mußten natürlich die in dem Umlauf des Inlandes etwa noch gebliebenen und nicht von den Banken mit Beschlag belegten Reichsgoldstücke sich aus dem Verkehr zurückziehen, weil die Händler daran ein starkes Agio verdienen konnten. Die Erklärungen der Minister haben also unsere Annahme

nicht geschwächt, geschweige denn widerlegt. So lange die französischen Zahlungen nicht abgewickelt waren und der Wechselcurs zu Gunsten Deutschlands stand, wird allerdings Gold nur in seltenen Ausnahmen exportirt worden sein, hingegen mußten, wir wiederholen es, die Waarenpreise und Löhne eine locale Steigerung erfahren. Ganz unausbleiblich war es auch, daß die inländischen Goldfabriken und Goldschmiede Reichsgoldmünzen mit Silberthalern aufkauften und einschmolzen. Als die französischen Kriegsentschädigungszahlungen abgewickelt waren, mußte die Ausfuhr von Gold gerade so gut vor sich gehen, wie es in der Schweiz geschehen ist und zwar in noch höherem Maße, weil der Vorrath an klingender Münze über den Normalbedarf vermehrt worden war. Wir stehen also positiv vor der Gefahr, daß die Einführung des Münzgesetzes unmöglich wird, wenn man in der bis vor Kurzem beobachteten Politik verharrt. Unsere Befürchtungen werden nicht beschwichtigt durch die Versicherungen Delbrück's, er glaube nicht, daß der jetzige Stand durch Goldausfuhr erheblich werde geschmälert werden oder dadurch, daß Camphausen „zur Beruhigung des Publicums erklärt, daß die Einschmelzungen von Reichsgold in Brüssel bisher eine Million Thaler nicht überschritten hätten". Es handelt sich nicht blos um Brüssel, sondern auch um Paris, wo Arbitrage-Operationen durch den Zwangscurs erleichtert werden und namentlich um das Einschmelzen und Verstecken des Goldes im Inlande selbst.

Um dem Vorwurf einer unfruchtbaren Kritik zu entgehen, wiederholen wir unsere positiven Vorschläge, die uns allein geeignet erscheinen, um die Durchführung der Münzreform glücklich zu vollenden.

1) Die Reichsregierung muß alle Reichsgoldstücke, über die sie gebieten kann, bis auf Weiteres aus dem Verkehr zurückhalten.

2) Sie muß so rasch als möglich den erforderlichen Vorrath an neuen Gold- und Silbermünzen herstellen, um die Umwechselung sodann auf einen Schlag, in kürzester Frist, an möglichst vielen Einlösungskassen bewerkstelligen zu können. Wir erfahren mit Vergnügen aus dem Munde des Herrn Camphausen, daß die Reichsregierung nur den Telegraphen spielen zu lassen braucht, um den genügenden Goldvorrath zu diesem Zwecke aus dem Auslande zu beziehen. Auch hoffen wir, daß die abschlägige Antwort, welche jüngst die Handelskammer in Sorau auf ihre Bitte um Verabfolgung einer Summe neuer Goldstücke erhalten hat, dahin ausgelegt werden kann, daß die Reichsregierung begonnen hat, die erst genannte Vorsichtsmaßregel zu gebrauchen.

3) Um aber die üblen Folgen der zu frühen Ausgabe des bereits dem Verkehre übergebenen Theiles der neuen Goldmünzen möglichst abzuschwächen und einen magnetischen Einfluß auf die letzteren zu üben, könnte noch folgende

Maßregel ergriffen werden: Nach dem Reichsmünzgesetz, Art. 9 ist Niemand verpflichtet, nach Inkrafttreten dieses Gesetzes, Reichssilbermünzen im Betrage von mehr als 20 Mark und Nickel- und Kupfermünzen im Betrage von mehr als einer Mark in Zahlung zu nehmen. Da nun nach demselben Gesetze die Anordnungen der Außercurssetzung der Landesmünzen u. s. w. durch den Bundesrath zu erfolgen hat, so stände es in dem Bereich der Regierung, dem Ziele durch Zwischenmaßregeln sich allmälig zu nähern, indem sie provisorisch die höchste Summe des zu Zahlungen gesetzlich erlaubten Silbers z. B. auf 100 Thaler festsetzt. Freilich wären dabei gewisse Vorsichtsmaßregeln, z. B. eine Ausnahmestellung der Banken unentbehrlich, weil die Metallhändler sonst diese Maßregel gerade als ein Mittel zum Herausziehen der Goldbestände aus den Baarbeständen der Banken benützen könnten. Wir würden wegen dieser Gefahr deshalb auch auf dieses Provisorium nur wenig Gewicht legen. Die unter 1) und 2) aufgeführten Maßregeln aber halten wir unbedingt für nothwendig, sei der Zinsverlust, welchen der Präsident des Reichskanzleramtes befürchtet, auch noch so groß.

Für ganz ungeeignet aber, die der Münzreform drohenden Gefahren zu zerstreuen, halten wir den vorgelegten Bankgesetzentwurf, weil darin von der Errichtung einer Reichsbank Umgang genommen war. Diese Frage bildete den zweiten Theil der Eröffnungen der Vertreter der Reichsregierung. Wir müssen gestehen, daß wir über die Schwäche, ja den Mangel aller stichhaltigen Gründe gegen die Reichsbank in wahrhaftes Erstaunen gerathen sind. Wir können dieß hier nicht näher motiviren, — nur einen Punkt erlauben wir uns zu berühren. Man scheint das Hauptgewicht auf die durch die 5procentige Notensteuer bezweckte indirecte Contingentirung zu legen, welche eine indirecte Nachahmung der in der Praxis so kläglich verunglückten Contingentirung der Bank von England ist. Wie die Sachen stehen, scheint dabei die Einrichtung einer Reichsbank nach dem Muster der englischen Bank viele Anhänger zu haben. Wir wundern uns besonders darüber, daß Camphausen, der doch die Vorzüglichkeit der Einrichtung der französischen und preußischen Bank vor der der englischen zu gut kennen sollte, eine solche Forderung stellen zu können meint. Wir wollen heute aber nur die Hauptwirkung hervorheben, welche jene indirecte Contingentirung haben würde. Bekanntlich ist das Bedürfniß an Circulationsmitteln am stärksten beim Ausbruch einer politischen oder wirthschaftlichen Krisis, gegen welche gerade die Kontingentirung ein Schutzmittel bilden soll. Das Mißtrauen, welches beim Ausbruch einer Krisis einzutreten pflegt und oft bis zu einer Panique sich steigert, hat noch jedesmal bewirkt, daß alle Welt seine Geldvorräthe einsperrt, weil die Banken ihren Credit beschränken oder kündigen, und daß ein Mangel an Umlaufsmitteln eintritt, dem nur durch größere Notenausgabe

von Seiten der großen Zettelbanken gesteuert werden kann. Werden nun die im höheren Betrage ausgegebenen ungedruckten Noten durch eine Abgabe von 5 Proc. beschwert, so ist die Bank genöthigt, ihren Discontosatz noch mehr zu erhöhen, als es die Lage des Geldmarktes an sich erfordern würde. Das Geschäftspublicum wird also gerade in der kritischsten Lage, in welcher die Bankorganisation Schutz gewähren sollte, stärker beeinträchtigt, als in ruhigen Zeiten.

Die englische Bankacte, welche die Contingentirung vorschreibt, mußte aus diesem Grunde drei Mal in den Kreisen von 1847, 1857 und 1866 suspendirt werden, weil die ganze Wirthschaftsmaschine still zu stehen drohte.

Die Contingentirung hat nur Sinn da, wo der Zwangscurs besteht. Da es aber zu diesem in Deutschland gar nicht kommen kann, so ist diese Maßregel überflüssig und schädlich.

Wilhelm Endemann's neuestes Werk.

Unsere Leser werden sich wohl jenes höchst interessanten Aufsatzes über die Wechselmessen erinnern, den Wilhelm Endemann im vorigen Jahre in den Grenzboten veröffentlichte. Den Eindruck, den die Arbeit des gelehrten Mannes auf den verständigen Laien und Praktiker geübt haben mag, habe ich damals recht deutlich ermessen an dem Ausspruch eines der feinsinnigsten und in seiner Vaterstadt wegen seiner großartigen Munificenz rühmlichst bekannten deutschen Bankiers, der Endemann's Behandlung gelesen hatte. Ich habe die kurzen Worte nicht stenographirt, aber sie haften auch ohne Kurzschrift treu im Gedächtniß. Endemann hatte in jenem Artikel gezeigt, wie der Wechsel und die Wechselmessen die Form waren, in der das Bedürfniß der mittelalterlichen Creditwirthschaft das kanonistische Wucher- und Zinsverbot umging, und ein wahrhaft modernes Umlaufsmittel schuf. Und dieser jedem Laien verständliche kulturhistorische Essay veranlaßte unsern Bankier zu sehr verständigen Aeußerungen über diesen vor mehr als einem halben Jahrtausend gekämpften „Kulturkampf" gegen die Kirche. Ich glaube, wenige Leser haben den Aufsatz Endemann's über die Wechselmessen so ganz in seiner vollen Tiefe erfaßt, wie dieser praktische Denker. Denn Endemann selbst sagt in seiner Einleitung zu seinem neuesten Werke, „Studien in der Romanisch-kanonistischen Wirthschafts- und Rechtslehre bis gegen

Ende des siebzehnten Jahrhunderts" *), fast genau und wörtlich dasselbe, was jener klare Praktiker sich aus dem viel engeren Thema Endemann's „herausgenommen" hatte: „hier galt es darzulegen, wie sehr die kanonischen Rechtsansichten auf die Gestaltung des Rechts eingewirkt haben, zugleich aber auch, warum diese kanonische Wirthschaftslehre, welche von der Kirche mit der Fülle ihrer Macht Jahrhunderte lang aufrecht erhalten wurde und noch heute von der orthodoxen Doctrin nicht aufgegeben ist, im Widerstreit mit den realen Kulturzuständen endlich doch hat unterliegen müssen. . . . Sicherlich vermindert sich das praktische Interesse nicht, wenn zugleich ersichtlich wird, was die Gesetzgebung des Staates sogar auf privatrechtlichem Gebiete zu gewärtigen hätte, wofern die katholische Kirche noch einmal versuchen sollte, die Prätension ihrer Herrschaft, der sie keineswegs entsagt hat, von Neuem geltend zu machen. Das Gebiet der Moral erstreckt sich, wie gezeigt werden wird, soweit, daß unter diesem Titel die unfehlbaren Erklärungen des Oberhauptes sehr wohl dieselbe Herrschaft über die Rechtsgesetzgebung wieder zu erobern suchen kann, welche die kanonische Dogmatik einst thatsächlich geübt hat." —

Man sieht, wie nahe die dem modernen Leben scheinbar so fern liegende Arbeit, den wichtigsten Problemen der Gegenwart tritt. Es ist im Grunde nichts anderes als das freudige Siegespanier, das wir in dem heißesten Kampfe hochhalten, den Deutschland seit Jahrhunderten gekämpft, das diese Schrift uns trostreich entfaltet. Sie giebt uns die Gewißheit, daß Deutschlands ungebrochene Volkskraft, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, den Machtgeboten und Machtmitteln der einigen katholischen Kirche, ungeachtet ihrer vielhundertjährigen Uebung und Gewohnheit, siegreich getrotzt hat, um leben und wirken zu können im Wettkampf mit den andern Nationen Europas. Dieser Gedanke ist sehr tröstlich. Denn wir haben nicht den Schatten eines Grundes für die Annahme, daß unser Volk heute weniger thatkräftig und mächtig sei, als vor einem halben Jahrtausend.

Und aus einem andern Grunde noch ist das vorliegende Werk Endemann's sehr erfreulich und trostreich für unsere Gegenwart. Ganze Reihen von Generationen haben mit schwerer Gelehrsamkeit und größtentheils im besten Glauben an der Fabel gearbeitet, daß Deutschland im Mittelalter schlankweg das Römische Recht Justinian's als Grundlage des gesammten deutschen Privatrechtes „recipirt" habe und — nach der Meinung vieler gelehrter Männer — noch bis zum heutigen Tage als das einzige „gemeine" deutsche Privatrecht besitze. — Es ist tröstlich, meine ich, bei Endemann den genauen wissenschaftlichen Nachweis zu verfolgen, daß dieses Märchen in der

*) Erster Band. Berlin, J. Guttentag (D. Collin), 1874.

That nur bei einer völligen Verkennung der wirthschaftlich-privatrechtlichen Entwickelungsperiode des Mittelalters so breiten Glauben gewinnen konnte. „Niemals können die für das Verkehrsleben bestimmten Rechtsnormen wahrhaft erklärt und begründet werden", sagt Endemann, „ohne die in der Praxis des Verkehrs maßgebenden Ansichten zu Rathe zu ziehen, deren Summe wissenschaftlich begriffen jene Philosophie der materiellen Güter darstellt, welche als Volkswirthschaftslehre bezeichnet zu werden pflegt. Selbst da, wo die Rechtslehre in schematischem Behagen sich möglichst in sich selbst abschloß, wurde sie unbewußt von den Strömungen dieser Ansichten beeinflußt. Der Satz, daß Rechts- und Wirthschaftslehre solchergestalt in untrennbarem Zusammenhange stehen, bewahrheitet sich namentlich, wo es gilt, die Entwickelung des mittelalterlichen Verkehrsrechtes zu erforschen. Wie sehr solche Erforschung Bedürfniß ist, erhellt leicht. Das mittelalterliche, romanisch-kanonische Recht bildet die nächste Vorstufe des gegenwärtigen. Aller Eifer um die richtige Erkenntniß des altrömischen Rechts, um die volle Einsicht in den Gang seiner Entwickelung bis zu Justinian und bis zu den Glossatoren zu gewinnen, bleibt Stückwerk, so lange man sich nicht klar macht, welche Umwandlungen seitdem eingetreten waren, als in umgewandelter Gestalt das römische Recht auch in Deutschland aufgenommen wurde. Niemand kann heutzutage an das Märchen einer Reception des römischen Rechts in dem Bestande glauben, den erst Jahrzehnte hindurch fortgesetzte Arbeit unter dem Schutte der Vergangenheit auszugraben begonnen hat. Nicht das römische, sondern das romanische, längst vorher von dem Einfluß der kanonischen Gesetzgebung und Doctrin durchdrungene Recht haben wir thatsächlich recipirt. Wer also mit den wahren historischen Thatsachen rechnen, die Entwicklung des Rechtes bis zur Gegenwart nicht nach theoretischen Fictionen, sondern nach dem wirklichen Verlauf kennen will, für den ist es unmöglich, über die breite Lücke hinwegzuspringen, welche die mittelalterliche Dogmengeschichte des Rechtes zwischen dem altrömischen und dem modernen Recht darstellt."

Es ist nicht Endemann's Absicht gewesen, das gesammte Verkehrsrecht des Mittelalters und dessen Entwickelung zu schildern, eine das gesammte Verkehrsrecht umfassende Geschichte der mittelalterlichen Dogmatik zu liefern. Eine solche Aufgabe würde in der That der Zeit nach an einem doppelten Hindernisse scheitern. Das ungeheuere Material liegt noch fast chaotisch durcheinander, nicht einmal die Quellennachweise erscheinen irgendwie erschöpfend abgeschlossen und geordnet. Und sodann widerstrebt der Zustand der mittelalterlichen Doctrin selbst wie kaum eine andere den heutigen Anforderungen an eine systematisch zusammenhängende Darlegung. Man mag noch so hoch denken von dem wunderbar scharfsinnigen und geschlossenen Gefüge des kano-

nischen Kulturgebäudes, der kanonischen Rechtsordnung, auf allen Gebieten, auf denen sie einst mächtig emporragten über die Staaten und Völker der mittelalterlichen Welt: der Jurist wird dennoch überall daran erinnert, daß dieses Gebäude und diese Ordnung auf einem Fundamente ruht, das mit rechtlicher Beurtheilung und Construction so wenig als möglich zu thun hat, auf dem blinden Glauben, dem zwingenden Dogma. Daher muß die Grundlage versinken und der stolze Bau stürzen, sobald der Glaube wankt und der Zwang des Dogmas bezweifelt wird. Es genügt, daß Endemann den Verlauf dieser natürlichen Entwickelung an einzelnen Rechtserscheinungen bis ins Kleinste nachweist. Damit ist für manche anderen der leitende Fingerzeig gegeben, den Spuren zu folgen, welche zuerst die exacte aber veraltete Denkweise des Römers, dann die humane Tyrannis der kanonischen Theorie, dann das Bedürfniß moderneren Freiheitsstrebens in den gangbarsten und wichtigsten Formen des Rechtsverkehrs hinterlassen haben. Auch die unmittelbaren Folgerungen für die Gegenwart wird der Sachkenner überall direct an diese Nachweise Endemann's anzuknüpfen vermögen. Ragen doch so viele beaux restes der mittelalterlichen Wucherlehre z. B. unmittelbar in die Gegenwart, in zahlreichen Dunkelheiten, Controversen und Schrullen des lebendigen Rechtes in wichtigen Zweigen des öffentlichen Verkehrslebens.

Jedem, der die beiden Bücher studirt hat, wird die Verwandtschaft auffallen, welche diese Untersuchungen Endemann's mit denen Wilhelm Roscher's in seinem neulich besprochenen Werke, die „Geschichte der Nationalökonomik" haben. Der Natur der Sache nach ist Endemann's Aufgabe etwa in demselben Maaße begrenzter, wie Roscher's Unternehmung gegenüber der Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, die Robert von Mohl zu liefern unternommen. Endemann mußte in engerem Rahmen arbeiten, weil die nationalökonomische Theorie der positiven Rechtsverkehrsnorm gegenüber die leichte Expansivkraft des Dampfes im Vergleich zum Wasser besitzt. Das Verkehrsrecht ist die zum Gemeingut der Nation gewordene Anerkennung einer bestimmten Theorie der Volkswirthschaft. Und die Völker leben bei weitem langsamer und zäher als die einzelnen Denker. Aber dafür ist Endemann's Aufgabe und Darstellung insofern auch reicher, wie diejenige Roscher's, als Endemann auch die praktische Uebung und virtuose Ueberlegenheit des Wirthschaftslebens über die kanonisch-romanische Doctrin zur Anschauung bringen kann, während Roscher, seinem Plane gemäß, nur die Umrisse und Wandlung der nationalökonomischen Theorien in Deutschland seit Ausgang des Mittelalters uns vorführt. Auch durch das Aneinanderpassen der beiden Geschichtsperioden, der mittelalterlichen Endemann's zur modernen Roscher's, ist das gleichzeitige Erscheinen der beiden bedeutenden Werke besonders erfreulich.

H. B.

Plaudereien aus London.

3.

Während das gewöhnliche Londoner Wohnhaus ein bescheidenes und einfaches Aeußere zeigt; während großartige Privatgebäude, im directen Widerspruch mit dem, nach continentalen Begriffen, unermeßlichen Reichthum der Stadt und ihrer Bewohner, nicht häufig zu finden sind, so zeigt sich dafür bei allen öffentlichen Bauten, besonders in den neuern Straßenanlagen, den Kais, den schönen grünen Plätzen, überall ein großartiger Sinn ausgeprägt. Aber auch hier ist es durchaus nicht das Streben nach Verschönerung der Stadt, welches die Projectirung und Ausführung solcher Bauten eingab und in allen ihren Theilen beeinflußte, sondern beinahe einzig und allein das Nützlichkeitsprinzip, sodaß dieses sich auch naturgemäß überall deutlich erkennen läßt.

Daß dabei sehr wesentliche Verschönerungen als Nebenzweck erreicht worden, ist wohl selbstredend und sicherlich werden dieselben auch von vielen, oft maßgebenden Persönlichkeiten nicht so ganz als Nebensache behandelt, oder vielleicht richtiger gesagt: diese Persönlichkeiten wünschen dieselben nicht zu sehr in zweiter Linie behandelt zu sehen und pflegen dieselben nach besten Kräften mit vieler Liebe. Im Allgemeinen aber hat der Engländer zu wenig Sinn für das was die übrigen gebildeten Völker schön nennen, um seinen praktischen Sinn durch ästhetische Rücksichten allzusehr beeinflussen zu lassen, besonders wenn letztere den Nützlichkeitsgesichtspunkten gefährlich werden könnten.

Die zwei Gesichtspunkte, welche die Londoner Behörden in erster Linie bei ihren großartigen neuen Bauten und ganzen Städteanlagen leiten, sind: möglichste Erleichterung des Verkehrs und Schaffung von gesunder Luft und schönem Grün inmitten der Häusermassen, welche beiden Zwecke sich sehr häufig durch dieselbe Anlage erreichen lassen. In ersterer Hinsicht ist in den letzten Jahren in London außerordentlich viel geschehen und noch jetzt werden immer wieder neue großartige Straßendurchbrüche geschaffen.

Während es der Engländer in allen andern Dingen vorzieht, dem Privatunternehmungsgeist die Herstellung von neuen Verkehrswegen zu überlassen und z. B., wenigstens bis jetzt, der Begriff der Staatseisenbahn unbekannt und fremdartig ist, so werden alle diese großen Straßenanlagen in London und andern großen englischen Städten fast ausschließlich durch die städtischen Gemeinwesen, natürlich unter Aufwendung enormer Kosten ausgeführt.

Es zeigt sich hier also das ganz entgegengesetzte Bild unserer deutschen Hauptstadt, wo sich neben Staatseisenbahnen viele Privatgesellschaften, oft vergeblich, bemühen das Straßennetz der Stadt durch mehr oder minder

segensreiche Anlagen zu verbessern und oft ihre beste Zeit und ihre besten Kräfte an den Schwierigkeiten vergeuden, die ihnen durch die so überreich gegliederten, um nicht zu sagen zergliederten Behörden Berlins, die trotz des besten Willens, aber wegen ihrer Vielgliedrigkeit diese Schwierigkeiten nicht zu bewältigen vermögen, bereitet werden.

Die deutsche Auffassung der Eisenbahnen als gemeinnützige Verkehrsanstalten, die uns mehr und mehr zum Staatseisenbahnsystem hingeführt hat und täglich demselben noch näher führt: dieselbe Auffassung, die auch bei allen Landstraßen in noch viel ausgeprägterer Weise auftritt und mit vollem Recht deren vollständige Freigabe verlangt, scheint momentan, besonders in Berlin, in Bezug auf städtische Straßen etwas verschoben zu sein, sonst hätte die Stadt selbst schon längst die so nothwendige Schaffung neuer Verkehrswege in die Hand nehmen müssen. Allerdings ist bei allen von Privaten ausgeführten derartigen Anlagen durch Polizeivorschriften und Concessionsbedingungen nach besten Kräften dahin gewirkt worden, das öffentliche Interesse zu wahren. Aber in vollem Maaße kann das doch nie geschehen, denn erstens suchen die Privaten doch ausschließlich ihren eigenen pecuniären Vortheil und dann kann durch solche Privatanlagen sehr leicht die nothwendige Ausführung wirklich gesunder Straßenzüge geradezu vereitelt werden, weil sie häufig zwar annähernd dasselbe leisten, aber aus Privatrücksichten doch nicht die wirklich einzig richtige Lage erhalten konnten und diese letztere nun, des nochmaligen Kostenaufwandes wegen, trotz des ungenügenden Ersatzes doch nicht mehr ausführbar erscheint.

Zum Ueberfluß werden aber auch, trotz aller Vorsicht der Behörden diese selbst oft noch getäuscht. Ich brauche hier wohl nur an das Geber'sche Industriegebäude in der Kommandantenstraße in Berlin zu erinnern. Der Fall dürfte wohl, da er in vielen Blättern seiner Zeit besprochen wurde, auch über Berliner Kreise hinaus bekannt sein. Dort soll sich jetzt die Stadt anschicken dem Gebäude gegenüber mit großen Kosten dieselbe Straßenverbreiterung vorzunehmen, die sich vor Jahren beinahe ohne Kosten durch Zurücksetzen der Fluchtlinie bei dem sogenannten „Umbau“ des fraglichen Gebäudes hätte erreichen lassen.

In der englischen Hauptstadt werden, wie gesagt, beinahe alle diese neuen Straßenanlagen durch die Gemeinde ausgeführt und dieselbe findet, abgesehen von Kaianlagen, auch noch mit der Zeit ihre Rechnung dabei. Der Engländer liebt irgend welche Störung und Schmälerung seines Besitzes weniger als irgend sonst etwas und so kommt es, daß er in den meisten Fällen, wo auch nur kleine Theile seines Grundstücks für die Straßenanlagen gebraucht werden doch auf den Erwerb seines ganzen Besitzes dringt und das Gesetz schützt ihn auch in diesem seinen Verlangen. So gelangt die Stadt in den

Besitz von ausgedehnten Ländereien, und wenn dieselben auch die erste Anlage sehr erheblich vertheuern, so kann die Stadt doch die dadurch erlangten sehr werthvollen Bauplätze, deren Werth natürlich durch die Straßenanlage wesentlich gestiegen ist, vortheilhaft verkaufen oder verpachten. Letzteres ist das häufigere und zwar erfolgt die Ausnutzung des Grund und Bodens in folgender Weise. Irgend welcher Bauunternehmer pachtet den Platz von der Stadt gegen die Verpflichtung ein Haus darauf zu bauen auf 99 Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit muß der Platz wieder der Stadt zurückgegeben werden und alle etwa darauf befindlichen Gebäude entfallen dann auch der Gemeinde. Der Bauunternehmer gelangt so in den Besitz eines Hauses, das ihm eigenthümlich gehört, ohne daß der Grund auf dem es steht, sein Eigenthum ist, er verpachtet oder verkauft wohl auch sein Haus an dritte Personen, aber immer fällt Alles nach Ablauf der genannten Frist an die Eigenthümerin des Bauplatzes zurück. Diese Art der Verwerthung der miterworbenen Parzellen oder ganzen Grundstücke ist die Regel, vollständiger Verkauf selten, weil beide Theile ihn nicht wünschen und niemals führt die Stadt als eigene Unternehmerin auf ihren Grundstücken Häuser auf.

Auf diese Weise sind in den letzten Jahren in der City die großen schönen Straßenanlagen am Holborn-Viaduct entstanden, der selbst auch eine großartige städtische Schöpfung ist und dazu dient, die so verkehrsreiche Skinner Street mit dem High Holborn über die nicht minder belebte Farringdon Street hinweg zu verbinden, während früher dort Wagen und Fußgänger einen geradezu gefährlichen Thalübergang zu passiren hatten.

So ist die schöne Queen Victoria Street im belebtesten Theile der unermeßlichen Stadt zwischen der Bank und dem neuen Thamesembankment theilweise noch im Entstehen begriffen und so wird jetzt wieder eine neue große Straße zwischen Charing Croß und der Themse durchgelegt, durch welche sogar das berühmte Palais des Herzogs von Northumberland mit seinen Prachtgemächern, seinem Kamin aus massivem Silber und seinen werthvollen Kunstsammlungen den alles verschlingenden Verkehrserleichterungen weichen muß.

Es ist so in England schon seit einer Reihe von Jahrzehnten ganz von selbst das erreicht, was so lange in Berlin von vielen Kreisen vergebens angestrebt wurde, daß nämlich die Stadt bei neuen Straßenanlagen durch alte Stadttheile soviel Grundstücke durch Expropriationsrecht mit erwerben könne, daß sie dadurch in den Stand gesetzt sei, sich durch spätere Veräußerung der mit erworbenen und in zweckmäßigster Weise neu parzellirten Bauplätze für den augenblicklichen bedeutenden Kostenaufwand wenigstens einigermaßen zu entschädigen; d. h. daß sie dieselben Vortheile genießen möge, welche Privatgesellschaften durch den freihändigen Ankauf ganzer Grundstückcomplexe, der

ja bekanntlich allen Behörden bei weitem nicht in demselben Maaße möglich ist, faktisch auch ohne Expropriationsrecht genießen. Nach dem alten Expropriationsgesetz war dies unmöglich; und während der Engländer das baare Geld einem noch ungewissen Gewinn, der sich aus dem etwaigen Steigen eines Werthes seines Grundstücksrechtes ergeben könne, vorzieht, — der durch die neue Straßenanlage ja immerhin sehr wahrscheinlich ist, — und daher ganz von selbst auf vollständigen Ankauf seines Grundstücks drängt, so hält im Gegentheil der Berliner auch noch den kleinsten Rest desselben mit bewunderns-werther Energie fest, alles von der immensen Entwickelung des Verkehrs der neuen Straße erhoffend und erschwert und vertheuert dadurch den städtischen Behörden die Anlagen gemeinnütziger neuer Verkehrswege sehr erheblich.

Jeder Fremde, der das Parlamentsgebäude in Westminster und die daran anstoßende neue Westminsterbrücke betrachtet, wird auch unwillkürlich sein Augenmerk auf das jenseits der Themse gelegene neue St. Thomas-Hospital richten, welches mit seinem saubern Ziegelrohbau aus schöner grüner Umgebung so freundlich herausschaut, daß es unwillkürlich zur Betrachtung herausfordert. Und wenn man dasselbe einer näheren Besichtigung unterzieht, so wird man ob all der schönen zweckmäßigen Einrichtungen staunen, die von einem ungewöhnlichen Reichthum Zeugniß ablegen und man wird die gütigen Spender desselben höchlich loben. Doch nur nicht zu voreilig mit diesem Lob, denn von milden Gaben ist hier keine Rede. Wir haben hier einfach ein eklatantes Beispiel vor uns, wie Corporationen, die mit dem Expropriationsrecht ausgestattet worden sind, auf Verlangen dazu gezwungen werden, ganze ausgedehnte Besitzungen selbst dann erwerben zu müssen, wenn der absolut nothwendige Grunderwerb auch noch so unbedeutend ist. Es war hier eine Eisenbahngesellschaft, die das alte Hospital beschneiden wollte, und dieses hat es verstanden, seine alten schlechten Anlagen nicht allein los zu werden, sondern dieselben auch durch vorzügliche zu ersetzen, alles auf Kosten der South Eastern Eisenbahngesellschaft, die beim Bau der Eisenbahn von London Bridge nach Charing Croß nur die Wahl hatte, eine der größten Brauereien der Welt, nämlich die von Barclay, Perkins u. Cie., oder das alte Thomashospital zu erwerben und von zwei Uebeln das kleinere vorzog; von milder Stiftung aber ist hier nicht die Rede, ganz im Gegentheil.

Da wir uns einmal auf der Westminsterbrücke befinden, sei es auch gestattet, des schon vorhin erwähnten Thamesembankments zu gedenken, welches bei dieser Brücke seinen Anfang nimmt und in der City bei der Blackfriarsbrücke endet. Von der Westminsterbrücke aus bietet sich dem Beschauer ein überaus anmuthiges und anregendes Bild dar. Eine 30 M. breite Uferstraße von Wagen und Spaziergängern stark belebt, zieht sich am linken Ufer stromabwärts, von derselben führen zahlreiche Landungsbrücken nach den

Landungsplätzen der so zahlreichen Dampfboote, die unablässig die Themse auf- und abwärts fahren, und an die Straße reihen sich die schönsten grünen Parks, über denen die Häusermassen und Thürme der unermeßlichen Stadt herausragen. An Stelle dieses wirklich prachtvollen Anblicks zeigten sich noch bis vor wenigen Jahren die widerwärtigsten Sümpfe und Moräste, welche die ganze Gegend zur Ebbezeit verpesteten, und um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat die Stadt das Thamesembankment mit einem wirklich enormen Kostenaufwand ausgeführt. Es besteht aus einer mächtigen Ufermauer, die unter den ungünstigsten Fundirungsverhältnissen bei einer Fluth- und Ebbedifferenz von 6 M. auf eine Länge von etwa einer halben deutschen Meile aus dem festesten Granit ausgeführt ist. Und hinter dieser Mauer liegen übereinander die unterirdische Eisenbahn, deren Sohle unter dem Hochwasserspiegel der Themse liegt und die schöne breite Uferstraße, die auf der einen Seite den Verkehr mit dem so belebten Strome und auf der anderen mit den herrlichen Park- und Gartenanlagen vermittelt. Wahrlich beim Anblicke dieses großartigen Unternehmens kann man mit gerechtem Stolze von dem menschlichen Schaffenstriebe erfüllt werden, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, der sich die widerwärtigsten Naturereignisse nutzbar zu machen weiß und, wenn auch oft von den Naturkräften arg bedrängt, dieselben doch schließlich siegreich überwindet.

Dieses Themseembankment ist in der Baugeschichte Londons gleich epochemachend als verkehrserleichternde und gesundheitsfördernde Schöpfung und, nebst der Canalisation wohl das großartigste, was die Stadtgemeinde in den letzten Jahrzehnten in baulicher Beziehung geleistet hat.

Aber auch aller Orten in der ganzen großen Metropole wird mit rühmlichem Eifer danach gestrebt, den Bewohnern derselben ein möglichst großes Quantum guter Luft zuzuführen. Am sichersten läßt sich dies ja stets durch Vertheilung von Bäumen und Sträuchern durch die Stadt erreichen und so sehen wir denn auch eine solche Masse von Parks und grünen Plätzen innerhalb Londons, wie sie wohl keine zweite Stadt auch nur annähernd aufzuweisen hat. Zunächst sind hier die weltberühmten großen Parks zu nennen, die im Osten und Westen, Norden und Süden angebracht sind, und mit ihren unvergleichlich schönen Rasen Alt und Jung, Hoch und Niedrig gleich sehr erfreuen. An schönen Baumpartien und vor allen Dingen an der Massenhaftigkeit derselben mögen die Parks unserer deutschen Großstädte den englischen Rivalen weit überlegen sein; unsere öffentlichen Promenaden und Gärten zeigen beinahe überall einen waldartigen Charakter, der sicherlich ihren eigenthümlichen Reiz wesentlich erhöht und ich muß offen bekennen, daß trotz der englischen Rasen unsere deutschen urwäldlichen Gärten auf mich einen schöneren und tieferen Eindruck machen, als die Londoner Parks mit

ihrer geleckten Sauberkeit. Aber was nützt uns all unsere Schönheit, wenn sie, außerhalb der Städte, wegen der großen Entfernungen von den Wenigsten leicht zu erreichen ist, und Wochen, ja Monate vergehen können, ehe die Bewohner der entlegeneren Stadttheile sich derselben erfreuen. Oeffentliche Parks gehören in das Innere der Städte, und wo keine vorhanden sind, möge man welche schaffen. London zeigt hier ein ehrenwerthes Beispiel und wenn man mir etwa einwenden will, keine deutsche Stadt könne mit London verglichen werden, so kann ich darauf einfach erwidern, daß es besser ist, bei Zeiten auch schon für die Zukunft hin zu sorgen, als sich erst durch noch größere Einwohnerzahl und noch größere Sterblichkeit zu Maßregeln zwingen zu lassen, die dann in der Regel unverhältnißmäßig viel kostspieliger werden, als wenn sie schon eher ausgeführt worden wären.

Und nicht allein Parks gehören in das Innere der Städte, sondern auch grüne Plätze und auch davon zeigt London einen nachahmenswerthen Reichthum. Es wird wohl wenig Plätze mehr in der englischen Hauptstadt geben, die nicht mit Bäumen, Rasen und Sträuchern geziert wären und wenn vielleicht auch der Engländer den Werth dieser grünen Plätze etwas zu hoch veranschlagen mag, wenn die unverhältnißmäßig hohen Miethen für die an solchen Plätzen gelegenen Häuser sich einzig wegen der größeren Reinheit der Luft kaum rechtfertigen lassen, so sind sie doch sicherlich bedeutend besser und freundlicher als die Plätze unserer deutschen Großstädte, die so häufig zu weiter nichts da zu sein scheinen, als zur Anhäufung unermeßlicher Sandmassen, die beim geringsten Windstoß die ganze Umgebung der Plätze mit Staub erfüllen; oder die den schreienden Markt- und Fischweibern zur speziellen Uebung der Stärke ihrer Lungen angewiesen zu sein scheinen.

Selbst der Trafalgar Square, der mit seinen Steinmassen eine monumentale Wirkung hervorbringen sollte, soll jetzt in einen grünen Platz umgewandelt werden; er wird unstreitig dann auch seinen eben genannten Zweck weit besser und vollkommener erfüllen, denn Grün ist einer monumentalen Wirkung niemals nachtheilig, sondern viel förderlicher, als die Anhäufung langweiliger Steinmassen.

Um diese Squares und um die im Westen und Nordwesten gelegenen Parks sind denn auch die Paläste des reichen englischen Adels gruppirt, hier findet man auch stattlichere Miethshäuser und jene, besonders ihrer inneren Einrichtungen wegen so berühmten Clubhäuser der zahlreichen wissenschaftlichen und Vergnügungsgesellschaften. Aber auch selbst hier sind die Miethhäuser in unschöner Weise schablonenmäßig eins neben das andere gestellt, und ein Blick auf die Spezialkarten Londons zeigt, daß bei sämmtlichen um einen Platz herum gruppirten Häusern die Grundrißdisposition völlig übereinstimmt. Leider ist dasselbe auch bei der Façade der Fall, und wenn auch oft

mit verschwenderischer Freigebigkeit, seitens der Bauherrn, mit Granit und Marmor und Statuen aus echtem soliden Material das Aeußere des Hauses, dem innern Werthe desselben entsprechend geschmückt worden ist, so wirken alle diese Herrlichkeiten doch entsetzlich geisttödtend, weil die ewige Wiederholung selbst die schönste Form in den Staub der Alltäglichkeit und in das Gebiet des Lächerlichen herabzieht. Zudem sind aber die einzelnen Formen nur in den seltensten Fällen schön zu nennen, sondern in der Regel prangen die Gebäude in einem äußeren Kleide, das durch gedankenlose Nachäffung und Aneinanderreihung von Formen aller möglichen verschiedenen Baustyle entstanden ist.

Die großen Provinzialstädte Englands mögen im Allgemeinen in architektonischer Beziehung ein viel anregenderes Bild darbieten, als London, und namentlich wird Liverpool in seinen öffentlichen Gebäuden wohl von keiner anderen Stadt Großbritanniens erreicht. Aber auch hier ist überall die fabrikmäßige Herstellung der Wohngebäude ihrer äußern Wirkung entschieden feindselig. Selbst in dem herrlichen Edinburgh, das von der Natur mit verschwenderischer Pracht sowohl hinsichtlich seiner Lage, als auch hinsichtlich seiner eigenen Gruppirung ausgestattet ist, dämpft diese ewige Wiederholung derselben Formen, die wie ein Fluch auf der englischen neuen Architectur zu lasten scheint, die günstige Wirkung der Stadt ganz erheblich und sie ist hier am allerunbegreiflichsten, wo doch die Natur und die alten Baumeister mit einer Fülle der herrlichsten Abwechselungen durchaus nicht gegeizt haben. Die alte ehrwürdige Highstreet wirkt trotz ihres Schmutzes und trotz der viel einfachern Mittel ihrer Façaden doch sehr viel anregender, als die neuen Straßen der vornehmen Welt, oder gar der Moray Place, bei dem das ewige Einerlei seiner Paläste einen unglaublich düstern und langweiligen Eindruck hervorbringt, der selbst nicht durch das schöne Grün, in dem sein innerer Theil prangt, ganz aufgehoben werden kann.

Großartig zu bauen verstehen die Briten, wie wohl kaum ein anderes lebendes Volk, aber die Schönheit kommt dabei sehr oft schlecht genug weg. Trotz der so bedeutenden Mittel, über die England und seine Bewohner zu verfügen haben, tragen unsere continentalen Großstädte doch einen viel monumentaleren Charakter, und unsere deutsche Hauptstadt vor allen kann sich trotz ihrer bescheidenen Mittel in dieser Hinsicht dreist mit jeder Stadt diesseits des Kanals messen.

Der Grund für diesen auffallenden Mangel an entwickeltem Kunstsinn unter den neuern Architecten Großbritanniens dürfte wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß dieselben nicht ordentlich geschult werden, wobei dieser Ausdruck natürlich in seinem besten Sinne gemeint ist.

Die Kunst kann weder handwerksmäßig erlernt werden, noch in ganz

freier zügelloser Bahn edle Früchte treiben, sondern auch bei ihr ist die Schulung, selbst bei epochemachenden Genies von wesentlichem Einfluß. Fehlt diese, so artet sie zu leicht in verständnißlose Nachahmung oder in unschöne Originalität aus und in diesen beiden Richtungen ist in England mehr denn genug zu sehen.

Man hat der von so vielen Seiten oft geschmähten Berliner Architectur wegen ihrer antikisirenden Richtung sehr oft Mangel an Originalität vorgeworfen, aber ich glaube, daß dieser Vorwurf durchaus ungerechtfertigt ist. Gerade ein Vergleich mit der englischen Architectur, zeigt den Werth der strengen Berliner Schule in seinem vollen Licht. Ein Gang durch die Straßen in der Nähe des Thiergartens zeigt eine Fülle der reizendsten villenähnlichen Gebäude, die trotz der vorzugsweisen Anwendung antiker und Renaissanceformen so eigenartig und originell sind, wie man sie in London in der Nähe der Parks oder in Richmond, Sydenham und Forrest Hill vergeblich sucht.

Ein aus der Berliner Schule hervorgegangener Architect würde sich aber auch niemals derartige Nachahmungen, um nicht zu sagen Copien zu Schulden kommen lassen, wie man sie in London zahlreich vertreten findet.

Während im Hyde Park in London der Marble Arch eine ziemlich getreue Nachbildung eines römischen Triumphbogens zeigt, besitzt Berlin sein durch und durch originelles Brandenburger Thor. Während die Nelsonsäule auf dem Trafalgarsquare eine getreue Nachbildung einer korinthischen Säule des Mars ultor-Tempels zu Rom ist, kann wohl Niemand der Siegessäule auf dem Berliner Königsplatze, — mag man nun über dieselbe denken, wie man will — Mangel an Originalität vorwerfen und gerade ihr Erbauer ist einer der getreuesten Anhänger der strengen antiken Richtung.

Wenn man vor dem British Museum mit seinen jonischen Säulenhallen steht, wird man unwillkürlich an die ältere aber auch so viel schönere Säulenhalle unseres Meisters Schinkel, an das alte Berliner Museum erinnert. Letzteres ist mit all seinen streng antiken Formen eine so eigenartige herrliche Schöpfung, daß das stattliche British Museum dagegen doch vollständig in den Hintergrund tritt.

Und trotz der unendlich werthvollen Schätze, die in Originalen in diesem selben British Museum beherbergt werden, trotz dieser Kunstschätze mit ihren ewig unvergleichlich schönen Formen, welche zum eingehendsten Studium förmlich herausfordern, trotzdem leisten die Berliner Architecten mit ihren bescheidenen Mitteln vermöge ihrer strengen Schulung mehr als ihre englischen Collegen und doch können sie, statt an Originalen, ihre Studien großentheils nur an Gypsabgüssen und Nachbildungen machen.

In der Nähe des Euston Square befindet sich hier eine Kirche, deren Westfaçade eine grobe Wiedergabe der Hauptfaçade des Erechtheion zeigt;

jeder Arm des Querschiffes besteht aus der ebenfalls roh ausgeführten Copie der Horenhalle desselben griechischen Tempels und der Thurm über der Westfaçade ist durch zweimaliges Uebereinandersetzen des Thurmes der Winde, des ältesten korinthischen Bauwerks, gebildet. Die Gesimse sind nach dem Erechtheion und dem Thurm der Winde combinirt; und das ganze Bauwerk macht in dieser Zusammensetzung ganz den Eindruck, als ob es nur ausgeführt worden sei, um damit einen ewigen Hohn auszusprechen. Wahrlich, berliner Architecten würden sich in der Weise niemals an den schönsten Formen attisch jonischer Baukunst versündigt haben; sie besitzen allerdings glücklicher Weise nicht genug „Originalität“ um die edlen Verhältnisse des Erechtheion mit seinen herrlichen Karyatiden dem Spotte Preis zu geben. Ebenso befindet sich in Birmingham am Eingange zum Güterbahnhof der London- und North-Western Eisenbahngesellschaft ein großartiger jonischer Porticus. Man könnte wirklich herzlich lachen, wenn derartige Verirrungen nicht so sehr traurig wären, oder soll dadurch etwa der Güterschuppen als Tempel des Hermes dargestellt werden? —

Unter diesen Umständen wundert es mich daher auch gar nicht, daß unter den Künstlern aller Zeiten und aller Länder die als Reliefs auf dem Unterbau des Albert Memorials dargestellt sind, der größte Baumeister dieses Jahrhunderts, Schinkel, fehlt, während die englischen Architecten zweifelhafter Größe in einer Vollständigkeit vorgeführt werden, die sich selbst durch die nationale Eitelkeit nicht erklären läßt, wenn man eben erst ihre Werke gesehen hat.

Der Engländer hat eine ganz besondere Vorliebe dafür, seine Helden, Generäle und sonstigen berühmten Männer möglichst hoch auf Säulen oder dergleichen zu stellen. So stehen in London Nelson auf dem Trafalgar-Square, York am Ende der Regent Street nach dem St. James-Park zu auf hohen Säulen, Wellington an der Hyde Park Corner auf einem großen Triumphbogen und in Newcastle upon Tyne und in Edinburgh finden sich wieder berühmte Männer auf hohen schlanken Säulen.

Es ist diese Art von Monumenten allerdings nicht eine englische Erfindung, sondern das Vorbild aller mag wohl ursprünglich die Trajanssäule gewesen sein. Da aber diese nicht allein aus der Zeit des Verfalls der römischen Kunst stammt, sondern gerade diesen Verfall mit am allerdeutlichsten in sich darstellte, so hätte man glauben sollen, daß das in ihr ausgeprägte Prinzip keine Nachahmung finden werde.

Wollen die Engländer mit ihrem aufs Materielle bedachten Sinn etwa die geistige Höhe ihrer Helden gleich räumlich darstellen, oder stellen sie dieselben deßhalb auf solche Höhen, daß man sie nicht mehr mit unbewaffnetem

Auge erkennen kann, um dadurch weniger an die persönliche Aehnlichkeit gebunden zu sein?

Ich sollte denken, daß derartige nationale Denkmäler, die jedenfalls eine große Erziehungsaufgabe erfüllen, indem sie dem Volke tagtäglich seine Geschichte predigen, nur dann diesen ihren Zweck ganz erfüllen können, wenn man sich durch sie auch die Gesichtszüge der edeln Vaterlandsvertheidiger, der großen Helden, die der Stolz der ganzen Nation sind, einprägen kann.

Allerdings hat das englische Volk außer den auf den Straßen und Plätzen aufgestellten Monumenten noch eine große Anzahl von Denkmälern, die in den hervorragenden Kirchen, zum Andenken an berühmte und nicht berühmte Männer errichtet worden sind, und die bei der englischen Sonntagsfeier, die den Menschen förmlich zum Kirchenbesuch zwingt, allerdings auch oft und deutlich dem Volke seine Geschichte predigen. Unter den Kirchen dieser Art, die dadurch gewissermaßen zu einem Pantheon werden, sind vor allen andern die Westminster Abtei und die Paulskirche zu nennen. Die beiden großartigen Bauten sind schon an sich höchst sehenswerth, aber sie werden durch den Reichthum ihrer Monumente noch weit bedeutender. Besonders die Westminster Abtei entrollt mit ihren theilweise wunderschönen Grabdenkmälern ein gut Stück englischer Geschichte vor den Augen und die nahe gelegene Westminster Halle mit dem neuen großartigen Parlamentsgebäude und dem prachtvollen Monument von Richard Löwenherz vor demselben vereinigen sich alle mit den tausend Erinnerungen weltgeschichtlicher Ereignisse, die sich daran knüpfen, um das Bild zu vollenden.

Diese kleine Gruppe großer, alter und neuer Gebäude, die sich hier enggedrängt zusammen finden, dürften wohl ihres Gleichen auf der Welt suchen, nicht sowohl wegen ihrer äußern Erscheinung, als wegen der Fülle nationaler Denkmäler und geschichtlicher Erinnerungen, die sich an sie knüpfen.

Hier ruhen Königin Elisabeth und Maria Stuart in derselben Kapelle, hier sind die sämmtlichen berühmten englischen Staatsmänner, die Pitts, Canning, Fox, durch Denkmäler geehrt, hier ruhen in der Poets'Corner die gefeiertsten englischen Dichter neben unserm deutschen Händel, hier sind die Koriphäen der Wissenschaften und die erfinderischen Genies beigesetzt.

Und drüben im neuen Parlamentsgebäude mit seiner soliden Pracht, seinen einzig schönen Hallen und beinahe übertrieben geschäftsmäßigen Sitzungssälen sind wieder die sämmtlichen Fürsten und Fürstinnen Englands und Schottlands in friedlichster Eintracht bildlich dargestellt, wie wenn sie sich nie im Leben bitter angefeindet hätten. Und die großen bildlichen Darstellungen an den Wänden der Hallen und Corridore beschäftigen sich beinahe ausschließlich mit den erbitterten Kämpfen zwischen Krone und Parlament, zwischen Ober- und Unterhaus. Hier wird gerade durch die Darstellung dieser

heftigen Kämpfe, die einst auch die Existenz und Entwicklung der ganzen Nation bedrohten, deren läuternde Wirkung und der aus ihnen herausgewachsene feste, beinahe unerschütterliche Bestand der englischen Staatsverfassung so recht klar.

Wann werden wir in Deutschland so weit sein, daß wir unbeschadet des Friedens unseres Hauses die heftigen Stürme unseres Staats- und Verfassungslebens, in denen wir noch mitteninne stehen, in unserm Reichstagsgebäude bildlich darstellen können? Gebe Gott, daß die Zeit nicht mehr zu fern ist! —

Als Schinkel nach den Befreiungskriegen mit all seiner schöpferischen Kraft und dem ganzen Enthusiasmus einer wahren Künstlerseele daran ging, für Berlin einen großen Siegesdom zu projectiren, da wollte er auch aus demselben ein deutsches Pantheon machen. Der Plan wurde nicht verwirklicht, später wurde zwar am Lustgarten ein großartig angelegter Dom begonnen, aber auch unvollendet gelassen, und bis heutigen Tages harrt der Siegesdom seiner Ausführung. Zu den Befreiungskriegen sind die Tage von 1870—71 gekommen, das neue deutsche Reich ist erstanden, ausgezeichnete Generale, unvergleichliche Siege, wie sie keine andere Nation aufzuweisen hat, hat Deutschland zu feiern und zu verherrlichen, und noch immer harrt Berlin auf die Vollendung seines Domes, der so recht eigentlich ein nationales Denkmal werden sollte, in dem das Volk all den vielen Helden und den für des Vaterlandes Freiheit und Macht Gefallenen ehrende Denkmäler setzen sollte.

Vielleicht schafft das neue Reichstagsgebäude Ersatz für diesen Mangel, — vielleicht; doch ist beinahe zu befürchten, daß es unserer nüchternen Auffassung gemäß nur zu sehr „Geschäftsgebäude“ werden möge; ist doch schon die Frage des Platzes für dasselbe mehr oder minder nach diesem Gesichtspunkte zum Nachtheil für den monumentalen Charakter desselben behandelt worden.

Hoffen wir daher, daß das neue Reich nicht allein sein Geschäftshaus bekomme, sondern auch das schon so lang geplante nationale Gotteshaus endlich auch seine Vollendung erhalten möge.

Alfred Blum.

Statistisches und Topographisches vom Oxuslande.

Es ist nicht länger als 1½ Jahr, seitdem die Expedition gegen Khiwa zum Abschluß gebracht worden, und schon verlauten wieder beunruhigende Gerüchte aus den Gegenden südlich vom Aralsee. Die wilden turkmenischen

Nomaden kehren sich wenig an die russischen Verträge und an den Khan von Khiwa, der jetzt erst recht nicht im Stande ist, sie in Ordnung zu halten, und bald gegen seine sogenannten Unterthanen die Hülfe der Russen wird in Anspruch nehmen müssen. Diesen aber kann es nicht gleichgültig sein, ob in den Gebieten, die sie dauernd pacificirt zu haben meinten, das alte Unwesen fortdauert oder nicht, abgesehen davon, daß ihre natürlichen Grenzen nach dem Stande ihrer Macht eigentlich erst bei den Gebirgen von Chorassan liegen. Die russischen Unternehmungen in Turkestan haben von jeher den Beifall fast der ganzen gebildeten Welt für sich gehabt. Rußland, mag es auch vornehmlich seine territoriale Vergrößerung und Machtstellung in Mittelasien dabei im Auge haben, es vertritt in jenen Gegenden die Interessen der Civilisation und Menschlichkeit gegenüber einer barbarischen Bevölkerung und dient den Wissenschaften, die es für seine Zwecke gebraucht. Nur England vermag sich dieser Auffassung nicht anzuschließen und hütet mit mißtrauischen Blicken die Grenzen von Afghanistan, wie sie durch die Verhandlungen vom Winter 1872/73, die der jetzige neue Botschafter, Graf Schuwalow, so geschickt leitete, festgesetzt worden sind.

Diesmal sind es die räuberischen Nomaden vom Stamm Tekke, dem wildesten und gefährlichsten im ganzen südlichen Turan, gegen die vielleicht eine neue Expedition oder Rekognoscirung im größeren Maßstabe nöthig wird. Ihr Uebermuth wird von Tage zu Tage größer, da die Ohnmacht des Khans am Tage ist, und der Czar, denken sie, ist weit. Sie senden ihre Horden in Stärke von mehreren hundert Mann bis unter die Mauern von Khiwa und plündern ohne Rücksicht auf die Nähe der russischen Posten die friedlichen und ansässigen Stämme der Amu-Niederung. Nach den jüngsten Nachrichten scheint es sogar, als ob sie vor einem bewaffneten Uebertritt auf das rechte Ufer nicht zurückscheuten, woraus hervorgeht, daß das Prestige der russischen Waffen bei ihnen doch nicht so groß ist, als es nach der letzten, so brillant gelungenen Expedition zu erwarten wäre, Rußland aber darf sich diesen Barbaren gegenüber auch nicht das Geringste gefallen lassen und sich nie mit einem halben Erfolge begnügen, wenn es sein Ansehen nicht aufs äußerste gefährden will. Unter diesen Umständen lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser von neuem auf jenes Wüstenland und zwar auf den noch am mindesten durchforschten Theil desselben, das Gebiet zwischen Amu-Darja und Kaspisee, indem wir, was über die Topographie und Statistik dieser Gegenden bekannt geworden ist, in der Kürze mittheilen.

Die Tekke schweifen südlich vom Aralsee und der Oase Khiwa bis zu den Abhängen des Elburs und den Grenzen des Emirs von Herat, die sie sich bei ihren häufigen Raubzügen zu überschreiten nicht scheuen. Sie sind Sunniten, wie alle turkmenischen Stämme, und als solche geschworene Feinde

der schiitischen Perser, denen sie auf alle Weise Abbruch zu thun suchen. Sie rauben Menschen und Vieh an der Grenze und schleppen jene als Sklaven fort, um sie gelegentlich zu verkaufen. Früher waren Buchara und Khiwa ihre Hauptabsatzplätze, wo erst die letzte Expedition dem Menschenhandel ein Ende gemacht hat. Besonders aber haben die schiitischen Pilger von ihnen zu leiden, die zu dem Grabe des Imam Risa, eines Schülers des Ali, nach Meschhed wallfahren, und die Karawanenstraße von Nedescht über Mijamid nach Meschhed ist stets von auflauernden Tekkehorden umlagert. Südöstlich dehnen sie ihre Raubzüge sogar bis Asterabad aus und spotten des persischen Statthalters, der für den Kopf jedes getödteten Turkmenen einen Preis zahlt. Hier fand die russische wissenschaftliche Expidtion nach Khorassan, welche unter Chanykow im März 1858 eintraf, die Einwohner in höchster Angst vor den räuberischen Banden, die bis unter die Mauern der Stadt schweiften.

Die Tekke zerfallen nach persischen Nachrichten in zwei Stämme: Tekke Aachalnischin und Tekke Gumnischin. Die Letzteren haben keine festen Weideplätze, sondern ziehen in der Wüste umher, indem sie den Brunnen nachgehen, die sie beliebig wieder verlassen, und führen ein rechtes, wildes Räuberleben. Die Aachalnischin sind zwar auch größtentheils Nomaden, doch haben sie einige feste Ansiedlungen an Wasserplätzen und ihre bestimmten Sommer- und Winterweiden. Sie bauen etwas Gerste, Weizen, Wasser- und Zuckermelonen und ein wenig Reis. Ihre Stuten sind vorzüglich. Auch verarbeiten sie Schafwolle zu Teppichen u. dgl., die sie verkaufen. Zur Sicherung ihrer Niederlassungen haben sie sich kleine, viereckige Lehmfestungen angelegt, um welche herum sie ihre Fischzelte (Kibitken) aufstellen und in die sie sich beim Herannahen eines Feindes flüchten. Uns liegen persische statistische Angaben aus dem Jahre 1855 vor, nach welchen die sämmtlichen Tekke damals auf ungefähr 10,700 Zelte geschätzt wurden, doch kann diese Schätzung höchstens für die Aachalnischin einige Genauigkeit beanspruchen, welche den Persern am nächsten wohnen und von diesen zu ihren Unterthanen gerechnet werden.*)

Westlich von den Tekke wohnen die ihnen stammverwandten Jomud und Goklan: jene an der Ostküste des kaspischen Meeres, von der Mündung des Flusses Atrek nördlich bis zum Abfall des Uest-Urt-Plateaus zwischen Aral- und Kaspisee; diese etwas südöstlich an dem Flüßchen Gurgan und an der persischen Grenze. Sie sind der Zahl nach am schwächsten, größtentheils fest angesiedelt und haben an die Perser ihre Selbstständigkeit verloren, denen sie ein jährliches Maliat d. i. Abgabe von 6000 Toman (persischen Dukaten) entrichten müssen. Die Jomud sind theils freie Nomaden und ziehen als

*) Angaben in Tagesblättern, nach denen sich die Zahl der Tekke auf ca. 500,000 Köpfe belaufen soll, sind entweder verdruckt oder viel zu hoch gegriffen. —

solche in der Steppe zwischen dem Atrek und dem großen Balchangebirge umher, theils sind sie im Atrekthal ansässig und treiben Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Sie befahren das Meer in großen gedeckten Böten, die bisweilen drei Masten führen, und holen Holz, Salz und Naphtha von der Insel Tscheloken im Kaspisee. Im Winter machen sie am Atrek Jagd auf Wasservögel, die hier enorm zahlreich sind, und verkaufen deren Häute und Federn an Kaufleute aus Astrachan. Die oben angeführte Quelle schätzt sie auf 9210 Hütten mit angeblich nur 22,180 Köpfen, was in keinem rechten Verhältniß zu stehen scheint. Die Goklan-Turkmenen werden auf 2550 Haushaltungen angegeben.

Sollte wirklich eine Expedition gegen die Tekke nöthig werden, wie es nach dem oben Angeführten den Anschein hat, so fragt es sich, von welcher Seite man am besten den unbequemen Gästen beikommen könnte. Es handelt sich hierbei darum, die Feinde in ihrem Lager aufzusuchen und ihre festen Punkte zu besetzen, die ihnen zur Zuflucht dienen und zur Existenz unentbehrlich sind. Wahrscheinlich wird man, wie es auch bei der Expedition gegen Khiwa geschah, die Sache von zwei Seiten zugleich in Angriff nehmen. Auf der einen Seite ist es die Amu-Linie, welche die Nordost-Flanke des Feindes bildet. Diese wird um so fester sein, je weiter die Dampfschifffahrt auf dem Amu-Darja aufwärts geht, und je aufrichtigere Gesinnungen, wenn auch nur nothgedrungen, der Khan gegen Rußland hegt. Oberst Stolatow ist mit dem Parowsky umgekehrt bei einem Punkte, etwas oberhalb des Forts Petro-Alexandrowsk, wo die Stromschnellen beginnen und sich der Dscherma von dem Amu abzweigt. Doch sind jene nicht so reißend, daß ihnen nicht mit gesteigerter Dampfkraft zu begegnen wäre, und bietet das Fahrwasser überall die nöthige Tiefe, die sogar weiter aufwärts zunimmt, so daß man mit Hülfe kundiger Lootsen leicht bis zur Höhe von Khiwa und noch weiter gelangen kann. Aber hier lagert sich in breiter Ausdehnung die Wüste Kharasan vor, die bis jetzt noch durch keine Expedition beschritten ist und möglicherweise mehr Schwierigkeiten bietet, als die berüchtigte Kysyl-Kum. Hat man die Oase von Khiwa oder die Niederung des Amu-Darja hinter sich, so steigt der Boden zusehends an und führt der Weg gen Südwesten mehrere hundert Werst durch eine Sandsteppe mit eintöniger Hügelformation, wo noch keine Brunnenstationen bekannt sind. Und doch sind letztere das erste und nöthigste Erforderniß bei der Bewegung irgend einer Truppenabtheilung. Soweit man die Steppe kennt, ist sie nicht so arm an Vegetation, als man vermuthen sollte, und bietet den Nomaden einige, wenn auch nur spärliche Weidegründe. Hier wächst das Gras nicht, wie wir uns wohl denken, zu ganzen Wiesenflächen zusammen, sondern findet sich nur in einzelnen großen Büscheln, etwa 3 bis 4 auf einem Quadrat-Faden (Saschehn

à 7 engl. Fuß), und wiegen etwa 20 bis 30 solcher Büschel zusammen ein Pud (16$^{3}/_{8}$ Klgr.). Die Sandhügel sind theils regellos vertheilt, theils ziehen sie sich in Ketten von Ost nach West, durchschnittlich 15 bis 20 Fuß hoch mit bisweilen steilem Anstieg. Wird man Geschütze durch den tiefen Sand über die Hügelketten fortschaffen können?

Ein bequemerer Zugang zu den Tekkingen-Nestern bietet sich, wie es scheint, von Westen, von den Ufern des kaspischen Meeres, wo die Russen bereits in den Jahren 1869/70 einige feste Punkte eingenommen haben. Hier ist die Entfernung nicht so groß und der Weg bekannter. Der eine jener Punkte ist Krasnowodsk, gegenüber der Stadt Baku, in einem Winkel einer tiefeingeschnittenen Bucht, die nach dem Balchan-Gebirge den Namen trägt; der andere Tschikischlär an der Mündung des Atrekflusses im Gebiete der Jomud. Der nordwestliche Winkel der Balchanbucht heißt die Krasnowodsker Bucht und bietet einen vortrefflichen Hafen, der im Westen durch eine schmale Landzunge, im Süden durch die vorgelagerte Insel Tschelaken geschützt ist. Der Eingang ist nur 2$^{1}/_{2}$ Meile breit und hat, wie die ganze Bucht, eine Tiefe von durchschnittlich 26 bis 28 Fuß, ist also für große Schiffe zugänglich. Diese außerordentlich günstige Lage erregte anfangs die Erwartung, als sei Krasnowodsk dazu bestimmt, ein großes Handelsemporium zu werden, das den Verkehr von den kaukasischen Ländern und den Küsten des schwarzen Meeres nach Mittelasien hin auf direktem Wege vermittelt. Bis jetzt ist aber dazu keine Aussicht, und es fragt sich, ob Krasnowodsk jemals mehr als eine russische Festung werden wird. Die Gegend rings umher ist öde und jeder Vegetation bar, Süßwasserquellen fehlen ganz und gar, und nur durch Anlegung artesischer Brunnen wird es möglich sein, brauchbares Wasser für Menschen, Vieh und Kulturpflanzen zu schaffen. Die Zukunft der ganzen Anlage hängt somit mehr oder weniger vom Erdbohrer ab.

Von Krasnowodsk aus gingen die ersten russischen Expeditionen zur Erforschung jenes räthselhaften Erdspaltes, der sich, von den Eingeborenen Usboi d. i. niedrige Ebene genannt, von dem innersten Winkel der Balchan-Bucht im Allgemeinen nordöstlich bis zum Aralsee hinzieht, und in dem man nunmehr das alte Bett des Amu-Darja oder Oxus erkannt hat, welcher früher mit einem Seitenarm in den Kaspisee mündete. Durch die Rekognoscirungen der Obersten Stebnitzki und Markosoff in den Jahren 1870—72 ist die Linie des Usboi bis auf eine Strecke von etwa 200 Werst in der Mitte bekannt geworden. An dieser Stelle bildet das alte Flußbett einen großen, nach Norden offenen Bogen, welchen Oberst Markosoff durch Einhaltung der geraden Richtung abschnitt. So gelangte er im Jahre 1871 zu einem Punkte des Usboi, Decktscha genannt, der noch etwa 180 Werst in gerader Linie von Khiwa entfernt ist. Hier fanden sich mehrere Süßwasserseen in dem trockenen

Flußbett, das eine Breite von 150 Faden hat. Turkmenen, die hier ihre Weidegründe haben, sagten aus, daß das Land von hier bis Khiwa hin ziemlich wasserreich sei und zwar nicht durch Quellen und Brunnen, sondern durch Kanäle aus dem Amu. Hierauf schien auch die bei Decktscha sich reicher entwickelnde Vegetation hinzudeuten: man fand an den Uferböschungen Laubbäume von 3 bis 4 Faden Höhe und 6 bis 8 Zoll im Durchmesser. Auch soll diese Oertlichkeit von den die Oase Khiwa bewohnenden Nomaden häufig besucht sein. Da nun die Rekognoscirung des Obersten Glukhowski, die dieser im Jahre 1873 gleich nach der Eroberung von Khiwa vom unteren Amu-Darja aus unternahm, zu demselben Punkte, aber von entgegengesetzter Richtung gelangte, wobei man die Angaben der Turkmenen hinsichtlich der Bewässerungsverhältnisse bestätigt fand, so dürfte von Decktscha aus die Verbindung auch nach Osten als gesichert anzusehen sein, und dieser Punkt durch Anlegung eines Forts oder einer Militärstation, wozu er sich zu eignen scheint, bald eine bedeutende Wichtigkeit erlangen. Ueberhaupt ist die Linie des Usboi als die geeignetste Operationsbasis gegen Süden hin, wo die Tekkingen-Festen liegen, zu betrachten. Sie ist verhältnißmäßig ziemlich reich an Brunnen und kleinen Seen, deren Wasser zwar meist von bitterlichem und salzigem Geschmack ist, aber doch brauchbar zum Kochen und Trinken. Der Weg führt theils in, theils neben dem alten Flußbett entlang und ist, voraussichtlich auch in dem noch nicht bekannten Theile, ziemlich praktikabel, da er der Richtung einer vielbetretenen Karawanenstraße folgt, die von Khiwa nach den Weideplätzen der Jomud an der Atrekmündung führt.

Auch in das Herz des Tekke-Gebietes selbst sind die Russen bereits von dieser Seite her eingedrungen. Zuerst Oberst Stebnitzki, welcher im Dezember 1870 seine erste Rekognoscirung in südöstlicher Richtung theils zur Erforschung des Oxuslaufes, theils gegen die Tekke-Turkmenen unternahm. Von dem südlichsten Punkte des Usboi ausgehend, verfolgte er die angegebene Richtung am Nordostabhange eines Gebirges entlang, das unter dem Namen Kjurjan-Dagh eine Fortsetzung des Balchan zu bilden scheint, bis zu der Hauptfeste der Tekke, Kysyl-Arwat. Er begegnete auf dieser ganzen ungefähr 180 Werst messenden Strecke etwa 10 Brunnenstationen mit ziemlich brauchbarem Wasser, außerdem aber zahlreichen Begräbnißstätten und Aulen (Zeltdörfern) des Tekkestammes; auch sah er viele kurze Flußläufe, die in nordöstlicher Richtung aus dem Kjurjan-Dagh hervorkamen. Noch weiter drang Oberst Markosoff im Herbst 1872 vor. Seine Unternehmung, die bedeutendste, die von der Seite des kaspischen Meeres her von den Russen unternommen wurde, und deren Resultate vielleicht erst jetzt ihre volle Wichtigkeit erlangen werden, bewegte sich von zwei Punkten nach demselben Ziele hin. Man hatte nämlich inzwischen die Strecke von Krasnowodsk bis zur Atrekmündung, 250 Werst,

durchforscht und an dem Punkte Tschikischlär eine Militärstation errichtet. Wir können nach den vorliegenden Nachrichten nicht beurtheilen, in wie weit dieser Weg für größere Truppenbewegungen praktikabel ist und ob er sich zu einer Verbindung zwischen Krasnowodsk und Tschikischlär eignet. Er enthielt etwa 20 Brunnen mit theils salzigem, theils brakigem (etwas salzigem) Wasser und war auf der rechten östlichen Seite von einzelnen dünenartigen Sandhügeln begleitet.

Von Tschikischlär aus zog die eine Kolonne unter persönlicher Führung Markosoff's in nordöstlicher Richtung, die oben erwähnte Karawanenstraße benutzend, nach dem Usboi, wo ein Punkt zum Rendezvous bestimmt war. Die andere Abtheilung, bei der sich Oberst Stebnitzki und der bekannte Heidelberger Geolog Dr. Sievers befanden, war in gerader östlicher Richtung von Krasnowodsk aus zu demselben Punkte gelangt. Von hier aus bewegte sich das vereinigte Expeditionscorps den Usboi aufwärts, wurde aber an einem Süßwassersee, wo sie sich gelagert hatten, von einer Horde Tekkenzen angegriffen, welche ihnen die Kameele wegzutreiben versuchten. Allein die Räuber wurden mit Verlust und Hinterlassung von Gefangenen zurückgetrieben. Bald darauf erschienen Abgesandte der Tekke, welche um Entschuldigung wegen des Ueberfalls und um Auslieferung der Gefangenen baten. Unter den Entschuldigungsgründen zeichnete sich namentlich einer durch seine Originalität aus: sie hätten, sagten sie, die russischen Truppen für nicht besser als die persischen gehalten. Die Gefangenen wurden ihnen ausgeliefert, da sie nur eine Last waren, aber zur Bedingung gemacht, daß sie binnen 3 Tagen 300 Stück gute Kameele liefern sollten, widrigenfalls sie strenge Ahndung treffen würde. Was zu erwarten war, geschah: die Kameele trafen nicht ein. So beschloß denn Oberst Markosoff, den Weitermarsch nach Osten einzustellen und eine Rechtsschwenkung zu machen, um die Nester der Tekke aufzusuchen.

Wir enthalten uns der weiteren Beschreibung des ziemlich 140 Werst messenden Weges durch die Sandsteppe, deren Natur wir im Anfange schon berührt haben. Der Marsch war besonders dadurch schwierig, daß man gleich zuerst auf einer Strecke von 93 Werst kein Wasser fand. Kysyl-Arwat, das man endlich nach vielen Mühseligkeiten erreichte, liegt etwa 490 Fuß über dem Niveau des kaspischen Meeres, 3 Werst vom Fuße des Kjerjan-Dagh entfernt, und bildet die nord-westliche Spitze einer Reihe von ungefähr 60 Befestigungen, welche die Tekke an dem Abhange des genannten Gebirges zum Schutz ihrer Aule angelegt haben. Die Festung hat eine quadratische Form und besteht aus Lehmmauern, die etwa 80 Faden lang und 16 Fuß hoch sind. Innerhalb derselben erhebt sich eine Citadelle mit etwas höheren Mauern und Thürmen an den Ecken und Thoren. Naht sich ein Feind, so ziehen

sich die Bewohner der umliegenden Aule mit aller ihrer transportablen Habe schleunigst in die Festung zurück und warten hier die Belagerung ab. Als die Russen anlangten, war jedoch Kysyl-Arwat bereits geräumt und auch die Citadelle stand leer. Oberst Markosoff zog nun mit seinem Corps in südöstlicher Richtung die Befestigungslinie der Tekke entlang und passirte die Festungen Kodsch, Sau, Kysyl-Tscheschli, Dschengi, die er gleichfalls schon geräumt fand, während bei den beiden letzten Punkten, die er erreichte, Bami und Beurma, 62 Werst von Kysyl-Arwat, die Turkmenen nicht Zeit gefunden hatten, ihre Kibitken in Sicherheit zu bringen. Die Gegend an den Abhängen des Gebirges war ziemlich gut angebaut und durch zahlreiche kleine Bäche bewässert. Bei Kysyl-Arwat war ein solcher Bach aus seinem ursprünglichen Bette abgeleitet und vermittelst künstlicher Gräben durch die umliegenden Felder geführt, wo Weizen und Dschuwan, eine Art Hirse, auch etwas Baumwolle gebaut wurde. An den Bachufern waren Pappeln gepflanzt und hier und da Wassermühlen angelegt, die, mit alten Weiden umgeben, einen freundlichen und fast gemüthlichen Anblick gewährten. Die festen Ansiedlungen der Tekke erstrecken sich angeblich in einer Ausdehnung von 400 Werst am Gebirge entlang und enthalten außer Kysyl-Arwat noch eine Stadt oder namhaftere Ortschaft, Aschabad mit Namen. Doch befinden sich auch am obern Atrek und am Gurgan Niederlassungen der Tekke und zwar vom Stamme Achalnischin, die jedoch Oberst Markosoff auf seiner Rekognoscirung nicht berührt hat. Er wandte sich, nachdem er seinen Zweck, die Räuber einzuschüchtern erreicht hatte, den Kjerjan-Dagh in einem langen, schluchtähnlichen Thale durchschreitend, in gerader Richtung nach dem Atrek zu, in dessen Thale fortziehend, er die Weiden der befreundeten Jomud und Tschikischlär erreichte. Diesen flößte der Zug gegen die Tekke die höchste Achtung ein. Sie hatten vor dem Auszuge des Obersten denselben wohlmeinend gewarnt, sich nicht mit ihren Stammverwandten am Kjerjan-Dagh einzulassen, vor deren Tapferkeit und Wildheit sie den größten Respekt hatten. —

H. Schmolke.

Der Prozeß Arnim.

Berlin, 20. Dezember 1874.

Nachdem in der Anklage gegen Graf Harry Arnim die öffentlichen Gerichtsverhandlungen am 15. Dezember beendet waren, ist gestern Nachmittag das Urtheil verkündet worden. Um diesem Prozeß sein Recht widerfahren zu lassen, müßte man eine umfassende Studie geben, welche in drei Haupttheile zu zerlegen wäre. Ein Theil müßte die veröffentlichten Aktenstücke und ihre

politische Bedeutung behandeln; ein zweiter Theil die Vorgänge der öffentlichen Verhandlungen; ein dritter Theil den Urtheilsspruch. Am ersten Tag nach dem Schluß des Prozesses ist es begreiflicherweise nicht möglich, diese Studie vorzulegen. Ich beschränke mich heute auf einige Bemerkungen über den Eindruck der Verhandlungen. Der erste Eindruck, den wir in Bezug auf den Gesammtverlauf der Verhandlungen constatiren müssen, ist der wenig erfreuliche, daß der Anklageprozeß bei uns bereits mit eilenden Schritten auf dem Wege der Entartung sich befindet. Zum ersten Mal trat ein deutsches Gericht aus einem kleinen Kreise der Aufmerksamkeit vor die Augen der Welt. Alles war dazu angethan, die Betheiligten zur Wahrung der höchsten Würde und zur lautesten Hingabe an den Ernst der Sache aufzufordern. Was sollen wir nun sagen zu diesen unaufhörlichen rüden persönlichen Angriffen der Vertheidiger auf den Staatsanwalt? Als der Anklageprozeß bei uns eingeführt wurde, da wiederholte man uns immerfort: der Vertheidiger ist kein Rechtsverdreher; Staatsanwalt und Vertheidiger sind nicht etwa natürliche Gegner, sondern befreundet in dem höchsten Bestreben der Wahrheit und des Rechts; nur ist zur Sicherung dieses Bestrebens die Aufmerksamkeit des Vertheidigers auf die Momente der Unschuld, wie die des Anklägers auf diejenigen der Schuld gerichtet. So belehrte man uns. Wo war nun von dieser Einheit des Bestrebens bei diesem ganzen Prozeß noch eine Spur zu entdecken? Wir glaubten uns nicht selten in Amerika, auf dem Boden der völligen Entartung des Strafprozesses. Die Angriffe der Vertheidigung verschonten nicht einmal das Gericht selbst. Wir glauben aber, so darf vor einem sich selbst achtenden Volke niemals im Gerichtssaal gesprochen werden. Wo solche Beschwerden in der Ueberzeugung der Vertheidiger gegründet sind, da muß durch sachliche Führung der Verhandlungen das Material vervollständigt, und dann die Klage auf Mißbrauch der Amtsverwaltung erhoben werden. Die Empfindung des Herrn Präsidenten war wohl immer die richtige. Aber wir können unsere Verwunderung nicht bergen, die ärgsten Ausschreitungen als „unparlamentarisch" bezeichnet zu finden. Die Gebräuche der Parlamente sind andere, müssen ganz andere sein als die der Gerichte und der sämmtlichen Vertreter des Rechts bei der öffentlichen Ausführung ihres Berufs. Auf die Würde des Gerichts ist zu verweisen, die weit strengere Anforderungen stellen muß, als der parlamentarische Brauch.

Das unerfreuliche Thema, welches uns hier gegeben worden, läßt sich leider so bald nicht erschöpfen. Daß der durch seine würdige Persönlichkeit, wie durch seine hohe Stellung gleich ausgezeichnete Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes insultirt wurde, konnte uns bei dieser Art der Vertheidigung nicht Wunder nehmen. Aber in das höchste Erstaunen wurden wir versetzt, daß ein Vertheidiger einen Zeugen zweimal des Meineids be-

zichtigen durfte, ohne den mindesten sachlichen Grund anzugeben. Sind das die Rechte der Vertheidigung? Dann sind wir ja wohl nächstens in Amerika, wo jeder ehrenhafte Mensch um jeden Preis die Berührung mit den Gerichten meidet, um nicht unter der burlesken Impertinenz der Parteivertreter zu leiden; wo er sich lieber mit den Verbrechern abfindet, um nur nicht in Berührung zu kommen mit den Advokaten.

Nach der formellen Haltung der Verhandlungen fassen wir zunächst einige allgemeine materielle Momente der Vertheidigung ins Auge. Da wir die Berührung mit der Aufgabe des Richters meiden, lassen wir die Frage nach dem Verhältniß zu dem bestehenden Recht bei Seite. Es kommen aber in jedem Prozeß, und in diesem ganz besonders, zahlreiche Dinge vor, welche nicht nach juristischen, sondern nach den Begriffen des Lebens und der herrschenden Cultur zu beurtheilen sind, oder auch nach den technischen Begriffen anderer Berufe. Der erste Vertheidiger war es, der mit einem solchen Kreis von Begriffen sich ganz besonders zu thun machte, nämlich mit der Technik des diplomatischen Dienstes. Er that es mit einer Selbstzufriedenheit und einer zur Schau getragenen Ueberlegenheit, die einen überwältigenden Contrast bilden gegen eine Logik, die an Abraham a Sancta Clara erinnert. Diplomatische Aktenstücke sind nämlich, so wurde ausgeführt, keine Rechtsurkunden, weil sie historische Urkunden sind! Wir bemerken, daß, wenn dieser haarsträubende Schluß nicht dem Vertheidiger angehören, sondern der nothgedrungen mehr oder minder flüchtigen Berichterstattung zur Last fallen sollte, es doch jedenfalls unbegreiflich bleibt, was die breite Auslassung über die historische Urkunde sollte, wenn sie nicht etwa ein bloßes Mittel zur selbstgefälligen Ausstellung trivialer Weisheit war. Für die Kreise der Bildung giebt es wohl nichts Einfacheres als den Unterschied dieser beiden Begriffe. Eine historische Urkunde ist jedes schriftliche und im weitesten Sinn jedes gegenständliche Erkenntnißmittel für den Gang der Begebenheiten und für den Stand der Cultur in einer Epoche. Will man den Begriff der Rechtsurkunde abgrenzen, so hat man nicht nöthig, bis an die äußersten Grenzen des Sprachgebrauchs zu gehen, bis zu welchen derselbe die Anwendung des Wortes Urkunde erstreckt. Eine Rechtsurkunde ist im engen Sinn das formelle Zeugniß für das Ganze oder den Theil eines Rechtsaktes. Wie weit dieser Begriff im juristischen Sinn ausgedehnt werden muß, darüber gehen die wissenschaftlichen Ansichten ja auseinander, und ob Erlasse und Berichte des diplomatischen Dienstes unter den juristisch-technischen Begriff der Urkunde zu befassen sind, darauf wollen wir, den selbstgesteckten Grenzen gemäß, nicht eingehen. Im Sinne des gebildeten Sprachgebrauchs sind sie es aber, wie wir sogleich nachweisen wollen. Denn wenn zur Urkunde im engsten Sinn ein Schriftstück nur werden kann durch die Tendenz der Ausfertigung, so kommt dieser Begriff

im weiteren Sinn zur Anwendung durch den Gebrauch, den die Rechtspflege von einem Schriftstück macht. Jedes Schriftstück, das zum Zeugniß einer Handlungsweise geeignet ist, für welche Jemand in staatsbürgerlicher oder amtlicher Beziehung zur gesetzlichen Verantwortung gezogen werden kann, ist eine Urkunde, sobald der Gebrauch der Rechtspflege begonnen hat. Behaupten, ein Privatbrief, der bei Gerichtsakten sich befindet, und den Jemand bei Seite schafft, sei keine Urkunde, weil die Ranke und Sybel der Zukunft ihn als Culturdokument benutzen können — so etwas darf man wohl in einem Pickwickclub behaupten, aber nicht in einem deutschen Gerichtssaal. Die diplomatischen Aktenstücke sind nun aber Urkunden, noch ehe ein bestimmter Gebrauch der Rechtspflege ihnen gegenüber begonnen hat, weil sie von Anfang an für die Möglichkeit dieses Gebrauchs einer sorgfältigen Behandlung unterworfen werden. Sie dienen ebensowohl zur Rechtfertigung des Leiters der Politik als der ausführenden Beamten, für die sie bestimmt sind. Der Herr Vertheidiger, welcher die Miene annahm, als kenne er den diplomatischen Dienst, wie wenn er Minister der auswärtigen Angelegenheiten in drei Großstaaten gewesen wäre, warf die Frage auf, wozu man die Originale in Paris aufheben müsse, wenn die Copien in Berlin aufbewahrt würden. Nun wenn mit den Copien nach denselben Grundsätzen umgegangen würde, wie sie die Vertheidigung für die Originale aufstellt, so wäre der diplomatische Dienst schier eine Unmöglichkeit. Ist es aber nicht von Wichtigkeit, den Eingang eines Erlasses zu constatiren? Können nicht einmal in einem solchen auch Abweichungen vom Concept vorkommen, welche die Eile nicht erlaubte nachzutragen? Darf ein solches Dokument bei Seite geschafft werden, damit nachher die Vertheidigung möglicherweise die Uebereinstimmung der Concepte in Zweifel zieht, wie diesmal die Registrirung der geheimen Aktenstücke, trotz der positiven Aussagen der Sachverständigen, in Zweifel gezogen worden ist. Die diplomatischen Aktenstücke werden einer sorgfältigen geregelten Aufbewahrung für den Zweck der gesetzlichen Verantwortung der Urheber und der Empfänger unterworfen. Das schon macht diese Dokumente zu Urkunden, macht auf alle Fälle die unbefugte Wegführung derselben zum Dienstvergehen, weil die Sicherheit über den Verbleib dieser Aktenstücke zur Wahrung des Staatsgeheimnisses gehört im Verkehr mit fremden Nationen, gegen die wir auf der Hut sind. Außerdem dienen diese Aktenstücke ja auch zur unentbehrlichen Information der späteren geschäftsführenden Beamten und nicht bloß für den Empfänger und im Moment des Empfanges. Freilich sagte einer der Herren Vertheidiger: ein Staat, der wie das deutsche Reich für den diplomatischen Dienst nicht einmal eine Registraturordnung erlasse, wie sie jedes Gericht besitze, der dürfe sich über die unregelmäßige Behandlung der diplomatischen Aktenstücke nicht beschweren. Wahrscheinlich wird derselbe

pathetische Herr Vertheidiger auch behaupten, daß die Heerführer im Kriege für die Aufbewahrung der Befehle nicht verantwortlich sind, weil für die Feldakten keine Registraturordnung existirt. In der That muß die Behandlung der Gesandtschaftsarchive eine verschiedene sein je nach der Beschaffenheit des Aufenthaltes, nach der Möglichkeit der Beschaffung zuverlässigen Personals, des Lokals und tausend ähnlichen Dingen. Die Regierung muß sich auf die Verantwortlichkeit, die Wachsamkeit und Geschicklichkeit der verschiedenen Chefs verlassen. Eine einheitliche Registraturordnung für Constantinopel und Japan, für Paris und Washington wäre eines Ministers von Schöppenstedt würdig. Und die Unmöglichkeit gleichartiger Vorschriften für die Formen der Sicherung dieser Aktenstücke soll die Verantwortlichkeit der Chefs aufheben, soll pflichtwidrige Nachlässigkeit rechtfertigen oder gar dolose Entfremdung?

Die Behauptungen der Vertheidigung, welche nicht zunächst den Begriffen der Jurisprudenz, sondern dem Wahrheitssinn der allgemeinen Bildung, auf deren Boden sie sich bewegten, ins Gesicht schlugen, sind hiermit bei weitem nicht erschöpft. So wurde dem Staatsanwalt insinuirt, er habe die weggenommenen Aktenstücke als werthlose Sachen erklärt, weil er die Wegnahme derselben zwar auf eine rechtswidrige, aber nicht auf eine gewinnsüchtige Absicht zurückführen wollte. Als ob es nicht Landesverräther geben könnte, die aus Rache, Eitelkeit, aber nicht aus Gewinnsucht handeln. An die Logik der epistolae obscurorum virorum gemahnte es, wenn der Begriff des Staatseigenthums auf die diplomatischen Papiere für unanwendbar erklärt wurde, weil das Eigenthum ein Begriff des Civilrechts, das deutsche Reich aber ein Bundesstaat und ohne einheitliches Civilrecht sei. Wie werden die Franzosen bedauern, diese Deduction nicht gekannt zu haben! Sie hätten sich damit die Zahlung der Milliarden erspart. Wir aber glauben, daß diplomatische Aktenstücke Mittel zur Führung der Regierung sind, und daß das Strafrecht zu allen Zeiten und bei allen Völkern diese Mittel schützt. Ein helles Lachen übermannte uns in dieser traurigen Angelegenheit, als wir lasen, daß die Natur einem genialen Kopfe niemals eine peinliche Ordnungsliebe verliehen habe, die hinwiederum niemals in Verbindung mit hohen geistigen Gaben angetroffen werde! Hilf Himmel, dieser Vertheidiger streicht uns Goethe, Friedrich den Großen und — wir wollen nicht fortfahren, weil wir schwer aufhören könnten — aus der Reihe der genialen Köpfe. Es gab eine Zeit, wo man Genie und Liederlichkeit als zusammengehörig ansah. Heute weiß jeder nicht oberflächlich gebildete Mensch, daß die Ordnung, ja, Herr Vertheidiger, die peinliche Ordnung das unentbehrliche Bedürfniß aller schöpferischen organisirenden Naturen ist auf dem Felde der Wissenschaft, der Praxis und der Kunst. Die Vermuthung läßt sich kaum abweisen, daß der

Herr Vertheidiger aus seiner eigenen Methode die Ueberzeugung schöpft: „daß er ganz sicher ein Genie und größer als der Bismarck ist." So fordert er im Namen der Unordnung mit seinem Clienten das Jahrhundert in die Schranken.

Doch es ist Zeit, daß wir uns von den Grundsätzen, welche die Vertheidigung aufstellte, zu dem Verhältniß des Angeklagten wenden. Der Angeklagte war der rechtswidrigen Aneignung der Aktenstücke beschuldigt, die er dem Archiv der deutschen Botschaft zu Paris entnommen. Die Richtigkeit der Anklage vorausgesetzt, so würde jene dolose Handlung den Angeklagten zu vier dolosen Behauptungen geführt haben. 1) Zu der dolosen Behauptung, einen Theil der weggenommenen Aktenstücke für sein Privateigenthum gehalten zu haben; 2) zu der dolosen Behauptung, den Verbleib eines Theiles der weggenommenen Aktenstücke nicht gekannt zu haben; 3) zu der dolosen Behauptung, einige der weggenommenen Aktenstücke zufällig wiedergefunden zu haben; 4) zu der dolosen Behauptung, einige der weggenommenen Aktenstücke aus Zartheit für seine Nachfolger entführt zu haben, in der Absicht, sie dem Auswärtigen Amt zuzustellen. Auf dem Angeklagten ruht aber außerdem noch der Verdacht einer zweifachen dolosen Absicht, wenn dieselbe auch in Folge des Anklageprozesses selbst nicht zur Ausführung hat kommen können. Der Verdacht nämlich, die rechtswidrig entnommenen Aktenstücke haben benutzen zu wollen, erstens um die Stellung seines Chefs zu untergraben und zweitens um diese Stellung zu untergraben ohne Rücksicht auf den Schaden des Vaterlandes.

Die Vertheidigung hat, wie ihres Amtes war, beides unternommen: die Entkräftung des subjectiven als des objectiven Momentes der Beschuldigung. Um das objective Moment zu entkräften, ist ausgeführt worden, daß diplomatische Originalerlasse, sowie die Concepte gesandtschaftlicher Berichte weder Urkunden noch Sachen seien, und daß es keinen Eigenthümer solcher Schriftstücke gebe. Demnach scheint es, daß die Direktiven und Befehle der wichtigsten Staatshandlungen zum beliebigen Gebrauche Jedermanns sind, in dessen Hände sie fallen. Die Vertheidigung hat sich indeß herbeigelassen, eine disciplinarische Aufsicht über die Behandlung der Aktenstücke des vertraulichen diplomatischen Verkehrs einzuräumen. Nur hat der eine Vertheidiger dieses Zugeständniß insofern wieder zurückgenommen, als er dem Mangel einer gesandtschaftlichen Registraturordnung eine alle Verantwortung aufhebende Bedeutung beigelegt hat. Das deutsche Reich wird sich demnach bedanken müssen, wenn seine diplomatischen Schriftstücke nicht einfach auf die Straße geworfen worden sind. Die Vertheidigung hat sich dann auch darauf eingelassen, daß äußere Umstände eine sehr ungleiche Aufbewahrung gesandtschaftlicher Aktenstücke erfordern können. Das ist gewiß richtig, aber hier

kommt eben Alles auf den Nachweis der veranlassenden Umstände und der pflichtmäßigen Absicht an. Wenn ein Gerichtsgebäude in Brand geräth, so tritt ebenfalls eine den Umständen angepaßte Disposition ein, trotz der Registraturordnung. Wer wird aber aus solchen Ausnahmefällen eine Befugniß zur beliebigen Disposition für den Vorstand rechtfertigen wollen?

Wir kommen zu den Mitteln der Vertheidigung, um das subjective Moment der Beschuldigung zu entkräften. Der Vertheidigung zufolge hat der Angeklagte Erlasse voll von wichtigsten Direktiven der großen Politik in gutem Glauben für sein Privateigenthum gehalten — denn er hat sie mit puerilen Randbemerkungen versehen. — Ein klassischer Beweis! Schreibt Einer nicht so etwas auch im Aerger, ohne sogleich an die Folgen zu denken, oder in der Meinung, die wenigen Worte wieder vertilgen zu können. Oder kann nicht auch Einer so schreiben, gerade weil er den Dolus der Entfernung bereits in sich trägt? Die Vertheidigung hat als weiteren Beweis des guten Glaubens angeführt, daß die erwähnten Erlasse doch immerhin nicht bloß allgemeine Direktiven, sondern auch persönliche Rügen enthalten, und daß eine Rüge dazu da sei, damit sie Einer sich einstecke! Erröthe, deutsche Wissenschaft, erröthe, deutscher Amtsernst.

Die Vertheidigung hat sich des Weiteren damit beschäftigt, den guten Glauben des Angeklagten nachzuweisen, als er gegen die wiederholte Aufforderung der Vorgesetzten zur Herausgabe der weggeführten Aktenstücke die Unkenntniß des Verbleibes derselben vorschützte, die wichtigsten derselben aber nachher plötzlich zu Berlin in einem Schreibtisch gefunden haben wollte. Um die unerhörte Fahrlässigkeit, die hier doch mindestens vorliegen würde, ganz zu entschuldigen, hat die Vertheidigung sich mit dickflüssiger Sentimentalität wieder und wieder auf einen höchst schmerzlichen Todesfall in der Familie des Angeklagten bezogen. Darf persönlicher Schmerz, wie groß und tief er sei, zur völligen Versäumniß der dringendsten Pflicht führen? War das die Handlungsweise der Römer als deren Gleichen der eine Vertheidiger die Geschmacklosigkeit hatte, diesen Angeklagten hinzustellen? Das deutsche Volk bewahrt im frischen und ehrfurchtsvollen Angedenken das erhabene Beispiel des Königssohnes, dem ein Kind entrissen wurde, als er ins Feld zog, und der keine Stunde als Heerführer seine Pflicht versäumte. Und dabei wird diese Sentimentalität nicht einmal mit der Aufklärung der Daten fertig, ob jener Trauerfall und die unverantwortliche unwissentliche Wegführung der Aktenstücke wirklich in denselben Zeitpunkt fallen. Besäße dieser Angeklagte eine Spur von Vornehmheit, so hätte er diese Art der Entschuldigung im Zorn von sich wegweisen müssen. Ist aber erwiesen, daß hier wirklich nur eine wodurch immer herbeigeführte Nachlässigkeit vorlag? Wenn der Angeklagte das Wissen um

den Verbleib dieser Aktenstücke leugnete, so kann er es wohl gethan haben in der Zuversicht, man werde sich immerdar scheuen, auf gerichtlichem Wege dem Verbleib nachzuforschen, um den Inhalt der Aktenstücke nicht an die Oeffentlichkeit zu ziehen. Daß indeß hier nur ein Versehen obgewaltet, hat die Vertheidigung theils aus der Größe des Koffers deduzirt, worin die Aktenstücke schließlich gefunden wurden — ein Argument, dessen Gewicht wir nicht verkennen, — theils daraus, daß neben den wichtigen Aktenstücken sich solche von gleichgültigem Inhalt fanden. Man kann meinen, es ist wohl ein alter Kunstgriff, verfänglichen Dingen eine unverfängliche Emballage zu geben. Eine große Lücke ist manchmal unverdächtiger als eine kleine, sie bietet wenigstens meist eine bessere Ausrede. Wenn bloß das fehlt, worauf es ankommt, so ist die Absicht schwer zu verbergen.

Es kommt wohl selten vor, daß das Urtheil eines Gerichtshofes auch nur überwiegend die Ausführungen der Vertheidigung abspiegelt. Der Fall ist auch hier nicht eingetreten. Das Urtheil lautet freisprechend bis auf einen Theil der Anschuldigung, auf den die Anklage jedenfalls nicht das Hauptgewicht gelegt, und mit welchem die Vertheidigung sich kaum beschäftigt hatte. Der Angeklagte ist verurtheilt wegen derjenigen Aktenstücke, welche er bereits vor dem Beginn der Untersuchung zurückgestellt hatte. Er ist nur des Vergehens gegen die öffentliche Ordnung für überwiesen erachtet, und die entsprechende geringe Strafe ihm dafür zuerkannt worden.

In der allgemeinen großen Bewegung, welche der Prozeß hervorgerufen, wird auch das Urtheil der ersten Instanz lange nachklingen und die vielseitigste Erörterung erfahren. Wenn es gelegen scheint und nützlich, so werden wir uns noch damit beschäftigen. M—t—s.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 20. Dezember 1874.

Wir übergehen die Sitzungen vom 14. und 15. Dezember, deren Arbeit die Fortsetzung der Haushaltsberathung nebst einigen technischen Gesetzentwürfen war. Giebt auch die Berathung des Haushalts und namentlich diejenige der Heeresausgaben immerfort Anlaß zur Berührung wichtiger Fragen, so können doch unsere Berichte sich nicht die Aufgabe stellen, Ursprung und Tragweite aller dieser mehr oder minder oberflächlich berührten, aber natürlich fast niemals entschiedenen Fragen bei solcher Gelegenheit zu erläutern.

In der Sitzung vom 16. Dezember stand der Bericht in der Geschäftsordnungscommission über den Antrag Lasker zur Berathung, welcher die Prüfung verlangt hatte, ob nach Artikel 31 der Reichsverfassung während der Session ein Reichstagsmitglied zur Strafhaft eingezogen werden könne. Wie man sich erinnert, hatte dieses Schicksal den Abgeordneten Majunke betroffen. Die Geschäftsordnungscommission hatte sich jedoch über keinen Antrag einigen können, obwohl in ihrem Schooß zahlreiche Anträge aufgetaucht waren. Nicht viel anders ging es dem Reichstag. In demselben gab es einen Antrag: über die Strafvollstreckung gegen Reichstagsmitglieder, die in ihrer Thätigkeit begriffen, erst bei der Strafprozeßordnung Bestimmungen zu treffen. Andere Anträge wollten ohne Weiteres Herrn Majunke reklamiren, andere wollten eine Abänderung der Reichsverfassung einleiten. Der Reichstag nahm schließlich, nachdem alle Anträge gefallen, eine von Hoverbeck vorgeschlagene Resolution an: die Würde des Reichstags erfordere eine Abänderung des Artikel 31 in dem Sinn, daß kein Mitglied des Reichstags während der Session ohne Erlaubniß des Reichstags verhaftet werden dürfe. Die kleine Majorität für diese Resolution bestand aus den Klerikalen, aus der Fortschrittspartei und Lasker, mit dessen engeren Freunden. Am folgenden Tage war der Reichstag voll von dem ungünstigen Eindruck, welchen der gestrige Beschluß auf den Reichskanzler gemacht hatte. Man erfuhr das Demissionsgesuch desselben. Soviel wir wissen, ist Herr Majunke wegen seiner Angriffe auf die Reichsregierung verurtheilt, und es ist für den Leiter derselben eine eigenthümliche Lage, wenn er sich im Reichstag im klerikalen Stil von seinem Beleidiger apostrophiren lassen soll, der für die Beleidigung im Gefängniß sitzen sollte. Ein solches Privilegium der Reichstagsmitglieder ist in der Verfassung nicht begründet und an sich eine Abgeschmacktheit. Vergebens hatten die Abgeordneten Schwarze und Gneist vor der Beanspruchung solcher Privilegien gewarnt. Die demokratische Doctrin verlangt dieselben im Interesse der Schwächung der Staatsgewalt. Von demokratischer Seite glaubte man witzig zu sein mit der Bemerkung, es würden ja nicht lauter Verbrecher in den Reichstag gewählt werden. Der kluge Windthorst sagte, es würden doch nur höchstens politische Verbrecher gewählt werden. Die Wahrheit ist, wenn die Session von der Strafvollstreckung befreit, so werden die klerikale und die socialdemokratische Partei, die zusammen über eine große Zahl von Wahlkreisen verfügen, regelmäßig ihre Verurtheilten in den Reichstag senden.

Es ist immer ein Unglück, wenn Lasker, auf dessen fleißige und ehrliche Information sich ein Theil der nationalliberalen Partei blindlings verläßt, seinerseits ohne Vorbereitung sich auf seine Geistesgegenwart verläßt. Diese Gabe besitzt er nicht, die freilich einem Führer zuweilen unentbehrlich ist.

Der Gehalt der angeregten Frage ist höchst unbedeutend. Ihr Auftreten entspringt lediglich der noch unreifen Bildung vieler unserer sonst patriotischen Kreise. Man hat in früheren Verfassungsbildungen solche Privilegien ausgesonnen, um die Landesvertreter vor chikanösen Unterbrechungen ihrer Thätigkeit zu sichern. Was würde heute eine Regierung mit solchen Chikanen ausrichten? Sie würde sich nur selbst verwunden. Dagegen ist es eine unerträgliche Stellung für die Justiz, vor der Souveränität eines Wahlkreises inne zu halten, der einen Verurtheilten zu erkiesen für gut findet. Am unerträglichsten aber ist es für den Reichstag, entweder verurtheilte Verbrecher in seiner Mitte zu dulden, oder aber über die Straffälle nochmals zu Gericht zu sitzen, um bald einmal die Zustimmung der Strafvollstreckung zu gewähren, bald zu versagen. Der Reichstag ist nicht in der Lage, ein System in diese Versagungen und Genehmigungen zu bringen und noch weniger ein solches System, dem eine sachliche Rechtfertigung zur Seite stehen könnte. Er könnte mit diesem Privileg, wenn er es besäße, nur sich selbst verwunden, und es zu erstreben, da er es nicht besitzt, sollte kein einsichtiger Freund der parlamentarischen Institution dem Reichstag anrathen.

Der Unwille des Reichskanzlers erscheint namentlich durch die taktlose Form der Resolution erklärlich. Man sollte denken, der Reichstag fühle seine Würde durch die Anwesenheit eines Verurtheilten, wie Herr Majunke beeinträchtigt. Statt dessen wird erklärt, wenigstens implicite, die Anwesenheit dieses wegen Beleidigung der Reichsregierung Verurtheilten sei für die Würde des Reichstags erforderlich. Die Sache ist stark, wie man sie auch wenden möge, und jemehr die Stellung des Reichskanzlers dahin geführt hat, daß ihm eine zuverlässige Majorität im Reichstage nothwendig ist, desto schlimmer ist es, wenn sich zeigt, daß bei der unwahrscheinlichsten Gelegenheit ein Theil dieser Majorität durch unüberwindliche Reste demokratischer Doctrinen abgesprengt wird. Es war dennoch nicht zu glauben, daß wegen einer immerhin sehr starken Taktlosigkeit, die aber doch nur einem Theil der ihm befreundeten Partei zur Last fällt, der Kanzler von seiner unermeßlichen Aufgabe gerade jetzt zurücktreten würde.

In der Sitzung vom 17. Dezember mußte die Abstimmung über Hoverbeck's Resolution wiederholt werden, weil sie am Vortage nicht gedruckt vorgelegen. Es ist sehr zu bedauern, daß eine namentliche Abstimmung aus formellen Gründen nicht für zulässig erachtet wurde und vielleicht nicht dafür erachtet werden konnte. Die Resolution erhielt wiederum die Majorität, aber eine solche, zu deren Feststellung es der Gegenprobe bedurfte. Die namentliche Abstimmung wäre im hohen Grade erwünscht gewesen, sowohl für die

sichere Feststellung der Majorität, als auch für die zuverlässige Kenntniß der Freunde der Resolution.

Die Berathung über einen klerikalen Antrag aus dem Elsaß, das neue deutsche Unterrichtsgesetz in den Reichslanden wieder aufzuheben, können wir getrost übergehen. Diese Art von Debatten sind Redeturniere, mit einer regelmäßigen Motion habitueller Leidenschaften verbunden, aber sachlich ganz werthlos. Daß der Antrag durch Tagesordnung beseitigt wurde, verstand sich von selbst, wenn wir nach der viertägigen Erfahrung so sagen dürfen. Diesmal zersprengte kein Zufall, kein doctrinäres Phantom die Majorität bei der Erfüllung ihre Pflicht.

Am 17. Dezember fand noch eine Abendsitzung statt, in welcher ein Gesetzentwurf angenommen wurde und gleich durch die beiden ersten Lesungen gebracht, welcher das die Ertheilung neuer Banknotenprivilegien verbietende Gesetz vom 27. März 1870, dessen Geltung mit diesem Jahr erlischt, um ein Jahr verlängert. Außerdem trifft das neue Gesetz Vorkehr, daß die deutschen Banken, welche sämmtlich verpflichtet sind, vom 1. Januar 1876 ab nur noch Noten auszugeben, die auf 100 M. oder ein vielfaches dieses Betrages lauten, mit der Einziehung der kleinen Noten zur rechten Zeit, und in angemessener Weise vorgehen.

Am 18. Dezember versuchte bei der dritten Berathung des Reichshaushalts Herr Windthorst, die Verweigerung der geheimen Ausgaben des Auswärtigen Amtes herbeizuführen. Der schlaue Herr rechnete darauf, daß der am 16. Dezember durch Annahme der Hoverbeck'schen Resolution bezüglich der Verhaftung des Herrn Majunke sozusagen entstandene Conflikt durch Verweigerung der geheimen Ausgaben angemessen erweitert werden könne. Der gute Rechner nahm die Verweigerung geheimer Ausgaben durch die Fortschrittspartei als sichern Posten in sein Facit auf. Herr v. Bennigsen war es, der in einer sehr glücklichen Rede die Windthorst'sche Rechnung „aufmachte." Er forderte den Reichstag auf, die Gelegenheit zu benutzen, um dem Reichskanzler vielmehr ein Vertrauensvotum zu geben. Herr v. Kardorff beantragte namentliche Abstimmung, und die Debatte wurde geschlossen. Herr Windthorst begriff nun vollkommen den Fehler, den er begangen. Er nahm das Wort zur persönlichen Bemerkung und suchte ärgerlich, sich heraus zu manövriren. Vergeblich, die geheimen Ausgaben wurden von 199 gegen 71 Stimmen namentlich bewilligt. Die Fortschrittspartei hatte also dem Kanzler ein Vertrauensvotum gegeben! Wer hätte das je gedacht? Die Herren mochten sich sagen, daß sie den Kanzler stürzen könnten, denn selbst in der Fortschrittspartei konnte man nicht zweifeln, daß der Kanzler mit dem Rücktritt Ernst machen werde. Aber die Herren berechneten Gewinn und Verlust, und

schlugen den Verlust für den Augenblick doch höher an. Das macht ihrer Einsicht immerhin Ehre. Das Vertrauensvotum kommt ihnen aber doch nachträglich sauer an. Es ist doch zu wenig fortschrittlich. Die Partei läßt daher nachträglich erklären, sie habe kein Vertrauensvotum geben wollen, sondern die geheimen Ausgaben des Auswärtigen Amtes seien nach ihrer „Tradition" ein überall nothwendiger Posten. Wir wollen diese „Tradition" einer historischen Kritik nicht unterziehen. Genug, daß die Fortschrittspartei sich gegen das Vertrauensvotum für den Reichskanzler verwahrt. Man sollte fast denken, die Herren glauben die Zeit nicht so fern, wo ihnen die Geschäfte zufallen, und machen darum den Anfang mit der Anerkennung gouvernementaler Traditionen.

Uns ist bei diesen Aeußerungen sehr wenig scherzhaft zu Muthe. Welches ist unsere Lage? Der Kanzler hatte am 16. Dezember sein Demissionsgesuch eingereicht, der Kaiser aber es nicht angenommen. Nachdem der Reichstag die Gelegenheit rasch benutzt hat, den Eindruck des Votums vom 16. Dezember auszulöschen, hat der Kanzler zunächst äußerlich keinen Grund, auf seiner Demission zu beharren. Alle Welt aber sagt sich, daß er Grund haben muß, mit seiner Stellung nicht zufrieden zu sein, und zerbricht sich über diesen Grund den Kopf. Wir wissen nicht mehr als alle Welt, aber eine Vermuthung liegt nahe genug, und wenn man recht überlegt, eigentlich nur diese Eine. Es ist kein Geheimniß, daß eine Partei, die in die höchsten Kreise dringt, unermüdlich daran arbeitet, die Ueberzeugung zu befestigen, daß der vom Kanzler geführte Kampf mit Rom ebenso unnöthig als gefährlich sei. Man bietet einen Frieden an, der äußerlich das Ansehen des Staates nicht beeinträchtigen würde. Fürst Bismarck aber, der, wie die nun veröffentlichten geheimen Dokumente beweisen, so eifrig den Frieden mit Frankreich will, kann den Frieden mit Rom nicht wollen, weil er Rom nicht als kriegsführende Macht anerkennt, oder vielmehr, weil kein Staat, am wenigsten aber das deutsche Reich, Rom diese Anerkennung gewähren darf. Der Fürst verlangt von Rom nicht den Frieden auf irgend welche Bedingungen, die eines Tages umgestoßen werden können und vom ersten Tage an nicht gehalten werden, sondern er verlangt, nicht von Rom, wohl aber von jedem deutschen Katholiken die Unterwerfung unter das Staatsgesetz. Wer will ermessen, wie dem Fürsten Bismarck die Behauptung dieser einzig correkten und fruchtbaren Position erschwert werden mag. Leicht möglich, daß er sie nur behaupten kann durch die Ueberzeugung, daß der Reichstag ihm unwankend folgt. Wird diese Ueberzeugung durch eine Abstimmung, wie die vom 16. Dez., widerlegt, so kann es wohl kommen, daß die Kraft des Fürsten den Kampf gegen geheime und offne Gegner zugleich nicht fortsetzen will.

Viele, die ihm seine Pfade erschweren, namentlich unter den links gerichteten Parteien, rechnen vermuthlich im Stillen, daß ihre eignen Pfeile von dem Panzer der Unentbehrlichkeit des Fürsten abprallen. Wenn aber der Fürst für Deutschlands wahre und gesunde Entwicklung unentbehrlich ist, so ist er es nicht in dem Sinne, daß ohne ihn keine äußere Regierungsmöglichkeit bestände. Ein neuer Kanzler, der Friede mit Rom machte, könnte sich aus dem Centrum und einigen Elementen der jetzt bestehenden conservativen Parteien eine ausreichende, vielleicht eine stattliche Majorität bilden, und, was sehr ins Gewicht fällt, eine weit zuverlässigere Majorität als diejenige, welche dem Fürsten Bismarck zu Gebote steht. Wer diesen Gang der Dinge befördern will, der mag es auf seine Verantwortung thun. Die Ausrede, nicht gewußt zu haben, was er that, wird aber Niemanden schützen.

Am 18. December beschloß der Reichstag in einer Abendsitzung endgültig über das interimistische Banknotengesetz und berieth den Haushalt der unmittelbaren Reichslande zu Ende. Sehr spaßhaft war das Eintreten des Centrums für eine Landesvertretung in Elsaß-Lothringen, während die Herren zu Gunsten Mecklenburgs die gleiche Anstrengung abgelehnt hatten, was der Abgeordnete Franz Duncker mit gutem Humor hervorhob.

Am 19. Dezember wurde über den Haushalt der Reichslande endgültig beschlossen und das Werk des Reichstages für dieses Jahr beendigt. Am 7. Januar 1875 tritt er wieder zusammen. Er unterbricht seine Thätigkeit nach angestrengter und fruchtbarer Arbeit in einer sehr merkwürdigen Lage des Reiches. In einer Lage, die so glänzend ist an Erfolgen der Vergangenheit und an Verheißungen der Zukunft, die vielfach bereits Gestalt gewonnen haben, wie noch keine, die aber auch, wenn wir nicht irren, ungewöhnlich bedrohlich ist. Die Alten sagten: es ist noch weit vom Becher bis zur Lippe.

C—r.

Mit **Januar 1875** beginnt die Zeitschrift das I. Quartal ihres 34. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 7 Mark 50 Pfennige.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im Dezember 1874. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin** erscheint:

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Begründet
von
Joseph Lehmann.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart; Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt von No. 36—39:

Deutschland und das Ausland. Zum Tage von Sedan. — Des Elsässers F. Lichtenberger Geschichte der religiösen Ideen in Deutschland. — Deutschlands Geschichte im Spiegel des Straßburger Stadt-Archivs. — Die Irrfahrten der vergleichenden Mythologie I. II. — Die Psychologie der Liebe. — **Schweiz.** Die Lage der Arbeiter in der Schweiz. I. II. — **England.** Shakespeares Sturm. 1604 verfaßt oder 1611? — Aus dem römischen Volksmunde. — Bericht über indische und englische Verhältnisse. Vom Abgeordneten Dr. Eberty. — **Frankreich.** Eine terra incognita. — Die Kaiserin Livia. — Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Frankreich. II. — **Belgien.** La Destinée de Paul Harding. — Emanuel Hiels Gedichte. — Die Entwickelung der internationalen Beziehungen und der Brüsseler Kongreß. — Sylvau von de Weyer. — **Italien.** Die Frauen in Rom. Nach Gaston Boissier. IV. — Nachlese zur Petrarka-Feier. — Die Italiener im Auslande. — **Rußland.** Der neue russische Amu-Darja-Bezirk. — **Polen.** Die Jesuiten und der Niedergang Polens. — **Egypten.** Anfänge des Romans. — **Amerika.** Jahresbericht des Smithson'schen Institutes. — Jollys Bearbeitung von Whitneys Vorlesungen über die Sprachwissenschaft.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien:

Geschichte
der deutschen Literatur
seit Lessing's Tod
von
Julian Schmidt.
5. Auflage.
3 Bände. gr. 8. Preis 8 Thlr. 15 Ngr.

Julian Schmidt,
Geschichte der **deutschen** Literatur seit Lessing's Tod. 5. Auflage. 8. 3 Bde. 8 Thlr. 15 Ngr.

Erschienen ist der II. Band (Asien-Berlicke) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Der III. Band (Berlin-Burns) wird Ende November komplet.

Die soeben erschienene No. 39 der

Jenaer Literaturzeitung,

im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von **Anton Klette,**
Jena, **Manke's Verlag** (Hermann Dufft)
enthält Besprechungen von:

A. Harnack, de Apellis gnosi mon.: von **R. A. Lipsius.** **J. Chr. K. v. Hofmann,** die heilige Schrift N. T.: von **W. Grimm.** **P. Hinschius,** die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche in Preußen: von **F. v. Schulte.** **E. L. v. Gerlach,** die Civilehe und der Reichskanzler: von **W. E. Knitschky.** **A. Anschütz** und **O. v Völderndorff,** Kommentar zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuche: von **C. Gareis.** **E. Martin,** Lehrbuch der Geburtshülfe: von **F. Winckel.** **P. Chmielowsky,** die organischen Bedingungen des Willens: von **W. Preyer.** **J. Ochorowicz,** Bedingungen des Bewußtwerdens: von **W. Preyer.** **G. B. Airy,** über den Magnetismus: von **E. Lommel.** **P. Scheffer-Boichorst,** Florent. Stud.: von **O. Hartwig.** **Max Müller,** eine Missionsrede: von **G. Gerland.** **Ephemeris** epigraphica: von **F. Bücheler,** **C. H. Herrmann,** bibliotheca philologica: von **M. Hertz.** **F. v. Hellwald,** Geschichte des holländischen Theaters: von **H. Oesterley.**

Digitized by Google

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben:

Jugenderinnerungen Carl Friedrich's von Klöden,

herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt
von
Max Jähns.
Mit dem Bildnisse Klödens.
8°. Preis broch. 2 Thlr. 10 Ngr. geb. 2 Thlr. 26 Ngr.

Die russisch-asiatischen Grenzlande

von
Oberst Wenjukow.
Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt vom Hauptmann **Krahmer** im großen Generalstab.
Mit 2 Uebersichtskarten.
gr. 8°. Preis 5 Thlr.

Amerikanische Humoristen

I. Band.
Prudence Palfrey
und andere Leute
von
Thomas Bailey Aldrich.
8°. broch. Preis 2 Thlr.

Der II. Band erscheint in einigen Wochen und wird enthalten:

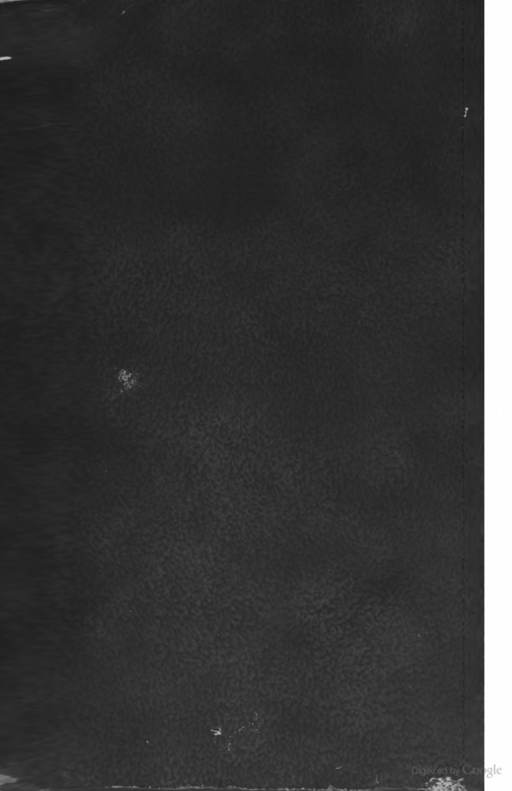
Skizzen und Erzählungen
von
Mark Twain.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Natürliche
Schöpfungsgeschichte.
Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge
über die
Entwickelungslehre.
Von
Dr. Ernst Haeckel,
Professor an der Universität Jena.
Fünfte verbesserte Auflage.
Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google